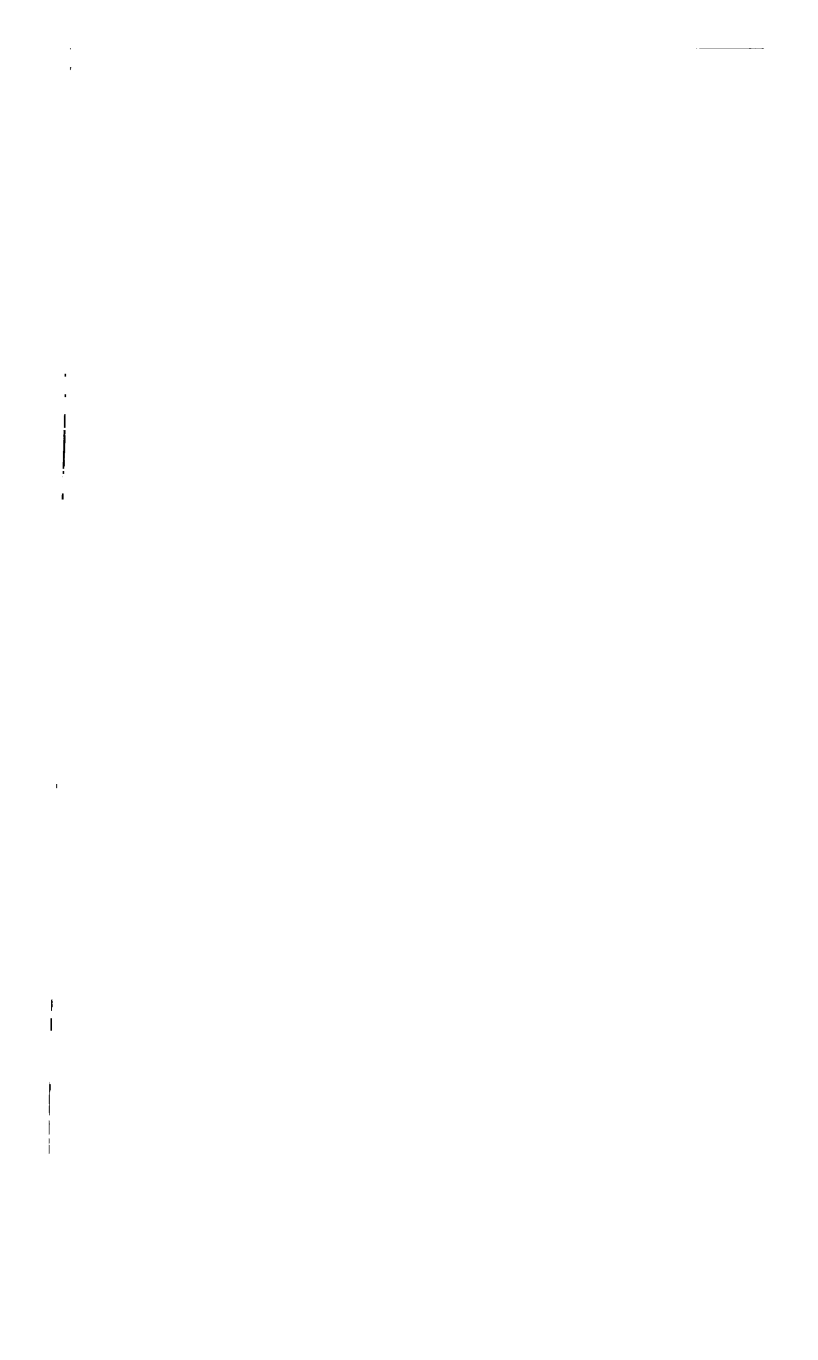










Reisen, Schicksale
und
tragikomische Abenteuer
eines Schweizers

während seines Aufenthaltes in den verschiedenen
Provinzen Südamerikas:

Rio de Janeiro, Ilha Santa Catharina, Armaçaô, Saô Pedro do Sul, Rio Grande, Corrientes, Montevideo, Buenos-Aires etc.

in den Jahren 1828 bis 1835.

Ein schätzbares Unterhaltungsbuch

sowohl für

Gelehrte als für alle Stände; aber hauptsächlich für lebenslustige, frohmüthige, freisinnige, unbefangene und menschenfreundliche Mitbrüder und Mitschwestern.

Land- und Seereisen, militärische und cosmopolitische Abenteuer, Begebenheiten, Staatsereignisse, werthvolle, interessante Aktenstücke, Volks- und Sittenschilderungen, geographisch-statistische Notizen

von

Heinrich Trachsler,

dem Betreffenden selbst; wahr, getreu und humoristisch nach der Natur geschildert.

Mit drei Kupfertafeln.

Zürich,
im Verlag von Heinrich Trachsler.
1839.

Motto. Dem gewöhnlichen Menschen ist das Vaterland, wo ihn sein Vater gezeugt, seine Mutter gesäugt und sein Pastor gefirmelt hat; dem Kaufmann, wo er die höchsten Prozente ergaunern kann, ohne von dem Staat gepflückt zu werden; dem Soldaten, wo der Imperator den besten Sold zahlt und die größte Insolenz erlaubt; dem Gelehrten, wo er für seine Schmeicheleien am meisten Weihrauch oder Gold erntet; dem ehrlichen vernünftigen Manne, wo am meisten Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität ist. Also findet der letzte nur selten sein Vaterland.

Druck von Zürcher und Furrer.

Dem leselustigen, unbefangenen, wohlwollenden

und

menschenfreundlichen Publikum

widmet

als Beweis vorzüglicher Achtung

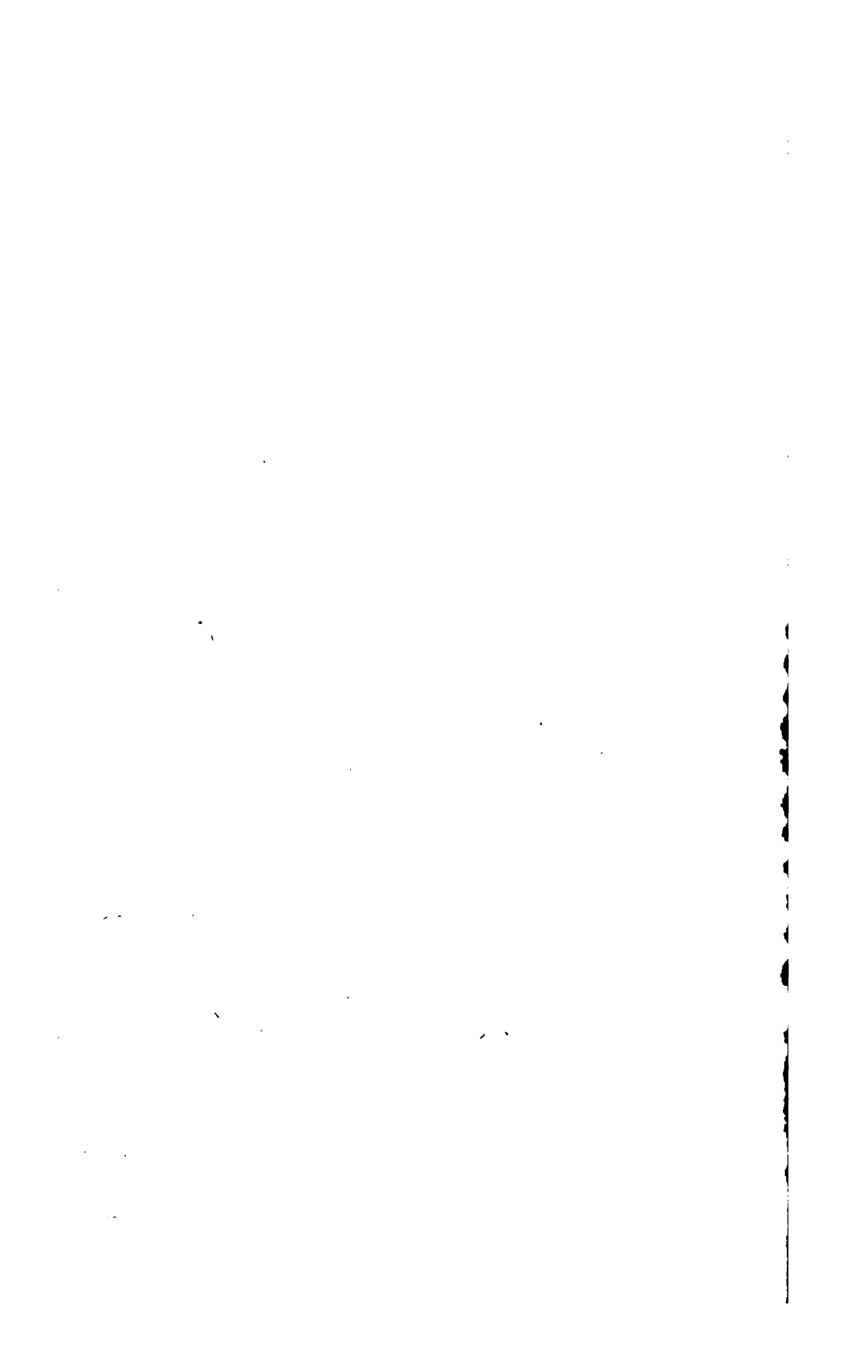
und

menschenfreundlichen Wohlwollens und Zutrauens

diese getreue Schilderung

iner selbst erlebten kosmopolitischen Reisen,

komischen Abenteuer i



Vorwort.

Tu si hic esses, aliter sentias.
Wärst du an meinem Platze, oder
Versetze dich in meine Lage, so wirst du anders denken.
Terent. Andria Act. II. Sc. I.

Wohlwollendes Publikum!

Obschon ich weder in der Eigenschaft eines Herrn v. Humboldt, Henke, Sonnenschmid, Bonpland u. a. verdienstvollen Reisenden, mehrere Provinzen Südamerika's bereist habe, noch viel weniger mit deren glänzenden Kenntnissen im Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften bevortheilt war, so hoffe ich dennoch, daß dieses mein Buch, — wenn auch nur das Produkt einer mäßigen bürgerlichen Bildung, durch Selbststudium, wissenschaftliche Neigung und gesunden Menschenverstand erweitert, mit Ausnahme einiger Grane Narrheiten, — dem leselustigen Publikum einiges Interesse gewähren werde.

Während meinem Aufenthalte in diesem Tropenlande, wie als Soldat, so später als vagirender Abenteurer, [illegible] ich meistentheils von dem bessern, oder vielmehr, um die Alltagsformel zu gebrauchen, von dem gebildeteren Theile der menschlichen Gesellschaft, und was mir beinahe noch schmerzhafter war, von guten wissenschaft-

lichen, geistnährenden Büchern getrennt gewesen. In diesen Verhältnissen wußte ich mir keine bessere Erholung unter den rohen Bewohnern dieser Steppen und Einöden zu verschaffen, als die Gegenstände und Erscheinungen einer mir gänzlich unbekannten neuen Schöpfung bei jeder Gelegenheit, wie es meiner Wißbegierde und meinen geringen Kenntnissen möglich war, zu Papier zu tragen und sorgfältig zu sammeln, obschon ich weder die Hoffnung, damit nach Europa zurückzukehren, noch sonst durch den Druck derselben irgendwo Tadel oder Beifall zu erlangen, genährt hatte.

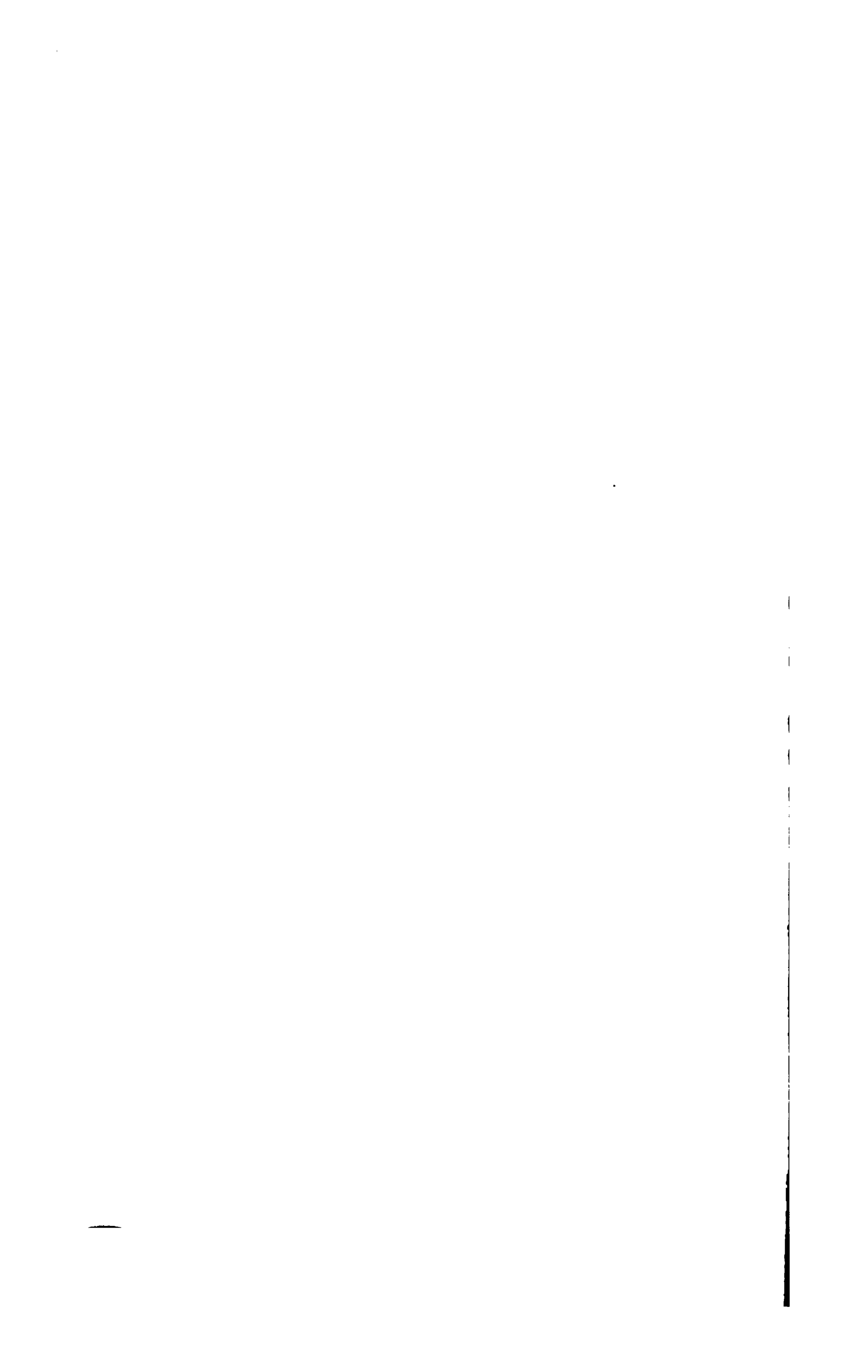
Einige Jahre später, als ich mich in Buenos-Ayres am Silberflusse aufhielt, änderte ich jedoch meinen schon halbgefaßten Entschluß, Mexico und Peru zu bereisen, um nunmehr meine Rückkehr nach Europa anzutreten und den heimathlichen Boden, den ich in früher Jugend verlassen, noch einmal mit allem Feuer, welches die schalkhafte Göttin der Narrheit mit dem Blendwerk ihrer magischen Laterne durch ihre Schattenfiguren von Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freundschaft u. dgl. mehr in dem Herzen eines arglosen, von dem Schicksal häufig angefeindeten Weltbürgers anzuschüren vermögend ist, und mit täuschenden Hoffnungen zu besuchen. Bis jetzt war ich noch nie fest entschlossen, meine Reisen, Erfahrungen und Beobachtungen in Südamerika im Druck dem verehrten Publikum zu überliefern. Inzwischen hatte ich Muße, meine schriftlichen Arbeiten, die ich theils aus Südamerika mitgebracht, theils mit Hülfe meines treuen Gedächtnisses, von Neuem in Zürich wieder niederschrieb (weil ich durch den Verlust einer in den Missionen zurückgelassenen, von einem Fran-

pfen mir entwendeten Kiste, deren Inhalt theils aus usgestopften Vögeln, Thieren, Skeletten, Manuscripten nd Zeichnungen, nebst andern Gepäcken von Medicinal-kräutern u. s. w. bestund, dazu genöthigt wurde, und ur einen kleinen Theil meiner Handschriften u. s. w. mitgenommen hatte, da damals der Uruguay sehr niedrig war, als ich meine Reise nach Buenos-Ayres in einer kleinen Pirogue unternahm, welche mir den Transport großer Gepäcke nicht gestattete; meine spätern Nachforschungen und Bemühungen, wieder in ihren Besitz zu gelangen, waren alle fruchtlos) und mit den Werken der Herren v. Humboldt und hauptsächlich v. Don Felix von Azara zu vergleichen und zu verbessern. Die Nachrichten und Entdeckungen des Letztern sind auch wirklich mit dem Gepräge der strengsten Rechtlichkeit, Wahrheit und Genauigkeit bearbeitet, und zugleich ein glänzendes Muster unermüdeten Fleißes, welches, mit d[illegible] Hrn. v. Humboldt vereinigt, vor [illegible] Reisebeschreibungen den Vorrang [illegible]n wird. Als ich Azaras Werk durchge[illegible], und dessen großen und ächten Werth sogleich [illegible], weil alles darin Enthaltene vollkommen mit [illegible] Ueberzeugung, die ich, je nach Verhältniß [illegible]stände, an Ort und Stelle selbst geschöpft [illegible] übereinstimmte; so nahm ich keinen Anstand, [illegible] desselben zur Richtschnur zu bedienen, und [illegible] gefaßte geographische sowohl als naturhistorische E[illegible]rungen zu meiner eigenen Beruhigung nach den [illegible]estmöglichsten Kräften und dem Maßstabe der Wahr[illegible] und Treue, an welchen sich Don Azara gewissenhaft [illegible]elt, zu verbessern.

Diese Arbeit hatte ich eigentlich nur als Rückerin-







Reisen, Schicksale
und
tragikomische Abenteuer
eines Schweizers

während seines Aufenthaltes in den verschiedenen Provinzen Südamerikas:

Rio de Janeiro, Ilha Santa Catharina, Armaçaô, Saô Pedro do Sul, Rio Grande, Corrientes, Montevideo, Buenos-Aires etc.

in den Jahren 1828 bis 1835.

Ein schätzbares Unterhaltungsbuch

sowohl für

Gelehrte als für alle Stände; aber hauptsächlich für lebenslustige, frohmüthige, freisinnige, unbefangene und menschenfreundliche Mitbrüder und Mitschwestern.

Land- und Seereisen, militärische und cosmopolitische Abenteuer, Begebenheiten, Staatsereignisse, werthvolle, interessante Aktenstücke, Volks- und Sittenschilderungen, geographisch-statistische Notizen

von

Heinrich Trachsler,

dem Betreffenden selbst; wahr, getreu und humoristisch nach der Natur geschildert.

Mit drei Kupfertafeln.

Zürich,
im Verlag von Heinrich Trachsler.
1839.

Motto. Dem gewöhnlichen Menschen ist das Vaterland, wo ihn sein Vat[er] gezeugt, seine Mutter gesäugt und sein Pastor gefirmelt hat; de[m] Kaufmann, wo er die höchsten Prozente ergaunern kann, ohne vo[n] dem Staat gepflückt zu werden; dem Soldaten, wo der Imperato[r] den besten Sold zahlt und die größte Insolenz erlaubt; dem Geleh[r]ten, wo er für seine Schmeicheleien am meisten Weihrauch oder Gol[d] erntet; dem ehrlichen vernünftigen Manne, wo am meisten Freiheit Gerechtigkeit und Humanität ist. Also findet der letzte nur selte[n] sein Vaterland.

Druck von Zürcher und Furrer.

Dem leselustigen, unbefangenen, wohlwollenden

und

menschenfreundlichen Publikum

widmet

als Beweis vorzüglicher Achtung

und

menschenfreundlichen Wohlwollens und Zutrauens

diese getreue Schilderung

einer selbst erlebten kosmopolitischen Reisen,

komischen Abenteuer i-

hellt, keine spekulative Absicht meinerseits war, so blieb mir kein anderes Mittel als dieses übrig; denn wenn ich auch das ganze Buch in gedrängter Kürze hätte liefern wollen, so wäre für Niemand wahres Interesse daraus entsprungen, sondern im Gegentheil ein doppelter Schaden.

Es haben freilich viele Menschen härtere Schicksalsschläge erlitten, bemerkenswerthere und werthvollere Reisen und Erfahrungen gemacht als ich, aber dessen ungeachtet werden die meinigen auch, nach dem Gutachten meiner verehrten Leser, einiges Interesse erwecken. Meine werthe Vaterstadt selbst zählt Männer, die weite Länder bereist, mit größern Mitteln, in bessern Verhältnissen, und die daher unstreitig ihre gemachten Beobachtungen und Erfahrungen unter solchen begünstigten Umständen mit besserm Erfolg fortsetzen, und der Lesewelt, den Geschichtsfreunden, Gelehrten und Wißbegierigen eine reichere Ausbeute derselben überliefern konnten; wie z. B. der verstorbene würdige Hr. Hofrath Horner aus Zürich, und dessen Neffe, Hr. Dr. L. Horner, Mitglied des naturforschenden Comité in Batavia, welcher, von einer Reise aus dem Innern von Sumatra zurückkehrend, in Padang am 14. Dezember 1838 einem Wechselfieber unterlag. Dieser junge, edle Mann, der zu großen Hoffnungen berechtigte, wurde durch diesen frühen Todesfall dem Gebiete der Wissenschaften entrissen, und sein Verlust war um so fühlbarer, da sich von seinem unermüdlichen Fleiße und seinen Kenntnissen schöne Erfolge erwarten ließen. Diese beiden Männer, die Ehre und Zierde meiner Vaterstadt, erregten in unsern Mitbürgern und dem wissenschaftlichen Gebiete durch ihren zu frühen

lichen, geistnährenden Büchern getrennt gewesen. In diesen Verhältnissen wußte ich mir keine bessere Erholung unter den rohen Bewohnern dieser Steppen und Einöden zu verschaffen, als die Gegenstände und Erscheinungen einer mir gänzlich unbekannten neuen Schöpfung, bei jeder Gelegenheit, wie es meiner Wißbegierde und meinen geringen Kenntnissen möglich war, zu Papier zu tragen und sorgfältig zu sammeln, obschon ich weder die Hoffnung, damit nach Europa zurückzukehren, noch sonst durch den Druck derselben irgendwo Tadel oder Beifall zu erlangen, genährt hatte.

Einige Jahre später, als ich mich in Buenos-Ayres am Silberflusse aufhielt, änderte ich jedoch meinen schon halbgefaßten Entschluß, Mexico und Peru zu bereisen, um nunmehr meine Rückkehr nach Europa anzutreten und den heimathlichen Boden, den ich in früher Jugend verlassen, noch einmal mit allem Feuer, welches die schalkhafte Göttin der Narrheit mit dem Blendwerk ihrer magischen Laterne durch ihre Schattenfiguren von Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freundschaft u. dgl. mehr in dem Herzen eines arglosen, von dem Schicksale häufig angefeindeten Weltbürgers anzuschüren vermögend ist, und mit täuschenden Hoffnungen zu besuchen. Bis jetzt war ich noch nie fest entschlossen, meine Reisen, Erfahrungen und Beobachtungen in Südamerika im Druck dem verehrten Publikum zu überliefern. Inzwischen hatte ich Muße, meine schriftlichen Arbeiten, die ich theils aus Südamerika mitgebracht, theils mit Hülfe meines treuen Gedächtnisses, von Neuem in Zürich wieder niederschrieb (weil ich durch den Verlust einer in den Missionen zurückgelassenen, von einem Fran-

wesen mir entwendeten Kiste, deren Inhalt theils aus ausgestopften Vögeln, Thieren, Skeletten, Manuscripten und Zeichnungen, nebst andern Gepäcken von Medicinalkräutern u. s. w. bestund, dazu genöthigt wurde, und nur einen kleinen Theil meiner Handschriften u. s. w. mitgenommen hatte, da damals der Uruguay sehr niedrig war, als ich meine Reise nach Buenos-Ayres in einer kleinen Pirogue unternahm, welche mir den Transport großer Gepäcke nicht gestattete; meine spätern Nachforschungen und Bemühungen, wieder in ihren Besitz zu gelangen, waren alle fruchtlos) und mit den Werken der Herren v. Humboldt und hauptsächlich v. Don Felix von Azara zu vergleichen und zu verbessern. Die Nachrichten und Entdeckungen des Letztern sind auch wirklich mit dem Gepräge der strengsten Rechtlichkeit, Wahrheit und Genauigkeit bearbeitet, und zugleich ein glänzendes Muster unermüdeten Fleißes, welches, mit d[illegible] Hrn. v. Humboldt vereinigt, vor [illegible] Reisebeschreibungen den Vorrang [illegible]n wird. Als ich Azaras Werk durchge[illegible], und dessen großen und ächten Werth sogleich [illegible], weil alles darin Enthaltene vollkommen mit [illegible] Ueberzeugung, die ich, je nach Verhältniß [illegible]stände, an Ort und Stelle selbst geschöpft [illegible] übereinstimmte; so nahm ich keinen Anstand, [illegible]ch desselben zur Richtschnur zu bedienen, und irri[illegible]gefaßte geographische sowohl als naturhistorische E[illegible]rungen zu meiner eigenen Beruhigung nach den [illegible]estmöglichsten Kräften und dem Maßstabe der Wahr[illegible] und Treue, an welchen sich Don Azara gewissenhaft [illegible]elt, zu verbessern.

Diese Arbeit hatte ich eigentlich nur als Rückerin-

lich wiederfährt; indeß das schöne Geschlecht dazu bestimmt ist, im stillen häuslichen Kreise zu wirken, und also nicht dasjenige zu gefährden hat, dem der brausende, mit jugendlicher Eitelkeit ins Weltgetümmel rennende Jüngling ausgesetzt ist. Unvermeidlich hingegen ist mir die Schilderung einiger mir aufgestoßener häßlicher, beinahe Ihren edlen Herzen unmöglich scheinender Menschencharaktere gewesen. Leider wimmelt unser Erdenteller von menschlichen Verworfenheiten; aber der Bessere lernt daraus nur seine eignen guten Grundsätze mehr befestigen; es schadet also unsrer guten Sache nichts. Die Religion durch Freigeisterei zu gefährden, war ebenfalls meine Absicht nicht, und wird sie auch niemals sein, denn ich liebe die Menschen zu sehr, als daß ich im geringsten Jemanden Leides zufügen wollte, oder daß ich eines Andern Meinung, bei welcher er sich glücklich fühlt, nicht schätzen sollte. Ach, wie gerne würde ich, stünde es in meiner Macht, die ganze Menschheit glücklich machen und mit Bruderliebe umarmen! Hingegen Verleumdern, Verleumderinnen, Bösewichten, Egoisten, Misanthropen, Heuchlern, Fanatikern, und dem ganzen Heere und Anhang dieser unverbesserlichen Menschenfeinde die Maske abzuziehen und die derbe Wahrheit zu sagen, dazu berechtigt mich mein biederes, menschenliebendes Herz.

In den Skizzen aus meinen Jugendjahren könnten hauptsächlich Frauenzimmer etwas Anstößiges finden, was aber, näher beim Lichte besehen, gewiß nicht der Fall ist, noch viel weniger darf die 29ste Zeile Seite 11 zweideutig verstanden werden, was bei meinen Jugendgenossen durchaus keine Anwendung damals haben konnte,

noch viel weniger in meiner Absicht lag, dunkel und entstellt verstanden zu werden. Hinsichtlich einiger angeführten Erziehungsmethoden, unter denen ich litt, bemerke ich nur, daß ich alle mögliche Schonung und Mäßigung angewendet habe, denn sonst hätte ich gewiß einige Anekdoten über eine ehrlose, gemeine Stubenmagd angeführt, die ihren damaligen Glückszustand, so wie ihren jetzigen, bloß ihren feilen Erniedrigungen und libidinösen Kunstgriffen, die oft unverzeihlichen, gränzenlosen Schwächen der Männer benutzend, zu verdanken hat, und mit Dirnenfrechheit und Geberden sich über gewisse betheiligte Personen noch lustig machen will. Das Uebrige aus diesen Skizzen mußte ich theils niederschreiben, da dasselbe eine Einleitung auf meine spätern Schicksale ausmacht; theils auch beabsichtigte ich, einer gewissen Klasse Eltern und Erziehern das Verwerfliche ihrer Erziehungsmethoden und deren verderbliche Folgen einleuchtend zu machen und sie zu warnen, um ihr Gewissen nicht länger mit solchen zu belasten.

Die militärischen Ereignisse sind nicht allein für Männer interessant, sondern enthalten auch viel Belehrendes und Lesenswürdiges für Frauenzimmer. Die in Zürich mich später betroffenen Fata werde ich im ersten Theile noch nicht öffentlich machen, sondern nachher bei einer bessern Gelegenheit zum Nutzen und Ergötzen unsers Republikchens den ganzen Hergang, ohne Ansehen der Person, drucken lassen; weil mir jetzt noch keine Rosen in Zürich blühten, und wegen meiner langjährigen Abwesenheit Wenige mich kennen und Viele verkennen, überdieß sonstige Beweggründe mich einstweilen auch dazu verpflichten.

Somit empfiehlt sich, verehrte Leserinnen und verehrtes Publikum, Ihrem geneigten Wohlwollen der Verfasser; er hofft, daß Sie sich in seinem Buche nicht anders, als zu Ihrem eigenen Vortheile täuschen mögen.

Zürich, den 1. Juni 1839.

Heinrich Trachsler.

Druckfehler und Berichtigungen in dieser Ausgabe.

Seite 3 Zeile 17 statt einer lies eines.
„ 22 „ 5 „ Himmlische lies Himmlischen.
„ 23 „ 11 „ Buchbinden lies Buchbinder.
„ 31 „ 9 „ mein Versprechen lies auf mein Versprechen.
„ 34 „ 1 „ auch den u. s. w. lies man auch u. s. f.
„ 37 „ 2 „ Hamburg lies Haarburg.
„ 56 „ 28 u. 29 statt zweihundert fünfzig lies vierhundert fünfzig.
„ 72 „ 20 statt Raya grande lies Praya grande.
„ 87 „ 5 „ unsres lies dieses.
„ 96 „ 27 „ unsers lies des dritten.
„ 108 „ 26 u. 27 statt Mosquitor lies Mosquitos.
„ 109 „ 36 statt Bataillonsschritt lies Balancierschritt.
„ 111 „ 1 „ der lies des.
„ 113 „ 8 „ wird er dann mit seinen Kindern u. s. w. lies werden sie dann mit ihren Kindern u. s. f.
„ 129 „ 23 „ Campo de Aulaçaõ lies Campo d'Acclamaçaõ.
„ 150 „ 2 „ Jägertaillone lies Jägerbataillone.
„ 168 „ 14 „ Rio Porto, Dritter Abschnitt, lies Rio Pardo (Inhaltsanzeige dieses Abschnitts).
„ 177 „ 82 „ Ankerbetten lies Ankerketten.
„ 193 „ 38 „ Maradeur lies Marader (Ermüdeter).
„ 208 „ 25 „ halbrunde lies Halbrunde.
„ 212 „ 12 „ Fünfzig lies Fünfzehn.
„ 220 Hauptzeile 4 statt dem Jägerbataillon lies den Jägerbataillonen.
„ 227 Zeile 28 statt Holzziegeln lies Hohlziegeln.
„ 235 „ 36 „ armen Thales lies arkadischen Thales.
„ 243 „ 5 „ gestolenen lies gestohlnen.
„ 243 „ 35 „ marschirten zum u. s. f. lies marschirten wir u. s. w.
„ 268 „ 11 „ Einfall lies Vorfall.
„ 273 „ 7 „ Bedienten lies Bekannten.
„ 303 „ 4 „ verlangen lies vertragen.

Inhaltsanzeige des ersten Theils.

Erster Abschnitt. (S 1.)

Zweiter Abschnitt. (S. 70.)

Dritter Abschnitt. (S. 168.)

Inhaltsanzeige des zweiten Theils.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Theefabrikant u. s. w. Längerer Aufenthalt in diesen Gegenden, wo der Verfasser ein gefährliches Abenteuer mit einer Schlange und später mit einem Löwen besteht, auch von Meuchelmord bedroht ist. Nähere interessante Beschreibung der majestätischen Urwälder, der Theebereitung daselbst, und die damit verbundenen Gefahren. Nächtlicher, aber verhinderter Ueberfall der Wilden, und interessante Beobachtungen, die ich auf einer Streiferei in diesen Wäldern hinsichtlich der Wilden gemacht habe. Lustige Bruchstücke aus dem Leben eines französischen Quacksalbers, zur Beherzigung allen Söhnen Aeskulaps und ihren armen Patienten empfohlen. Dumme Streiche und närrisches Zeug genug.

Sechster Abschnitt.

Reise nach der deutschen Kolonie S. Leopoldo über Rio Pardo, Porto alegre u. s. w. Der Verfasser erscheint ein bischen liederlich, hält aber dennoch zur Erbauung seiner philbrasilischen ausgewanderten Mitchristen einige sehr rührende Predigten. Rückreise nach den Missionsgegenden. Der Verfasser befindet sich wieder im Bräutigamsstande, aber dießmal mit einer reichen, jungen, hübschen, feurigen — aber — sehr verführerischen Wittwe. Das bunte Spiel des Schicksals zerreißt die Verlobungsbande, und läßt den Verfasser die Rolle eines Schulmeisterleins übernehmen u. s. w.

Siebenter Abschnitt.

Interessante Reisen, in Gesellschaft fünf europäischer Abenteurer, durch die von den Jesuiten ehemals angebauten, nun aber zerstörten indianischen Missionsdörfer in der Provinz San Pedro do Sul. Kosmopolitische Betrachtungen und extra gute, philosophische, erbauliche Gespräche unsers doppelblättrigen Kleeblatts, als wir beim Erblicken des schönen Missionsdorfes San Miguel, unweit davon auf einem üppigen Rasenplätzchen, im Schatten einiger Palmbäume ausruhten.

Erste Abtheilung. Erster Abschnitt.

Ausführliche, werthvolle, geschichtliche Beschreibung, welche Mittel die Eroberer von Amerika angewendet haben, um sich die Indianer zu unterwerfen, sie in Kolonien zu vereinigen und zu civilisiren; von der Art, wie dieselben regiert wurden; als Einleitung hinsichtlich der von den Jesuiten gestifteten und unterworfenen Kolonien.

Zweite Abtheilung.

Von den Mitteln, deren sich die Jesuiten bedient haben, um sich die Indianer zu unterwerfen und sie in Kolonien zu vereinigen, und von der Art und Weise, wie die letztern administrirt wurden.

Dritte Abtheilung.

Der Untergang der Jesuiten-Republik in Südamerika. Rechtsgültiger Bericht über die schändlichen Ränke, Umtriebe und den Krieg, den diese Ordensbrüder dort mit Hartnäckigkeit gegen die Armeen der

Könige von Portugall und Spanien geführt haben. Getreue authographische Uebersetzung des Verfassers nach spanischen und portugiesischen Manuscripten, die er auf seinen Reisen, während seinem Aufenthalte in dem Missionsdorfe San Miguel aufgefunden hatte, bestehend in Aktenstücken, militärischen Depeschen und Registerauszügen u. s. w. des königl. spanischen und portugiesischen Sekretariats der bevollmächtigten Generale, mit Originalbelegen und erläuternden Noten.

Neunter Abschnitt.

Ankunft in dem Missionsdorfe San Borja. Der Verfasser arbeitet als Metzger und Fleischverkäufer, Fett- und Lichtsieder in diesem Dorfe. Ausgestandene Gefahr und Vertheidigung des Verfassers gegen meuchelmörderischen Ueberfall und dessen Folgen. Flußreise auf dem Uruguay nach Buenos-Ayres am Rio de la Plata. Längerer Aufenthalt daselbst. Skizzen über Buenos-Ayres, Rio de Janeiro u. s. w.

Zehnter Abschnitt.

Anhang.

Mittheilungen über Paraguay und den Diktator Francia. Politische Ereignisse in Brasilien 1831, mit interessanten erläuternden Aktenstücken. Geographische und statistische Notizen u. s. w.

Eilfter Abschnitt.

Anhang.

Von den wilden und farbigen Menschen, Thieren, Pflanzen u. s. w. im Allgemeinen.

Zwölfter Abschnitt.

Schluß.

Nützliche Bemerkungen für Auswanderungslustige. Rückkehr des Verfassers nach Europa. Ankunft in Frankreich und der Schweiz 1836.

Erster Abschnitt.

Skizzen aus des Verfassers Jugendjahren. Reise von Zürich nach Deutschland, als Buchbindergeselle. Ankunft in Hamburg und Bremen. Zusammentreffen in dieser Stadt mit einer neuen Art Seelenverkäufer. Scenen in der Werberkneipe zum Weißen Lämmchen. Audienz bei dem brasilianischen Konsul daselbst. Entschluß, mich nach Brasilien einzuschiffen. Einpöckelung unsrer Mannschaft in einen kleinen Kutter, um uns nach dem von Bremen 15 Stunden entfernten Hafen Bremerlear, an Bord der dänischen Brigg Fortuna zu bringen. Aufnahme daselbst; Mißstimmung; Schiffsscenen. Den 31. December 1827 lichten wir die Anker und erreichen die Nordsee. Erbauliche Reisescenen; Luftschlösser einiger Abenteurer. Stürme und Gefahren.

Motto. Ha, wer zählet alle die Gestalten
Unsers Elends, unsers Jammers auf,
Von der Krücke des gebückten Alten
Bis herab zum ersten Gängellauf?

So verblühte mir die Rosenjugend;
Außer mir der Elemente Sturm;
In mir Zweifel über Gott und Tugend,
Wie am Blumenstock ein gift'ger Wurm.
Seume.

Schon in meinen frühesten Knabenjahren, da ich kaum die Elementarschule verlassen hatte und beim Vorrücken in andere Klassen einigermaßen begreifen konnte, was ich las, ergriff ich mit wahrem Heißhunger alle Bücher, deren Inhalt abenteuerlich, komisch, satyrisch war oder an dasselbe gränzte. — Meine natürliche Neigung und Hang dazu (denn die Natur prägt schon dem Menschen bei seiner Entstehung den Stempel seiner künftigen Bestimmung auf, was wir gewöhnlich Schicksal heißen, an welches nun

die arme menschliche Kreatur durch sein ganzes mühevolles Erdenleben despotisch gebunden ist, und an dem zerbrechlichen Stabe der täuschenden Hoffnung ohne Compaß krumm und gerade, in allen Richtungen der Welt dieses großen Narrenhauses, herumstolpert) wurde durch die Lektüre von Robinsonaden, Ritter-Romanen, Kriegsgeschichten u. dergl. noch mehr genährt.

Der große Schiller war mein Liebling, die Kernausdrücke in seinen Dramas, wie in seinen Räubern, Kabale und Liebe, so wie seine Gedichte selbst, gefielen mir ungemein wohl. — Auch die gute Bibel war vor meinen Nachforschungen nicht sicher, und natürlich suchte ich blos die erbaulichsten Stellen daraus, die freilich nicht immer am Orte sind, wo ein jugendliches Gemüth oder auch ein Erwachsener geistige Nahrung schöpfen könnte. — Mit wahrer Verehrung hingegen las ich das neue Testament. — Mein reines, schuldloses, kindliches Gemüth war tief ergriffen und gerührt, wenn ich jene Stellen aus unsers Erlösers Leidensgeschichte aufschlug. In Gedanken vergegenwärtigte ich mir nur ihn als Knabe, wie er im Tempel lehrte. Wie er, der Göttliche, als Jüngling und Mann dem Volke predigte. Oefters ballte ich meine Knabenfaust in gerechtem Ingrimme über das undankbare, säuische Judenvolk. Die Pharisäer hauptsächlich konnten mich ärgern, die mit ihrer Heuchelei und Superklugheit sich unbefugter Weise in alles mischten und tadelten, und die christliche Lehre verleumdeten und beschimpften, wenn ihnen die Wahrheit aufgetischt wurde.

Seit dem noch hasse ich alle Menschen, die den Pharisäern gleichen, worunter ich hauptsächlich Verleumder und Verleumderinnen zähle. Jene Fraubasenklatschereien, diese giftigen, niederträchtigen Insekten-Seelen, die mit ihrer verruchten Lästerzunge den guten Ruf eines Menschen untergraben und größtentheils Schuld an allem Unglück sind: an Familienzwisten, Trennungen von vielen sich liebenden Eheleuten, die Mißmuth, Hader und meistentheils die Grundlage zu großen Verbrechen

bewirken. Diese Hyänen der Menschheit, die man heut-zutage in den sogenannten gebildeten Cirkeln findet, in den Soireen, unter Freunden und Verwandten selbst! Dieses Schlangengezüchte, welches durch ein großes Wunder verdiente von Gottes schöner Welt hinweggerafft zu werden, ist noch schlimmer als jene Pharisäer.

Doch hinweg von diesem Auswurf der Menschheit. Herbe und bittere Leiden, die ich jetzt als Mann jenem Gesindel zu verdanken habe, haben mich bewogen, einen Absprung zu machen von den Umrissen meiner, wenn auch nicht glücklichen, doch unschuldigen Knabenjahre, die ich meinen geneigten Lesern zu entwerfen gedachte. —

Mein Vater, der durch seinen Jähzorn öfters zu Grausamkeiten und Härte gegen meine liebe, brave Mutter und uns fünf Kindern verleitet wurde, wenn ihn seine unerklärbare Laune anfiel, oder auch der unbedeutendste Fehler, den einer von uns etwa beging, ihm Veranlassung geben konnte, versäumte dennoch nicht (was ich zu seinem Lobe noch sagen muß), uns neben der Schule noch einen Privatlehrer im Hause zu geben, so daß wir Kinder uns nicht beklagen konnten, eben gerade an Schulkenntnissen arm zu seyn. Diese und andere Rücksichten verpflichten mich nun, keine Beispiele seines Jähzorns oder noch etwas Schlimmeres anzuführen, womit zwar freilich diese meine biographischen Umrisse sehr bereichert werden könnten. Es ist genug, wenn ich bemerke, daß solche Auftritte, die ich im elterlichen Hause erlebte, einem stürmischen Inquisitions-Tribunale beinahe zum Muster hätten dienen können.

Doch die Mutterliebe war Balsam auf mein wundes, von Schmerz zerrissenes, jugendliches, gutmüthiges Herz, wenn auch schon mein Innerstes empört war, so konnte ich doch am Busen meiner Mutter meine Thränen mit den ihrigen vereinigen, und so den Sturm, der in meinem kindlichen Herzen tobte, einigermaßen verbrausen lassen. Jedoch die Empfindung und der Stachel, der durch den verletzten Menschenadel in meinem kindlichen, schuldlosen Gemüthe zurückblieb, kann ich gegenwärtig

als Mann nicht, trotz allen Anstrengungen, aus meinem Innern verbannen. Nur derjenige, der in gleichen Verhältnissen stand und dessen Jugenderinnerungen mit den meinigen übereinstimmen sollten, kann mit mir fühlen. Unwillkührlich drängen sich mir Thränen in die Augen. — „Auch Du, mein verehrter Leser, der Du das Nämliche solltest erfahren haben, wirst dieß Gefühl mit mir theilen!“

Es wird jeder Vernünftige einsehen, daß ein Mensch, der von denjenigen Personen, von denen er am meisten Liebe und Zuneigung, durch die heiligen Rechte der Natur und durch Bande des Bluts berechtigt, erwarten soll, wenn er, sage ich, von jenen Personen mißhandelt, verstoßen, zurückgesetzt ist, sein ganzes Leben hindurch den giftigen Stachel des verletzten, unterjochten Menschenrechtes in seinem Busen trägt. — Wenn auch noch so viele Jahre über so schmachvolle Scenen hinweggleiten, und sollte ein solcher sich auch in den sorglosesten, unabhängigsten Verhältnissen als gereifter Mann befinden, so wird er dennoch in Gesellschaft mit Andern seine Beurtheilungen, Erzählungen und Grundsätze nur mit Beklommenheit und Schüchternheit vortragen, denn er wird immer eine lieblose Antwort oder demüthigende, verächtliche Beurtheilung erwarten. Ist ihm doch von Menschen, die ihm die Liebsten und Verehrungswürdigsten sein sollten, das Härteste wiederfahren, so däucht ihm auch immer, daß Fremde, wenn es auch wirklich der Fall nicht ist, eben so lieblos urtheilen werden. Wenn ihm auch wirklich schätzbare Erfahrungen und Kenntnisse den Vorrang ertheilten, nie wird ein solcher jenen Grad von Unbefangenheit und Selbstvertrauen erreichen, wie irgend ein anderer, der durch liebevolle Ermahnungen und Zurechtweisungen von seinen Eltern, Erziehern und Lehrern mit Milde und Sanftmuth in das Labyrinth des menschlichen Lebens eingeführt wird.

Daher ihr Eltern, Erzieher und Lehrer, und auch ihr Handwerksmeister und ihr Anhänger de l'ancienne méthode oder des Prügelsystemes, wie ihr alle heißen

möget, hütet euch wohl, das vom Schöpfer euch anver- traute Gut, die Erziehung eines Menschen zu vernach- lässigen, durch eure Brutalität den Keim des Edlen und Guten, die kindliche Liebe selbst, die ihren Wohnsitz in dem Herzen des unschuldigen harmlosen Kindes hat, zu ersticken. Wisset, daß Prügel und rohe Behandlung nicht einmal beim Vieh immer anwendbar sind, daß ihr durch solche Vergehungen die Verachtung eurer Mit- menschen auf euch ladet und ein fluchbelastetes Gewissen durch euer ganzes Leben hindurch mit herum traget.

Nie werdet ihr auf treue kindliche Liebe rechnen kön- nen; ihr verdient sie nicht. Nie wird ein rechtlicher Mensch, der Gefühl für den Menschenwerth in seiner Brust trägt, euch Elenden Achtung zollen. Ihr habt dem Menschen alles geraubt, sein Kostbarstes, sein Selbst- vertrauen, seinen innern Seelenadel zernichtet, ihn um seine Ruhe und Frieden und göttliche Freiheit ge- bracht.

Ihr aber, edle Väter und Mütter, Erzieher und Lehrer, die ihr Strenge mit Sanftmuth und Milde zu verbinden wußtet, seid ewig gesegnet; die ihr das un- mündige Kind mit ungetheilter Liebe auf die rechte Bahn gebracht habt, euch belohnt das göttliche Bewußtseyn, euren Kindern, das kostbarste Gut, was ein Mensch besitzen kann, erhalten zu haben. Die kindlich-ergebene treue Liebe wird euch entschädigen und belohnen; ihr habt sie verdient, sie gebührt euch. Euer Andenken werden in dankbarer Liebe eure Kinder und Pfleglinge und alle gefühlvollen Menschen immer hoch achten. Und ihr Söhne und Töchter, wisset den Werth zu schätzen, im Besitze solcher Eltern und Erzieher zu seyn. Glück- lich seid ihr, die Gefühle, die jetzt meine Brust beengen, nicht mit mir zu theilen.

Gerne wäre ich über diese schmerzlichen Erinnerun- gen hinweggeschritten, wenn mir nicht solche einzelne Bemerkungen zu diesen Umrissen nothwendig gewesen wären. Ich fühlte nur zu sehr die Folgen einer solchen elterlichen Maxime durch alle bis jetzt durchlaufenen Car-

rieren meines Lebens hindurch, die im Umgange mit andern Menschen mich drückten und mir noch jetzt immer lästig sind. Denn trotz meines lustigen, gutmüthigen Humors befinde ich mich mitten eines Gespräches mit andern Personen zuweilen so verlegen, beklommen und ängstlich, daß ich von Andern wohl für einen Sonderling und Zerstreuten muß angesehen werden, und dessen wahrer Grund nur ich oder ein erfahrener Menschenkenner zu entziffern weiß.

Mag mich auch der Tadel treffen, daß ich unrecht gethan hatte, dieses niederzuschreiben, so bin ich gewiß, daß ich alle mögliche Schonung angewendet habe, indem ich diese Vorfälle berührte. Uebrigens nur ein Unverständiger, Parteiischer oder auch ein solcher, dessen Gewissen mit ähnlichen Erziehungsregeln belastet ist und hier nun die Wahrheit aufgetischt findet, wird gegen mich treten wollen. Um das Urtheil solcher kümmre ich mich nicht im geringsten, denn ich bin nur mir selbst darüber Rechenschaft schuldig.

Doch es ist Zeit, daß ich nun wieder zu jenen unschuldigen, harmlosen Knabenjahren zurückkehre oder wenigstens dem Leser in möglicher Kürze mittheile, was aus meiner Jugendzeit einigermaßen auf meine spätern Schicksale Einfluß ausübte.

Mein einziger Trost, außer der Liebe meiner Mutter, waren mir hauptsächlich nun meine Bücher, und jeder Sparpfennig, den ich erhaschen konnte, wanderte in die Leihbibliotheken. Meine Stylübungen strotzten von fabelhaften Erzählungen, von Schlachten, Rittern, Klöstern u. dgl. Mein Lieblingsaufenthalt war immer auf dem Hausdachgiebel, den Rücken an den hervorragenden Schornstein angelehnt, hier überlas ich meine aufgegebenen Lektionen für die Schule, zeichnete und schrieb auf meinem Reisbrette, das mir die Stelle eines Tisches vertrat. Die herrliche Aussicht, die ich in dieser Höhe genoß, auf den Lindenhof, den Platz und über einen Theil vom Limmatthal, begeisterte mich sogar noch einige Knittelverse, um nicht zu sagen Gedichte, zu verfertigen. Des-

ters unternahm ich auch Promenaden auf den Hausdächern unserer Nachbarn. Da aber letztere aus Gutmüthigkeit und Vorsicht meinem Vater die Anzeige von meinem Lustwandeln machten, so faßte er den Entschluß, mir diese Grillen durch thätliches, handfestes Eingreifen zu vertreiben. Wirklich eines Abends, da ich eben meine Studien auf dem Dachgiebel wegen herannahender Dämmerung beendigt hatte, und in süßen Träumereien die Limmat für den atlantischen Ocean ansah, mich selbst aber als den Capitän Cook betrachtete, wie ich auf dem Verdecke eines stolzen Dreimasters mit ausgespreizten Beinen dem Schiffsvolke zurief, und an einer romantischen, ewig grünen und fruchtbaren Insel vorbei segelte, so störte mich der unverschämte Appetit, den ich aufs Nachtessen hatte, und bewog den Herrn Weltumsegler, den Kopf in die Dachstube zu stecken, um wieder die niedern Sphären aufzusuchen. Plötzlich ergriff mich die nervige Faust meines Vaters, der vermittelst eines Ochsenziemers meinem Rücken deutlich bewies, daß ich, der Capitän, unter einem mächtigen Admiral stehe. Diese Vorsichtsmaßregeln waren aber keineswegs genügend, meinen abenteuerlichen Sinn zu beugen, wenn nicht selbst ein Vorfall mir begegnet wäre, der mich die Dächer-Promenaden einstellen hieß. Eines Abends nämlich kletterte ich auf das Dach unsers Nachbars, welches einige Schuhe noch über das unsrige erhaben und überdieß sehr steil war. Mitten auf dieser Wanderung glitschte ich aus und rutschte hinunter, so daß ich mit der Hälfte meines Körpers schon über dem Rande des Daches hing. Glücklicher Weise, oder wie man will, hatte die Vorsehung beschlossen, mir noch ein Rettungsmittel von diesem schmählichen Tode darzureichen; denn während dieser Rutschpartie hatte meine Hand, oder vielmehr nur zwei Finger, eine etwas erhabene Dachschindel ergriffen und mein rechtes Knie kam auf einen stark bemoosten Ziegel zu ruhen, welche Umstände nun ich zu benützen suchte.

Im wahren Todeskrampfe hielten meine zwei Finger jene Dachschindel fest; mein ganzes Körpergewicht hing

nun an diesem zerbrechlichen, ungewissen Anker. Der bemooste Ziegel war übrigens noch bei diesem Abenteuer ein wichtiges Rettungsmittel, denn ermüdet und gelähmt, wie mein Arm von dieser Kraftanstrengung war, konnte ich diese Stellung nicht länger mehr behaupten. Ich raffte das letzte Fünkchen Muth und Geistesgegenwart noch zusammen, stützte mein Knie mit aller Kraft auf jenen Dachziegel, versetzte nun meinem Körper einen leichten Schwung, und es gelang mir, den Rand der äußern Dachseite mit meiner ganzen vollen Hand zu fassen. So war ich nun durch einen Ruck plötzlich auf dem Dachgiebel unsers Hauses, von einem schmählichen Tode gerettet, denn sonst, wenn ich diesen Augenblick ausgeglitscht wäre, hätte ich ohne weiters einen Fall in die Kloake gemacht, die hinter dem Hause angebracht war, und natürlich in dieser schmutzigen Grube, von einer so bedeutenden Höhe herab, meinen gewissen Tod gefunden. Ziemlich aufgeregt von diesem Auftritte, erklomm ich zitternd und bebend die Dachlucke des väterlichen Hauses, und erst, da ich mich im Innern befand, kniete ich auf dem Boden des Estrichs nieder, um dem Allmächtigen mein heißes Dankgebet aus reinem kindlichen Gemüthe zu entrichten. Diesen Vorfall verschwieg ich indessen gegen Jedermann, und die Folge davon war, daß ich meine Promenaden für etwa drei Wochen wieder einstellte. Jedoch erwachte mein Verlangen nach meinem Lieblingsplatze aufs neue, ich bestieg meinen erhabenen Musentempel nur mit mehr Vorsicht und unterließ meine Wanderungen auf den Dächern der Nachbarshäuser gänzlich, bis die herannahende rauhe Witterung mich zwang, meine Schlafkammer zu meinen Zwecken in Beschlag zu nehmen.

Ungeachtet meiner närrischen Gewohnheiten, vergaß ich dennoch nicht, mich mit meinen Schulkameraden in freien Augenblicken herumzubalgen, und ich galt so ziemlich für einen guten Raufer. Selten fehlte ich bei solchen Balgereien, die tagtäglich zwischen den Schülern der französischen und lateinischen Bürgerschule vorfielen, wenn unsere Lehrstunden beendigt waren.

Einst hatte ich mir die Räubergeschichten von Rinaldo Rinaldini und dem spanischen Räuberhauptmann Aranzo, aus der Leihbibliothek geholt, und mich herrlich an dem Inhalte dieser Scharteken geweidet. Was Wunder, daß diese Erzählungen so vieler überspannter Dichtungen nicht meine jugendlich erhitzte Einbildungskraft in Anspruch genommen hatten? — Mein Vater entdeckte zwar diese Contrebande und verbrannte meine Lieblingshelden ohne Barmherzigkeit. Ueberdieß verurtheilte er mich noch zur Bezahlung dieser Bücher an die Leihbibliothek, und nun mußte ich zur Strafe so lange kleine Schweizerlandschaften, Stammbuchblätter 2c. für die Buchhandlung meines Oheims koloriren, bis der Betrag dieser Scharteken meiner Seits abverdient war. Ich fühlte wohl, daß diese Strafe gerecht war und grämte mich darüber keineswegs. Allen Eltern und Erziehern rathe ich, auf ihre Pfleglinge deßhalb ein wachsames Auge zu haben, denn solche Lektüren sind für Kinder und auch zuweilen unerfahrnen Erwachsenen größtentheils immer schädlich. Obschon nun meine Lieblinge den Flammentod überstanden hatten, so waren doch ihre Thaten und Abenteuer tief in mein Gedächtniß geprägt, und zu Folge dessen gerieth ich auf den Einfall, eine Räuberbande nach dem Muster des Aranzo zu bilden. Ich theilte meinen Plan einem meiner Schulkameraden, J...., R.... mit, malte ihm die Sache so herrlich vor, daß er in mein Plänchen, ohne weiters zu reden, sich fügte, besonders da ich ihm die Stelle und die Rolle des Hauptmanns übertrug und ihn selbst mit dem Namen Aranzo bekleidete. Nun gings an ein Werben von allen Seiten, und bald hatten wir eine ziemliche Anzahl lustiger Krieger von unserm Alter zusammen. (Der Leser darf indeß nicht denken, daß wir wirkliche Diebereien ausübten, der furchtbare Titel, uns den Namen einer Räuberbande zu geben, war für uns hinreichend.) Nun hatte ich alle Hände voll zu thun: ich schrieb die Statuten selbst für unsere Bande, organisirte und leitete alles. Noch muß ich lachen, wenn ich an die mühevolle Arbeit denke, an die ich beinahe ganze Nächte verschwendete, ein Wörter-

buch von mir selbst erfundenem Rothwelsch zum Gebrauche unserer Bande zu schreiben; eben so schrieb ich ein Ziffer-Alphabet, welches zu unsrer geheimen Correspondenz dienen sollte. Aber die verdammten Jungens hatten keine Lust, meine mühevoll verfertigten Conjugationen u. s. f. auswendig zu lernen, und mein faustdickes Dictionnaire wurde also, so zu sagen, beinahe nicht gebraucht; denn natürlich, den Knaben fehlte die Geduld, noch mehr auswendig zu lernen, als wozu wir schon in der Schule angehalten wurden.

Die Wälle und Schanzen, die meine Vaterstadt damals umgaben, dienten nun zu unsrem Tummelplatz, die leeren Pulver- und Schilderhäuser nannten wir Höhlen und alte Burgen, ich vertheilte die Vorposten von unsrem Hauptquartier nach verschiedenen Gegenden hin, hielt scharfe Ordnung in der Feldparole, befahl meinen Kameraden niemand durchzulassen, d. h. Jüngere, von unserem Alter; unsere Waffen schnitzten wir aus Tannenholz, wie Dolche, Schwerter u. dgl., und manchem Bäcker wurde seine Holzschichte heimgesucht. Meinem Vater stipizte ich eine schwere Menge alter Stricke und Schnüre, die von Papierballen und Waaren in Menge aufgehäuft lagen, und verfertigte uns Strickleitern daraus; aus den Pappendeckeln, deren ich habhaft werden konnte, verfertigte ich mir Küraß und Helm, so wie meine Kameraden auch. Kurz, ich versäumte nichts, um meine Bande nach Kräften zu verbessern und zu verschönern. Nun wollte ich aber auch die Früchte meiner Bemühungen genießen und meinem Interims-Hauptmanne sein Kommando abnehmen, und hatte deßhalb schon eine kleine Revolution eingeleitet, weil dieser Quasi-Aranzo schon zu anmaßend wurde und mich dadurch in meinem Ehrgeize kränkte, da doch das Ganze meine Schöpfung war. Ein Umstand aber, der sich bald nachher ereignete, und in den sich die liebe Stadtpolizei mischte, gab unser Räuber-Corps der Auflösung preis. Eines Abends, als ich mit vier rüstigen Kämpen patroullirte und die Vorposten abzulösen gedachte, kam ein Mädchen, von ungefähr eilf Jahren, in die Nähe

unserer Schildwachen heranspazirt, vermuthlich um sich Blumen zu pflücken. Das war Wasser auf meine Mühle, und die schönste Gelegenheit, das Genie und die Rechte eines Räuberhauptmanns an den Tag zu legen. Ohne Weiteres, trotz ihrem Sträuben, machte ich das gute Kind zu unsrer Gefangenen, und erklärte ihr mit voller Wichtigkeit, daß sie sich in dem Gewahrsam der furchtbaren Bande Aranzos befinde und in unser Hauptquartier abgeführt werden sollte, ihr Schicksal aber von der gnädigen Entscheidung unsers berühmten, tapfern Corps abhange. Ich vergaß jedoch nicht, meiner schönen Beute, trotz ihres Schreiens, ein halb dutzend herzhafte Küsse auf ihre Rosenwangen und ihre zarten, schön geformten Lippen zu drücken. Endlich brachte ich meine schöne Prise, Arm in Arm, von meiner treuen Patrouille umgeben, mit vieler Mühe ins Hauptquartier, wo ich und meine kostbare Beute mit einem freudigen Hurrah empfangen wurde. Ein Kriegsgericht wurde sogleich formirt und ein Kreis um das Mädchen geschlossen. Die ganze Versammlung beschloß nun einhellig: dem Mädchen seine Freiheit zu schenken, wenn sie einem jeden würdigen Mitgliede unsers Corps ein paar Küßchen schenken würde. Natürlich, das arme erschrockene Kind wollte sich zu diesem Lösegelde keineswegs verstehen, und so mußten sich die Herzhaftesten aus uns selbst nehmen, was ihnen das gute Mädchen so hartherzig verweigerte. Diese Gelegenheit wollte ich auch nicht ganz verlieren und stahl dem lieben Engel noch ein paar Küßchen; ja, einige Teufelsjungen gingen so weit und verlangten gar noch mehr. Endlich waren wir durch das Flehen, Weinen und Bitten dieser schönen Dulderin bewogen, nachzugeben. Ich geleitete das gute Täubchen noch über die Vorposten hinaus und empfahl mich ihrer Huld mit einem tiefen, galanten Bücklinge. Das Mädchen, ein vornehmes Bürgertöchterchen, klagte ihren Eltern noch denselben Abend ihre ausgestandenen Drangsale. Die Folge war, daß ihr Vater die dienstfertige Justiz zur Hülfe rief. Ueberdieß waren unsere Strickleitern, vermittelst welchen wir die höchsten Schanz-

mauern hinab- und hinaufkletterten, und die augenscheinliche Lebensgefahr, der wir ausgesetzt waren, einigen guten, frommen, vorübergehenden Bürgern schon lange ein Dorn in den Augen, die durch sothane Strickleiter-Anstalten die Zierde ihrer Vaterstadt, die Schanzen, für entheiligt hielten und uns beim Magistrate deßhalb verklagt hatten. Daß uns nun eine wichtige Epoche bevorstünde, konnten wir allerdings vermuthen, denn daß das Mädchen sich zu beklagen suchen werde, dessen waren wir gewiß. Wir waren daher bald entschlossen, unsere Siebensachen einstweilen so gut als möglich zu verstecken, welches in unsern Schlupfwinkeln so ziemlich möglich war. Kaum waren wir so weit fertig, als sich schon einige Polizeidiener auf den Wällen erblicken ließen. Nach einer kurzen Berathung fanden wir, daß es am besten wäre, den Rückzug vorzunehmen und uns nach verschiedenen Richtungen hin zu zerstreuen. Solche Attentate nun, die sich unser Corps gegen die bestehende Ordnung der Dinge erlaubt hatte, konnten nun freilich nicht ungeahndet bleiben. Ein scharfer Verweis wurde uns jetzt zu Theil, mit dem Verbote, die Wälle nie mehr zu betreten, und die obrigkeitliche Milde, die die Sache für eine Kinderei für dießmal ansehen wolle, entließ uns, unter Androhung, bei ähnlichem Vorfall höchst dero väterliches Mißfallen und Ungnade deutlicher fühlen zu lassen.

Ich aber, als die Wurzel alles Uebels, wurde von den theuern Händen meines Vaters mit einer schönen Tracht Prügel, glorreichen Andenkens, beschenkt; denn der Vater jenes Mädchens hatte blutige Genugthuung für meinen begangenen Frevel verlangt.

Einige Tage nachher beliebte es meinem Vater sich durch mich eine Bouteille frisches Wasser von einem nahen kühlen Brunnen holen zu lassen, als zufälliger Weise in einem Seitengäßchen, an dem ich vorbei passirte, eine Menge feindlich gesinnter Jungens, die von mir und meinem Corps früher einige tüchtige Schlappen davon getragen hatten, versammelt waren, und nicht versäumten, mir Stichreden, Schimpfworte und Drohungen, indem

sie mich umzingelten, zu machen. Mein Entschluß, mich aufs äußerste zu vertheidigen, war jedoch bald gefaßt. Auf einem Fuße drehte ich mich blitzschnell um und ließ einen gellenden Pfiff durch die Finger nach allen Ecken erschallen. „Seht da!“ riefen meine Feinde: „er pfeift seiner Bande!“ Wirklich hatten einige meiner Getreuen das Signal gehört und kamen sogleich herbei geeilt. Ich gab dem ersten besten aus ihnen die Flasche in Verwahrung und machte mir mit meinen Fäusten links und rechts Platz, als plötzlich ein Schneiders Söhnchen mit gezogenem Schwerte, von Nußbaumholz, auf mich eindrang, und mir einen Hieb über das rechte Handgelenke versetzte. Wüthend packte ich nun meines Gegners Schwert, brach es mitten in der Luft entzwei, und prügelte ihn mit den Trümmern seiner Waffe ganz furchtbar, daß über das Geschrei und Getümmel die Nachbarn zusammenliefen. Die Mutter meines Gegners, eine Französin, die damals hoch schwanger war, eilte im größten Zorn auf mich zu, schimpfte mich in gebrochenem Deutsch einen Barbaren, und was noch alles, welches alle Anwesenden, Alt und Jung, männiglich ergötzte. Bei solchen Umständen mußte ich nun freilich meinen Gegner bon gré malgré laufen lassen; jedoch war ich mit der Eroberung des zertrümmerten Schwertes vollkommen zufrieden. Die eine Hälfte schenkte ich meinen Kameraden, die auch so ziemlich sich herumgebalgt hatten, die andere Hälfte nahm ich mit mir als Trophäe. Nun mußte ich aber beim Brunnen meine Flasche füllen, dann begab ich mich siegestrunken nach Hause, meinem Vater diesen Trunk zu reichen. Der Teufel mußte aber des Schneiders Frau geplagt haben, denn sie hatte schon den ganzen Vorfall der Rauferei meinem Vater erzählt, und natürlich noch mehr dazu gelogen. Ohne weiteres Verhör, was seine Sache niemals war, packte er den noch siegestrunkenen Hanibal am Rockkragen und regalirte ihn mit einer Tracht Prügel, die eher den Namen einer henkermäßigen Execution, als den einer väterlichen Züchtigung verdiente. Umsonst betheuerte ich ihm, daß ich nicht der angreifende Theil gewesen sei, daß

ich gezwungen war, mich aufs äußerste zu vertheidigen; umsonst zeigte ich ihm die Siegstrophäe, und bat ihn flehentlich, mich doch nicht zu hart zu bestrafen, wenn er wirklich für gut fände, daß ich Strafe wegen meiner Selbstvertheidigung verdient hätte.

Ein solcher Lorbeerkranz schmückte mir zwar nicht die Stirne, desto mehr aber den Rücken. Nichts desto weniger freute mich meine Trophäe, ich befestigte sie mit Goldfaden neben meinem aus Pappe verfertigten Helm und Küraß mit einem Pergamentstreifen versehen, auf dem die ewig unvergeßlichen Worte geschrieben waren: „Den 22sten Oktober im Jahre da man schreibt ein Tausend Achthundert zwanzig und Eins nach Christi Geburt. In diesem Jahre des Heils habe ich dieß Schwert von einem feindlichen Anführer im ehrlichen Zweikampfe männlich und ritterlich mir erobert.“ Die Wand war überdieß noch mit ähnlichen Gegenständen geschmückt.

Kurze Zeit nachher hatte ich das fatale Geschick, einige Male in die Limmat zu fallen, wo ich nur mit großer Mühe gerettet werden konnte, und meinem Vater dadurch ziemliche Kosten verursachte. Zuletzt hatte ich den Einfall, vom väterlichen Hause zu entlaufen, was ich mitten im strengsten Winter eines Abends ausführte, von meinem ehemaligen Interims-Hauptmann bis ein gutes Viertelstündchen vor die Stadt hinaus begleitet. Nun nahmen wir herzlichen Abschied, mein Kamerad schenkte mir noch ein Stück Brod, welches ich sorgfältig bewahrte, da mein ganzer Kassenbestand aus vier Schillingen bestund. Mit diesem Reisegeld und sechs Landkarten, nebst einer selbst verfertigten Marschroute und einem Receptbuche versehen, wollte ich mich in das große Weltgetümmel hinaus wagen. Mein Reiseplan war schon damals auf Wasser-Reisen u. dgl. gerichtet, denn ich war Willens, mich von Zürich nach Schaffhausen zu begeben, und von da auf dem Rhein hinunter, wo möglich nach Holland oder Gott weiß wo hin zu gehen, um zu sehen, ob man mich wohl auf ein Schiff aufnähme. Unterwegs nöthigte mich die Kälte und die ziemlich finstere Nacht in dem Dorfe Kloten, zwei

Stunden von Zürich, mein Nachtquartier aufzuschlagen, und sans gêne trat ich dort in dem Gasthofe zum Löwen ein. Einige Fuhrleute, die mich nebst dem Wirthe mit allen Kreuz- und Querfragen plagten, fanden bald, daß meine Wenigkeit ein Flüchtling sein müsse; hatten jedoch so viel großmüthigen Verstand, daß sie mich ihr Nachtessen mit ihnen theilen hießen, was ich im geringsten nicht ausschlug, und mich dabei ganz wohl befand, daß ja die Schicksalsgöttin mein erstes Abenteuer hinsichtlich der Magenbedürfnisse so großmüthig zu begünstigen schien. Meine Hoffnungen waren zwar ziemlich herabgestimmt, als meine Börse durch Bezahlung des Schlafgeldes gänzlich erschöpft war; jedoch war ich froh, daß ich im Voraus bezahlt hatte, denn so konnte ich des Morgens früh nach Belieben und ohne Störung meine Reise fortsetzen, ohne dem verdammten Ausfragen der Leute ausgesetzt zu sein. Es war noch ganz finster, als ich in aller Frühe den Gasthof verließ, den über Nacht frischgefallenen knietiefen Schnee durchwatete und so nun die große Landstraße erreichte, wo ich theils aus Kälte, theils aus eignem Antrieb so schnell als möglich meine jungen Beine in Bewegung setzte und in aller Dunkelheit das Städtchen Bülach erreichte.

Ich vermuthete jedoch in diesem Augenblicke, daß ich vor dem Schaffhauser Thore mich befände und in der Dunkelheit eine ganz andere Straße eingeschlagen haben möchte. Der dichte dunkle Nebel, der über die ganze winterliche Landschaft ausgebreitet war, ließ mir überhaupt die Gebäude viel größer erscheinen, als sie wirklich waren. Aus Besorgniß, daß mich etwa die Schildwachen, wenn ich mich den Gebäuden nähern würde, anhalten könnten, beschloß ich, meinen Reiseplan zu weiterem Fortkommen reiflich zu überlegen. Vor allen Dingen fand ich, daß Geld eine höchst nothwendige Sache wäre; da mir nun dieser Artikel gänzlich mangelte, so sah ich am Ende ein, daß mein Reiseentschluß zu voreilig gefaßt war. Um diesem Uebel in etwas abzuhelfen und mich auch mit Kleidern besser zu versehen, entschloß ich mich, wiewohl

etwas ungerne, aber ja nicht aus Furcht, den Rückweg anzutreten, mich in den leeren Pulverhäusern auf den Schanzen, oder sonst wo versteckt zu halten, bis ich ins Geheim meine Kameraden benachrichtigen könnte, mir Geld und etwas Kleider zu verschaffen, um nachher meine Reise mit mehr Nachdruck und Besonnenheit fortzusetzen. Als ich nun über diese Punkte mit mir selbst einig war, verzehrte ich muthvoll mein letztes Stück Brod und unternahm den Rückweg, fest entschlossen, das väterliche Haus freiwillig nicht zu betreten. Als ich mich meiner kürzlich verlassenen Vaterstadt auf eine Viertelstunde weit wieder näherte, begegnete mir unser Hausknecht, den mein Vater ausgeschickt hatte, um den jungen Robinson irgendwo aufzufangen. Dieses Zusammentreffen war mir höchst widrig, da ich eben im Begriffe war, den Weg nach meinen Schlupfwinkeln in den Schanzen einzuschlagen. Der Hausknecht war jedoch voller Freude, mich wieder gefunden zu haben; er erklärte mir, daß mein Vater mir völlig verzeihen wolle, und versprochen habe, mich nicht zu schlagen, wenn ich wieder zu Hause käme. Da ich jedoch von den Proben väterlicher Züchtigungen überflüssige Kenntnisse mir gesammelt hatte, und meine Flucht die Folge unverschuldeter Mißhandlungen war, die mein Körper zwei Tage vorher für nichts und wieder nichts auszuhalten hatte, so wollte ich dieser Amnestie durchaus keinen Glauben beimessen; jedoch die Bitten und das Versprechen des Hausknechtes, mich im entgegengesetzten Falle selbst zu beschützen, bewogen mich, freilich unschlüssig und zaghaft, den Weg nach Hause anzutreten.

Im Vorzimmer angelangt, war so eben das Mittagessen abgetragen, mein Empfang väterlicher Seits war freilich, wie ich es einigermaßen verdient hatte, mit Drohungen und Vorwürfen verbunden. Der Hausknecht mußte mich mit dem leeren Magen, den ich mitbrachte, ohne Erbarmen sogleich zur Schule transportiren und nachher wieder abholen. Meine Kameraden waren erstaunt, den Flüchtling wieder so unverhofft zu sehen, und bestürmten mich mit Fragen, und gerne theilten sie mir ihr Taschengeld

mit, da ich ihnen die schlechten Umstände meines leeren Magens u. s. w. genügend beschrieben hatte. Späterhin wurde ich von meinem Vater ohne weiters zu einem langwierigen Hausarrest verurtheilt und zu langer, strenger Arbeit angehalten. Damals war in einer Dorfgemeinde des Kantons Zürich ein gewisser rother, junger Pfarrer, der unerfahren, grob, unwissend, schmutzig-gemein und geizig war, der durch Vettern- und Fraubasen-Gunst in der Kirchgemeinde D***, Bezirks A*** installirt war. Die Beweise dafür werde ich meinen Lesern später mittheilen. Dieses menschlich schadhafte Geschöpf hatte den Einfall, ein Pensionat zu errichten, in dem er als Lehrer und Erzieher wirken wollte. Jetzt noch weiß ich nicht, wie mein Vater Wind von dem Pensionate jenes Tollhäuslers erhalten hatte. Genug, er entschloß sich, den Teufelsbraten, Schlingel und Taugenichts, wie mich seine väterliche Liebe zu tituliren pflegte, vom Halse zu schaffen, packte mich eines Tages unvermuthet in eine Chaise und kutschirte mich selbst nach jenem Orte hin, wo dieser atheniensische Sokrates à l'ancienne méthode, oder wie das Sprichwort sagt: Hans kommt in seiner Dummheit durch, das Glück hatte, auf Kosten des Volkes zur Mästung zu liegen. Diesem Pharisäer überließ mich nun mein Vater, der von einem solchen Judaslächeln und gleißnerischen Versprechen abnahm, daß dieser Seelenhirt der Auserwählte wäre, der die Jugend auf die steile Bahn der Tugend und zugleich in das Gebiet und das Paradies der schönen Künste und Wissenschaften einführen könnte. Freudig bestieg er seinen Reisewagen, empfahl mir unbedingten Gehorsam und Achtung gegen den Herrn Pfarrer und dessen theure Ehehälfte und kehrte nach Zürich zurück, mit dem frohen und stolzen Bewußtsein in seiner Brust, sein Kind dem würdigsten Diener aller Diener Gottes überlassen zu haben.

Doch Vater, du hattest dich geirrt, und nicht dieß einzige Mal! Hättest du doch geahnet, wie ich als unschuldiges Kind zuweilen das Freie, die gute Mutter Natur, gesucht hatte, und auf den Knieen mein heißes, kindliches

Gebet zum Himmel sandte und um deine väterliche Liebe zu jenem Unsichtbaren flehte! Aber deine barbarischen, zuweilen unverdienten Prügel, ja die lieblosen, den Menschenwerth eines kindlichen Gemüthes unterdrückenden, entehrenden Worte, die mich mehr als körperliche Mißhandlungen schmerzten, mußten sie nicht ein schuldloses kindliches Gemüth, das auf solche Art seine Liebe, sein Zutrauen zurückgesetzt und verstoßen sah, aufs äußerste kränken? Wäre es auch ein Wunder gewesen, wenn dein Kind nicht störrisch, eigensinnig und trotzig gewesen wäre, wenn jugendliche, unschuldige Kinderstreiche, die diesem Alter eigen sind, wie das größte Verbrechen auf russische Manier von dir bestraft wurden, ohne irgend den Grund oder die Veranlassung mit liebevollen Vorwürfen zu erfragen, von deinem Kinde durch menschliche oder liebevolle Behandlung ein reumüthiges Geständniß zu erhalten? war ich denn Schuld, wenn ich mißtrauisch, erbittert war, und meine schuldlose Seele blos dich fürchten, aber nicht lieben konnte, wenn ich unter dem Joche der Barbarei mich krümmte? Doch ich zürne dir ja nicht, und auch du mir nicht mehr. Du warst Mensch, wie wir alle. In jenen Regionen, wo du dich jetzt befindest, haben ja die menschlichen Leidenschaften ihr Ende erreicht!

Freilich hatte sich mein Vater in diesem äußerlich und innerlich schwarzen Pharisäer geirrt. Nicht allein, daß dieser wahre Satan sehr beschränkt an Schulkenntnissen war, sondern auch noch überdieß schmutziggeizig, den Armen ein Allmosen zu geben sich scheute, was ihm jedesmal den bittern Schweiß auspreßte; sogar auch seine gesalbte Hand beschäftigte sich, wenn es Seine Wohlehrwürden für nöthig erachtete, mit segnenden Kopfnüssen und Ohrfeigen, wie weiland der jähzornige Spleenheld, Gesanglehrer D*******, in Zürich, um sich zu werfen. Hätte ich doch die Macht, solche Erzieher, Lehrer u. dgl. Henkersknechte nach Verdienen zu bestrafen!

Dieses geschwärzte Müsterchen von Seelenhirt hatte mir ein Stückchen gespielt, das dem Kerl auf ein Haar ähnlich sah. In einer Lehrstunde, da S. Wohlehrw. geruhten,

Geometrie zu behandeln, fiel es ihm plötzlich ein, meinen messingenen Maßstab (transporteur) aus meinem Reißzeuge zu reißen, und stellte sich höchst entrüstet, daß ich mich erfrecht hätte, seinen Maßstab in meinen Reißzeug gesteckt zu haben. Ich war Anfangs der Meinung, daß der Herr Pfarrer sich irre, jedoch speite er Feuer und Gift, obschon ich ihm lachend und unschuldig das Gegentheil bewies, und ihm noch den Namen zeigte, den ich früher in der Bürgerschule darauf gekritzelt hatte. Diese Sache verhielt sich indessen so: ich hatte zwei Jahre vorher aus meinem Reißzeug den Maßstab verloren; nun forderte ich meinem Vater Geld, mir einen neuen zu kaufen, was er mir bewilligte, und ich kaufte mir daher einen neuen großen; ich konnte aber keinen finden, der gerade hinein paßte. Ich wies das gekaufte Stück meinem Vater und kritzelte sogleich nach Schülerart meinen Namen darauf. Schon lange war ich im Besitze dieses Maßstabes, und wie hätte es mir denn einfallen können, daß dieser Baals-Pfaffe Lust darnach kriegen könnte? Nun fing der würdige Geistliche ein Spektakel an, dessen ein englischer Matrose sich geschämt haben würde. Er bemächtigte sich dessen ungeachtet meines Eigenthumes, obschon ich, ergrimmt und gekränkt, fest darauf bestund, mir meinen Transporteur zurückzugeben; er mangelte darnach nicht, mich einen gottvergeßnen Bösewicht, der seiner zeitlichen und ewigen Strafe nicht entgehen könne u. s. w. zu schelten, sogar sich Thätlichkeiten zu erlauben und mich einzusperren. Ich belferte jedoch immer zu, und ließ nicht ab, zu rufen, daß dieses mein Eigenthum wäre. Sogleich schrieb dieser würdige Seelsorger einen Brief an meinen Vater, und schickte den streitigen Maßstab, wie er rühmlich betheuerte, ihm zur Einsicht. Daß ich in jenem Briefe wie der schwärzeste Bösewicht geschildert wurde, kann man sich wohl denken. Genug, die Antwort kam zurück, und man erstaune über den Zug väterlicher Liebe und die Schurkerei des Seelenhirten. Dieser Beelzebub las mir den Brief mit höhnisch-teuflischer Freude selbst vor. Unter anderm hieß es: „Herr Pfarrer! Wenn Sie wollen den Taugenichts

„von Burschen nach Nota bestrafen lassen, so dürfen Sie „nur dem Nachtwächter im Dorfe ein gutes Trinkgeld auf „meine Rechnung hin geben, und beliebenden Falls die „Dosis verstärken lassen“ u. s. w. Nicht wahr, da haben wir's, du gottloser Bösewicht; jetzt siehst du wohl, wie du gelogen hast u. s. w. Solche Reden konnte ein Geistlicher führen. Nun verlangte er sogar, ich sollte Abbitte thun; da war ich aber nicht zu Hause, trotz aller Drohungen. Ich erwiederte blos, daß mein Vater die Sache nicht besser kenne, und mir, Gott weiß aus welchem Grunde, keinen Glauben beimessen wolle, und die Sache sich noch mit der Zeit aufklären könne. Was übrigens den Nachtwächter anbelange, so sei ich auf alles gefaßt. Hätte dieser Pfaffe noch die Niederträchtigkeit gehabt, diese Execution auszuführen, sie wäre ihn theuer zu stehen gekommen, denn obschon damals ein wehrloses Kind, hatte ich den Entschluß gefaßt, wenn es so weit gekommen wäre, den Urheber mit einem Feder- oder Tischmesser zu durchbohren. Auf den Knieen hatte ich, der schuldlose Knabe, in meiner Schlafkammer zu dem Allmächtigen mein Rachegelübde gesandt, mein früher kindlichreines Herz war jetzt von Mordgedanken besudelt! doch dieser trug die Schuld. O, wie leicht ist es, ein wehrloses Kind an Leib und Seele zu brandmarken! Meine Feder ist zu schwach, meinen Ingrimm, die drückenden, beengenden Gefühle, die mein Inneres bewegten, zu schildern. Gott, sagte ich, ists möglich, daß mein Vater, den ich doch noch immer liebe, sein eigenes Kind so schändlich durch fremde Leute, wie einen Hund oder Verbrecher durch einen Profosen abpeitschen lassen will! Gott, sey du mein Zeuge, wie oft habe ich zu dir gebetet, mir meines Vaters Liebe zuzuwenden, sein Herz von Grausamkeiten gegen meine Mutter und mich abzulenken. Thränen, heiße brennende Thränen befeuchteten meine Wangen. O sie waren göttlich diese Thränen! sie waren ja die einzige Waffe des unschuldigen, wehrlosen, geschändeten Kindes, die einzige Waffe des unter der Ferse sich krümmenden zertretenen Wurms.

Nach jenem Vorfalle hatte ich wirklich die Seelenruhe und Zufriedenheit, die uns sonst in unsern Kinderjahren eigen ist, verloren. Wie konnte ich diese empörende Kränkung und Niederträchtigkeit vergessen!? jetzt, als Mann noch verfluche ich jenen Hirten. Natürlich war es auch kein Wunder, wenn mich die Lehrstunden anekelten. Wie sehnlich wünschte ich mich älter, um gegen solche Unterdrückung mich vertheidigen zu können. Wie oft zuckten mir alle Nerven, wenn ich nur ein Messer sah.

Oefters hatte ich auch im Sinne, die Flucht aus diesem gehaßten Hause zu nehmen, wenn mich nicht der Gedanke abgehalten hätte, daß meine theure Mutter sich zu sehr grämen würde. Doch hatte ich einigen Ersatz bei den guten wackern Bauersleuten, die mich überall mit Liebe in ihren Wohnungen empfingen. Des Sonntag Nachmittags ließ ich die Bauernjungen vor dem Dorfe exerciren, und bezahlte jedem zwei Rappen Sold, wenn mein Taschengeld etwa hinreichte. Die Bandeliere machten wir aus grüner abgeschälter Tannenrinde, und die Waffen bestunden aus hölzernen Schwertern oder Stöcken. Oefters hielt ich den Jungens auch Vorlesungen, belehrte sie aus der Geographie; kurz ich versäumte nichts, ihnen mitzutheilen, was ich immer in der Schule mochte gesammelt haben, und hauptsächlich suchte ich Geister- und Hexen-Glauben mit allen nur möglichen Beweisgründen und Beredtsamkeit ihnen aus dem Kopfe zu bringen. Das letztere war aber vergebliche Mühe, die alten, mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile auszurotten. Ich war alsdann königlich vergnügt und mit mir selbst zufrieden, denn eine innere Stimme sagte mir, daß ich Gutes, trotz meiner wenigen Kenntnisse, ausgeübt hatte. Wie schwoll da meine jugendliche Brust, wenn ich die Fronte meines jungen Landsturms musterte, mein Kommando erschallen ließ, und ihnen in den Ruhe-Tempos von der Schlacht bei Sempach, Morgarten, Murten, dem großen Napoleon u. s. w. erzählte. Stundenlang lagerte ich mich zuweilen mit ihnen ins üppige Wiesengrün oder in die nahen Wälder. Hauptsächlich

war mir darum zu thun, daß sie ihr Vaterland kennen lernten; denn in der Dorfschule lernten sie nur wenig schreiben, lesen und singen. Die einzige Lektüre der Dorfjugend bestund im Neuen Gesangbuche, den Lobwasserschen Psalmen, dem Himmlische Vergnügen und dem Paradies-Gärtlein u. a. Statt daß der Pfarrer sich die Mühe gegeben hätte, den Jungens etwas vom Vaterlande u. A. mitzutheilen, quälte er diese mit Auswendiglernen von Psalmen, Liedern, Bibelsprüchen. Ein klarer Beweis von der Mangelhaftigkeit des Unterrichtes in jenem Dorfe ist gewiß dieser: daß die sämmtlichen Schüler damals nicht einmal genau wußten, daß die Schweiz 22 Kantone enthalte, ja nicht einmal, daß ihre Gemeinde in den Kanton Zürich eingetheilt sei u. s. w. Endlich war die Frist meines Aufenthaltes jener Tollhaus-Pension ausgelaufen. Eine Depesche, die mein Vater ins Pfarrhaus sandte, kündigte mir den Tag der Freiheit an, den ich so sehnlichst lange schon erwartet hatte, und schleunigst reiste ich nun nach Zürich, wo mich zwar nicht viel Besseres erwartete; aber ich war doch in der Nähe eines mich liebenden Wesens — bei meiner Mutter.

Mehrere meiner Leser werden mich vermuthlich zu großer Leidenschaft und Erbitterung beschuldigen, mit denen ich jenen Pfaffen geschildert habe. Aber später eingetroffene Umstände sprechen selbst für mich: er ließ sich nämlich wegen eingebildeter Eifersucht späterhin von seiner Frau scheiden, die noch viel zu gut für ihn war, predigte verrücktes Zeug auf der Kanzel, zum großen Aerger seiner ihm anvertrauten Schafe. Jetzt treibt er sich, von seiner Pfarre abgesetzt, als Privatlehrer herum. Möge Gott jenen unglücklichen Eltern und noch unglücklichern Kindern zu rechter Zeit den Heuchler und unwürdigen Fanatiker u. s. w. entlarven!

Im väterlichen Hause nun angelangt, schien ich bald meinem Vater ein unbequemes Stück Möbel zu sein, und er beschloß daher, mich ein Handwerk lernen zu lassen. Ich war damals 12½ Jahr alt. Ohne sich

weiters um meine Wahl zu bekümmern, beschloß er, mich zu einem Buchbinder stempeln zu lassen, obschon ich ihm erwiederte, daß ich keine Neigung zu diesem Berufe hätte, und lieber studiren wollte, um mit der Zeit ein Advokat zu werden. Jedoch die väterlichen Trostworte, die er mir auf meine unschuldige Aeußerung erwiederte, waren wirklich erquickend und herzstärkend! Was, sagte er, du ein Advokat werden, studiren wollen? bist zu dumm, ein Schuhknecht zu werden, kaum ein Schneider kann es aus dir geben! Der väterliche Plan, mich Buchbinden lernen zu lassen, war in so weit nicht übel ausgedacht, da mein wackerer edler Oheim sich meiner beiden ältern Brüder als uneigennütziger, großmüthiger Wohlthäter angenommen hatte, und mit großen Opfern den ältesten einen Kupferstecher lehren ließ und Friedrich zur Buchhandlung zog und heran bildete, so daß wir als Männer einst uns gegenseitige Handleistung hätten thun können.

Genug, ich mußte nun Buchbinder werden, ohne meine Neigung zu berücksichtigen, ich willigte gerne darein, da mir mein Vater erklärte, daß ich nach Zofingen im Kanton Aargau in die Lehre käme. Nun, dachte ich, da wird der Himmel ja auch blau sein, und ließ mich eines Tages ganz ruhig von ihm in eine Chaise einpacken, um nach dem schönen romantischen Aargau hinzusteuern. Nun dachte ich während der kleinen Reise, bei dieser Profession hast du doch Gelegenheit genug, deinen Lesedurst zu stillen, und so bist du ja genug entschädigt. Wenn du erst einmal Geselle bist, kannst du ja Gottes schöne weite Welt bereisen. Hussa! das Ding ist nicht so übel, wie ich mirs vorstellte.

In Zofingen angelangt, wurde ich nun meinem künftigen Meister vorgestellt, der den kleinen vierschrötigen Knirps bei sich aufzunehmen beschloß, obschon ich kaum bis an die Werkbank hinaufblicken konnte. Mein Vater verließ mich nun, mit dem Versprechen, mich alle Jahre einmal zu besuchen, verbot mir indessen strenge, während meiner Lehrzeit nach Zürich zu reisen, empfahl mir

übrigens alle Verbindlichkeiten auf's schärfste an, was bei solchen Gelegenheiten in diesem erbärmlichen Leben üblich ist u. s. w.

Meine Lehrzeit ist wirklich eine kleine glückliche Epoche in meinem sturmbewegten Leben gewesen. Mein Lehrherr behandelte mich die ganze Zeit hindurch liebevoll und menschenfreundlich, obschon ich ihm vielen Verdruß verursachte; erstlich durch die Abneigung gegen diesen Beruf und der daraus entstandenen Unachtsamkeit, und zweitens durch die vielen unbesonnenen Jugendstreiche, die ich jedoch nicht aus bösem Herzen verübte. Dank sage ich diesem braven, wackern Manne, der mir den Glauben an die Menschheit wieder beibrachte. In diesem Buche, wenn es je in seine Hände käme, bitte ich ihn herzlich um Verzeihung für alle ihm verursachten Aergernisse durch jugendlichen Leichtsinn und begangene Thorheiten. Dankbar erinnere ich mich auch an die wackern, biedern Bewohner dieser Stadt, die mich immer gastfreundlich und liebreich behandelten. Während diesen drei Lehrjahren habe ich mich wirklich meiner Jugendzeit erfreuen können. Ganze Nächte hindurch las ich nun alle Bücher, die habhaft zu werden mir möglich war, und ich konnte mir die bessern, den Geist nährenden, nach Belieben aussuchen. O wie verschlang ich da aller Arten Reisebeschreibungen, Romanen, Manuscripte u. dgl. Wie gefiel mir da mein lieber Schiller, mein Van der Velden, mein Weltumsegler Cook, mein Humboldt und Zschokke, wie er von einem reisenden Komödianten weg den Weg in die Schweiz fand, und nach und nach in unserm Vaterlande zum Bürger und zu erhabnen Ehrenstellen und Reichthum gelangte. Wie gerne las ich seinen Abällino, der Erstgeborne seiner schriftstellerischen Talente u. s. w. Wie oft zeichnete und malte ich in den Feierstunden die groteskesten Karrikaturen, schrieb und studirte; arbeitete auch zuweilen, um mich in meinem Handwerke einzuüben, oder tummelte mich mit andern Knaben herum bald raufend, bald spielend, oder besuchte die Ruinen der Wartburgen im Kanton Solothurn u. s. w. Endlich war auch diese kleine Epoche meines verkehrten

Lebenslaufes zu Ende. Nun drang mich freilich so eine Art Heimweh, nicht nach dem väterlichen Hause, sondern vielmehr nach dem Schauplatze meiner Kindheit, den Umgebungen Zürichs, nach meinen Spielkameraden und allem, was mir bis jetzt noch theuer geblieben war. Ich wußte, daß ich nun ausgelernt hatte, und ich lechzte nach Freiheit, ich fühlte jetzt meine jugendlichen Kräfte, und auch ein bischen meinen eigenen Werth; meiner Arbeit war ich nun so ziemlich gewachsen, denn öfters überließ mir mein Lehrherr die Werkstätte ganz, wenn er Geschäfte halber sich einige Tage entfernen mußte. Donnerwetter! was hatte ich da nun für eine Freude, da ich von der dortigen Meisterschaft meinen Lehrbrief erhielt und freigesprochen war. Nun arbeitete ich etwa noch meinem Herrn vierzehn Tage, da er mir aber noch nichts davon sagte, daß ich mich nach Zürich verfügen könnte, so sagte ich ihm endlich frei heraus, daß ich nun Geselle sei und fortzugehen Willens wäre. Freilich war es eben nicht hübsch von mir, daß ich nicht noch einige Zeit dort blieb, jedoch war mein Gesellenstolz ein bischen gekränkt, weil mich mein Lehrherr noch immer als Lehrbursche behandelte, und gerne hätte ich ja alles für ihn gethan, wenn er mir nur einige Worte gegönnt hätte, ohne Umschweife mir noch ferner Arbeit und Lohn anzubieten. Die Folge war, daß wir ziemlich gespannt und erzürnt von einander schieden, und er mich auf Rechnung meines Vaters mit einem sehr magern Reisegeld entließ. Ungerne schied ich von diesem braven, wackern und geschickten Lehrherrn, obschon eigentlich, die Wahrheit gesagt, der Fehler und die Grundlage der Zwietracht auf uns beiden lastete. Zu Zürich angelangt, besuchte ich meine theure Mutter zuerst, die schon seit einigen Jahren von meinem Vater getrennt lebte, und mit meinen zwei Schwestern ihre eigene kleine Haushaltung führte. Nun war das überflüssige Möbel, meine Wenigkeit, wieder im väterlichen Hause angelangt, und bald war ich wieder ein Dorn in den Augen der väterlichen Ungeduld. Nichts konnte ich ihm recht machen; schrieb ich, oder war ich im Lesen begriffen, so hieß es: „der Dummkopf hat keine

Lust nur etwas zu zeichnen, er liest nur Bücher!" Zeichnete ich, so sagte er wieder: „du Schlingel, könntest ja wohl die Kupferdruckerei ein wenig lernen." Wenn ich denn nun in der Kupferdruckerei eine leere Presse probirte, so kam der Herr Papa wieder angestiefelt und sagte: „der Kerl hindert die Arbeiter an ihrem Geschäft!" Und so alle Tage gings in einem fort mit Schimpfen und Toben, zornige Gesichter schneiden und Brummen. Im Anfange weinte ich manche bittere Thräne, und bat den Himmel, mir Geduld zu geben. Ach wie gerne hätte ich ja mein Leben geopfert, durchs Feuer wäre ich gegangen für ein einziges liebevolles Wort, das mir mein Vater geschenkt haben würde; aber nichts von alle dem. Nun kam er auf den Einfall, mich bei einem Buchbinder in der Nachbarschaft in Arbeit treten zu lassen, um zum wenigsten den Winter vorbei passiren zu lassen. Dieser Nachbar nun war freilich ein geschickter Arbeiter, aber durch Inquisitionsregeln von meinem Erzeuger aufgehetzt, ohnedieß von einem gehässigen Charakter, wollte er sich besondere Rechte und Gott weiß was alles über mich anmaßen, ja auf Verlangen meines Vaters sollte ich sogar keinen Lohn erhalten. Das war mir endlich doch zu bunt, der Spielball zwei solcher Rappelköpfe zu sein. Ich protestirte förmlich gegen solche Eingriffe in mein eignes Recht, und weigerte mich, auf solche Art behandeln zu lassen. Mein Wunsch wurde zwar auf der einen Seite erfüllt, auf der andern so halbwege. Kurz, ich verwünschte und verfluchte solche rappelköpfische Charaktere, die wahrhaftig einen jungen Menschen zur Verzweiflung bringen, und selbst noch einen wirklichen Tollhäusler auf den höchsten Grad der Verrücktheit bringen könnten. Die Arbeit und alles was mich umgab, ekelte mich an. Denn weder Engel noch Teufel hätte diese Chikanen ausgehalten. So rückte nun der Monat März 1827 an. Ein Umstand, der aus Eifersucht meines Vaters entstand, an dem ich so unschuldig war wie ein Kind, und dessen nähere Beschreibung und Entstehung ich verschweigen will und muß, gab meinem längst verhaltenen Ingrimme und empörten Menschen-

gefühl endlich den Ausbruch. Der Herr Papa hatte für gut gefunden, dem Herrn Söhnchen, nunmehrigen Buchbindergesellen, eine Ohrfeige allergnädigst geben zu wollen. — Warum? Antw. Aus Eifersucht! — Da ich den seltsamen Grund zu dieser Operation kannte, und seiner Prügellust und Prügelwonne längst überdrüssig, und in diesem Augenblick von meiner Unschuld überzeugt war, so erfrechte ich mich, seinen Arm ein bischen aufzuhalten, und ihm zu erklären, daß ich Mißhandlungen nun genug geduldet hätte und in der Fremde mein Brod suchen werde, und ihn dringend bat, mich nicht zur Verzweiflung zu bringen. Ich bemächtigte mich jedoch schleunigst der Thüre, um mich von Auftritten zu entfernen, die beiderseitige Erbitterung und mein geschändetes empörtes Menschengefühl fähig gewesen wären, herbeizuführen.

Lange schon und tagtäglich hörte ich die liebevollen zärtlichen Ausbrüche meines Vaters: „Wenn ich nur diesen Galgenschlingel aus dem Hause los wäre, ich habe noch mehr Kinder zu ernähren" u. s. w. Freilich hatte er noch mehr Kinder zu ernähren, da er meine alte Mutter gegen ein junges feuriges Weib umgetauscht hatte, und deren gesegnete Leibesfruchtbarkeit alljährlich Prachtexemplare zu Tage förderte, ohne zufälliger Nebenexemplare aus fremden Pressen zu gedenken. Wie oft bat ich ihn, mich doch fortgehen zu lassen, mir meine Papiere zu besorgen, ich wolle ihm ja nicht zur Last fallen u. s. w. Zur Antwort erhielt ich: „Mein Maul zu halten, was will so ein junger Schlingel in der Fremde thun?" u. s. w. Nun frage ich meine Leser: was denken Sie dazu? — Ein Plan, den mir die Verzweiflung eingegeben hatte, war nun endlich die Ursache, daß meines Vaters Gesinnungen auf eine harte Probe gestellt wurden, und ein Resultat herbeiführte, das ich schon längst gewünscht hatte. Damals wurden in Zürich noch Regimenter für den französischen und holländischen Kriegsdienst angeworben; jedoch wurden Bürgerssöhne ohne besondere Einwilligung ihrer Eltern und Vormünder nicht angenommen. Ueberhaupt wurde es für die größte

„Der verdammte Junge! Nie hätte ich geglaubt, daß er so versteckt und bösartig gewesen wäre, mir diesen Schimpf anzuthun, und mich den Vorwürfen und Beschimpfungen eines französischen Offiziers auszusetzen. Nun soll er aber auch fort, der verdammte Schlingel!“ Des Abends kam ich erst nach acht Uhr zur Abendmahlzeit zurück, wo ich zwar wohl zornigen und erbitterten Blicken meines Vaters ausgesetzt war, allein die Vorrede des edlen Hauptmanns hatte so viel bewirkt, daß er es nur mit Brummen bewenden ließ, ohne sich weitere Excesse zu erlauben. Des andern Morgens endlich machte er seiner Entrüstung Raum, indem er mir mit den härtesten Schimpfreden und dem Bemerken, eine väterliche Tracht Prügel verdient zu haben, ankündigte, daß ich mich bereit halten solle, mit ihm auf das Polizeibureau zu gehen. Die Vorrede zu diesem erfreulichen Gange beliebte er jedoch nicht mit thätlichen Belegen väterlicher Züchtigung zu begleiten. Genug, auf der Polizei erhielt ich das längst gewünschte Wanderbuch und die göttliche Aussicht, meine persönliche und moralische Freiheit zu genießen. Nun sollte aber auch mein Felleisen ausgesteuert werden. Ein abgetragener Rock meines Vaters wurde schnell gewendet, da der Schlingel keinen neuen werth war. Zwei paar Stiefel, die er auch schon getragen hatte, wurden ein bischen geflickt u. s. w. So war nun endlich der Schlingel, der eher einem hausirenden Judenjungen ähnlich sehen mochte, als einem Handwerksburschen, in reisefertigen Zustand versetzt. Da mein Vater sehr wohlhabend war, so hätte die Ausstattung zur Reise allerdings besser sein können. Genug über alle diese menschlichen Schwachheiten! Ich machte nun meine Abschiedsvisiten überall. Mein theurer, wackerer Onkel lag damals krank; er beschenkte mich noch mit drei Louisd'or, und warnte mich, in der Fremde, indem er gerührt von mir Abschied nahm, keinen Seelenverkäufern Gehör zu geben. Wie oft dachte ich später in Südamerika als Soldat, und auch oft nachher, an diese seine Worte. Die meisten meiner Besuche waren nun abgestattet, der Mittag rückte heran, und nach dem Imbis war meine

Abreise festgesetzt. Das Essen wollte mir nicht recht schmecken; desto besser aber der Nachtisch väterlicher Ermahnungen: „den verdammten Schlingel bringen gewiß die Landjäger wieder in den ersten vier Wochen“ u. s. w. Worauf ich erwiederte, daß ich auf Verlangen schriftlich, auf Stempelpapier, ihm versprechen werde, daß ich in den ersten vier Jahren nicht wieder käme. Die Folge bewies, daß ich mehr als mein Wort gehalten habe. Die sonderbare Antwort, mein Versprechen, die zugleich die Stelle des väterlichen Segens vertrat, war diese: „Es ist unmöglich, daß ein solcher Schlingel wie du, der sich so an seinen Eltern vergeht, in der Welt Glück finden könnte“ u. s. w. Mein Gewissen sagte mir damals und auch jetzt noch, daß ich nie einen solchen Segen, der einem Fluche gleicht, verdient hatte. Nun war aber auch kein Bleiben mehr für mich; rasch schwang ich mein Felleisen auf den Rücken, drückte den mich Umgebenden zum Abschiede noch die Hand, ohne vor Schmerz und Ingrimm mehr ein Wort reden zu können. Von Thränen war gar keine Spur; ihre Quelle mußte in diesem Augenblicke versiegt sein.

Mein Vater begleitete mich die Treppe hinunter, oder vielmehr ging hintendrein, ohne daß ich mich umgesehen hatte; an der Hausthüre angelangt, schüttelte ich ihm mit solcher Heftigkeit die Hand, wie sie mein Seelenzustand rechtfertigen mochte, mit Gefühlen im Innern, die keine Feder wiedergeben kann. Doch die Natur behauptete auch ihre Rechte; der sonst so harte Mann, mein Vater, vergoß Thränen. Ob er vielleicht seine letzten Worte bereut hatte? oder aber die Scene des Abschieds ihm sie auspreßten? Genug, diese Thränen hatten mich mit ihm versöhnt! Jene Thränen haben mich Jahre lange Leiden, unverdiente, barbarische Strafen und Mißhandlungen vergessen gemacht! Ja Vater, dein sonst verstoßenes, mißhandeltes Kind liebt dich noch!

Mit einem schmerzlichen Rufe: „Adieu Vater!“ war ich in einem Sprunge um die Straßenecke herum, eilte in die Wohnung meiner theuern Mutter und Schwestern, um dort Abschied zu nehmen. Das gute, edle Weib, diese

theure, mir unvergeßliche Mutter, mochte von meinen spätern Schicksalen Ahnung haben. Indem sie mich noch mit aller Liebe, die nur eine Mutter so hegen kann, umarmte, sagte sie zu mir die immer unvergeßlichen Worte: „Mein lieber Heinrich, mir ahnet, daß ich dich nie wieder sehen werde, du wirst gewiß zu weit reisen!“ Südamerikas Steppen und Wildnisse, in denen ich mich lange Zeit befand, bekräftigten die Gewißheit jener Ahnung. Doch mußte ja geschieden sein. Rasch erfaßte ich die Hände meiner theuern Mutter und Schwestern, ergriff die Thüre und entfernte mich, das Freie suchend auf meinen Wanderstab gestützt, unter Zurufen von Lebewohl u. s. w.

Mein ältester Bruder begleitete mich noch bis nach Basserstorf, einem großen Dorfe zwei Stunden von Zürich entfernt. Die Landstraße führte über eine große Anhöhe, in Oberstraß, von dieser aus konnte man die ganze Stadt Zürich übersehen und einen großen Theil ihrer Umgebungen. Mein Bruder raffte mich aus meiner gedankenlosen Stumpfsinnigkeit mit dem Zurufe: „Sieh dich noch einmal um, nach Zürich! Wer weiß, wenn du es wieder siehst?“ Noch einmal sah ich nach dem Schauplatz meiner Jugendjahre zurück. Das heimathliche Thal mit seinem prachtvollen See, die nahen, stolzen Schneegebirge, die Schanzen und Wälle, und alles, alles schien mir zuzurufen: vergiß uns nie! Doch als wäre ich von einem bangen Traume aufgeschreckt, es schüttelte mich wie Fieberfrost. Mit raschen Schritten entfernte ich mich von diesem Gemälde, an das mich so tausend und tausend Erinnerungen aller Art knüpften.

Es war den 17. März 1827, als ich meine Pilgerfahrten oder Irrfahrten, wie man will, unternommen hatte. Schon hatte ich etwa eine halbe Stunde in dem knietiefen Schnee, der noch in diesem Monat gefallen war, marschirt, als ich mich genöthigt sah, den drückenden Gefühlen, die meine Brust beengten, Raum zu geben und ein wenig auszuruhen. Ich warf mein Felleisen ab, setzte mich am Rande des Weges hin. Die lang verhaltenen Thränen, die ich beim Abschiede von meinen Lieben nicht

vergießen konnte, brachen mit Gewalt und unaufhaltsam hervor. Die drückende Last, die so lange auf meinem Herzen geruht hatte, machte sich nach und nach Luft, und um vieles erleichtert, setzte ich nun meine Wanderschaft fort, bis uns die hereinbrechende Nacht nöthigte, in Bassersdorf zu. übernachten. Des andern Morgens schied ich von meinem Bruder und verfolgte meinen Weg ganz getrost und muthvoll nach Winterthur, Andelfingen und dann nach Schaffhausen.

Reise nach Deutschland, kleine Abenteuer, dumme Streiche u. s. w. Ankunft in Hamburg und Bremen.

Ich will meine Leser nicht mit langweiligen und weitläufigen Erzählungen aus meiner Gesellenzeit belästigen, noch viel weniger mit Reisebeschreibungen von Deutschland quälen, was ohnedieß in Millionen Büchern tausendfältig abgedroschen ist; sondern leicht darüber hinweggehen, was nicht gerade Beziehung auf meine spätern Schicksale haben könnte.

Die schlechte Witterung und der Zufall, in Schaffhausen eine billige Reisegelegenheit nach Stuttgart anzutreffen, hatte mich bewogen, mein Fußreisen einstweilen einzustellen. Ein leichter Reisewagen nahm den jungen Abenteurer auf; in Gesellschaft eines Herrn Professors aus Sachsen-Weimar genoß ich eine sehr angenehme Unterhaltung durch das ganze fruchtbare Schwaben hindurch bis in die schöngebaute Residenzstadt Stuttgart. Damals war gerade die Taschenausgabe von Walter Scotts Werken erschienen, und alle Buchbinder hatten vollauf zu thun, diese Romane zu broschiren. Daher ich denn auch das Vergnügen hatte, ohne Empfehlungsbriefe, die ich nicht leiden konnte, da sie mir eine Art Zwang schienen, dort Arbeit zu finden. Ungefähr einen Monat mochte ich dort gearbeitet haben, als ich durch verrückte Streiche, Spazierengehn und Kutschenfahren u. dgl., da nun meine Freiheit genießen wollte, mir Streitigkeit zuzog; und da mir überhaupt diese Broschürenarbeit nicht gefiel und

derselben überdrüssig war, auch den sechzehnjährigen Gesellen, wie ich damals war, nicht genug respektiren wollte, und man mir immer meine Jugendzeit vorhielt, deßwegen in Raufereien und Zankereien kam, fand ich mich bewogen, mit sehr leichtem Geldbeutel von hinnen zu trollen. In Hessen-Darmstadt angelangt, erhielt ich wieder ungefähr zwei Monate Arbeit. Mein Onkel schickte mir ein artiges Wechselchen, vermittelst dessen ich mir eine nagelneue Garderobe angeschafft hatte. Das Bewußtsein, daß ich nun mein eigener Herr wäre und die Freiheit hatte, hinzugehen wo es mir beliebte, und die Freude, daß ich nun den ehemaligen Mißhandlungen und Unterdrückungen los sei; das Achselzucken der Herren Meister und meiner Mitkollegen wegen meiner allzu großen Jugend u. s. w. machten mich zu einem kleinen Teufel, und ich war immer bereit, mich zu raufen, und bald hieß es, der Schweizer ist doch ein fideles Kerlchen. Einen Streit, den wir drei oder vier gute Freunde mit Schuhmachergesellen auf dem Tanzboden hatten, und deren Ursache ich war, wegen einem hübschen Mädchen, das ich einem armen eifersüchtigen Schuhmacher wegstipizt hatte, und eine Schlacht herbeiführte, wo zertrümmerte Tische, Flaschen, Gläser, Bänke, Leuchter u. s. w. deutlich bewiesen, daß diese glorreiche Schlacht mit blutigen Buchstaben in den Annalen der helvetischen und germanischen Gesellenvereine zum Frommen der Nachkommen gehöre, in dessen Folge ich zwei Löcher im Kopfe davon trug, und die Polizei sich einmischte, bewogen mich, das Freie zu suchen zu einem Fenster hinaus, an einem Apfelbaum-Spalier hinabzuklettern und des andern Tags schleunigst meine Papiere zu lösen und jener Stadt den Rücken zu kehren.

Nun irrte ich nachher die Kreuz und die Quere in Deutschland herum, arbeitete noch zuletzt in Leipzig, durchstrich einen großen Theil von Sachsen, Baiern, Preußen, Baden, Braunschweig, Hannover u. s. w. Die verdammte, flegelhaftgrobe deutsche Polizei glaubte sich wirklich auch berechtigt, mich zu chicaniren, da ich einige

vergießen konnte, brachen mit Gewalt und unaufhaltsam hervor. Die drückende Last, die so lange auf meinem Herzen geruht hatte, machte sich nach und nach Luft, und um vieles erleichtert, setzte ich nun meine Wanderschaft fort, bis uns die hereinbrechende Nacht nöthigte, in Basserstorf zu übernachten. Des andern Morgens schied ich von meinem Bruder und verfolgte meinen Weg ganz getrost und muthvoll nach Winterthur, Andelfingen und dann nach Schaffhausen.

Reise nach Deutschland, kleine Abenteuer, dumme Streiche u. s. w. Ankunft in Hamburg und Bremen.

Ich will meine Leser nicht mit langweiligen und weitläufigen Erzählungen aus meiner Gesellenzeit belästigen, noch viel weniger mit Reisebeschreibungen von Deutschland quälen, was ohnedieß in Millionen Büchern tausendfältig abgedroschen ist; sondern leicht darüber hinweggehen, was nicht gerade Beziehung auf meine spätern Schicksale haben könnte.

Die schlechte Witterung und der Zufall, in Schaffhausen eine billige Reisegelegenheit nach Stuttgart anzutreffen, hatte mich bewogen, mein Fußreisen einstweilen einzustellen. Ein leichter Reisewagen nahm den jungen Abenteurer auf; in Gesellschaft eines Herrn Professors aus Sachsen-Weimar genoß ich eine sehr angenehme Unterhaltung durch das ganze fruchtbare Schwaben hindurch bis in die schöngebaute Residenzstadt Stuttgart. Damals war gerade die Taschenausgabe von Walter Scotts Werken erschienen, und alle Buchbinder hatten vollauf zu thun, diese Romane zu broschiren. Daher ich denn auch das Vergnügen hatte, ohne Empfehlungsbriefe, die ich nicht leiden konnte, da sie mir eine Art Zwang schienen, dort Arbeit zu finden. Ungefähr einen Monat mochte ich dort gearbeitet haben, als ich durch verrückte Streiche, Spazierengehn und Kutschenfahren u. dgl., da nun meine Freiheit genießen wollte, mir Streitigkeit zuzog; und da mir überhaupt diese Broschürenarbeit nicht gefiel und

derselben überdrüssig war, auch den sechzehnjährigen Gesellen, wie ich damals war, nicht genug respektiren wollte, und man mir immer meine Jugendzeit vorhielt, deßwegen in Raufereien und Zankereien kam, fand ich mich bewogen, mit sehr leichtem Geldbeutel von hinnen zu trollen. In Hessen-Darmstadt angelangt, erhielt ich wieder ungefähr zwei Monate Arbeit. Mein Onkel schickte mir ein artiges Wechselchen, vermittelst dessen ich mir eine nagelneue Garderobe angeschafft hatte. Das Bewußtsein, daß ich nun mein eigener Herr wäre und die Freiheit hatte, hinzugehen wo es mir beliebte, und die Freude, daß ich nun den ehemaligen Mißhandlungen und Unterdrückungen los sei; das Achselzucken der Herren Meister und meiner Mitkollegen wegen meiner allzu großen Jugend u. s. w. machten mich zu einem kleinen Teufel, und ich war immer bereit, mich zu raufen, und bald hieß es, der Schweizer ist doch ein fideles Kerlchen. Einen Streit, den wir drei oder vier gute Freunde mit Schuhmachergesellen auf dem Tanzboden hatten, und deren Ursache ich war, wegen einem hübschen Mädchen, das ich einem armen eifersüchtigen Schuhmacher wegstipizt hatte, und eine Schlacht herbeiführte, wo zertrümmerte Tische, Flaschen, Gläser, Bänke, Leuchter u. s. w. deutlich bewiesen, daß diese glorreiche Schlacht mit blutigen Buchstaben in den Annalen der helvetischen und germanischen Gesellenvereine zum Frommen der Nachkommen gehöre, in dessen Folge ich zwei Löcher im Kopfe davon trug, und die Polizei sich einmischte, bewogen mich, das Freie zu suchen zu einem Fenster hinaus, an einem Apfelbaum-Spalier hinabzuklettern und des andern Tags schleunigst meine Papiere zu lösen und jener Stadt den Rücken zu kehren.

Nun irrte ich nachher die Kreuz und die Quere in Deutschland herum, arbeitete noch zuletzt in Leipzig, durchstrich einen großen Theil von Sachsen, Baiern, Preußen, Baden, Braunschweig, Hannover u. s. w. Die verdammte, flegelhaftgrobe deutsche Polizei glaubte sich wirklich auch berechtigt, mich zu chicaniren, da ich einige

Wochen ohne Arbeit zu finden, herumgereist war; und immer mußte ich versprechen, mich sogleich aus jedem Lande zu machen, und immer bis an die Grenze hin mein Wanderbuch visiren lassen, so daß ich auf diese Art von einem Königreich und von einem Fürstenthum ins andere geschickt wurde. Unter saugrobe Polizeibeamte rechne ich hauptsächlich, und zwar aus Erfahrung, die Münchner, Augsburger, Berliner, Braunschweiger, Badischen (Karlsruhe) u. s. w. Ich begreife gar nicht, wie solche Söldlinge sich einbilden können, das Recht zu haben, einen Reisenden ohne Ursache zu beschimpfen, herunterzuflegeln. Himmelschreiende, die Menschheit entwürdigende Beispiele könnte ich als Augenzeuge genug anführen, wenn hier der Platz dazu geeignet wäre. Es wäre zu wünschen, daß höhern Orts einmal unter das Polizeidienervieh gefahren würde; wie weiland der Teufel unter die Säue. Natürlich gibts auch Ausnahmen, aber verdammt wenige.

Mit meinem Reisegefährten, eine lustige Haut, einem Drechslergesellen, langte ich Anfangs November 1827 in der kleinen Stadt Mölln an, wo Eulenspiegels Grab gezeigt wird. Des Abends saßen wir eine ziemliche Menge Handwerksbursche in der Herberge zu Bier, und erzählten uns manchen Schwank von Liebesabenteuern, Reisen, gestohlenen Speckseiten, Schlägereien u. s. w. Ein hübsches Kellnermädchen hatte mir die Gunst erwiesen, sich neben mich zu setzen. Indessen hatte ein steinalter Goldschmiedsgeselle, der unten am Tische saß, eine Erzählung angesponnen, die meine Neugierde von Minute zu Minute steigerte, und so will ich sie meinen Lesern so kurz als möglich, von Anfang her, hier wieder geben. „Meine Herren, ich hatte vierzehn Tage in Bremen gearbeitet, da mir aber diese Condition nicht gefiel, weil mein Krauter (Meister) eine schwere Menge kleiner Kinder hatte, und auch wenig zu fressen da war, so war mir das verdammte Geknire und Gejammer der Teufelskinder, so wie das schlechte Fressen zuwider; da sagte ich, Adieu Meister! Das ist aber noch nicht alles, ich habe gehört, daß in Bremen eine Kaufmannsgesellschaft wäre, die allerlei Teufelszeug von

wenn Sie erst einmal auf dem Wasser sind, gehört Ihnen ja kein Haar mehr auf dem Kopfe“ u. s. w. Das holde Töchterchen gab auch ganz naiv seinen Senf dazu: „Mein Gott! dieser junge Mensch will nach Brasilien gehen! Lassen Sie sich doch solche Grillen aus dem Kopfe weichen. Sie müssen den Muth nicht verlieren. Schweizerchen, was denken Sie doch?“ Ein Nadlergeselle, der an einem Nebentische saß, setzte sich nun, durch diese laut geäußerten Demonstrationen der beiden Frauenzimmer aufmerksam geworden, zu mir hin, und erzählte mir, daß er einen Philbrasilier persönlich gekannt habe, dem es sehr übel in Brasilien ergangen wäre u. s. w. und setzte in mich, ja diesen Entschluß fahren zu lassen. Das waren nun allerdings keine erfreuliche Nachrichten, mich in meiner vorhabenden Reise zu bestärken. Ziemlich niedergeschlagen zahlte ich meine Zeche von dem Geldgeschenk, das ich von der Buchbindergesellschaft erhalten hatte, wie dieß bei unsrer und andern Prefessionen üblich ist, und nachdem ich noch ein Glas Schnaps und ein Stück Brod als Frühstück verzehrt hatte, blieb mir noch ein Bremer Groten übrig (eine kleine Münze). Es stand mir jetzt keine erfreuliche Zukunft bevor; der gänzliche Mangel an Geld und abgerissen an Kleidern, ermüdet von Reisen und Strapazen, die harte Winterkälte, ohne Arbeit u. s. w. Das waren alles Dinge, die mich ein bischen nachdenken machten. Wetter! dachte ich, das sind ja verflucht schlechte Aussichten. Frisch einen Plan gefaßt, wie das Ding weiter gehen soll. Vor allen Dingen, wenn es mit der Brasilianer Geschichte nichts ist, gehst du über Preußisch Münden ins Ostfriesland nach Gröningen und dann nach Batavia oder sonst nach Holland; da muß es ja Arbeit geben, es laufen da nicht so viele Handwerksbursche; denn nach der Schweiz gehe ich nicht. Um Geld will ich auch nicht schreiben. Auf dich selbst mußt du dich verlassen; so ists richtig. Vorwärts marsch! Donnerwetter! Kerl, sei keine alte Hure! Bei dem letzten Schlußgedanken ergriff ich mein Felleisen, schwang es auf meinen philosophischen Rücken, nahm Abschied von diesen braven, wackern

Leuten, die nicht ermangelten, mir glückliche Reise zu wünschen, und mich noch vor Brasilien zu warnen. Indem ich durch die Stadt wanderte, fragte ich hier und da einige Vorübergehende nach dem Büreau der brasil. Kaufmannsgesellschaft, da mich aber niemand zurechtweisen wollte oder konnte, vielleicht aus Gutmüthigkeit, indem sie mein Vorhaben dadurch hindern wollten, sagte ich halb erzürnt, das Brasilien muß eine rechte Lumpenkrone seyn, da niemand etwas davon wissen will. Da ich nun natürlich mit meinem Geldvorrathe nicht mehr in Bremen über Nacht bleiben konnte, wollte ich mit Nachfragen keine Zeit verlieren, und beschloß, diesen Tag noch das Städtchen Aachen zu erreichen, um von dem Buchbinderzehrpfennige der dortigen Gesellschaft mein Nachtlager fristen zu können. So kam ich endlich vor das sogenannte bunte Thor herausmarschirt, und brummte die Strophe jenes alten Liedes vor mich hin: „Wer weiß, wo man noch Rosen bricht?! drum sey vergnügt und sorge nicht!“ u. s. w.

Als ich eine kleine Strecke im Freien so auf dem Trottoir des Vorstädtchens fortgeschlendert war, ging ein fremder Unbekannter dicht an mir vorbei, und nach einer kleinen Weile rief mich jener mit den Worten an: „Erlauben Sie mein Herr auf ein paar Worte!“ Ich kehrte auf diese Frage zu ihm zurück und erkundigte mich nach seinem Begehren; „Haben Sie vielleicht nicht Lust, nach Brasilien zu gehen?“ sagte mir derselbe. Ich fiel wie aus den Wolken, und glaubte, dieser Unbekannte wollte sich einen ungeziemenden Scherz mit mir erlauben, und deßhalb sagte ich ihm: „Mein Herr, ich will nicht hoffen, daß Sie einen unzeitigen Scherz hier ausführen wollen! Was soll das heißen, nach Brasilien gehen?“ „Mein Gott! es handelt sich hier gar nicht um Scherz, sondern ich bin ein Angestellter vom hiesigen brasilianischen Konsulate, und bin beauftragt, Künstler, Handwerker und wer Lust hat, alles Freiwillige zu engagiren. Brasilien ist gegenwärtig ein Kaiserreich, und hat Leute nothwendig, nach europäischem Styl und Sitten eine große Stadt zu errichten. Z. B. wenn Sie Lust haben, Soldat zu

Schande angesehen, wenn ein junger Bursche sich einfallen ließ, sei es aus welchem Grunde auch immer, Dienste zu nehmen. Der letzte Weg, den ich nun ergreifen konnte, war unstreitig mein Entschluß, Soldat zu werden. Auf Rechnung meines Vaters holte ich mir insgeheim einen Reisetornister bei einem Sattler und packte des Nachts mein bischen Wäsche zusammen. Folgenden Tags beim Mittagsmahle wie gewöhnlich, sagte mir mein Vater wieder die nämlichen Trostworte: „Wenn ich nur den Schlingel los wäre“ u. s. w. Dieß hatte ich erwartet, ich erhob mich vom Tische und fragte meinen Vater, ob er nun entschlossen wäre, mich in die Fremde gehen zu lassen oder nicht. Zur Antwort erhielt ich wieder die obigen Trostworte mit einem reichlichen Supplemente vermehrt. Nun hatte ich genug. Da ich den Kammerschlüssel zu mir gesteckt hatte und mein Tornister fertig gepackt lag, so säumte ich nicht lange, mich desselben zu bemächtigen, ihn auf den Rücken zu werfen, zum Hause hinaus nach dem Wirthshause zum rothen Löwen mich zu verfügen, wo die französischen Werber ihre Einkehr hielten. Der Werber, der mich kannte und über mein Anliegen verwundert war, ließ sichs gefallen, da ich eine gute Flasche Wein zu beiderseitiger Stärkung bezahlte, provisorisch mich unters Maß zu stellen. Man denke sich meine Freude, da mir der Werber sagte, daß ich fünf Schuh französisch Maß hätte, was zum wenigsten zum gemeinen Soldaten der schweizer. Linienregimenter erforderlich wäre, übrigens könnte ich ja beim Regimente einstweilen Pfeifer oder Tambour werden, bis ich nachgewachsen wäre. Doch weil ein Bürgerssohn sich ohne weiters nicht darf anwerben lassen, so kommen Sie mit mir zum Hauptmann Scheuchzer, um mit ihm das Nähere zu besprechen. Nachdem wir noch eine Flasche geleert hatten, erinnerte mich der Werber, daß es nunmehr Zeit wäre, den Herrn Hauptmann aufzusuchen. Er überließ mir die Wahl, nun unbemerkt, entweder voraus oder hintennach ihm zu folgen, und ohne weiteres Aufsehen gelangten wir dort an, wo

mich der Werbsoldat erst warten ließ, um mich anzumelden. Nach einiger Zeit erschien mein Werber wieder, mit der Nachricht, daß mich Herr Scheuchzer sprechen wolle. Diesen wackern, biedern Mann werde ich nie vergessen, und wenn ich nicht irre, so hatte er gewiß schon die nämlichen Jugenderinnerungen gehabt; denn mit aller Theilnahme und Freundschaft fragte er mich um die Ursache, die mich zu diesem Entschluß bewogen hätte. Haarklein erzählte ich ihm den ganzen Hergang. Der Hauptmann schien erbittert zu sein; nach einigem Nachdenken sagte er: „Wissen Sie was, mein lieber junger Mann, es hat mich geschmerzt, daß Sie durch solche Verrücktheiten und Rappelköpfereien Ihres Vaters, den ich in dieser Hinsicht schon früher kannte, zu einem solchen Schritte gezwungen wurden. Ihr älterer Bruder ist jetzt Lieutenant bei unserm Regimente, und Sie werden doch nicht so als Gemeiner oder als Tambour oder Pfeifer eintreten wollen; übrigens ist das Soldatenleben nichts als ein glänzendes Elend, und selbst das Loos eines Offiziers ist nicht beneidenswerth. Reisen Sie als Handwerker in die Fremde, und kehren Sie einst als wackerer Bürger und erfahrner Mann zurück. Mit Ihrem Herrn Vater werde ich selbst sprechen; sein Sie unbesorgt, denn ich bin nur zu sehr von der Wahrheit Ihrer Erzählung überzeugt, weil mein Kriegskamerad Friedrich, Ihr Bruder, aus den nämlichen Gründen Dienste genommen hat. Gehen Sie jetzt zur Arbeit oder spazieren Sie und zerstreuen Sie sich wie Sie immer können.“

Dankbar und gerührt drückte ich diesem Biedermanne die Hand; ich war ja wieder glücklich; hatte ich doch jemand gefunden, der Gefühl für meine Leiden hatte.

Indessen ging ich spazieren, um mir die Soldatengrillen zu vertreiben. Der wackere Hauptmann hatte jedoch nicht versäumt, sogleich sich zu meinem Vater zu begeben, um ihm Vorwürfe und Vorstellungen über die Lage und Verzweiflung meiner Wenigkeit zu machen. Wie ich nachher erfahren hatte, soll er wüthend und tobend gesagt haben:

„Der verdammte Junge! Nie hätte ich geglaubt, daß er so versteckt und bösartig gewesen wäre, mir diesen Schimpf anzuthun, und mich den Vorwürfen und Beschimpfungen eines französischen Offiziers auszusetzen. Nun soll er aber auch fort, der verdammte Schlingel!“ Des Abends kam ich erst nach acht Uhr zur Abendmahlzeit zurück, wo ich zwar wohl zornigen und erbitterten Blicken meines Vaters ausgesetzt war, allein die Vorrede des edlen Hauptmanns hatte so viel bewirkt, daß er es nur mit Brummen bewenden ließ, ohne sich weitere Excesse zu erlauben. Des andern Morgens endlich machte er seiner Entrüstung Raum, indem er mir mit den härtesten Schimpfreden und dem Bemerken, eine väterliche Tracht Prügel verdient zu haben, ankündigte, daß ich mich bereit halten solle, mit ihm auf das Polizeibureau zu gehen. Die Vorrede zu diesem erfreulichen Gange beliebte er jedoch nicht mit thätlichen Belegen väterlicher Züchtigung zu begleiten. Genug, auf der Polizei erhielt ich das längst gewünschte Wanderbuch und die göttliche Aussicht, meine persönliche und moralische Freiheit zu genießen. Nun sollte aber auch mein Felleisen ausgesteuert werden. Ein abgetragener Rock meines Vaters wurde schnell gewendet, da der Schlingel keinen neuen werth war. Zwei paar Stiefel, die er auch schon getragen hatte, wurden ein bischen geflickt u. s. w. So war nun endlich der Schlingel, der eher einem hausirenden Judenjungen ähnlich sehen mochte, als einem Handwerksburschen, in reisefertigen Zustand versetzt. Da mein Vater sehr wohlhabend war, so hätte die Ausstattung zur Reise allerdings besser sein können. Genug über alle diese menschlichen Schwachheiten! Ich machte nun meine Abschiedsvisiten überall. Mein theurer, wackerer Onkel lag damals krank; er beschenkte mich noch mit drei Louisd'or, und warnte mich, in der Fremde, indem er gerührt von mir Abschied nahm, keinen Seelenverkäufern Gehör zu geben. Wie oft dachte ich später in Südamerika als Soldat, und auch oft nachher, an diese seine Worte. Die meisten meiner Besuche waren nun abgestattet, der Mittag rückte heran, und nach dem Imbis war meine

treffe. Mein Führer öffnete eine Thüre, die in das Innere einer Scheune führte und mich zugleich im Hintergrunde eine halbgeöffnete Stube erblicken ließ. Die Scheune enthielt nebst der Stube eine ziemliche Anzahl Subjekte von allen Arten und Gattungen, die im europäischen Thiergarten unsers Herrgotts zu finden sind, und mich bei meinem Eintritte mit dem Gebrülle der Verzweiflung und der Sympathie, die nur Unglücksbrüdern eigen ist, empfingen. „Holla! hier kommt auch wieder ein neuer Brasilianer! Heda, willkommen! Thun Sie nur Bescheid! Der Teufel soll das Handwerksburschenleben holen! Die verfluchte Hundepolizei, die vermaledeiten Meisters auch, die nur mit Lehrburschen arbeiten, so daß kein honetter Geselle mehr Arbeit kriegt, und sich halb todt laufen muß.“ „Ha!“ riefen wieder andere, „da sind die verfluchten Preussen, die Schufte von Patentmeistern, die verdammten Pfuscher, immer von den Ersten“ u. s. w. Und eine Menge Bier- und Schnapsgläser kreisten um meinen Schädel herum. Mein Führer hatte Mühe genug, mich den Klauen dieser ungestümen, tobenden Bacchanten zu entreißen, und mich, so zu sagen, am Schlepptau in die schwarze raucherige Stube hineinzubugsiren. Ein erstickender und stinkender Tabaksqualm umhüllte meine unbedeutende Person mit einem geheimnißvollen Schleier, den die Furien des Elends und der Verzweiflung sonder Zweifel aus den Tabakspfeifen meiner anwesenden und zukünftigen Unglücksbrüder zu meinem Empfange als Weihrauch bestimmt hatten. Endlich hatte mein Führer ein Plätzchen ausfindig machen können, wo ich mich ohne weiters vor Anker legte und mein Felleisen mir als ein weicher Stützpunkt dienen mußte. Indessen hatte der Werber einer alten Matrone befohlen, zwei tüchtige Stiefel Kümmel mit Butterbrod zu holen, und indem ich im Gespräche mit ihm begriffen war, brachte diese Erquickung die Tochter des Hauses selbst. Eine sanfte, weiche Hand berührte meine Schulter, und eine liebevolle, herzlich gute Stimme erquickte mein Ohr auf eine äußerst wohlthuende Weise, obschon in herbem Plattdeutsch mit den Worten: „Myn seutyen lesen Jungen,

„Der verdammte Junge! Nie hätte ich geglaubt, daß er so versteckt und bösartig gewesen wäre, mir diesen Schimpf anzuthun, und mich den Vorwürfen und Beschimpfungen eines französischen Offiziers auszusetzen. Nun soll er aber auch fort, der verdammte Schlingel!“ Des Abends kam ich erst nach acht Uhr zur Abendmahlzeit zurück, wo ich zwar wohl zornigen und erbitterten Blicken meines Vaters ausgesetzt war, allein die Vorrede des edlen Hauptmanns hatte so viel bewirkt, daß er es nur mit Brummen bewenden ließ, ohne sich weitere Excesse zu erlauben. Des andern Morgens endlich machte er seiner Entrüstung Raum, indem er mir mit den härtesten Schimpfreden und dem Bemerken, eine väterliche Tracht Prügel verdient zu haben, ankündigte, daß ich mich bereit halten solle, mit ihm auf das Polizeibureau zu gehen. Die Vorrede zu diesem erfreulichen Gange beliebte er jedoch nicht mit thätlichen Belegen väterlicher Züchtigung zu begleiten. Genug, auf der Polizei erhielt ich das längst gewünschte Wanderbuch und die göttliche Aussicht, meine persönliche und moralische Freiheit zu genießen. Nun sollte aber auch mein Felleisen ausgesteuert werden. Ein abgetragener Rock meines Vaters wurde schnell gewendet, da der Schlingel keinen neuen werth war. Zwei paar Stiefel, die er auch schon getragen hatte, wurden ein bischen geflickt u. s. w. So war nun endlich der Schlingel, der eher einem hausirenden Judenjungen ähnlich sehen mochte, als einem Handwerksburschen, in reisefertigen Zustand versetzt. Da mein Vater sehr wohlhabend war, so hätte die Ausstattung zur Reise allerdings besser sein können. Genug über alle diese menschlichen Schwachheiten! Ich machte nun meine Abschiedsvisiten überall. Mein theurer, wackerer Onkel lag damals krank; er beschenkte mich noch mit drei Louisd'or, und warnte mich, in der Fremde, indem er gerührt von mir Abschied nahm, keinen Seelenverkäufern Gehör zu geben. Wie oft dachte ich später in Südamerika als Soldat, und auch oft nachher, an diese seine Worte. Die meisten meiner Besuche waren nun abgestattet, der Mittag rückte heran, und nach dem Imbis war meine

mit Blut unterlaufenen Augenpaare, finnenbedecktem, pockennarbigen Angesicht; die glänzenden Schweinsaugen hingen blinzelnd auf die Spielkarten; sein struppiger, borstiger, wie von Ratten theilweise angefressener Schnurrbart, der durch beständige, von oben herabträufelnde Tabaksthränen zierlich gebräunt war, wetteiferte mit dem Ganzen, und harmonirte mit einem, wie von Austern bedeckten, hervorragenden Fels, dem Kinn; es war das Bild einer sanftschlummernden, lächelnden, kosmopolitischen Seelenruhe. Der Besitzer dieser reizenden Physiognomie war eines jener Individuen, die genaue praktische Erfahrung und folgereiche Kenntnisse der geographischen und topographischen Lagen aller Schenken, Kneipen, Freudenhäuser, Dörfer, Städte u. s. w., so wie der Gutmüthigkeit, Nachlässigkeit und nur für sie vortheilhafte Eigenschaften der Bewohner besitzen. Jene Individuen, die mit einem halben Dutzend Pässen und Wanderbüchern versehen sind, und der deutschen flegelhaften, in alles sich mischenden Polizei, den Tyrannenknechten, Bluthunden, und wie sie alle heißen, immer eine Nase drehen, und in Deutschland unter allerlei Gestalten und Figuren umherwandeln, die sogenannten Stromer, Fechtbrüder u. s. w., die bald die Mildthätigkeit des Bauers und des Städters in Anspruch nehmen, bald wieder die Dreistigkeit haben, die Vertheilung der irdischen Güter sich selbst anzumaßen, und so unserm Herrgott ins Handwerk pfuschen, und unaufgefordert ins Rad der blinden, tückischen Fortuna greifen, — diese von einem großen Industriegeiste beseelten Erdensöhne sind erhaben über alle die elenden, polizeilichen Chikanen, und Hand in Hand mit der lieben, tröstenden Philosophie, stolziren sie über die steinigen und bedornten Pfade des Weltgetümmels.

Ein seltsamer Kontrast mit diesem Kleeblatt bildeten zwei stille, dem Anscheine nach etwas gebildete, junge Handwerksbursche, die mit dem Durchlesen einiger Stammbuchblätter, einigen geöffneten Briefen von ihren Eltern, Anverwandten oder ihren geliebten Herzensschätzchen beschäftigt waren; denn der Eine wies triumphirend dem

Andern eine schöne, blonde Haarlocke, indem er schmerzlich seufzend ausrief: „O Friederike, wenn du gutes Kind jetzt wüßtest, daß ich nach dem heißen Brasilien ginge, daß ich so lange ohne Arbeit in Deutschland herumlaufen mußte, und endlich nur mitgehe, daß mich die Gendarmen nicht auf dem Schub nach Hause bringen!“ — „Sieh' mal an,“ sagte ein besoffener Schneider, der den ausgestoßenen Seufzer jenes jungen Burschen gehört hatte, „wer wird sich denn um ein Frauenzimmer grämen? Es gibt ja so Schwerenothszeug überall genug. Jetzt gehen wir ja in die weite Welt. Hol mich der Teufel, Bruderherz, da gibts Gold, Diamanten, Edelsteine und der Teufel weiß, was noch alles! Schwarze, Weiße, Braune und Teufelskinder von Weibsleuten aller Art! Was menst du Bruder?“

Ein großer, vierschrötiger Kerl, in einem blauen Fuhrmannskittel, bestieg einen Stuhl und deklamirte Lavaters Lied von Wilhelm Tell: „Nein vor dem aufgesteckten Hut“ u. s. w., Schillers Bürgschaft, und einige schmierige Zoten zur größten Ergötzung der anwesenden Glücksritter. Von der Scheune her erklang das Gebrülle einiger schwer Benebelten: „Brasilien ist nicht weit von hier, heida juchhe!“ u. s. w. In einer andern Ecke sang ein von Hoffnung beseelter Leidensbruder: „Freut euch des Lebens.“ Kurz alles machte einen sonderbaren, unbeschreiblichen Eindruck auf mich; ich sah wohl, daß diese Leute alle, wenigstens die meisten, aus Verzweiflung sich zu betäuben suchten.

Das Verlangen, eine Seereise zu machen, meine gegenwärtige elende Lage, die Winterkälte und die großen, herabfallenden Schneeflocken, die ich unaufhaltsam durch das Fenster hindurch betrachtete, ließen mich keine goldne Handwerksburschenzeiten erwarten. Mein Entschluß war nun gefaßt; ich umfaßte das mir lieb gewordene, gute Hannchen, und sagte etwas rasch zu dem betreffenden Werber: „Hol mich der Teufel! ich gehe mit nach Brasilien, aber Sie müssen mich zuerst nach dem Konsulate führen, daß ich mich näher erkundigen kann!“ Hannchen streichelte mir freundlich nickend das Kinn, und mit einem herzhaften

Kuß versicherte ich dem Mädchen meine platonische Liebe. Der Werber willigte in mein Begehren, erklärte mir, daß es jetzt Mittagszeit wäre und wir uns nach dem Essen zum Konsul begeben würden.

Als wir dort anlangten, meldete mich der Werber. Ein Individuum, das von meinem Führer Herr Sekretär titulirt wurde, empfing uns, und indem er eine Seitenthüre öffnete, erblickte ich einen mürrischen Kerl, dessen graue, falsche Katzenaugen, mir ein unheimliches Grauen einflößten; sein kahles Haupt hing, wie es schien, schwer belastet, auf der Brust; das ganze Subjekt saß, oder lag vielmehr hinter einem mit Flaschen und den Ueberbleibseln einer Mahlzeit belasteten Tische. — Bei unserm Eintritte erhob jener graue Schuft mit vieler Mühe seinen Strohkopf ein wenig in die Höhe, und lallte einige unverständliche Worte. Der dienstbare Geist, in Gestalt eines Sekretärs, führte uns wieder zum Zimmer hinaus, wie er uns hereingebracht hatte, und indem sich Mußjöh Sekretär ein imposantes Ansehen geben wollte, hub er sehr salbungsvoll zu sprechen an: „Der Herr Konsul ist „diesen Augenblick wegen Unpäßlichkeit nicht zu sprechen; „übrigens können Sie mir, als dem Geschäftsführer, Ihr „Anliegen eben so gut vorbringen.“ „Nun wenn das „ist, mein Herr,“ erwiederte ich, „so bin ich so frei, „Sie zu fragen, wie es eigentlich mit dem Dinge da — „nach Brasilien engagiren zu lassen, beschaffen ist? Unter „welchen Bedingungen sich unsereiner kann annehmen „lassen u. s. w.?“ „Was haben Sie für ein Metier?“ fuhr jener fort. Antw. Buchbinder. Fr. Wie alt sind Sie? Antw. Noch nicht völlig siebzehn Jahre. „— O Sie junger Mensch, bedenken Sie, welche glanzvolle Laufbahn Sie antreten, wenn Sie jetzt als Militär „oder als Künstler in jenes herrliche Land kommen! — „Wie oft ist's nicht der Fall gewesen, daß junge Leute „sich nach und nach Glück und Ruhm und Ehre in fremden Ländern erworben haben, und wenn es auch wirklich der entgegengesetzte Fall bei Ihnen wäre; ein Fall, „sage ich, der sich beinahe nicht denken läßt — so ist

„dennoch die brasilianische Regierung so großmüthig, und „läßt Jeden Mißvergnügten oder solche, die auch das „dortige Klima nicht vertragen können, oder wo sonst „andere unvorhergesehene Fälle eintreten sollten, auf ihre „Kosten nach Europa zurück transportiren“ u. s. w. —

Obschon ich den ganzen Wortkram nicht für baare Münze annahm, so blieb derselbe, besonders da junge Leute, und so auch ich eine günstige Meinung von sich hegen, nicht ganz ohne Eindruck für mich, und ich überlieferte daher mein Wanderbuch, das einzige Band, woran meine Freiheit noch hieng. — Auf mein Verlangen hin wurden mir auch noch ein Paar Stiefel aus dem kaiserlich brasilianischen Vorrathe abgeliefert, und so begab ich mich nun, mit meinem vorigen Führer, wieder ins weiße Lämmchen, umarmte mein Hannchen, und erklärte meinen Leidensgefährten, daß ich nun einer der Ihrigen wäre. —

Nun ging's rasch hinter mein Felleisen her, da uns gesagt wurde, daß man keine Kleider an Bord des Schiffes mitnehmen dürfe; Stumpf und Stiel, bis an einige Kleinigkeiten, wurden dem Trödler verkauft; mit einem Theil des Erlöses traktirte ich meine brasilianischen Leidensgefährten. Ich mußte einigermaßen froh sein, daß ich für einstweilen Quartier gefunden hatte, denn des andern Tags zeigte sich, von meinen Märschen und Strapazen herrührend, die sogenannte Rose oder Rothlauf an meinem rechten Beine, und beide Füße schwollen zugleich heftig auf. — Mein Hannchen, das seelengute, brave Kind, dem ich jetzt noch danke, verpflegte mich sehr sorgfältig; legte mir heiße Mehlumschläge auf meine rebellischen Spazierhölzer, und that alles, um meine Schmerzen und Leiden zu erleichtern. — Da ich kaum einen Schritt allein gehen konnte, so nahm mich das Kind öfters am Arm, und führte mich zum Ofen hin, wo sie mir ein gutes Plätzchen bequem zugerichtet hatte, und ich nun meine Pfeife, wie ein alter Invalide dampfen ließ. — Wie oft brachte mir das liebe Kind unterhaltende schwülstige Romane aus der Leihbibliothek! — Wie

oft schäckerten und koseten wir zusammen! — Wetter! das Ding freut mich jetzt noch, und manches harte Jahr ist seitdem in meinem närrischen Lebenslaufe verflossen!

Nach Verfluß von vierzehn Tagen war ein Transport von sechzig Mann beisammen, und die Scheune und das Quartier, bald für die hohe edle Gesellschaft zu enge. — Auf Befehl des ehemaligen Majors Schäffer (so nannte sich jenes saubere Stück Konsul) kamen Nachts zwei Uhr zwei Gendarmen, wahrscheinlich um allfälligen Erzessen vorzubeugen, und nachdem auf kaiserlich brasilianische Kosten einem jeden Mann noch eine Ration Branntwein zugetheilt wurde, marschirten sie bei Nacht und Nebel durch Bremen; und wurden dort auf einen kleinen Kutter, an Bord der dänischen Brigg Fortuna gebracht. — Auf Fürbitte meines lieben Hannchens, weil meine Beine noch nicht recht geheilt waren, hatte ich noch die Erlaubniß erhalten, meine Genesung im weißen Lämmchen abzuwarten, was mir um so lieber war, da ich, nebst dem Genusse der Freundschaft, eine gute, nahrhafte Kost hatte. — Die Kost war auch wirklich der einzige Ersatz für das von Schäffer gestohlne Schiff- und Handgeld, welch letzteres uns später hätte ausgeliefert werden sollen, und zum Lobe der Wirthin muß ich nachsagen, daß sie uns gewiß rechtlich in dieser Hinsicht behandelt hat.

Endlich kam nach Verlauf von vierzehn Tagen die Reihe auch an mich, mit dem indeß wieder neu angeworbenen Transport abzugehen. An Gepäcke trug ich natürlich nicht schwer und nur einige Kleinigkeiten; in meiner vom Trödler geretteten Handwerksschürze, befand sich meine Brieftasche, nebst einem Stammbuch und einem Tagebuch, das ich später verlor, und dessen Verlust mir jetzt noch sehr fühlbar ist, eingewickelt — Herzlichen Abschied nahm ich nun von meinem lieben Hannchen, ihrer Schwester und der Wirthin, und mit kecken Hoffnungen, die mein jugendliches Gemüth umgaukelten, träumte ich jetzt nur von gefahrvollen abenteuerlichen Reisen, romantischen ewig grünen Inseln, bezaubernden indianischen

Prinzessinnen, reizenden, wohlgeformten Negerinnen ꝛc. Ein kleiner Kutter nahm uns auf, ein Schiffchen nämlich mit einem Mast und einem kleinen Verdeck, dessen Raum mit Stroh ausgefüllt war, in das wir alle wie Häringe eingepöckelt waren. — Einige Krüge holländischen Wachholderbranntwein, nebst zwei Käsen und Schwarzbrod, wurden uns als Stärkungsmittel beigepackt. Das Schiff, an dessen Bord wir nun transportirt werden sollten, war die dänische Brigg Fortuna, befehligt von dem wackern Kapitän Richelsen, von dem ich späterhin zu seinem Lobe mehr erwähnen werde, welche im Hafen von Bremerlear, einem kleinen Städchen an der Weser, ungefähr fünfzehn Stunden von Bremen, vor Anker lag.

Ankunft und Aufnahme an Bord der dänischen Brigg Fortuna im Hafen zu Bremerlear.

Als unsre Häringstonne oder dieser kleine Kutter sich an Bord der Fortuna gelehnt hatte, krochen wir alle, einer über den andern hinweg, mühevoll heraus, und kletterten die Schiffstreppe hinauf auf das Verdeck. Auf dem Verdecke erblickten wir unsre andern Reisegefährten mit einem grauen Mantel, weißen leinenen Hosen und einer runden grünen Mütze auf dem Kopfe ausstaffirt. Auf dem vordern Maste wehte die grün und gelbe brasilianische Wimpel, welche von der rauhen, deutschen Nordluft tüchtig herumgepeitscht wurde.

Mein Herz sagte mir bei diesem schon etwas militärischen Anblicke, daß meine zukünftige Freiheit wohl etwas eingeschränkt werde, und fröstelnd erinnerte ich mich an die Worte der gefälligen Herbergsmutter in Bremen: „Wenn Sie erst einmal auf dem großen Wasser sind, gehört Ihnen kein Haar mehr auf dem Kopfe!“ Indessen wurden die Leute unsers Transports am Backbord der Brigg in Reihe und Glied aufgestellt, und einer nach dem andern mußte sich in die Nähe der Küche begeben, wo sich dienstbare Geister der Reinlichkeit befanden, die ihm bedeuteten,

sich ohne Umstände zu entkleiden. Wenn nun diese Entkleidung statt gefunden hatte (wiewohl dieß nicht ohne Zögern geschah, denn es war Anfangs oder Mitte Dezembers, also wahrlich kein kleines Stück Arbeit, sich in paradiesischen Zustand versetzt zu sehen) so ergriffen jene Reinlichkeitsgeister eine grobe, harte Bürste, womit die Dienstmädchen in Zürich ungefähr die Stubenböden und Treppen zu fegen belieben, und nun gings an ein Fegen, Reiben und Putzen mit grüner Seife, und mit bereit stehendem heißen Wasser über den armen, nackten Kadaver her, daß es entweder Mitleid erregte oder auch Stoff zu ungemeinem Gelächter hervorbrachte. Das letztere war indessen eher der Fall als das erstere, denn die Zuschauer konnten sich bei dem Grimassenschneiden der nackten Adamssöhne des Lachens nicht enthalten, und ich selbst, wie andere, als ich von dieser Tortur befreit war, mußte trotz dem Frost, der meine zarten Gebeine schüttelte, dennoch lachen. Wenn nun ein solcher Glücksritter genug gebürstet, gerieben und gewaschen war, wurde ihm ein leinenes Hemd, Hosen und Jacke von demselben Stoffe zur Bedeckung gereicht, und überdieß noch einem Jeden ein grober, grauer Mantel, eine runde, grüne Mütze und leinene Wäsche zum Umwechseln, nebst Stiefeln, unter Androhung von Strafe, dieselben gut aufzubewahren. O unsterblicher Maler Hogarth, wärest du zugegen gewesen! Nachdem nun diese durch höchst unzarte Hände ausgeführte Reinigungsoperation an den sämmtlich angelangten Neulingen höchst ruhmvoll beendigt war, so mußten wir wieder in Reihe und Glied treten, und jedesmal neun und neun Mann erhielten einen Unteroffizier, und so gings nun hinunter ins Zwischendeck, wo uns dann die Schlafstätten angewiesen wurden. Bald nachher ließ uns jener menschenfreundliche Kapitain Schwarzbrod, gesalzene Butter und eine tüchtige Ration Branntwein zur Stärkung verabreichen, deren wir so sehr nach solcher Pferdestriegelei-Operation bedurften. Nie wird mir diese pudelnärrische, tragikomische Reinigungsscene, die sogar die Delicen der muselmännischen Bäder übertraf, aus dem Gedächtnisse

verschwinden. Als wir nach beendigtem Frühstück das Verdeck wieder betraten, waren zwei oder drei Quasi-Unteroffiziere mit dem Durchsuchen unserer abgelegten Kleidungsstücke beschäftigt, von denen die meisten voll niedlicher Thierchen, armer Handwerksbursche unzertrennliche Reisegefährten, wimmelten. Eine Menge kleiner Fahrzeuge umringten die Brigg, deren spekulative Besitzer Kleider auffischten, die nur Reinlichkeit halber über Bord geworfen wurden, und nachdem sie von ihren zukünftigen Eigenthümern ausgekocht worden, späterhin wohl die Zierde, mancher Trödelbude waren. Dessen ungeachtet waren diese Thierchen nicht ganz auszurotten, indem späterhin einige Kolonistenfamilien an Bord kamen und so eine reiche Sammlung derselben mitbrachten, die sich sämmtlich zu unserm Leidwesen in großer Menge multiplizirten. Indem ich nun meinen Lesern unsre Schiffskost ein wenig beschreiben will, werde ich nachher von der innern Einrichtung des Schiffes nähere Notizen ertheilen. Unser Frühstück bestand aus gekochter dänischer, nahrhafter, gesunder Grütze. Eine Stunde später wurde jedem Mann eine kleine Ration Schnaps ausgetheilt, nebst Zwieback für den ganzen Tag, so lange wir im Hafen lagen, frisches Schwarzbrod. Nachmittags um zwei Uhr den einen Tag gepöckeltes Rindfleisch, den andern Tag aber guten Speck nebst Sauerkraut mit Kartoffeln, und so alle Tage mit Gemüsen umgewechselt. Des Abends bei hereinbrechender Dämmerung eine erquickende Ration Schnaps. Zehn Mann formirten jedesmal eine Korporalschaft, die von dem Schiffskapitän die nöthigen Eßgeräthschaften erhielten: 1) ein großer, hölzerner, runder Kübel (Backe), der die Gesammtrationen der Korporalschaft fassen mußte; 2) hölzerne Teller und Löffel; 3) ein Krug, nebst einem Rationenmaß von Blech zum Branntwein, nebst einem Zwiebacksbeutel.

Auch die Kolonisten, die später anlangten, wurden mit den nämlichen Geräthschaften versehen, und in allem muß ich die Zweckmäßigkeit und Rechtlichkeit in den Einrichtungen des Schiffkapitäns loben.

Innere Einrichtung des Schiffes Fortuna. Verschiedene Notizen.

Das Schiff Fortuna war eine große Brigg und dessen innere Einrichtung ungefähr also: die Kajüte war für den Kapitän, seine beiden Steuerleute, und das von jenem Stück Konsul, dem ehemaligen Major Schäffer ernannte Offizierscorps eingerichtet. Das Zwischendeck hatte zwei Abtheilungen, die größere für das Militär und die kleinere für die Kolonistenfamilien. In jeder dieser Abtheilungen waren Schlafstellen (Cojen), zwei über einander angebracht, welche jede fünf Mann faßte. Zwei solche Cojen bildeten eine Korporalschaft. Die Schlafstellen der Kolonisten waren etwas geräumiger, übrigens aber alle mit einem magern Strohsacke versehen, eben so die Cojen für die Kranken, deren es während der Reise eine ziemliche Anzahl gab. Die Matrosen waren in ihrem gewöhnlichen Aufenthalte, dem Loche beim Kiele über der Hölle. Auf dem Verdecke befand sich nebst den Geflügel- und Schweineställen auch noch unsere Küche, die unweit der Kapitänsküche angebracht war, und von einem unserer Leute gehandhabt wurde, der sich zu diesem Geschäft freiwillig hergegeben hatte. Vor und hinter der Kajüte waren Ruhebänke angebracht, deren sich aber nur der Kapitän, seine Steuerleute und das erbärmliche Offiziercorps und die später angelangten Passagiere bedienten. Um der Mannschaft ein wenig Beschäftigung zu geben, wurden Schildwachen verordnet, wovon eine bei der Wassertonne, die sich in der Nähe der Kajütenküche befand, beauftragt war, Verschwendungen des Wassers, so wie Mißbrauch und Unreinlichkeiten u. s. w. zu verhüten. Des Nachts wurden immer zwei Laternen im Zwischendecke angesteckt, die ebenfalls Schildwachen erforderten u. s. w. Die Bestrafungen waren gewöhnlich: in den Mastkorb zu steigen und dort einige Stunden zu verweilen, oder auch im Kielraume in irgend einem engen Loche eingesperrt zu werden. Die übrige Zeit wurde abwechselnd mit Reinigung des

Ober= und Zwischendeckes, mit Wasser ziehen, Kartoffeln schälen u. s. w. ausgefüllt. Das anwesende Offizierscorps, das der Major Schäffer für den brasilianischen Kriegsdienst angenommen hatte, bestund aus ungefähr fünf oder sechs Individuen, deren Name mir entfallen ist; weil überhaupt unter diesen allen wohl kaum zwei waren, die gesunden Menschenverstand hatten, so verdienen sie hier auch weiter keiner Erwähnung.

Da unsre Mannschaft noch nicht völlig ergänzt war, und überhaupt der Kapitän noch auf Kolonisten und Passagiere wartete, so verstrichen über zehn Tage, seit wir uns an Bord der Fortuna befanden. Diese kurze Zeit schien mir ein langer Zeitraum, denn so auf der Rhede zu liegen, besonders in dieser rauhen Jahrszeit, ist für den Neuling keine Kleinigkeit. Beträchtliche Eisschollen kamen öfters in Menge auf die vor Anker liegenden Schiffe zugeschwommen, wo sie zuweilen bedeutenden Schaden anrichteten.

Es kann wohl nichts einförmigeres, langweiligeres in diesem irdischen Jammerthale geben, als das wochenlange, verdammte Stillliegen auf einem Schiffe, sey es in Quarantaine, oder bei gänzlicher Windstille, oder um abzuwarten in die See zu stechen, wie es bei uns der Fall war, wo unsre Geduld eine harte Probe bestehen mußte.

Vorbereitungen zur Abreise. Ankunft neuer Unglücksbrüder. Passagiere, Kolonistenfamalien. Major Schäffer zeigt sich als Redner und Gesetzgeber, als eitler, feiger, gemeiner, eingebildeter Tropf. Den 31. Dezember 1827 lichten wir die Anker und erreichen die Nordsee. Stürme und Gefahren; allerlei närrisches Zeug u. s. w.

Den 29. Dezember langten einige Passagiere an, die entweder aus Reiselust oder Gewinnsucht nach Südamerika sich begeben wollten, nebst einem Transport Handwerksbursche und Abenteurer. Des Abends kamen noch eine Menge Kolonisten an Bord mit Weibern und

Kindern, größtentheils aus dem Hessen-Darmstädtischen oder Baden und Nassau in einem höchst erbärmlichen Zustande, und ein oder zwei Kerls, wie man sagte, aus dem Zuchthause. Nachdem sich jetzt das ganze Corps mit vieler Mühe und Noth, und mit Geschrei, Heulen und Zanken eingenistet hatte, wurden nun von Seiten des Kapitäns und der Matrosen alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, und man erwartete nur noch auf den folgenden Tag den großen Helden, den Konsul und Major Schäffer. Dieser glorreiche Tag erschien endlich, und mit ihm die Sonne und der Held des erhabenen Schauspiels, das er den anwesenden armen Teufeln zum Abschiede noch vorgaukeln wollte. Nachdem Höchstdieselben zuerst Dero sehr schwachen Geist mittelst einigen Flaschen Wein, Rum u. dgl. gestärkt hatte, wagte er sich mit höchst unsicherm, wankendem Fuß die Kajüte zu verlassen und sich seiner Heerde zu zeigen. Nun ließ dieser würdige Apostel vollends den Teufel los, feurige Reden wollten seiner stammelnden, weingetränkten Zunge entfließen, aber öfteres Ausruhen von seinen Kraftanstrengungen ließen kaum einen Sterblichen sein verdammtes Kauderwelsch entziffern. Mit welcher Begeisterung sprach jener Seelenverkäufer von Don Pedro dem Großen, dem Lande der Freiheit, des Ruhmes und unvergänglichen Reichthums, den charmanten Gold- und Diamantengruben u. s. w. Wie rührend und gebieterisch-gnädig zugleich erklärte er uns, daß wir mit Freuden unser Blut für den großen, mächtigen Kaiser und seine erlauchte Herrscherfamilie, so wie für unser neues Vaterland vergießen sollten! „Wie wichtig, sagte jener hundsgemeine Kerl, wie wichtig ist nicht dieser Schritt, mit dem ihr einer goldenen Zukunft entgegen eilt!“ Solches verfluchte Drehorgel-Geleier wurde mit Ablesen des Schiffsreglements für die Dauer der Seereise begleitet, worin alle Augenblicke von Todesstrafe die Rede war. Zuletzt, unter dem Donner der Schiffskanonen, wurde dem Kaiser, seinen Kronerben und dem traurigen Schäffer selbst ein schallendes Vivat gebracht, worauf

dieser eitle Tropf sich mit aufgeworfener Nase zurückzog. Einige unsrer Leute waren sogar auf die Mastbäume geklettert, um jenen grauen Schuft in seiner Glorie zu sehen.

Dieser Schäffer, der sich an solchem Marionettenspiel und solcher erbärmlicher Komödie ergötzen konnte, war recht königlich zufrieden, wenn ihm ein solcher Troß armer Teufel mit Vivats huldigte; ja, als er später auf der Harmonie mit einem bedeutenden Transporte Rekruten in Rio de Janeiro anlangte, soll er während der Reise ganz despotisch die geringsten Fehler dieser armen Teufel mit Gefängniß, Ketten und Arschprügel bestraft haben, wie es gerade seiner Herrscherlaune einfiel. (Die Harmonie kam drei Monate später als die Fortuna in Rio an, kurz nach der Soldatenrevolte.) Ueberhaupt soll sich dieser Schäffer auf allen Transportschiffen solche Huldigungs- und Herrscher-Komödienspiele erlaubt haben, wo alsdann die Mannschaft mit einer außerordentlichen Ration Schnaps immer regalirt wurde. Auf dem Schiffe Harmonie soll sich derselbe unerhörte Gräuel eines unbegränzten Despotismus haben zu Schulden kommen lassen. Ein Schulkamerade und Jugendgenosse, Friedrich Kramer, der mit jenem Schafskopfe die Reise nach Rio gemacht hatte, und später nebst andern von dem nämlichen Transportschiffe unter das 28ste Jägerbatallion gesteckt wurde, hat mir viele Exzesse erzählt, die sich dieser Hund erlaubt hatte.

Nachdem sich nun gegen Abend dieses Ausschußexemplar der Schöpfung gänzlich berauscht von dem Schauplatze seiner Herrschaft entfernen wollte, wurde ihm noch auf Anstiften jenes traurigen Offizierscorps eine Art Musik dargebracht durch zwei alte messingne Trompeten, einer Flöte und Gott weiß aus was für Blas- und andern Instrumenten, die jene elenden, knechtischen Spürhunde von Offizieren entdeckt hatten, und durch Beschlagnehmung der vorräthigen Musiktalente aus einigen unsrer Mannschaft in Ausführung brachten. Der rührende Abschiedsakt wurde nach beendigtem Blasinstrument-Getümmel durch einen erquickenden Gesang verherrlicht, der mit dem Refrain endigte: „Nur wir allein beschützen des Kaisers Eigen-

thum. Hurrah! wir sind Soldaten, sind Könige der Welt!“ u. s. w.

Ein Berliner Stadtkind, ein Speichellecker, ein ehemaliges preußisches Korporälchen, das jetzt auf der Fortuna neun Mann zu befehligen hatte, hatte sich schon mit gekrümmtem Rücken dazu hergegeben, dieses Lied für Schäffer umzumodeln und der Mannschaft einzutrichtern.

Endlich, da dieser arme Schäffer sich in eine Chalouppe einpacken ließ, verstummte der herrliche Gesang, weil überdieß keine Ration Schnaps mehr nachkam.

So legte sich nun nach und nach ein Jeder zur Ruhe, umgaukelt von süßen Träumen. Die Erinnerung jenes herrlichen Dramas und der Gedanke, an die auf Morgen bevorstehende Abreise, ließen wohl die Meisten das Unbequeme ihrer Cojen und Hängematten nicht empfinden.

Gott sey Dank! den 31. Morgens hieß es, der Lootse käme an Bord, und nun würden wir in die See stechen, und bald erfreuten sich meine Ohren über das Geschrei der Matrosen, die mit ihrem he, hei! den Anker aufwanden und die Segel rüsteten. Ein Manöver, das für den Neuling, der zum erstenmale auf einem großen Schiffe sich befindet, viel Anziehendes erweckt. So gings nun ganz pomadig aus dem Hafen, der Weser entlang. Bald waren wir den flachen Gestaden Deutschlands aus dem Gesichte, und mancher blickte mit Wehmuth nach dem Lande seiner Kindheit und Jugend zurück. Der Nebel und die Dämmerung des kalten, stürmischen Dezembertages trug noch mehr dazu bei, die schwermüthige, traurige Stimmung, die Gefühlvollere nie verbergen, zu erhöhen. — Wir hatten schon die Weser ein gutes Stück hinter uns und Madame Nordsee mit ihren immer mehr anwachsenden, schäumenden, grünen Wogen, schaukelte unsere Arche, die sie auf dem Rücken trug, tüchtig umher. Denselben Tag schon zeigten sich Symptome der Krankheit, und es war wohl beinahe lächerlich oder vielmehr tragi-komisch, die Weiber, Kolonisten, Soldaten, Kinder und alles durcheinander zu sehen, wie sie, von Neptun ohne Erbarmen auf- und niedergeworfen, sich an allen Gegenständen fest-

zuhalten suchten. Das schiefe, ungewohnte Laufen, um das Gleichgewicht des Körpers zu erhalten, wobei so mancher Neuling auf das Verdeck purzelte, das Gejammer, das Erbrechen am Seitenbord des Schiffes, und alle diese bleichen Gesichter, waren deutliche Beweise, wie die erste Seereise reizend und lockend ist. Dort hielt sich z. B. ein Berliner Söhnchen mit einem bleichen Jammergesichte den Bauch, und schwer seufzend entfuhren ihm die heldenmüthigen Worte: „Ach Jott, hätte ik doch dat jewußt, ik wäre mein Lebtaje nich uf een solch verfluchtjes Schiff jejanjen!“ Dort sagte ein Oestreicher zu einem Bayer: „Nu Bruderherz, was sogst zu so'ner sakrischen Schiffahrt? Ist halter 'mal nicht so, wie auf'm Land!“ Dort jammerten alte Weiber, schrieen Kinder u. s. w., und alles schien sich in Wehmuth und — Erbrechen aufzulösen!

Unser Lootsen verließ uns nun. Ein kleines Boot kam, ihn abzuholen; bald zeigten sich auch kleine Fischerboote, die unserm Kapitän Fische verkauften, und ich mußte mich wundern, wie diese kleinen Boote sich auf dem erbosten Meere halten konnten, denn die Vorzeichen eines nahen Sturmes waren vorhanden. Bei heranbrechender Nacht verfinsterte sich der ohnedieß bleifarbne Himmel, und thurmhohe Wellen schienen uns zu verschlingen, bald mußten wir die Segel gänzlich einziehen und das zerbrechliche Schiff den Wellen und dem geschickten Steuermann überlassen. Die Verdecklucken wurden von den Matrosen zugemacht, und nun befanden wir uns etwa so zweihundert fünfzig Seelen in dem engen Zwischendecke eingesperrt. Man denke sich nun diese pestilenzialische Hitze, den Gestank, den die Weiber mit ihren Kindern, theils aus Angst, theils auch durch das Schaukeln des Schiffes und durch die von Seekrankheit herrührende Magenrevolte verursachten. In den Cojen der Soldaten hörte man theilweise fluchen und beten, bei den Laternen waren trotz des Sturmes einige Spieler mit ihren Karten gelagert. Als Intermezzo hörte man das Geheule des Sturms — der das Tauwerk an den Masten herumpeitschte, das Hin- und

Herrennen der Matrosen, die kräftige Kommandostimme des Kapitäns, das Gepolter der losgerissenen Schweinsställe und das angstvolle Grunzen ihrer säuischen Bewohner, kollernde, losgerissene Wassertonnen, Eimer und Geräthschaften u. s. w. Gegen Morgen hatte sich der tobende Sturm etwas gelegt; beim anbrechenden Tage nun wagten es die Meisten aus ihrer Höhle zu kriechen, und der Schauplatz der Verwüstung bewies sattsam, wie wir die vergangne Nacht ein Spielball des Schicksals waren.

Es war nun der erste Neujahrstagmorgen, der Kapitän ließ uns eine gute Ration Rum reichen. Die See war noch immer sehr unruhig. Die Mannschaft brachte dem Schiffskapitän ein beglückwünschendes Vivat, und einige arme Speichellecker wagten es, sich bei dem traurigen Offizierskorps mit kriechenden Gratulationen zu nahen, um eine huldvolle Gnadenmiene zu erlangen. — Unser Frühstück, die dänische Grütze, blieb von vielen unberührt, da die immer mehr um sich greifende Seekrankheit vielen den Appetit geraubt hatte.

Ich war nun auch von diesem Uebel befallen, und hielt mich immer am Backbord des Schiffes auf, um Neptun sein mir abgezwungenes Opfer zu bringen; den ganzen Tag hatte ich gewiß keine zwei Loth Speise zu mir nehmen können. Nachdem ich mich nachher in der Koje ein wenig ausgeruht hatte, bestieg ich bei eingetretener Nacht das Verdeck, oder vielmehr auf allen Vieren kriechend erreichte ich dasselbe, wo mich ein fürchterlicher Windstoß an die Leeseite des Schiffes warf, und mich gewiß über Bord geworfen hätte, wenn mich der Trieb der Selbsterhaltung nicht noch mit allen Kräften den Rand des Seitenbordes festzuklammern genöthigt haben würde. Ein gräßlicher Sturm stand uns wieder bevor, pechschwarz war das Himmelsgewölbe, nur die funkensprühenden, schäumenden Wogen, auf denen unser Schiff wie ein kleines Stück Holz, bald auf thurmshohe Wellen, dann wieder in grause Vertiefungen stürzte, schienen wie Lichtstreifen am Bauche der Fortuna sich

zu brechen. Mit Mühe gewann ich wieder die Treppe des Zwischendeckes, und erreichte meine Schlafstelle, wo mich die schon Schlafenden, über die ich nun hinwegklettern mußte, mit tüchtigen Kernflüchen empfingen. Da aber Morpheus seine Schlafkörner nicht über mich ausschütten wollte, so mußte ich mich nun auf meinem erbärmlichen Lager, troß der peinlichen Unruhe, die mich quälte, ruhig verhalten. Verschiedene Gedanken über meine Zukunft kreuzten sich mir im Kopfe herum; wohl dachte ich auch an die Heimath, die ich jeßt mit dem treulosen Meere vertauscht hatte. Der immer stärker heulende Sturm fesselte nunmehr meine ganze Aufmerksamkeit. Drei plößliche, fürchterliche Stöße, die alles Bewegliche auf einmal von seiner Stelle losrissen, weckten die Schläfer aus ihrem tiefen Schlummer. Man hatte die größte Mühe, sich in den Cojen festzuhalten, um nicht herauszufallen, was indessen dennoch statt fand. Deutlich hörte man den Kapitän rufen, die Sonden fallen zu lassen. (Die Nordsee ist bekanntlich die gefährlichste, hinsichtlich verborgener Klippen und ihrer Ungestümheit, hauptsächlich in dieser Jahrszeit.) Fürchterliche Stöße folgten aufeinander, und gleich Mühlgängen rauschten die auf das Verdeck sich ergießenden ungeheuern Wogen. Eine unheimliche, grause Stille herrschte im Zwischendecke, die nur von den herumkollernden, losen Gegenständen und einigen angstvollen Seufzern der Weiber und auch unserer Leute unterbrochen wurde. Kein Spötter und Todesverächter ließ sich jeßt hören, die Laternen waren durch diese harten Stöße ausgelöscht, und in dieser undurchdringlichen, grausen Finsterniß, lauschte ein Jeder auf das Herannahen des Todesengels in den tobenden Wogen. Eine schreckliche, peinlich durchwachte Nacht, ließ uns bei ziemlich vorgerücktem Tage, als die Lucken geöffnet wurden, die Spuren des gräßlichen Sturms bemerken. Zwei schöne, neue Chaloupen, die am Hintertheile des Schiffes befindlich waren, hatten die rasenden Wasserfluthen losgerissen und waren für den Eigenthümer auf immer verloren. Die Masten

und das Tauwerk hatten bedeutenden Schaden gelitten, den einen Theil unsrer Küche hatte der Orkan gänzlich zerstört, und vieles andere war entweder ganz verloren oder im höchsten Grade schadhaft.

Die Matrosen waren noch alle todtbleich von der ausgestandenen Mühe und Gefahr. Der Kapitän selbst versicherte, noch nie in solcher Gefahr gewesen zu sein, er bemerkte auch, daß das Schiff seinem Untergange nahe gewesen sei. Das Schiff war übrigens beträchtlich aus seiner Straße verschlagen, und erst nach peinlichen vierzehn Tagen, während wir in dieser stürmischen See unter beständigem Laviren und unter minder bedeutenden Stürmen herumgepeitscht wurden, erreichten wir endlich den Kanal von Tower und Calais, die Mancha und den atlantischen Ocean.

Erst da wir die azorischen Inseln, die Kreidenberge, den Teneriffa und das herrliche Madeira vorbei gesegelt waren, begünstigte uns die Witterung immer mehr, und der griesgrame Neptun schien uns mit seinen Grobheiten und Chikanen ein wenig verschonen zu wollen. Die Seekrankheit hatten nun Alle so weit glücklich überstanden, und ein reißender Appetit trat an die Stelle derselben. In diesen freundlichern Regionen nun vorgerückt, schienen sämmtliche Schiffsbewohner zu einem neuen Leben erwacht zu sein. Viele schöpften jetzt wieder frischen Muth, deren Hoffnungen noch vor einigen Tagen so herabgespannt waren.

Während der Reise gab es wohl manche Scene, die unter diesem Kehricht von Individuen vorfielen, welche einen traurigen Beweis der tiefen Versunkenheit des Menschenadels liefern. Die elende, kriechende Speichelleckerei, die niedrigen Intriguen, die Großprahlereien, die Chikanen und Quälereien, womit die Stärkern den Schwächern zuweilen auf die empörendste Art beleidigten; — das pöbelhafte, gemeine, niedrige Geschwätz aller dieser elenden Subjekte mußte den Gesittetern, der das Unglück hatte, der schwächere Theil zu seyn, und als Zielscheibe ihres Spottes diente, tief verwunden.

Jedoch will ich den Leser mit solchen gehässigen Charaktern nicht belästigen, wo nur der Feigling fähig ist gegen seine eignen Brüder zu rasen und ihnen zu schaden; sondern bloß zur Belustigung die possierliche Schilderung einiger Luftschlösser, die sich mehrere unsrer Abenteurer während der Ueberfahrt gebaut hatten, mittheilen.

Ein Schlafgenosse von mir, ein Pole, der viel Zutrauen zu mir gefaßt hatte, diese gute alte Haut, der mich sehr wohl leiden mochte, erzählte mir eines Tages seinen vorhabenden Plan mit den Worten: „Hör 'mal, Bruder-Schweizer! scheinst mir ein braver, lieber Junge zu seyn, und verschwiegen bist du auch; nicht wahr? Nun will ich dir ein Bruchstück aus meinem Lebenslaufe erzählen, daß du dich wundern wirst, und Respekt kriegen sollst vor meiner Person. Donnerwetter noch einmal! Hast du mich verstanden? Du siehst mich da nur so für 'nen ordinairen Färbergesellen an! Aber Brüderchen, du hast dich geirrt! Ich bin wirklicher Färbermeister gewesen in Warschau, und war verheirathet! Nu, was denkst du denn, Brüderchen? Das klingt ja ganz anders! Meine Frau also, oder vielmehr die Frau Meisterin, war ein bildschönes Frauenzimmer, aber so en bissel delikat oder zänkisch, und so was, Bruder Schweizer, konnt' ich nicht recht vertragen, und so hat's denn öfters so en bissel Streit abgesetzt. Nu, nu, dacht' ich, du gehst so en bissel ins Wirthshaus und vertreibst dir die Grillen, so gut du kannst. Nun hatte es aber damals Schwierigkeiten mit dem Herrn Schwiegerpapa gegeben, und ich, ich bin so en Hitzkopf, verstehst mich? Endlich krieg ich den Schwerenothsgedanken, und geh' zum Teufel, laß Frau und Kinder sitzen, und nun hat mich das Schicksal auf dieses Schiff geworfen! Nun mußt du aber sehen, Bruder Schweizer, daß ich doch noch ein sehr zartes Gefühl besitze. So bald wie wir nun in Brasilien ankommen, Brüderchen, da werde ich alle drei Monate pünktlich meiner Frau und meinen zwei Kindern so einige Kleinigkeiten schicken, wie z. B.

drei bis vier Pfund Goldstaub, einige mittelmäßige Diamanten, Juwelen und was dergleichen Kram mehr ist. Nu, denk ich, so werden sie doch höllischen Respekt kriegen müssen vor mir. Das macht gewiß en bissel Aufsehen in Warschau. Nicht wahr, Brüderchen? Ja wohl, ja wohl, Schweizer! das macht gewiß Aufsehen!"

Der gute Pole rieb sich dabei so innig vergnügt die Hände, als wenn er schon der Sache gewiß wäre. Kurze Zeit nach unsrer Ankunft fiel es dem armen Teufel ein, mit einigen andern unzufriedenen, neu angekommenen Rekruten von unserm Transportschiffe zu desertiren. Die armen Bursche aber, da sie der Landessprache nicht mächtig und überdieß durch das Fieber und die Diarrhöe entkräftet waren, konnten natürlich nicht weit kommen, und wurden daher unweit Rio de Janeiro in einer Pflanzung, wo sie sich den Magen mit Orangen gefüllt hatten, schlafend von einer portugiesischen Polizeiwache überrumpelt, in unser Quartier nach St. Christoph transportirt, und des folgenden Tags vor der Fronte des zweiten Grenadierbataillons mit fünfzig derben Stockprügeln regalirt. — Guter, aber liederlicher Pole, das waren brasilianische Juwelen. — Späterhin machte dieser Pole einen andern Versuch zu desertiren, der ihm auch wirklich gelang, denn man konnte ihn nie wieder finden.

Andere träumten nun wieder von großen Aemtern, Offiziersstellen, reichen Heirathen, Goldgruben u. s. w., und was das lächerlichste war, die Meisten bildeten sich schon ein, dasjenige zu seyn, wovon sie verrückt träumten.

Unter dem Aequator angelangt, wollten sich die Seeleute auch den Spaß machen, unsre Mannschaft zu taufen, wie es auf allen Schiffen gebräuchlich ist, demjenigen, der die Linie zum erstenmale passirt, einen Eimer Wasser über den Kopf zu gießen. Da aber dieser Gebrauch bei einer solchen Menge verschiedenartig gesinnter Köpfe Anlaß zu rohen Ausbrüchen gibt, und sich überdieß die Mannschaft früher schon einige Exzesse gegen den Schiffskapitän und den Transportkommandanten und das traurige Offizierskorps erlaubt hatte, so wurde auf Befehl des Kapitäns

dieses Tauffest eingestellt, dessen Ausführung gewiß zu blutigen Schlägereien geführt haben würde. Bei frühern Ueberfahrten sollen einst bei dieser Gelegenheit auf dem Transportschiffe Germania bedeutende Exzesse vorgefallen sein. Auf diesem Schiffe soll ein wirklicher Justizmord Statt gefunden haben, da acht unschuldige Menschen erschossen wurden.

Der Transportkommandant, wie ich früher erwähnte, war ein Strohkopf, und besaß durchaus keine Energie, eine solche Menge unruhige Köpfe im Zaume zu halten. Bei einer Gelegenheit, wo er uns erklärt hatte, daß der Kapitän nicht hinlänglich mehr Branntweinvorrath besitze, um uns täglich, wie früher, zwei Rationen Branntwein auszutheilen, waren die Gemüther sämmtlicher Schiffsbewohner so erbost, daß sie ihm drohend die Fäuste zeigten, ja sogar ihn ein Soldat packen wollte, um ihn über Bord zu werfen. „Was? schrien sie, du willst uns um unsern Branntwein betrügen? Das haben wir schon lange bemerkt, daß das Fressen auch nicht mehr ist, wie es sein sollte!“ Kurz, die ganze Mannschaft war so ergrimmt, daß sich eine Menge Stimmen vernehmen ließen: „Wir wollen den ganzen Kram über Bord werfen, es sind ja Leute genug unter uns, die die Seefahrt auch verstehen, und dann fahren wir hin, wo wir gerne wollen!“

Hätte der Schiffskapitän, der wackere Richelsen, nicht kaltes Blut und Erfahrung genug besessen, diese Meuterei hätte gewiß traurige Folgen nach sich gezogen.

Ernst und entschlossen redete er die Mannschaft an: „Euer Vorhaben, die Rebellen zu machen, wird mißlingen, ich bin mit meinen Seeleuten bereit, alles zu wagen, um das Recht und die Autorität eines Schiffkapitäns zu behaupten! Aber da ich weiß, daß die Meisten die Größe dieses Verbrechens und die dafür bestimmte Strafe nicht kennen, und ich alles mehr einer unüberlegten Hitze als bösem Willen zuschreiben will, so wißt denn, daß der Mangel an Branntwein nicht erdichtet ist, und es auf einer Reise nothwendig ist, alle Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, hinsichtlich der Lebensmittel, indem uns ungünstige Winde,

die Elemente und andere Hindernisse, unsre Reise verlängern können. So sollt ihr Mann für Mann bei unserer Ankunft im Hafen den Betrag der mangelnden Ration in klingender Münze bezahlt erhalten; was euch mehr Dienste leisten wird, als der genossene Branntwein. — Ihr wißt, daß ich ja um euch besorgt bin, wie ein Vater, und alle mögliche Sorgfalt für eure Kranken trage; es ist unmöglich, alle Bedürfnisse genau zu berechnen für eine große Menge Leute, da überdieß der Transport an Mannschaft weit stärker war, als mir im Anfange gesagt wurde."

Diese vernünftige, entschlossene Anrede verfehlte ihren Zweck nicht, die Mehrheit der Ruhigern und Rechtlichgesinnten brachten dem Kapitän ein freudiges Vivat! Gerührt erwiederte es der Kapitän, mit dem Ausrufe: „Es leben meine Passagiere, der Friede und die Eintracht!" Eine Ration Schnaps, die er sogleich der Mannschaft verabreichen ließ, besänftigte die aufgebrachten Gemüther gänzlich, und befestigte somit die locker gewordenen Bande der Subordination wieder in etwas. Während und nach diesem Vorfalle wußte der Transportkommandant kein Wort mehr vorzubringen. Es wäre wirklich im höchsten Grade ungerecht, dem Schiffskapitän etwas zur Last zu legen. Die Lebensmittel wurden immer hinlänglich dargereicht, an süßem Trinkwasser war durchaus kein Mangel u. s. w. Ueberhaupt zeigte sich der Kapitän immer als ein gemäßigter, menschenfreundlicher Mann bei allen Gelegenheiten.

Während der Ueberfahrt starben nur drei Mann und zwei Kinder. Die Leichname wurden auf ein Bret gelegt und ihnen an die Füße ein paar Steine oder sonst etwas Schweres vom Ballast gebunden. Nachdem die Runde zweimal auf dem Verdecke gemacht wurde, brummten einige Anwesende ein Vater Unser, alsdann ließ man dem Kadaver, der indeß auf der Kante des Seitenbordes aufgelegt war, mit einem herzhaften Ruck das Bret wegziehen und in die Tiefe sinken. Noch ganz deutlich erinnere ich mich dieser Ceremonie, und lange noch konnte man den Kadaver sehen, wie er schnurgerade

bei gänzlicher Windstille in jene unermeßlichen Meeresgründe hinabsank, und wie aus der Tiefe, aus dem spiegelklaren Meere, Silberblasen sich emporhoben, und an der Stelle, in der man ihn hinabsinken ließ, sich zu einem krystallnen Kreisel bildeten.

Unter der Linie oder in ihrer Nähe hatten wir zuweilen bedeutende Regengüsse, gänzliche Windstille und furchtbare Wirbelwinde und Gewitter. In einer Nacht litten wir einen so bedeutenden Sturm, daß der Hintermast ein wenig geknickt wurde, und der Zimmermann und die Matrosen Tag und Nacht mit dem Ausbessern beschäftigt waren. Zum erstenmale sahen wir hier lebende, fliegende Fische, Meerschweine und andre Gegenstände, die uns neu und anziehend waren. Mögen auch noch so viele Schriftsteller das Reizende, Schöne und Erhabene einer Seereise ausposaunen, so bin ich doch nicht ihrer Meinung. Es ist wahr, es gibt Tage auf einer Seereise, wo die Natur dem gefühlvollen Sterblichen Augenblicke gewährt, in ihre göttliche, prachtvolle, majestätische Werkstätte zu schauen. Wie saugt sich da nicht das Auge fest, wenn die wohlthuende, alles belebende Sonne hinter dem klaren Meeresspiegel hervorbringt, und die Wolken zertheilt, deren Saum sie verschwenderisch vergoldet. Wenn sie dann immer weiter vordringend ihre wohlthätigen, lichtbringenden Strahlen über den Erdball ausbreitet, und sich im Silberspiegel des Oceans wollüstig zitternd in Millionen himmlischfarbigen Feuerstrahlen verdoppelt wiederspiegelt. Großes, göttliches, erhabenes Schauspiel! O Natur, du bist erhaben, groß und herrlich! In allen deinen Werken sieht man die Macht deines göttlichen Schöpfers und Meisters, auf dessen Wink die Elemente gehorchen und deine Allmacht verkünden! Wie fühlt da nicht der arme Erdenwurm, der Mensch, seine Ohnmacht, wenn das zürnende Meer in unermeßlich hohen Wogen sich vor ihm aufthürmt und ihn in gähnende Abgründe zu werfen droht. Aber noch viel schöner ist's auf dem festen Lande, auf Gottes schöner Erde! Nicht etwa im Hessen-Darm-

städtischen, in Baden und Nassau, in Preußen und Sachsen, Oestreich, Rußland, Portugal, Spanien und Sibirien, in China, Lappland, Türkei, in Krähwinkel, Lalenburg und Athen, Groß- und Klein-Paris, London, und wie die gebildeten und ungebildeten Tyrannen-Länder und Ländchen heißen mögen. Nein, auf einem kleinen Fleckchen Erde, wo der freie Mann, das Volk wohnt, das sich selbst seine Gesetze gibt und sie deßwegen hochachtet; da, wo der Mensch keinen Gedankenzoll, noch die Luft bezahlen muß, die er einathmet (die schändliche Kopfsteuer); da, wo weder Tyrannen- noch Fürsten-Interesse, weder Pfaffenwuth noch Volksblindheit und pestilenzialischer Pöbelwahn die Natur verhunzen und der Erde unwürdig sind, die sie trägt; auf einem solchen Fleckchen Erde meine ich, wo der Adamssohn mit der Evastochter lustwandelt, wo er sein Bröd im Schweiß seines Angesichtes ißt, welches ihm kein Fürst beschneiden kann, um es an die Kadaver seiner Faullenzer, Maitressen, Jagdhunde u. s. w. zu verschwenden; wo ihm kein Pfaffe seinen Pfennig abstiehlt, um ihm das Paradies einer göttlichen, aber schändlich mißbrauchten christlichen Moral, nach einem Auktionspreise zu verkaufen; da, sage ich, wo der Mensch Mensch ist, auf einem solchen Fleck ist's gewiß schöner, wenn ein solcher Fleck Erde irgendwo existirt, als auf einigen Bretern herumzuschwimmen inmitten eines treulosen Elements. Trotz allen schönen Morgen- und Abendröthen, Wasserhosen, Wallfischen, Korallen, Perlen, spiegelhellen, himmlischschönen, silberreinen, majestätischen Oceanen, fliegenden Fischen und Vögeln, romantischen, malerischen, ewiggrünen Feeninseln u. s. w., ziehe ich doch die Reize des festen Landes allen Meerschönheiten vor. Wenn ich mein liebes Mädchen am Arme lustwandeln führe, und z. B. an einem niedlichen Haine von Akazienbäumen vorbeigehe; wenn dann der mit Veilchen, Narzissen und Vielliebchen, nebst Vergißmeinnicht und ewiggrünem Moos, verschwenderisch übersäete üppige Rasen, und die schwärmerische, harmonische Nachtigall, und die sanfte, aber etwas ergreifender, melancholischer singende Amsel, nebst

allen gefiederten, singenden und nicht singenden Bewohnern, mir zurufen: „Komm Sterblicher, genieße, was dir Zeus bescheert!“ Wenn ich in dieses Heiligthum nun eintrete, mein Liebchen am Arm (versteht sich), von Wonnegefühlen überwältigt, auf jenen Rasenteppich hinsinke; wenn sich dann in der Nähe noch eine sprudelnde Silberquelle findet, die hier einen freundlich murmelnden Bach bildet; wenn die helle, silberne Sichel des Mondes ganz verschämt und schüchtern hinter ein halbes Dutzend dienstfertige und gefällige, aber sehr düstre Wolken sich verbirgt, und einen geheimnißvollen Schein über das schöne Ganze wirft, indem mein Liebchen ihr englisch, himmelschönes Lockenköpfchen an meinen gefühlvollen Busen birgt, und der kleine Held Amor mir die Siegespalme hinhält, so frage ich alle unparteiische und erfahrne Reisende, ob das feste Land nicht schöner sey, als der enge, von Theer stinkende kleine Raum eines Kriegs-, Dampf- oder Kauffahrteischiffes, wo ich Monden lange immer die nämlichen, sich selten unterscheidenden Gegenstände erblicke. Aber solche Stuben- und Ofenhocker schreiben da in den Tag hinein, und haben noch keine andere Reise, als um den Ofen herum gemacht. Derjenige aber, der Monden lange Seereisen mitgemacht hat, ich meine nämlich einen gebildeten, gefühlvollen Reisenden, der Sinn für alles Schöne, Gute und Erhabene hat, also auch für jede Naturschönheit, wird doch sicherlich finden, daß die feste Erde deren weit mehr enthalte, und wird sie daher gewiß schöner, anziehender finden, als den Silberspiegel der Oceane mit allen ihren Herrlichkeiten.

Doch ich habe mich wieder in allzu weitläufige Abschweifungen eingelassen, und knüpfe daher den Faden der Geschichte wieder mit den stattgefundenen Scenen auf unsrer Ueberfahrt an. Außer einigen schönen Dreimastern und andern verschiedenen Schiffen, die uns begegneten während der ganzen Fahrt, konnte dem Kapitän und uns kein Zusammentreffen erwünschter seyn als das folgende: Als wir schon eine geraume Zeit außer dem Bereiche der Sonnenlinie waren, erblickten wir gegen Mittag in einiger

Entfernung ein Schiff, welches nach einiger Annäherung von unserm Kapitän für das Schiff seines Schwagers, der von Fernambuck mit einer Ladung zurücksegelte, erkannt wurde. Man denke sich die Freude unsers Kapitäns, als sie gegen Abend sich schon so genähert hatten, daß sie sich durch das Aufziehen der dänischen Flaggen grüßten, und nachher enterten. Unser Kapitän wurde von seinem Schwager in einer Chalouppe abgeholt, und indem er auf dem Verdecke des andern Schiffes anlangte, bemerkten wir von unserm Bord aus, wie er von seiner Schwester, einer schönen dänischen Blondine, und seinem Schwager herzlich umarmt wurde. Unser Kapitän mußte natürlich seinem Schwager unsre mißlichen Verhältnisse erzählt haben, indem bald zwei beladene Chalouppen zu uns hinüber geschickt wurden mit Schinken, Pöckelfleisch, Geflügel, Krügen mit holländischem Ginebre u. s. w. Bei einbrechender Dämmerung kam unser Kapitän wieder an Bord zurück, und die Chalouppe, die ihm sein Schwager verkauft oder geschenkt haben mochte, wurde von den Matrosen auf das Verdeck hinaufgezogen. Unsre sämmtliche Mannschaft wurde, um Theil zu nehmen an diesem Freudenereignisse, mit einer Ration Branntwein regalirt. Die beiden Schiffe hatten sich etwas entfernt, und Laternen an ihre Vordermaste gehängt, um sich des Nachts nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Die See schien etwas ungestüm zu werden; jedoch verfloß diese Nacht ruhig, und des andern Morgens näherten sie sich einander wieder, um zu entern. Unser Kapitän besuchte noch einmal seinen Schwager und seine Schwester, um Abschied zu nehmen. Nach der Rückkehr unsers Kapitäns spannten wir alle Segel auf. Die beiden Brüderschiffe begrüßten sich noch gegenseitig mit aufgezogenen Flaggen, und schieden, auf den Wogen tanzend, jedes nach der Richtung seiner Bestimmung hin.

Eine possirliche Komödie gewährte uns während der Ueberfahrt folgender Vorfall: Ein altes, häßliches Kolonisten-Weib, das mit seinem Ehegespons, einem blutarmen Teufel, der nur die Hälfte der Schiffsfracht bezahlen

konnte, und von dem Kapitän aus Mitleiden ins gelobte Land mitgeschleppt wurde, war so voll Ungeziefer, (denn das holde Ehepaar besaß nur einen Rock und einen Herrgott) daß das ganze Schiffspersonale damit versehen wurde, daher eine Radikalkur mit diesem Weibe vorgenommen werden mußte. Nachdem man nun diese Hottentoten-Venus auf's Verdeck gebracht hatte, unter vielem Widerstand ihrer geschätzten Person, wurden ihr die sämmtlichen Lappen vom Leibe gerissen und über Bord geworfen. Dienstbare Reinlichkeitsgeister, wie weiland bei unsrer Aufnahme an Bord, umringten nun das nackte Weib, das man, wie den Bacchus selbst, auf ein umgestülptes Fäßchen gesetzt hatte, und begannen jetzt ihre höchst unzarten Bürstungen und Reinigungen mit solchem Nachdrucke, daß das ohnedieß von Läusen zerfressene Weib laut aufschrie. Nachdem man nun einige Eimer heißes und hernach kaltes Wasser über seinen Kadaver mit verschwenderischer Hand hinunter gestürzt hatte, und einige Pfund grüne Seife als Reinigungszugabe an diesem ächten Vogel Greif verschmiert waren, wurden ihm unter dem furchtbaren Gelächter der Zuschauer ein paar leinene Hosen, ein dito Hemde und Jacke, nebst einer runden, grünen Tuchmütze zur Bekleidung dargereicht. Zwei lustige, spaßhafte Teufel aus unsrer Mannschaft vertraten die Stelle als Kammerdiener bei dieser Dame, und unter beglückwünschenden Vivats und spöttelndem Witze, daß der Kaiser um einen neuen Soldaten bereichert sei, entließ man diese rein gewaschene Amazone den unbarmherzigen Klauen dieser Reinlichkeitsteufel, die überdieß dem armen Weibe die Zierde seines Hauptes geraubt hatten, indem sie demselben vermittelst eines Barbiermessers die lausigen Locken vom Kopfe weg- und die Augenbraunen kahl geschoren hatten. Der Kolonist, der der ganzen Komödie beiwohnen mußte, sah mit Ingrimm, wie seine zarte Ehegesponsin in diesem paradiesischen Zustande und ihre enthüllten Reize den profanen Blicken des Schiffspublikums ausgesetzt waren. Diese Reize waren aber keineswegs von der Art, um in der Brust

irgend eines Venusdieners Entzücken zu erwecken. Um dieser Radikalreinigung die Krone aufzusetzen, zwang man den armen Teufel, sich auch zu entkleiden, und nackt, wie der Bauer nun war, mußte er sich die blutdurstigen Bewohner in den Falten seiner Wäsche selbst nachsuchen und vertilgen, er theilte im Uebrigen das Schicksal seiner nunmehr umgeschaffenen theuern Ehehälfte. Andere Vorfälle, die in Menge sich ereigneten, würden, um sie zu erzählen, den Raum eines Folianten erfordern. Obschon viele davon charakteristisch und seltsam genug waren, so will ich dem Leser keine Beispiele von dieser Art mehr vorbringen, wovon die meisten doch nur herbe Erinnerungen in mir zurückgelassen, und mich genügend überzeugt haben, daß ein wohlerzogener, gesitteter und gefühlvoller Mensch bei dem Anblicke physischer und moralischer Versunkenheit seiner Mitmenschen genug leiden muß, besonders bei einem solchen, der auf dem engen Schauplatz, in dem beschränkten Raum eines Schiffes gezwungen ist, täglich Augen- und Ohrenzeuge davon zu seyn.

Indem wir uns nun immer mehr Brasilien näherten, befiel uns weiter kein unglückliches Ereigniß, wenn ich nicht einzelne Kranke, leichte Augenentzündungen und Symptome des Skorbuts, an denen viele unserer Mannschaft litten, dazu zählen will.

Zweiter Abschnitt.

Ankunft in Rio de Janeiro. Der Verfasser wird gezwungen, Soldat zu werden. Die sonderbare Eidesleistung, die von uns armen Teufeln erzwungen wurde. Skizzen über die dortige Militärdisciplin, Montirung, Lebensweise u. s. w. Der Verfasser liegt im Hospital krank. Diarrhöe und Fieber lassen ihn den Tod vermuthen. Lazarethscenen. Der Verfasser macht erbauliche, philosophische Betrachtungen über das irdische Leben; seine Genesung erfolgt. Aufstand der ausländischen Truppen. Mannigfaltige Scenen von den grellsten Farben. Schilderung der von allen Nationen zusammengerafften Truppencorps. Die Marinetruppen der im Hafen liegenden französischen und englischen Stations-Escadres landen und belagern die Grenadierkaserne auf St. Christoph. Ende des Aufstandes, Bestrafung der Rebellen u. s. w.

Motto. Stürme schlugen mich an fremde Küsten,
Wo mir Hunger oft zur Seite schlich;
Einsam ging ich tief in heißen Wüsten,
Wo der Tod mir um den Schädel strich.

Um mich her Kohorten feiler Schurken,
Deren Seelen nicht der kleinste Gran
Großmuth würzte, die mit Schlangenlurken
Ein Komplott in jeder Miene sahn.

Seume.

Endlich am 23. März 1828 stieg die Küste Brasiliens erst in schwachen, dann in immer deutlicher werdenden Umrissen, mit ihren bläulich scheinenden Gebirgen vor unsern lüstern spähenden Augen aus den zitternden Silberfluthen des Oceans empor. Die Ansicht derselben ist wirklich imponirend, ergreifend und höchst malerisch. Man segelt an hohen, schroffen Felsgebirgen mit phantastischen Kuppen und Hörnern, in immer abwechselnden Formen vorüber, auf deren Gipfel Gruppen hoher, majestätischer Palmen, das Wahrzeichen aller Tropenländer, prangen. Der Blick verliert sich in die wilde, erhabene Natur, die weit aus dem Innern, aus hohen Urgebirgen

hervorstarrt, die wunderbar kontrastiren mit dem freundlichen, entwölkten Himmel, der im Silberlichte der tropischen Sonne einen entzückenden Eindruck auf den Nordländer äußert. Die Brandung bricht sich schäumend an dem hohen und krummen Felsengestade und den hervorragenden Klippen. Der ankommende, gefühlvolle Reisende ist bei dem Anblicke dieses prachtvollen Naturgemäldes mit sich selbst uneinig, ob er das Ganze für Zauberwerk oder Wirklichkeit betrachten müsse. Ein heiliger Schauer ergreift ihn — eine kostbare Thräne, das schätzbarste, werthvollste Kleinod des innern, bessern menschlichen Selbst, zittert ihm vor Rührung unter der Wimper hervor, und leicht vergißt er, im heiligen Anschaun der göttlichen Mutter Natur versunken, den dornenbesäeten, leidenvollen Pfad, den er unter seinen Mitgeschöpfen betreten hat, der aber wohl noch dorniger und mühevoller in der dunkeln Zukunft ihm verborgen liegt. Nie werde ich jenen Tag vergessen, wie ich mit dem Gefühle einer jungen, hoffnungsvollen Braut, die schäumende, majestätische Brandung betrachtete, wie sie erst mit tobendem Ungestüm, gleich einem unbändigen, wilden Knaben anstürmte, dann aber von den stolzen, trotzenden, Ehrfurcht gebietenden Felsen zurückprallend, gleich dem brausenden Jünglinge an dem harten Probirsteine der Erfahrung sich nach und nach immer ruhiger und langsamer in dem Fluthenspiegel dem Blicke des Beobachters entzog. Schien mir doch, als ob aus den Wogen mir unbekannte Stimmen zurufen würden: schreite muthig vorwärts, in den Armen der guten Mutter Natur wirst du, Armer, immerfort Trost und Aufnahme finden!

So rückten wir täglich unserm Bestimmungsorte immer näher. Vor uns lag nun das Land der Hoffnung, das Goldland, wo wir unsre Pläne, eine schöne Zukunft, sollten verwirklicht sehen. Ach, wie gerne wiegt sich nicht die an Plänen und Hoffnungen so reiche, aber bethörte Jugend, in süße Träume ein! Aber das Feuer, das zuerst in der jugendlichen Einbildungskraft flammend

lodert, wird später nur noch durch das spärlich zugegossene Oel der täuschenden Hoffnung, kaum im glimmenden, erlöschendrohenden Zustande erhalten.

Den 2. April mit Sonnenuntergang liefen wir in den Hafen von Rio de Janeiro. Welche Feder beschreibt wohl den Anblick, den die gütige Mutter Natur dem gefühlvollen Menschen in aller Pracht und Verschwendung, die nur ihr eigen ist in ihrem Machtgebiete, vergönnt? Beim Eingang zwischen den Forts Santa Cruz und Praya-Vermelha, am Fuße des Zuckerhuts, eröffnete sich unserm Blicke das große Amphitheater, welches den Hafen bildet, der von einem prachtvollen Halbrund majestätischer Berge eingefaßt ist, und auf dessen Fläche sich tausende von Schiffen aller Welttheile und Nationen wiegen; links prangt die große, unübersehbare, ausgebreitete Haupt- und Residenzstadt, mit ihren weißen, schimmernden Gebäuden und den vielen Kirchen und Klöstern aus dem Ganzen des Gemäldes hervorragend. Rechts, längs der Meeresstraße, Rio gegenüber, zieht sich das Städtchen Raya grande und Armaçao mit seinen Landhäusern hin, die aus dem dunkeln, das Auge erquickenden Grün der Orangen- und Bananen-Wäldchen blendend und freundlich hervorblicken und, um das Prachtwerk der Schöpfung zu krönen, es vergoldet mit verschwenderischer Hand die Purpurglut der scheidenden Sonne mit ihren göttlichen, wohlthätigen Strahlen die ringsumliegende, zauberische Landschaft, und taucht sich, nach und verschwindend, gleich einer segnenden Mutter noch sich umblickend, in dem Silberspiegel des Oceans unter, um des Morgens in ihrer unveränderlich ewigen Laufbahn noch schöner und herrlicher ihre Schützlinge zu küssen und zu begrüßen.

Die Anker waren gefallen, und mit einem Gemische von freudig-bangen Hoffnungen wünschten wir uns von diesem engen Raume befreit zu sehen, um nach drei langen, langen Monaten Gottes schöne Erde zu betreten.

Nun theilte sich die Mehrheit der Mannschaft, die sich auf dem Verdecke befand, ihre verschiedenartigen

Gefühle, Empfindungen und Aeußerungen gegenseitig mit. — Der Zauber, den die Natur ringsum verbreitete, schien auch selbst die rohesten, härtesten Gemüther besänftigt zu haben. Der Haß und die gegenseitigen Chikanen, womit Einige immer bereit waren, die andern damit zu quälen, schienen nun verschwunden zu seyn, und das Mißbehagen des einförmigen Seelebens ward in diesem Augenblicke nicht mehr empfunden. Der ruhige, lauschende Forscher, der sich mit Menschenkenntniß zu bereichern dachte, hatte jetzt ein weites Feld vor sich, den Grad der Erziehung, der Gefühle und Empfindungen dieser Erdensöhne einzeln zu beurtheilen.

Hier staunten einige die Gebirge an, und fragten sich mit Entzücken: „Was meinst du, Bruderherz, in den Bergen da muß doch verdammt viel Gold liegen! Sind das wohl schon die Bergwerke?“ Dort sagte ein anderer: „Ja, die Stadt scheint wohl passabel schön zu sein, aber mich däucht, es ist wohl nicht alles Gold, was glänzt! Der Teufel weiß, mir ahnet so was, als wenn's da in dem Pomeranzen-Lande nicht recht kauscher wäre.“ — „Donnerwetter!“ äußerte jetzt ein alter Veterane, „ich habe unter dem großen Napoleon gedient, und so 'ne goldgestickte Uniform muß sich verflucht gut ausnehmen, wie man in Brasilien kriegen soll. Tausendsakerment! ich bin ja doch kerzengerade gewachsen, wie 'ne Puppe.“ — Und so viele andere äußerten ihre Empfindungen, jeder nach seiner Art. — Die Nacht war nun ziemlich vorgerückt, die Stadt und ihre Umgebungen beleuchtet, welches einen bezaubernden Eindruck in jedem Gefühlvollen hervorbrachte. Die beleuchtete Kaiserstadt schien sich in dem Meeresspiegel verdoppelt wieder zu geben, und als ob das Ganze durch einen Zauber hervorgebracht wäre, staunten wir entzückt die Zwillingsstadt an, mit ihren Lichtern Millionenmal verdoppelt, gleich einer schwimmenden Feuersgluth. Um diese Scene zu verschönern, bat uns der Kapitän, ein kleines Konzert zu geben und zum letzten Male noch der Fortuna ein Lebewohl zu bringen, die uns so treu mit ihren Segeln in das Land der Verheißung

gebracht habe. Da die Meisten den Schiffskapitän schätzten und achteten, und wir überhaupt während der Reise bei schönen Mondnächten manches Ständchen hielten, so willigten wir ja gerne zu diesem Konzert ein.

Ein herrliches Flötenspiel entwickelten nun zwei von unsern Passagieren. Die Accorde schienen von den nahen Küsten wiederholt zu werden, sie verliehen der ganzen Scene einen magischen Reiz, den die geschäftige Phantasie so gerne auffaßte, um in ihrem großen Traumgebiete, gleich dem von Blume zu Blume flatternden Schmetterling, der jugendlichen hoffnungsvollen Brust Raum zu ihren stolzen und lieblichen Luftschlössern zu geben.

Unsre Mannschaft, welche durch den Gesang einiger gut gewählten Lieder den Schluß dieses angenehmen Konzerts bildete, war bis auf die abgestumpfteste Seele herab von diesem nächtlichen, feierlichen Ständchen ergriffen. Ein dreimaliges Vivat, welches dem Kapitän, seinem Schiffe Fortuna und dem neuen, heißen Vaterlande gebracht wurde, erwiederte der wackere Richelsen ebenfalls mit einem beglückwünschenden „Hoch!“ und mit der Austheilung einer Ration Rum.

Endlich graute der Morgen des verhängnißvollen dritten Apriltages. Die meisten hatten die verflossene Nacht vor Sehnsucht, das nunmehr erreichte Goldland zu betreten, wohl wenig geruht; denn alles war bei Tagesanbruch auf den Beinen, um sich zur Ausschiffung und, je nach Verhältniß, seine Habseligkeiten zu rüsten, und seine persönliche Wenigkeit bestmöglichst herauszustaffiren. Der Kapitän sah sich genöthigt, die Anker noch einmal zu lichten, um weiter in den Hafen vorzudringen und sich einen bessern Ankerplatz, so nahe als möglich, auszusuchen. — Aurora mit allen ihren Prachtreizen, die sich der gefühlvolle Leser mit dem Reichthum seiner Gedanken selbst nach Belieben ausmalen kann, beleuchtete mit ihren purpurrothen Strahlen die große Kaiserstadt, den Hafen und die malerische Landschaft. Jetzt erst konnten wir das Ganze mit Muße betrachten. Die Natur schien mit verschwenderischer Hand diesem Lande seine Gaben gespendet zu

haben. So weit das Auge reichte schien sich alles der üppigsten Vegetation zu erfreuen; auf den Felsen sogar schienen sich Moos, Schlingpflanzen und andere Rankengewächse den Wohnsitz streitig zu machen. Die herrlichen Orangen- und Bananenwäldchen, die Palmengruppen und tausende uns unbekannte Bäume und Sträuche wucherten auf dem tropischen Boden.

Wir mochten ungefähr in der Nähe der Schlangeninsel (Ilha das Cobras) nunmehr Anker geworfen haben. Vor uns lag zu gleicher Zeit ein Danziger Schiff, der Kronprinz von Preußen, geankert, nebst zwei Sklavenschiffen. Die armen Afrikaner, deren ausgemergelte, kränkliche Leidensgestalten mit rothen Mützen und blauen Hüftentüchern bedeckt waren, gewährten uns wahrlich keinen trostbringenden Anblick. Unser Kapitän begab sich an's Land, um, wie er sagte, Verhaltungsregeln einzuholen und Geld einzuwechseln. Indessen erhielten wir an Bord eine Schildwache, wenn nämlich dieser traurige Mulattenjunge einen solchen Namen verdient hatte.

Der Leser denke sich nun die goldgestickten Uniformen, von den uns in Bremen vorgeschwatzt wurde, und vergleiche jetzt diesen armen brasilianischen Vaterlandsvertheidiger, in ein paar weiße, baumwollene Höschen gesteckt, ein blaues, knappes Jäckchen mit sparsamen schwarzen, beinernen Knöpfen, unter dem Kinn dieser schwarzbraunen, mulattischen, winzigen Jammergestalt zugeknöpft, das Affengesicht mit einer runden, blauen Klappmütze überschattet, auf deren Vordertheil, gleich einem ägyptischen Hieroglyphen, ein furchtbares, rothes Nr. 2 angebracht war. Ueber diese Paviansfigur denke man sich noch ein orangegelbes Bandelier geworfen, in dem die furchtbare kaiserlich-brasilianische Schutzwaffe geschmackvoll wie ein Schwefelholz eingesteckt war, und dem tapfern Eigenthümer bis an die Ferse hinunter baumelte, so hat man den vier Schuh hohen Polizeisoldaten leibhaftig vor Augen. Ein großer, stämmiger Hutmachergeselle war über diesen Bootswächter so erbost, daß er in gerechtem Ingrimme über dieses verhunzte Stück Arbeit der tropischen Natur

erzürnt ausrief: „Den Kerl schmeiß' ich über Bord! Wie kann der Kaiser solche Affen zu Soldaten haben!“ Hätte der Steuermann ihn nicht von seinem Vorhaben abgehalten, würde diesem brasilischen Kriegshelden wohl ein unerwünschtes Bad zu Theil geworden sein. Die Rückkehr unsers Kapitäns war zugleich mit der Nachricht verbunden, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Monsenhor Machado de Miranda, baldigst an Bord käme, um die Mannschaft zu besichtigen und die Ausschiffung zu befehligen.

Indessen theilte uns der Schiffskapitän, Mann für Mann, das Geld für den nichterhaltenen Branntwein in spanischen Realen aus. Mancher andere hätte es nicht gethan, und unsrer wackre Richelsen, wenn er sich für die erhaltenen Unbilden und Aergernisse, die ihm unsre Mannschaft während der Ueberfahrt verursachte, hätte rächen wollen, würde ohne Zweifel diese Gelegenheit benutzt haben, indem die Mannschaft, mitten im Hafen, sich die Lust wohl hätte vergehen lassen, hier die Rebellen zu machen. Dieser brave Mann beschenkte überdieß noch die Kolonistenfamilien mit Kartoffeln und trockenen Gemüsearten. Gerne noch erinnere ich mich dieses ächten, biedern Dänen, und weihe ihm aus Dankbarkeit, für meine übrigen Schiffskameraden, eine kleine Stelle in diesem Buche. Einige Grenadiere vom dritten deutschen Bataillone kamen in einer Gondel angefahren und näherten sich unserm Schiffe, hatten jedoch nicht die Erlaubniß, an Bord zu steigen. Die guten Philbrasilier erklärten uns auf die Menge Fragen, die die große Anzahl Neugieriger an sie richtete, „wie es denn eigentlich in Brasilien aussehe? was denn wohl mit uns nun angefangen würde?“ u. s. w. „Ja, ja, Landsleute! Soldat müßt ihr alle werden mit Stumpf und Stiel! Es sind schon viele von uns über vier Jahre im Dienst. Man hat uns noch nie, wie es bei andern Truppen üblich ist, eine Kapitulation auf bestimmte Zeit gegeben. Wir sind so zu sagen wie ein Rudel Schwein verkauft, und führen ein Hundeleben“ u. s. f. Das Boot des Ministers kam nun angefahren und enthielt den Mon-

senhor Machado de Miranda selbst, und so ein Stück Adjutant oder Offizier als Ordonnanz. Unsere Leute mußten zu seinem Empfange alle in Reihe und Glied stehen. Dieser Minister ist schon ein hochbetagter Greis, und besitzt wirklich in Gespräch und Haltung eine einnehmende Freundlichkeit. Jedoch gilt bei diesem Manne, so wie bei vielen, das Sprichwort: es ist nicht alles Gold, was glänzt. Dieser Mann galt sonst für einen Gönner und Beschützer der Ausländer; jedoch hat er es nur zu oft gezeigt, daß diese Eigenschaft ihm nicht gebühre. Monsenhor ist nämlich, wie alle geldgierigen, brasilischen Beamten, ein reicher Mann auf seinem Posten als General-Inspektor der Kolonien geworden.

Nachdem nun der Minister nebst seinem Begleiter unsere sämmtliche Mannschaft nach Genügen in Augenschein genommen hatte, erklärte er sich mit diesen Worten: „Schöne, große Leute hat's unter diesem Transport; das gibt hübsche Grenadiere, und aus den Kleinen gute Caçadores (Jäger).“ Unsre Mannschaft war bei dieser erquickenden Musterung und den Aeußerungen dieses Hofmannes von seinem künftigen Schicksale unterrichtet, und ergab sich mit bangen Ahnungen geduldig in die schwarze Zukunft. Nachdem sich die Gondel mit dem Minister und seinem Begleiter entfernt hatte, nahten sich unserem Schiffe drei oder vier große Flöße mit Negern, als Ruderer, bemannt, die von ihren Aufsehern unaufhörlich gepeitscht wurden, und deren Elend uns allen einen widrigen Eindruck verursachte. Einige aus unserem Schiffe warfen diesen armen Schwarzen ihre ersparten Mundvorräthe von Zwieback in die Flöße hinab, welche dieselben gierig haschten. Auf zwei Flößen wurde nun unsre ganze Mannschaft nach einer entlegenen Seite der Vorstadt transportirt und ausgeschifft, und es mochte uns wohl nicht träumen, daß wir mehr oder weniger das Schicksal jener armen Negersklaven erfahren würden. Die Kolonisten mit ihrem Gepäcke wurden nach dem Städtchen Armaçao hingeschafft. Nun hatten wir also festen Fuß gefaßt, und betrachteten mit Verwunderung die uns umge-

konnte, und von dem Kapitän aus Mitleiden ins gelobte Land mitgeschleppt wurde, war so voll Ungeziefer, (denn das holde Ehepaar besaß nur einen Rock und einen Herrgott) daß das ganze Schiffspersonale damit versehen wurde, daher eine Radikalkur mit diesem Weibe vorgenommen werden mußte. Nachdem man nun diese Hottentoten-Venus auf's Verdeck gebracht hatte, unter vielem Widerstand ihrer geschätzten Person, wurden ihr die sämmtlichen Lappen vom Leibe gerissen und über Bord geworfen. Dienstbare Reinlichkeitsgeister, wie weiland bei unsrer Aufnahme an Bord, umringten nun das nackte Weib, das man, wie den Bacchus selbst, auf ein umgestülptes Fäßchen gesetzt hatte, und begannen jetzt ihre höchst unzarten Bürstungen und Reinigungen mit solchem Nachdrucke, daß das ohnedieß von Läusen zerfressene Weib laut aufschrie. Nachdem man nun einige Eimer heißes und hernach kaltes Wasser über seinen Kadaver mit verschwenderischer Hand hinunter gestürzt hatte, und einige Pfund grüne Seife als Reinigungszugabe an diesem ächten Vogel Greif verschmiert waren, wurden ihm unter dem furchtbaren Gelächter der Zuschauer ein paar leinene Hosen, ein dito Hemde und Jacke, nebst einer runden, grünen Tuchmütze zur Bekleidung dargereicht. Zwei lustige, spaßhafte Teufel aus unsrer Mannschaft vertraten die Stelle als Kammerdiener bei dieser Dame, und unter beglückwünschenden Vivats und spöttelndem Witze, daß der Kaiser um einen neuen Soldaten bereichert sei, entließ man diese rein gewaschene Amazone den unbarmherzigen Klauen dieser Reinlichkeitsteufel, die überdieß dem armen Weibe die Zierde seines Hauptes geraubt hatten, indem sie demselben vermittelst eines Barbiermessers die lausigen Locken vom Kopfe weg- und die Augenbraunen kahl geschoren hatten. Der Kolonist, der der ganzen Komödie beiwohnen mußte, sah mit Ingrimm, wie seine zarte Ehegesponsin in diesem paradiesischen Zustande und ihre enthüllten Reize den profanen Blicken des Schiffspublikums ausgesetzt waren. Diese Reize waren aber keineswegs von der Art, um in der Brust

irgend eines Venusdieners Entzücken zu erwecken. Um dieser Radikalreinigung die Krone aufzusetzen, zwang man den armen Teufel, sich auch zu entkleiden, und nackt, wie der Bauer nun war, mußte er sich die blutdurstigen Bewohner in den Falten seiner Wäsche selbst nachsuchen und vertilgen, er theilte im Uebrigen das Schicksal seiner nunmehr umgeschaffenen theuern Ehehälfte. Andere Vorfälle, die in Menge sich ereigneten, würden, um sie zu erzählen, den Raum eines Folianten erfordern. Obschon viele davon charakteristisch und seltsam genug waren, so will ich dem Leser keine Beispiele von dieser Art mehr vorbringen, wovon die meisten doch nur herbe Erinnerungen in mir zurückgelassen, und mich genügend überzeugt haben, daß ein wohlerzogener, gesitteter und gefühlvoller Mensch bei dem Anblicke physischer und moralischer Versunkenheit seiner Mitmenschen genug leiden muß, besonders bei einem solchen, der auf dem engen Schauplatz, in dem beschränkten Raum eines Schiffes gezwungen ist, täglich Augen- und Ohrenzeuge davon zu seyn.

Indem wir uns nun immer mehr Brasilien näherten, befiel uns weiter kein unglückliches Ereigniß, wenn ich nicht einzelne Kranke, leichte Augenentzündungen und Symptome des Skorbuts, an denen viele unserer Mannschaft litten, dazu zählen will.

aufgewärmtes Reis nebst türkischem Weizenbrod zum Willkomm gereicht, das uns aber der frohen Aussichten wegen, die uns die Gegenwart darbot, und der schlechten Zubereitung halber, nicht schmecken wollte.

Der Verfasser wird gezwungen, Soldat zu werden. Sonderbare Eidesleistung, die von uns armen Teufeln erzwungen würde.

Den andern Morgen sehr frühzeitig nach geschlagener Tag-Wache wurden die den Grenadierkompagnien zugetheilten Rekruten truppweise, etwa zehn Mann stark, in einige kleine Zimmer, aber abgesondert, im obern Stocke der Kaserne hineinbugsirt. Ein gedienter Offizier stellte sich ganz gravitätisch mit der brasilischen Bataillonsfahne vor die Fronte der betreffenden armen Teufel hin. Indem nun von demselben die brasilischen Kriegsartikel aus dem Portugiesischen ins Deutsche mühevoll übersetzt wurden, die unter anderm verrückten, tollen Zeuge auch folgende Paragraphen enthielten:

„Derjenige, der sich nach seiner Heimath begeben würde, soll als Deserteur angesehen werden. Wenn jemand seine Fahne verläßt und zum Feinde übergeht, so soll er angesehen werden, als ob er aus dem Kaiserthum desertire, und wird im Betretungsfalle in Friedenszeiten mit zweihundert und fünfzig flachen Klingenhieben bestraft, in Kriegszeiten aber erschossen. Im Wiederholungsfalle wird diese Strafe verdoppelt."

Nach beendigtem Geleier wurden wir von diesem Offizier aufgefordert, die Bataillonsfahne genau zu betrachten, und ja mit voller Herzensergebung dem hohen Kaiser Sr. M. Don Pedro I., seinen Erben und seinem mächtigen Reiche den unverbrüchlichen Eid der Treue zu schwören und seine glorreiche Fahne nie zu verlassen. Es dauerte jedoch eine geraume Zeit, ehe das kleine Häufchen Leute, worunter ich mich befand, sich zu diesem Schwure hergeben wollte. Wir verlangten insgesammt, unsre bestimmte Dienstzeit zu wissen, bevor wir schwören würden, und nur

die Drohungen jenes Bramarbas, uns für diese Weigerung mit Ketten- und Zuchthausstrafe zu regaliren, konnten uns bewegen, mit Murren und Zögern zu diesem kaiserl. brasil. farbigem Fetzen Zeug zu schwören. Genug, die Sache war abgemacht. In meinem Innern aber schwur ich, zähneknirschend, so bald wie möglich zu desertiren, und das brasilische Banner bei der ersten, besten Gelegenheit im Stiche zu lassen. So war denn nun meine Wenigkeit zum brasilischen Soldaten umgestempelt, und meine schönen Träume von dem Goldlande sollten nun einstweilen unter dem Korporalstocke verherrlicht werden.

Ueber die dortige Militärdisciplin, ihre Montirung, Lebensweise u. s. w.

Um dem Leser einigermaßen ein treues Gemälde über die Disciplin u. s. w. der philbrasilischen Truppen zu entwerfen, sehe ich mich genöthigt, früherer Jahrgänge zu erwähnen, wo diese noch im Entstehen und daher ihre Organisation in der größten Unvollkommenheit und Verwirrung sich befand.

Deutsche oder ausländische Reiterei war keine in Rio vorhanden, jedoch einige Jahre später wurde ein Korps Lanciers in der Provinz St. Pedro do Sul errichtet.

Grenadiere und Jäger waren damals, in den Jahren 1824 — 1828, die einzigen fremden Truppengattungen. Das Quartier des zweiten deutschen Grenadierbataillons war in St. Bento, ein ziemlich schönes Benediktinerkloster. Statt der Kirchengesänge der gemästeten Pfaffen hörte man die Zotenlieder, die rohen Flüche und den Teufelslärm wilder, roher Soldaten. Die Trommeln wirbelten unaufhörlich durch die hohen Gänge dieses schönen Gebäudes, das der Stumpfsinn und die Blindheit der Menschen zum Wohnorte für Heuchler und privilegirte Müßiggänger früher bestimmt hatte. In den Zellen der Mönche hausten Offiziere und Unteroffiziere, und in den weiten geräumigen Sälen trieben ketzerische Soldaten ihren heillosen Unfug.

Subordination war damals unter diesem Gemengsel von Adamssöhnen ein unbekanntes, stockfremdes Ding. Was war aber auch von einer solchen Teufelsrotte zu erwarten, dessen Offiziere, mit wenigen Ausnahmen, aus dem Kehricht europäischer Bevölkerung, aus einigen bankerotten Kaufleuten, liederlichen, verdorbenen Studenten, verarmten, an Leib und Seele ruinirten Adeligen, Orgeldrehern, Bärenführern, Vagabunden, Marionettenspielern u. s. w. bestanden?

Das Lächerlichste war, wenn diese saubern Offiziere sich bei jeder Gelegenheit, zum größten Ergötzen ihrer Untergebenen Bruchstücke aus ihrer höchst interessanten, schmutzigen, schmierigen und schwierigen Lebensgeschichte vorwarfen, und nicht selten durch kräftige, von Faustschlägen, Kopfnüssen, Maulschellen u. dergl. begleitete Beweise ihre edle Abkunft und frühern sehr tugendsamen Handlungen dem stummen und erstaunten Zuhörer deutlich und klar vergegenwärtigten. Ein Savoyard war der Obrist des zweiten Grenadierbataillons, ein elender und niederträchtiger, kriechender, wahnsinniger Speichellecker, im wahren Sinn des Wortes eine Insektenseele. Dieser erbärmliche Schuft, der trotz seiner großen Dummheit und Bestialität dennoch ein viehischer Tyrann gegen seine Soldaten war, ermangelte nicht, stets die Messe zu besuchen, und mit gekrümmtem Rücken sich vor seinen Obern kriechend und schmeichelnd zu demüthigen. Andere Beispiele, die diesen Auswurf der Menschheit noch mehr charakterisiren, werde ich zur Belustigung meiner Leser später erwähnen. Der Major Ith, ein Schweizer, wie man sagte, war aus den Gefängnissen seines Vaterlandes nach Brasilien gesandt, wo er es durch das bunte Spiel und die Tücke des Schicksals zum Stabsoffiziere brachte. Ein großer Theil dieser saubern Offiziere schämte sich nicht, den Soldaten behülflich zu sein, und brüderlich den Raub und die Gelderpressungen, was die Soldaten so öfters Gelegenheit hatten auszuüben, zu theilen. Oft wurden harmlose Bürger des Nachts von den Patrouillen arretirt, unter irgend einem Vor-

wande, und alsdann nur gegen gute Bezahlung wieder frei gelassen. Auch von dem Contrebandedepot, wo sie öfters Wache gaben, wurden zuweilen ganze Fäßchen Wein und Waarenpakete nach dem Quartier nächtlicher Weise hingeschleppt, erstere ausgesoffen und letztere in Geld umgewandelt. Siegreich theilten sich dann in brüderlicher Harmonie Offiziere und Soldaten in den Raub, und krönten ihre Thaten durch die Feier von wilden Bacchanalien.

Ueberhaupt lebten Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten auf vertrautem Fuße, und das brüderliche Du, das unter ihnen herrschte, verrieth sattsam, wie ächt jakobinisch-philosophisch diese Adamssöhne die Verschiedenheit der Stände verachteten; wie sie in der Runde aus einer Branntweinflache tranken, sich gegenseitig mit den infamsten Schimpfreden, den gemeinsten, niedrigsten Witzen beehrten. Selten verging ein Abend, wo sich nicht Obere und Gemeine durchgeprügelt hatten, und, durch die Ermüdung und die Gewalt des Branntweins betäubt, dahinsanken, um Kräfte zu neuen Exzessen zu sammeln. Hatte zuweilen der Gemeine den Sieg über einen Offizier davon getragen, und denselben zum schimpflichen Rückzuge genöthigt, so wußte der Letztere alsdann Gelegenheit zu finden, sich an jenem zu rächen, wahr oder erdacht, der barbarischen Strafe einiger hundert Hiebe würdig zu empfehlen, so wie denn überhaupt ein empörendes Prügelsystem eingeführt war, dessen Barbarei man sich schwerlich einbilden kann. Ohne alle weitere Untersuchung, nur auf die gehässige Angeberei eines Vorgesetzten, wurde der unglückliche Soldat von seinen Henkern mit einigen hundert Stockschlägen bestraft, und dadurch sein nahes Verderben unwiderbringlich herbeigeführt; denn viele, die von guter Erziehung waren, und menschliches Gefühl in der Brust trugen, sanken durch so eine unmenschliche Behandlung von Stufe zu Stufe, überließen sich mit der größten Unmäßigkeit dem Genusse von Branntwein, und suchten so alle bessern Gefühle zu ersticken, und in allen Ausschweifungen den schnellen

Tod zu erreichen, um sich von solchem Sklavenleben zu befreien. Dieses Mittel verhalf den Meisten zur frühen Gruft. Andere setzten durch Selbstmord ihrem Leben ein Ziel. Wer vermag wohl getreu alle die nächtlichen Scenen wiederzugeben? Von ihrem erbärmlichen Lager, aus einer dünnen Strohmatte auf nackter Erde ausgebreitet, bestehend, wurden die Philbrasilier durch Schaaren von Mosquiten, Flöhen und anderm lästigen Ungeziefer aufgestört, und von Ruhe war keine Rede. Um sich die marternde lange Weile der schlaflosen Nächte zu vertreiben, bildeten sich überall Gruppen, an denen sich die Pinsel eines Juan Morillos, Hogarth u. A. hätten müde arbeiten können. Spiel- und Saufpartien bildeten sich hier und da, bei denen man kunstfertige Kartenschläger ihre Kameraden ausplündern sah. Dort hatte sich ein Kreis um einen ehemaligen Breterhelden versammelt, der, durch das Beifallrufen und den tobendsten Applaus seines Publikums ermuthigt, den Monolog des Tells: „durch diese hohle Gasse muß er kommen," recitirte. Dort hatte sich wieder eine Abtheilung gebildet, die einem ehemaligen Buchbindergesellen mit der größten Andacht zuhörte, wie er ihnen mit der wichtigsten Schulmeistermiene von der Welt die arabischen Mährchen aus Tausend und einer Nacht erzählte, sich selbst aber schmunzelnd den Bart strich, als er an die Stelle kam: „wie der Prinz von Kaschemir die Prinzessin von Bengalen beschlief" u. s. w. In einer andern Ecke sah man wieder einige, welche sich von ihrer Strohmatte mit schmerzhaftem Stöhnen emporwanden, sich selbst und das Pomeranzen- und Affenland verfluchten. Hin und wieder sah man Einzelne in der Mitte des Chaos in dem seltsamsten Kostüme oder auch in paradiesischem Zustande sich lagern, und ein Chorus von wenigstens hundert Kehlen brüllte eine Parodie des bekannten alten Räuberliedes:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben wie die Hunde" u. s. w.

Daß natürlich bei diesen Unfugen der Branntwein im Uebermaße genossen wurde, und zum Schlusse noch

grelleres Zeug in Anschlag gebracht wurde, läßt sich denken. Die Verspottung des katholischen Kultus war öfters der Schluß dieses rohen Dramas. Jedes sittliche Gefühl ertödtend, das Ehrwürdige mit Füßen tretend, veranstaltete man eine Prozession. Unter wildem Gelächter verfertigte man eine Decke an vier Stangen, den Thronhimmel vorstellend, oben darauf setzte man einen Hund, und durch die schändlichsten Attribute ersetzte man die heiligen Symbole des das Sanktum tragenden Priesters, der durch einen der Rasenden repräsentirt wurde. Alsdann wurde der Umgang gehalten. Die zügellose Rotte, aus mehreren Hunderten bestehend, jeder ein brennendes Talglicht und die Branntweinflasche in den Händen tragend, folgte unter den heillosesten Exzessen. Um dieser Schandkomödie die Krone aufzusetzen, wurde das: „Wir wollen ein kleines Klösterchen bauen, ora pro nobis“ u. s. w. abgesungen; eine von jenen schrecklichen Ausgeburten der profansten, niedrigsten Poesie, deren schauerhafter, schändlicher Inhalt durch die geistliche, feierliche Melodie noch fürchterlicher gehoben wurde. Das wilde Geschrei dieser Teufelsrotte störte die fetten Pfaffen in ihrer Ruhe, und schallte weit hin durch die schweigende Nacht, die auf Rio de Janeiro lag.

Einst hatte sich einer der Benediktiner, die dieses Kloster bewohnten, verführt durch die geistliche Melodie jenes Liedes, einfallen lassen, diesen vermeintlichen Andachtsübungen beizuwohnen und den Schauplatz dieser Exzesse zu betreten. Mit schauderndem Entsetzen sah er seinen Irrthum und wollte sogleich seinen Rückzug wieder antreten, allein die Bande hatte ihn schon umringt, und stellte die ausschweifendsten Auftritte mit dem geängstigten Mönch an.

Jedoch lassen wir die weitere Schilderung dieser Schandscenen. Der bessere, gebildete Mensch betrachtet mit Schmerz die Verdorbenheit seiner Mitmenschen. Der civilisirte Mensch ist in der Verwilderung seiner Ausschweifungen oft rasender, als der roheste Barbar.

Mehrere der bessern Offiziere haben sich des Nachts zu den Compagnien gewagt, wo diese Orgien gehalten wurden, und dem Unwesen zu steuern versucht. Aber sie haben schwer dafür gebüßt. Das fürchterliche Geschrei von mehr als tausend Kehlen (dieses bestand in der immerwährenden Wiederholung des Buchstabens i) war die Antwort auf die Ermahnung zur Ordnung von Seiten der Offiziere; wehe diesen, wenn sie nicht sogleich ihren Rückzug antraten, denn daß die Feldkessel und Tornister wie von unsichtbaren Händen nach ihren Köpfen geschleudert, oder die Lampen ausgeblasen, über die unglücklichen Friedensprediger hergefallen und sie in der Dunkelheit durch schreckliche Hiebe und Stöße mißhandelt wurden, war das Werk einiger Minuten. Nachdem endlich der übermäßige Genuß des Branntweins den Soldaten fühllos gegen die Plagen des Ungeziefers gemacht, und kaum eine Stunde der Ruhe ihn erquickt hatte, weckte ihn die Trommel lange vor Tagesanbruch schon wieder vom harten Lager auf, von dem er wie gerädert an allen Gliedern, und müder als am Abend vorher, sich erhob. Die Nachwehen der durchschwelgten Nacht vermehrten noch den elenden Zustand seines Körpers und Geistes, und um die peinliche Erschlaffung durch exaltirende Mittel zu verscheuchen, wurde von neuem nach der Branntweinflasche zur Vertreibung des Katzenjammers gegriffen. Durch dieses Mittel wurden nun die Fakultäten und Lebensthätigkeiten für den Augenblick zwar neu gereizt und gesteigert, aber die bald darauf sich einstellende Erschlaffung war um so größer und schrecklicher, und mußte die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit haben. Der Tod mähte mit scharfer Sense und hielt große Erndte. Hiezu gesellte sich noch die erbärmliche Lebensart der Soldaten. Nachdem er von vier bis zehn Uhr Morgens auf den Beinen gewesen war, machte eine ekele Bohnensuppe, ohne Kraft und Saft, sein mageres Frühstück aus; kein Hund bei uns zu Lande hätte sie gefressen, und nur der quälende Hunger machte den Ekel überwinden. Das Brod, dessen Hauptbestandtheil aus Mais, war sein Hauptnahrungsmittel, denn die Reissuppe, welche um zwei

Uhr ausgetheilt wurde, war höchst wässeriger Natur und nur mit großer Ueberwindung hinunter zu bringen. An einem Stückchen Fleisch, eben so zähe und hart als polnisches Sohlenleder, konnte er die Güte seiner Zähne erproben, und dieß diente als Magenschluß unsres Schweinefraßes. In dieser Lebensart fand nie Abwechslung Statt, und jeder Tag brachte dieselben Speisen. Der Sold des Soldaten war höchst erbärmlich, namentlich in einer Stadt, wo alle Lebensmittel gewöhnlich theuer sind.

Gleich nach zwei Uhr wurde wieder zum Antreten getrommelt, und bis die goldnen Sterne Zuschauer wurden, in die Nacht hinein exercirt. Alsdann kehrte man nach dem Quartier zurück, wo sich dann ungefähr die schon beschriebenen Auftritte wiederholten.

Inzwischen wurde aus den Mannschaften der zuletzt angekommenen Schiffe, Kranich, Triton, Karoline und Wilhelmine das 27ste deutsche Jäger- und das dritte Grenadierbataillon gebildet und zum Chef des letztern, der als Major in brasilische Dienste getretene Hr. v. Ewald, früher Titular-Rittmeister in dänischen Diensten, Ritter des Danebrog-Ordens, ernannt.

Im Mai wurden die zu diesem Bataillon bestimmten Individuen nach der Festung Praya-Vermelha, eine Stunde von Rio, am Eingang des Hafens eingeschifft, wo dasselbe organisirt und dressirt werden sollte.

Um einigermaßen etwas Näheres über den Chef des dritten Grenadierbataillons in aller Kürze zu erwähnen, so bemerke ich nur, daß jener Chef, Hr. v. E...., ein eitler, elender, feiger, niederträchtiger Gecke war. Ein brasilischer Chef ist in seinem Bataillon Despot und kann darin mit tyrannischer Willkühr herrschen, ohne zu befürchten, zur Verantwortung gezogen zu werden. Offiziere schickt er ohne Kriegsgericht auf die Festung und läßt sie Monden lang daselbst schmachten, Unteroffiziere degradirt er, und auf dem Rücken der Soldaten läßt oft nur eine närrische Laune die blutige Spur zurück. Der Kommandant eines brasilischen Corps wird indessen nur selten Gebrauch von dergleichen despotischen Vorrechten machen,

denn wenn er auch nicht gerade den Degen seiner Offiziere zu fürchten hat, so wissen diese doch in der Stille der Nacht für erlittene Beleidigungen sich gewohnt mit dem Dolche blutige Genugthuung zu verschaffen. Ich habe mehrere Beispiele während meines Aufenthaltes in Brasilien davon erlebt. Hr. v. E.... hatte von der nordischen Natur seiner geduldigen Landsleute, die wohl mit starker Faust den Knittel, aber nicht den Dolch, der eine gewandtere Hand erfordert, zu handhaben verstanden, keine Demonstrationen mit dem letztern Instrumente zu besorgen, und machte daher von jenen Privilegien während der kurzen Zeit seiner brasilischen Militärlaufbahn den vollständigsten Gebrauch. Das schon so tief eingerissene Prügelsystem erhielt durch ihn eine bisher niegesehene Ausdehnung und erreichte unter seiner Herrschaft eine Höhe, die selbst seinem Kollegen, dem Savoyarden, der doch auch eine besondere Stärke darin zu haben meinte, imponirte. Die meisten der Soldaten wurden unter dem Kommando dieses Bluthundes durch seine barbarische Behandlung zu Krüppeln, und schleppten einen siechen Körper in die frühe Gruft. Dieser v. E.... glaubte sich durch diese Barbareien gegen seine Soldaten die Gunst des Kaisers und seines Generals zu erwerben und dadurch seine strenge Mannszucht an den Tag zu legen; dessen ungeachtet gab es in der ganzen brasilischen Armee kein traurigeres Corps, als eben dieses dritte Bataillon während der Zeit seines Kommandos.

Um im Allgemeinen das Jammergemälde des brasilischen Soldatenlebens in frühern Jahren zu schildern, so beschränke ich mich hier auf die Leidensdarstellung des dritten Grenadierbataillons, welches nunmehr in der Festung Praya Vermelha eingarnisonirt lag, und werde später meinen Lesern in dieser Beziehung die Zustände schildern, wie meine Kameraden und ich dieselben im Jahr 1828 fanden.

War schon das Leben für den Soldaten in Rio sehr traurig, so wurde es auf jener Festung beinahe unerträglich. Miriaden von Mosquiten und Sandflöhen, die sich

unter die Sohlen und Nägel der Füße graben und dort ihre Brut legen *), Skorpionen und Tausendfüße, Krankheit, Hunger und die barbarische Behandlung der Vorgesetzten wetteiferten mit einander, die Gesundheit der unglücklichen Soldaten zu untergraben; sie erzeugten jene Gemüthserscheinungen, jenes dumpfe Hinbrüten und gefühllose Verzweiflung, jener schreckliche Zustand der Seelenleere, wo kein Wunsch, keine Hoffnung mehr Eingang in den verschloßnen, finstern Busen hat, und nicht selten zum Selbstmord führt.

Früh, schon lange vor Tagesanbruch, wirbelte ihn das Kalbfell von seinem harten Lager auf, wo er die lange Nacht hingeflucht hatte, sich von einer Seite zur andern wälzend, ohne Ruhe finden zu können unter dem Stachel grimmigen Ungeziefers. Das schadhafte Dach bot in der Regenzeit gegen den eindringenden Regen keinen Schutz, und häufige Sturmwinde, die von allen Seiten in das luftige Gebäude rasselten, verscheuchten jeden Gedanken an Ruhe und brachten Heulen und Zähnklappern hervor. Sein erstarrter, wie auf Latten gelegener Körper hatte alsdann während der furchtbaren Hitze des Tages Gelegenheit wieder aufzuthauen und unter dem Stocke des Exercirmeisters seine natürliche Geschmeidigkeit anzunehmen. Bis spät in die Nacht dauerten Exerciren und

*) Der Sandfloh ist ein sehr kleines, kaum bemerkbares Insekt, welches noch höher und schneller hüpft, als der wirkliche Floh. Seine Brut legt er hauptsächlich unter die Fußsohlen und Nägel der Fußzehen, ja auch in die Fingerspitzen und andere Theile des Körpers. Dieser Floh legt bei Millionen Eier, um die sich ein weißes, feines Häutchen bildet, dessen Umfang die Größe einer kleinen Zuckererbse erreicht, und nur mit Mühe vermittelst einer Stecknadel oder einer Messerspitze behutsam aus dem Fleische können herausgehoben werden. Viele unsrer Leute hatten sich die Füße von diesen Insekten zerfressen lassen, so daß man sie nur mit Strenge und Strafe zu größerer Aufmerksamkeit zwingen mußte. In Rio selbst liegen bei Hunderten von diesen Insekten estropirte Neger um die Kirchen und auf öffentlichen Plätzen herum, die zu keiner Arbeit mehr tauglich sind, und sich mit Betteln durchbringen müssen.

Plackereien, womit der Soldat unaufhörlich geschunden wurde. So sah ein Tag dem andern völlig ähnlich. Sonn- und Festtage brachten keine Erholung. Am Morgen hielt ein brasilischer Geistlicher Messe, und die deutschen Bataillone, obgleich fast alle Protestanten, zwang man, die mit dem katholischen Kultus verbundenen Ceremonien mitzumachen. Ein solcher Mißbrauch empörte, und die furchtbaren Flüche, womit sich Offiziere und Soldaten diesem Gewissenszwange unterwarfen und das Dominus vobiscum accompagnirten, bekundeten sattsam den Ingrimm ihres Innern. Der Bataillons-Kommandant, Hr. v. E...., ließ es an dummen Streichen, wie z. B. das Bataillon Fensterparade vor dem Gartenhause seiner Dirne machen zu lassen u. s. w. nicht ermangeln, ob die Soldaten unter seinem Kommande Hunger litten oder barfuß umher liefen, kümmerte den würdigen Chef nicht; diese Sorge überließ er einem brasilischen Quartiermeister, der dann auch das Seinige keineswegs versäumte und seinen Beutel auf Kosten der Soldaten zu füllen wußte. Daß unter diesen Umständen nur Eine Stimme über die Lage der unglücklichen Soldaten herrschte, ist einleuchtend. Kein Mittel wurde unversucht gelassen, die sclavischen Bande abzuschütteln; Desertionen zu zehn Mann hoch fanden Statt. Leider wurden fast alle Deserteurs, da sie in das Innere des Landes ihren Weg nahmen und gänzlich unkundig mit der Sprache und Sitten desselben waren, wieder eingebracht, und dann waren barbarische Hiebe ihr Loos. Aber das Verlangen, der schrecklichen Sklaverei zu entgehen, trieb die Meisten, noch ehe die letzte Züchtigung geheilt war, einen neuen Versuch zu wagen, der eben so unglücklich ablief, und mit noch unmenschlichern Streichen geahndet wurde. Andere Haufen, fest entschlossen, die Bande eines Verhältnisses zu zerreißen, das schrecklicher als der Tod für sie war, dessertirten mit Gewehr und Waffen, um gewaltsam ihre Freiheit zu erzwingen. Aber die Meisten fanden, nach dem männlichsten Widerstande gegen die sie geschickten, an Zahl bei weitem stärkern

Milizen, ihren Tod; oder Elend, Krankheit und Hunger beschleunigten ihr Ende in den unwirthbaren Steppen Brasiliens.

Zu allen diesen Widerwärtigkeiten gesellte sich noch die Ungewißheit, in der man die Soldaten über den Zeitraum ihrer Dienstzeit ließ. Der Major Schäffer hatte ihnen zwar eine Kapitulation von vier Jahren versprochen; wenn auch die Soldaten sich hierauf beriefen, es blieb ganz unberücksichtigt. Der Kaiser betrachtete die ausländischen Soldaten als sein gekauftes Eigenthum, von einer Kapitulation war nicht mehr die Rede, viel weniger noch von Handgeld, und man ließ es den Soldaten deutlich merken, daß sie so lange in der brasilischen Armee dienen müßten, bis sie der Tod zur großen hinüberführe. Durch Sterblichkeit, Krankheit und Desertion war das dritte Bataillon so fürchterlich zusammengeschmolzen, daß die Kompagnie oft kaum fünfzehn Mann stark war. Das nämliche Schicksal erlitten mehr oder weniger die andern ausländischen Bataillone.

Das ausländische Militär bestand damals aus vier Bataillonen, nämlich:

1) dem zweiten Grenadier-Bataillon, Quartier St. Bento Rio de Janeiro;
2) dem dritten Grenadier-Bataillon, Quartier Praya Vermelha;
3) dem 27sten Jäger-Bataillon, ebendaselbst;
4) dem 28sten Jäger-Bataillon, Quartier Fernambuco, wo der Brennstoff der Rebellion noch nicht ganz erstickt war. Don Pedro nannte dieses letztere Corps: O Batalhaó do diabo (das Teufelsbataillon), weil es sich durch seine immerwährenden Schlägereien mit brasilischen Truppen und die darin bewiesene rohe Tapferkeit die kaiserliche Gnade in besonderm Grade erworben hatte. Während der Zeit, daß das dritte Grenadierbataillon in der Festung Praya Vermelha einexercirt wurde, hatte dasselbe öfters die Ehre, von dem kaiserlichen Herrscherpaar besucht zu werden. Mit Sonnenaufgang ritt Don Pedro mit seiner Gemahlin im Gefolge einiger Kammerherrn und Generale

in das Thor der Festung. Es gibt vielleicht keinen Soldaten in der Welt, der die praktischen Griffe und das Exercitium mit dem Gewehre besser verstand, als Don Pedro. Der Vorgreifer machte es ihm nie recht, und gewöhnlich übernahm seine Person die Rolle des Bataillons-Hanswurst, welche er dann auch meisterhaft ausführte, so daß Soldaten, welche zehn Potentaten gedient hatten, doch gestehen mußten, nie einen gewandtern Vorgreifer gesehen zu haben.

Uebrigens trug sein Betragen das Gepräge der Rohheit, und er war ohne alles Gefühl für das Schickliche. Außer einem halben Dutzend französischer Worte, einigen groben Witzen, worin er einem Berliner Eckensteher nichts nachgab, einer sehr beschränkten Kenntniß im Lesen und Schreiben, worin seine ganze Bildung bestund, verband er zugleich die rohen Eigenschaften eines unwissenden, liederlichen Matrosen. Einst erstieg er die Mauer der Festung, um dort ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, und in dieser höchst unschicklichen Sitzung ließ er das Bataillon im Parademarsch vorbei defiliren. Einige Jahre nachher pißte er der Schildwache, einem Grenadier vom zweiten Bataillon, auf den Rücken, indem Se. K. Majestät geruhte, auf dem Balkon seines Pallastes in St. Christoph frische Luft zu schöpfen. Viele Thatsachen dieser Art ließen sich von Don Pedro erzählen, wenn es der Mühe und des Raumes werth wäre, jener so häufigen, schmierigen Auftritte zu erwähnen, womit sich die Bevölkerung in Rio unterhält. Ein gekröntes Haupt hat jedoch den Vorzug, d. h. nur von Schmeichlern und seines Gleichen, den schmutzigen Beifall und den säuischen Lorbeer zu erndten, der für solche Thaten bestimmt ist.

Man hat sogar die Tollheit begangen, diesen Kaiser von Brasilien ein großes Genie zu schimpfen, ja wohl heutzutage noch Don Pedro den Großen zu nennen.

Obgleich Don Pedro sich oft mit den deutschen Soldaten familiär machte, und diese auch keinen Anstand nahmen, ihm unverholen ihre Gefühle zu verdollmetschen, und von ihm Erleichterung ihrer erbärmlichen Lage zu

erbitten, indem sie den Major Schäffer laut als einen Schurken und Wortbrüchigen anklagten, so that der Kaiser doch nur wenig für sie. Hieran waren nun freilich die kriechenden und servilen Kommandanten und die saubern Offiziere schuld, die immer mit gekrümmtem Rücken Sr. Majestät von der glücklichen Lage der Soldaten die erfreulichsten Berichte abstatteten und von ihrer Anhänglichkeit und Ergebenheit an seine kaiserliche Person die glänzendsten Schilderungen entwarfen. Aber die Göttin der Rache und Vergeltung hatte allen diesen kriechenden Raupenseelen den verdienten Lohn zugedacht.

Gegen Ende des Jahres 1825 wurde das dritte Grenadierbataillon nach Rio de Janeiro in das Quartier von Guarda Velha verlegt. Dieses Gebäude liegt dem Kloster St. Antonio gegenüber, und sein schwarzes, unheimliches Aeußere reizt eben nicht, sein Bewohner zu werden. Auch hier fehlte es an einer vernünftigen Einrichtung und an allen Bequemlichkeiten; nicht einmal Pritschen waren vorhanden und die Soldaten mußten auf dem Fußboden schlafen, wo ihnen eine elende Schilfmatte zum Lager diente.

Wie oft waren die wohlgenährten Mönche des reichen Klosters, die täglich Ochsen und Schweine schlachten ließen, und sich damit die Zeit vertrieben, Ratten in ihrem großen Garten zu schießen, der Gegenstand des Neides der Soldaten. Welch greller Kontrast gegenüber dieser Faullenzer, die in wollüstiger Ruhe sich hinstreckten, und in allen Genüssen des Wohllebens und der größten Wollust schwelgten; die über die Dummheit der Menschen sich lustig machten, welche ihnen die Erzeugnisse ihrer Arbeit lieferten und vor ihnen ehrfurchtsvoll im Staube niederknieten; diese Pfaffen, die sich Minister Gottes heißen; dessen Namen sie durch Müßiggang und alle Laster schänden, diese Heuchler, die mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen immer von den Seligkeiten des himmlischen Lebens sprechen, aber gerne selbst alles für sich behalten, was auf dieser Erde für sie zu erhaschen ist!

Der Unglückliche hofft jedoch durch jede Veränderung

sein Loos zu verbessern, und so groß war der Widerwille gegen das Festungsleben, daß trotz dieser schlechten Kaserneneinrichtung man sich doch glücklich pries, das unselige Praya Vermelha verlassen zu haben und das Mangelhafte und Unangenehme des neuen Quartiers gerne übersah. Der Garnisonsdienst war sehr beschwerlich; je den dritten Tag gab das Bataillon Wache und an den übrigen Tagen Patrouillen. Jedoch verdienten sich die Soldaten, da fast alle Handwerker waren, eines schönes Stück Geld in den Feierstunden und erfreuten sich deßhalb etwas beßrer Tage. Nur der Kommandant brachte Tage lang bei seiner Geliebten zu und ließ sich Wochen lange nicht sehen. Die Offiziere machten daher, was sie wollten, und die gemeinsten Exzesse und Raufereien waren an der Tagesordnung.

Die Schlägereien, welche immerwährend zwischen den deutschen und brasilianischen Truppen Statt fanden, nahmen mitunter einen ernsthaften Charakter an. In offnem Felde, Stirn gegen Stirn, zogen zwar die brasilischen Truppen den Kürzern; allein diese wußten sich dafür in der Stille der Nacht, wenn sie einen Deutschen allein trafen, zu rächen, und mancher der Letztern wurde, meuchelmörderisch überfallen, in seinem Blute schwimmend gefunden. An einem Sonntag Abend verbreitete sich plötzlich unter dem dritten Grenadierbataillon das Gerücht, daß zwei Deutsche von Soldaten des dreizehnten brasilischen Jägerbataillons ermordet wären, und unfern der Carioccawache, die von Soldaten des ebengenannten Bataillons besetzt war, von Blut bedeckt auf der Straße lägen. Es machten sich sogleich einige Deutsche auf, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Ein Bürger sagte aus, daß die Soldaten der Carioccawache jene zwei Deutschen umgebracht hätten. Der Anblick der blutigen Leichname, die man unterdessen nach der Kaserne gebracht hatte, empörte alle Gemüther und entflammte sie zur Rache. Der Kommandant war, wie gewöhnlich, bei seiner Dame, und der wachhabende Offizier, Lieutenant Prahl, betrunken. Dieser,

durch den Anblick der Ermordeten in seinem exaltirten Zustande noch mehr gesteigert, nahm sich vor, die ersten Proben seines Feldherrntalents an den Tag zu legen. Der Generalmarsch ertönte alsbald durch die Kaserne, und die Soldaten standen schnell unter dem Gewehre. Lieutenant Prahl, an der Spitze eines Haufens Freiwilliger, rückte vor jene Carioccawache, und der Sturm auf sie begann sogleich mit einem fürchterlichen Hurrah. Die ganze Wache, aus einem Unteroffizier und zwölf Mann bestehend, fand unter den Bajonnetten der zornglühenden, racheschnaubenden Deutschen ihren Tod. Während Lieutenant Prahl diese Heldenthat ausübte, rückte das übrige Bataillon, von Unteroffizieren angeführt (denn die Offiziere waren, wie gewöhnlich, in ihren Kneipen) nach, und man beschloß, das Quartier des dreizehnten Bataillons zu stürmen und das ganze Korps auszurotten. Dieser rasende Entschluß blieb indessen noch glücklicher Weise durch die Dazwischenkunft einiger vernünftigen Offiziere unausgeführt. Lieutenant Prahl wurde noch an demselben Tage, zum Lohn für seine erste und letzte Waffenthat, nach der Festung Ilha das Cobras geschickt, und, um ein Beispiel zu statuiren, ließ der Kaiser die Garnison auf dem Campo d'Acclamaçaõ sich versammeln. Türkische und brasilische Justizpflege sind oft verwandt; dies bewies auch die heutige Exekution. Don Pedro ließ nämlich in den drei deutschen Bataillonen bekannt machen, daß er den Vorfall wegen Erstürmung der Carioccawache zu untersuchen beabsichtige, und befahl deßhalb allen denen, die derselben beigewohnt hatten, hervorzutreten. Viele, in der Ueberzeugung, nur ihre Pflicht gethan zu haben, oder als müßige Augenzeugen einige Aufklärungen über die Hergänge der Stürmung zu geben, waren Thoren genug, jene Ordre zu befolgen. Von einer weitern Untersuchung war nicht mehr die Rede, sondern alle, welche vorgetreten waren, wurden für „schuldig“ erklärt und mit hundert Stockstreichen bestraft, welche die Hornbläser des dreizehnten Bataillons verabreichten. Ueber den

Schmerz konnten die Betheiligten sich leicht zufrieden stellen, da sie die Bastonade nur auf die Jacke erhielten, und wegen des gekränkten Ehrgefühls mochten sie sich mit ihrem Bataillonschef trösten, denn bei dieser Gelegenheit hatte der letztere die Ehre, mit der kaiserlichen Reitpeitsche die unbeneidete, aber gewiß allgemein gegönnte Bekanntschaft zu machen. Welch herrliche Auszeichnung für diesen elenden Gecken! Als das dritte Bataillon durch die Straßen Rio's nach dem Quartier zurückkehrte, ließ es seinen Unmuth an den Fenstern der Straßen, durch welche der Zug ging, aus, welche ein grauenvolles Bild der Zerstörung darstellte. Mittlerweile eilte das dritte Grenadier-Bataillon immer mehr seinem Ruin entgegen. Die gänzliche Unfähigkeit seines Kommandanten, der sich fast gar nicht mehr um sein Bataillon bekümmerte, wurde von Tag zu Tage in die Augen springender. Die Bataillonsgelder, die der leichtsinnige Kommandant zu ganz andern Zwecken benutzte, als ihre ursprüngliche Bestimmung war, und die Gelder, welche man dem Soldaten unter der Rubrik „Masse" abzog, wurden auf eine unerhörte Weise verschleudert. Vergebens forderten die Soldaten ihr Eigenthum, um welches sie sich auf die nichtswürdigste Weise betrogen sahen.

Unter diesen Umständen konnte das sich plötzlich verbreitende Gerücht, der Obrist Cotter, der lange in Portugal diente, sei zum Kommandanten unsers Bataillons ernannt, nur einen höchst freudigen Eindruck machen, und als sich dasselbe einige Zeit darauf bestätigte, fanden sich die Soldaten auch keineswegs in ihren Erwartungen getäuscht: denn man überzeugte sich bald, wie sehr ein Kommandant, dem es nicht an Willen und Muth fehlte, die unglückliche Lage des Soldaten zu verbessern im Stande wäre. Die Eitelkeit des Subjektes v. E.... fühlte sich natürlich auf das Höchste beleidigt, als man ihm das Kommando des Bataillons abnahm, und es dem würdigen Oberst Cotter übertrug. Zu scharf hatte ihn dieser Schlag verletzt; bisher an der Spitze

des Bataillons auf dem Apfelschimmel paradirend, sollte er jetzt hintendreinreiten; nein! das war zu viel. Am andern Tage reichte er seine Entlassung ein, die ihm dann auch keine Stunde vorenthalten wurde. Die Schnelligkeit, mit der er seinen Abschied erhielt, bewies hinlänglich, daß man seine Fähigkeiten zu würdigen wußte.

Seit dieser Zeit belebte ein neuer und besserer Geist das dritte Grenadier-Bataillon. Mit kräftiger Hand erfaßte der neue Obrist die Zügel, und eine seiner ersten Maßregeln war, den Geist des Offizier-Corps zu bessern, einige unverbesserliche Subjekte davon bei der ersten Gelegenheit nach der Festung zu senden und ihnen den Abschied zu verschaffen. Diese herkulische Arbeit, würdig der Reinigung des Stalls des Augias an die Seite gesetzt zu werden, schritt zwar nur langsam fort; denn es war keine kleine Aufgabe, einen so verwilderten Haufen für das Ehrenhafte empfänglich zu machen. Allein der unerbittlichen Strenge und dem unermüdlichen Eifer des neuen Obristen gelang es endlich, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. Das barbarische Prügelsystem wurde abgeschafft, und an die Stelle despotischer Willkühr trat die Herrschaft der Gesetze. Die Lieferungen an Monturstücken, woran unter Ewald nicht gedacht war, wurden dem Soldaten nicht länger vorenthalten; er erhielt von nun an regelmäßig seinen Sold, und die tausend Plackereien, womit man ihn sonst hudelte, hörten auf. Dagegen wurde strenge Mannszucht gehalten und Insubordination und Vergehen im Dienst auf das schärfste geahndet. In kurzer Zeit erhielten sechs bis acht untaugliche Offiziere ihren Abschied, und trieben sich alsdann, zum Skandal der deutschen Regimenter, in ihrer Uniform, die freilich bald zerrissen und zerlumpt vom Leibe hing und ihre einzige Bekleidung ausmachte, auf den Straßen Rio's umher. Auf ihren Triumphzügen wurden sie von jubelnden Negern begleitet und das gesunde Urtheil der baarfüßigen afrikanischen Kunstrichter über die verwahrlosten und tiefgesunknen Söhne Germaniens fiel seltsam und lächerlich genug aus. Hatten diese

Elenden während ihrer militärischen Dienstzeit sich Mißhandlungen gegen die Soldaten erlaubt, so konnten sie mit Gewißheit darauf rechnen, bei der ersten Gelegenheit in ihrer hülflosen Lage von ihren frühern Untergebenen das Recht der Wiedervergeltung zu fühlen. Viele starben in der Misericordia, dem öffentlichen Hospitale in Rio de Janeiro.

Das dritte Grenadier-Bataillon hob sich indeß von Tag zu Tag mehr, und mit dem innigsten Bedauern erfuhr es, daß der Obrist Cotter nach Irland gehen werde, um dort für Rechnung der brasilianischen Regierung Truppenwerbungen, die der zwischen Brasilien und Buenos-Ayres ausgebrochene Krieg nöthig machte, zu veranstalten. Einige Monate später ging er zu diesem Zweck über London nach Irland.

Der neue Kommandant war ein Portugiese, Antonio de Mouro e Brito, von dem nichts Gutes weiter zu berichten ist, als daß er ein tüchtiger Exerziermeister war; seine übrigen Fähigkeiten waren nicht lobenswerth und außer andern Schwachheiten, ließ er sich auch als ein Werkzeug der rohen Intriguen, die einige Offiziere im Bataillon spannen, mißbrauchen. Indessen ging es auch unter dem Kommando dieses Majors besser, als unter der Herrschaft des ersten Chefs Ewald.

Das zweite Grenadier-Bataillon hatte ebenfalls einen andern Kommandanten erhalten; denn der Kaiser hatte den Savoyarden als Courier nach Wien geschickt. Um diese Zeit konnten die beiden Grenadier-Bataillone als eine Zierde der brasilianischen Armee gelten, und Don Pedro hatte manchen wichtigen Dienst ihrer Ausdauer zu danken. Das 27ste deutsche Jäger-Bataillon stand im Felde gegen Buenos-Ayres, und zeichnete sich durch seinen Muth vortheilhaft aus.

Prozessionen und Kirchenfeste in näherem Bezug auf das brasilische Militärwesen.

Die Prozessionen und Kirchenfeste und die damit verbundenen Gaukeleien, womit die brasilische Geistlichkeit die sinnlichen Einwohner zu beschäftigen weiß, nehmen kein Ende. Das unaufhörliche Gebimmel von den zahlreichen Kirchen und Klöstern stört jeden Zusammenhang eines vernünftigen Nachdenkens. Da die Kirchthürme in ganz Brasilien von einer sehr unbedeutenden Höhe sind und im Uebrigen keine Glocken tragen wie die unsrigen, so ist neben der Kirche oder vor derselben ein Gerüst aufgerichtet, welches so ziemlich einem Galgen ähnlich sieht, an dem zwei oder drei kleine Glocken befestigt sind. Der Kirchendiener, gewöhnlich ein Negersklave, ergreift bloß den Glockenschwengel, mit dem er einige willkührliche Schläge gegen die Glocke giebt, um die Andächtigen zum Gottesdienst einzuladen. Das Gebimmel eines solchen Glockengalgens oder vielmehr aller zusammen, ist so höchst widrig mark- und beinerschütternd für den Ankömmling, daß ihn dieses Geschelle beinahe zur Verzweiflung bringt. Wie oft dachte ich da an meine Heimat, wenn ich zuweilen des Sonntag Morgens mich in einem Kahne auf dem Silberspiegel des Zürichsees schaukelte und dem harmonischen Glockengeläute meiner Vaterstadt so wie dem der an den beiden herrlichen Seegestaden liegenden Dörfer entgegenlauschte, und mein jugendliches Herz dadurch gleichsam in eine unerklärbare Seelenruhe und süße melancholische Stimmung versank. Das Geläute einer Herde Schweizerkühe auf der Weide klingt wohl hundertmal harmonischer als diese teuflische Glockenmusik! Girandolen, Raketen, Kanonenschläge und Feuerwerke bei hellem Tage verkünden den Anfang der Feierlichkeit und daß sich die Prozession in Bewegung setze. Unter den vielen Festen, die unserer lieben Frau zu Ehren gehalten werden, zeichnet sich vorzüglich das da nossa Senhora da Conceiçaõ, in Beziehung auf das Dogma der unbefleckten Empfängniß, aus. Voraus ziehen die verschiedenen Mu-

sikchöre der Garnison mit klingendem Spiel. Dann erscheinen die Heiligenbilder in Wachs in Lebensgröße, die auf ungeheuern Piedestalen, die zum Tragen eingerichtet sind, von den vornehmsten Staatsbeamten getragen werden, die keuchend unter der heiligen Last, eine solche Packeselei für eine große Ehre ansehen. Auch der Kaiser muß bei einigen Prozessionen, z. B. de coraçaõ de Jesus, ebenfalls mitschleppen, daß ihm der Schweiß aus allen Poren dringt. Maria eröffnet den heiligen Zug der Seligen und ist, von Diamanten und Gold strotzend, mit den reichsten Stoffen bekleidet. Alsdann folgen die übrigen Heiligen nach ihrem gehörigen Range. Unter diesen Heiligen zeichnet sich auch ein ganz schwarzer aus. Dieser heilige Mohr hat sich hauptsächlich der tiefsten Verehrung der Neger zu erfreuen; denn die Weißen machen sich nicht so gemein, mit einem Schwarzen, selbst wenn er ein Heiliger ist, Bekanntschaft zu haben. Nachdem die himmlischen Bürger vorüber sind, kommt der endlose Zug von Geistlichen und Mönchen in verschiedenen Ordenstrachten, brennende, fünf Fuß lange Wachskerzen in den Händen tragend. Zuerst wohlgenährte Domherren in ihrem Ornate und fette ausgemästete Pfaffen, die sich gewiß kein Mahler gewählt haben würde, um die Mäßigkeit vorzustellen, laut lachend und sprechend, Schnupftaback nehmend, mit jungen Frauen und Mädchen, oft vor den verdächtigsten Häusern, ein nur zu deutliches Geberdenspiel anknüpfend, dessen profaner Zweck sich mit ihrem heiligen Stande zuverlässig nicht in Einklang bringen läßt. Alsdann folgen die Mönche eines andern Ordens, deren leidendes Aeußere auffallend mit Jenen kontrastirt, und auf deren Gesichter Fanatismus und Aberglauben die Herrschaft zu theilen scheinen. Das Allerheiligste trägt der Bischof oder Abt unter einem reichen Thronhimmel, und die gläubige Menge stürzt sich bekreuzend in den Koth. Die verschiedenen Kirchenbanner flackern in dem endlosen Zuge, und als Engel verkleidete Mädchen dürfen nicht fehlen. Diese Ehre, die himmli-

schen Bewohner zu repräsentiren, läßt man gewöhnlich den reichern Familien zu Theil werden, welche dann auch eine solche Auszeichnung zu schätzen wissen, unbekümmert, ob die schwache Natur des zarten Kindes unter diesem lästigen, oft angreifenden Zeremoniell leidet, oder nicht. Man fühlt sich geschmeichelt und tröstet sich mit dem Verdienst eines Gotteswerks, wenn sich eine Krankheit, von der das Kind häufig das Opfer wird, an der Thorheit der Eltern rächt. Eine Bedeckung bewaffneter Soldaten, die Tschackos in den Händen tragend und eine unabsehbare Menschenmenge von allen Farben und Ständen beschließt den Zug. Alle Straßen, durch welche die Prozession sich bewegt, sind mit Blumen, Lorbeer- und Orangenblättern bestreut, die Häuser mit bunten Teppichen geschmückt, und andächtige Brasilianerinnen lehnen mit unbeschreiblicher Grazie und Anmuth, mit den eleganten Fächern spielend und winkend, auf den Balcons; es bleibt ihnen noch Zeit und Gelegenheit genug übrig, außer ihren heiligen Betrachtungen auch einigen erfreulichen irdischen nachzuhängen. Bei solchen Prozessionen und Kirchenfesten hat man die beste Gelegenheit, Liebeshändel anzuspinnen.

Die Spanierinnen und Portugiesinnen gleichen sich in dieser Art; wer nur irgend auf die Eigenheiten dieser Damen (hauptsächlich auf gewisse Zeichen und Schläge des Fächers, die jene Damen bei diesen Festen meisterlich zu handhaben verstehen) seine Aufmerksamkeit richten will, wird, wenn der männliche Theil irgend einigen Anspruch auf ein angenehmes einnehmendes Aeußere zu machen hat, bald jene Hindernisse besiegen, die ihm im Anfang bei den südlichen Schönen so schwierig scheinen. — Jede Wache, vor der die Prozession vorbei kommt, muß ins Gewehr treten, die Kopfbedeckung in die Hand nehmen und mit gesenktem Gewehr niederknieen. Dieses Ceremoniell forderte man auch von den fremden Truppen, als zur brasilianischen Armee gehörig, obgleich fast alle Protestanten waren.

Feier des Geburtstages Don Pedros.

Der Geburtstag des Kaisers fällt auf den 12. Oktober und wird beinahe jedesmal auf folgende Weise in Rio de Janeiro begangen:

Bei Tagesanbruch verkündigte der Donner der Kanonen von allen Forts die Freudenfeier des festlichen Tages, welches von den im Hafen stationirten, sowohl brasilischen als ausländischen Kriegsschiffen, die mit unzähligen Flaggen auf das bunteste geziert waren, beantwortet wurde. Einzeln zogen die verschiedenen Truppencorps der Garnison nach dem Campo d'Acclamaçaô und rückten dort in ihre Brigade. Dieser große Platz ist mit den schönsten Häusern von allen Seiten eingefaßt, die mit den kostbarsten Teppichen von allen Farben geschmückt waren. Gegen 7 Uhr verkündeten Girandolen und Raketen die Abfahrt der kaiserlichen Famlie von St. Christoph (S. Christovaô), dem Landsitze derselben, eine Stunde von Rio. Bei der Ankunft begab sich dieselbe in das zu diesem Zwecke in der Mitte des Platzes gebaute Pavillon, von wo aus man den freien Ueberblick auf den ganzen ungeheuern Platz genießt. Don Pedro blieb zu Pferde und leitete die Parade, durch Lauf- und Bataillonsfeuer der Infanterie und durch Salven des groben Geschützes verherrlicht. Nachdem gegen eilf Uhr die Parade vorüber war, setzte sich der Zug vom Campo d'Acclamaçáo durch die Stadt nach dem Hafen in Bewegung. Voraus der Staatswagen mit der kaiserlichen Familie, von acht Maulthieren gezogen und unter der Escorte der in der That prächtig equipirten Ehrengarde, die von den Söhnen der reichsten Leute Rios gebildet war, und worin jeder Gemeine den Charakter als Kapitän in der Armee hatte. Der übrige Hof folgte in sechs- und vierspännigen Wagen. Alsdann erschien Don Pedro in prachtvoller Uniform zu Pferde, im Gefolge einer ungeheuern Menge Stabsoffiziere, deren prächtige Uniform an Glanz und Ueberladung alles übertraf, was man in Europa in dieser Hinsicht nur sehen kann. Die verschiedenen Regimenter und Bataillone der Garnison folgten unmittel-

bar mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit Orangen- und Lorbeerblättern bestreut, und ein unaufhörlicher Regen von Blumen strömte aus den Lilienhänden der brasilischen Schönen auf den endlosen Zug herab. Die Häuser waren mit den buntesten Tüchern geschmückt und allerliebste Brasilianerinnen schwenkten auf den Balkons, womit die meisten Häuser versehen sind, mit all ihrem Liebreiz die mousselinenen Tücher. Die Schönheiten Rio's in ihrer üppigen, theatralischen Kleidung erblickt man an diesem Tage im blendendsten Nimbus ihrer Zaubergewalt und mit unwiderstehlichen Waffen der Schönheit, Anmuth und Grazie, allen freien Herzen Fesseln drohend, gerüstet. Das Zwischenspiel, das diese liebliche Wesen in den Balkons treiben, hat für die Meisten mehr Interesse, als alle übrigen Geburtstagsfeierlichkeiten. Nachdem der Kaiser, seine Familie und der Hof der Messe, die durch italienische Sänger, Sängerinnen und die Kapelle ausgeführt wurde, beigewohnt hatten, begab sich das Herrscherpaar in den Pallast, wo Handkuß war und der Kaiser die Glückwünsche des diplomatischen Corps und seiner Untergebenen entgegennahm. Um zwölf Uhr begann abermals von allen Forts und den Kriegsschiffen eine Kanonade, und nachdem die Garnison um den Palaisplatz, aus dessen Balkon sich der Herrscher seinem Volke zeigte, im Parademarsch vorüber defilirt war, rückten die verschiedenen Truppen nach ihren Quartieren. Gegen zwei Uhr fuhr der Kaiser mit seiner Familie nach der gewöhnlichen Residenz, der Imperial Quinta da boa Vista in St. Christoph zurück, und verlebte dort den Rest des Tages im Kreise seiner Familie und seiner Günstlinge. Gegen acht Uhr besuchte er mit seiner Familie das Theater, wo alsdann die von ihm komponirt sein sollende Nationalhymne von italienischen Sängern, in Begleitung des Orchesters, vorgetragen wurde. Oft erhielt dieser Gesang durch einen Chorus aus dem Parterre (Gallerie kennt man nicht) noch mehr Nachdruck. Das Theater war um zwölf Uhr beendigt,

und Don Pedro kehrte mit seiner Familie nach der Quinta da boa Vista zurück, womit sich der festliche Tag schloß. Die Stadt war am Abend illuminirt.

Vierzehn Tage nachher wurde das Avancement in der Armee, das immer mit der Geburtsfeier des Kaisers verknüpft war, publicirt.

Skizze über das brasilianische Militärwesen.

Die Stärke der ganzen brasilischen Landmacht war unter Don Pedro von der Kammer auf 12,000 Mann festgesetzt. Die Marine bestand aus einem Linienschiff, sechs Fregatten, acht Korvetten, mehreren Kriegsbriggs und Schonern. Lächerlich und sonderbar ist überhaupt die Administration und Organisation des ganzen brasilischen Militärwesens; eine Menge Regimenter und Bataillone sind in den Listen eingetragen; aber es gibt Regimenter und Bataillons, die kaum 20, 30, 40 Mann Soldaten stark sind, die entweder durch Krankheit, Desertion u. dgl. gänzlich zusammengeschmolzen, und durch Nachläßigkeit und Betrügerei des Kriegsministeriums nicht completirt werden; dessen ungeachtet wird aber der vollzählige Sold eingestrichen. Der Kriegsminister und der kaiserliche Schatzmeister, nebst den Generälen und Offizieren bis auf den Gefreiten herab, bestehlen und betrügen die Staatskasse und den armen Soldaten. Montur und Armaturstücke, die schlechtesten Fabrikate, die aus England geliefert werden können, werden den Soldaten vorenthalten, der Sold denselben oft nach Willkühr oder gar nicht ausbezahlt. Die Unregelmäßigkeit in den Lieferungen, der dabei herrschende Betrug, und überhaupt das Phlegma, womit die Brasilier reichlich ausgestattet sind, lassen den Beobachter den Wirrwar, die lächerlichen und mangelhaften Gebrechen dieses Staatskörpers in allen Zweigen deutlich erblicken.

Man sieht in Rio de Janeiro selbst, vielmehr aber noch in den entferntern Provinzen, die lächerlichsten Soldaten, die sich die menschliche Einbildungskraft nur mit



Deutsche Soldaten in kaiserlich brasilischen Diensten.
a. Grenadier der Leibwache. b. Jäger.

den grellsten Farben ausmalen kann. Krumme, Schiefe, Einäugige, Bucklige erblickt man genug als Zugabe der brasilischen Armee. Oft genug habe ich mich geärgert, wenn ich einen Eingebornen sah, der das Gewehr gleich einem Schwefelspan in seinen Pfoten hielt, mit seinem grinsenden, widrigen, zähnefletschenden, farbigen, ich möchte wohl sagen, dunkelgrünen Paviansgesicht, der hämisch den Vorübergehenden anglotzte, dessen Uniform, wenn man einer groben Tuchjacke diesen Namen geben kann, verwittert, abgetragen war, und deren ursprüngliche Farbe wohl schwerlich ein Chemiker erkannt haben würde. Zerfetzte Aermel und Hemden oder wohl auch die nackten Arme des Besitzers, nebst den Pantalons, die in durchgeriebener Leinwand bestanden, ließen auf das Uebrige schließen. Die Füße waren mit zerrissenen Schuhen bekleidet, oder auch zuweilen aus ächt philosophischen Gründen, mit paradiesischem Leder; und stolz auf diese Vorzüge, blies der Thronvertheidiger auf seinem Posten den Rauch einer Papier-Cigarre durch die Nasenlöcher. Unter den Milizen, die auf magern Gäulen paradiren, ausgenommen in der Provinz St. Pedro do Sul, sieht man ebenfalls die seltsamsten Kostüme und alle Farben militärischer Bekleidung. Die Marinetruppen bieten ein Bild der schändlichsten Verworfenheit und der unnatürlichsten Laster dar. Meistens abgemergelte, sieche Körper, deren Anblick der sprechendste Zeuge der brasilischen, die Menschheit entwürdigenden Lasterhaftigkeiten ist, vor deren Benennungen das bessere Gefühl zurückbebt.

Bemerkenswerthe Ausnahmen in der Montirung verdienen jedoch 1) die kaiserliche Ehrengarde in Rio de Janeiro, bestehend aus Freiwilligen, Bürgern und Söhnen der reichsten Einwohner daselbst; reich, prachtvoll gekleidet und bewaffnet, worin jeder Gemeine, wie ich schon erwähnt, den Charakter als Kapitän der Armee hat; ferner das zweite und dritte deutsche Grenadierbataillon. (Beiliegende Kupfertafel stellt einen Grenadier vom 2ten Bataillon vor und einen deutschen Jäger vom 27sten Bataillon.) Die Kavallerie der Provinz Rio grande und

Saô Pedro do Sul ist unstreitig die geschickteste und beste im ganzen Kaiserreiche; das kleine Corps deutscher Lanziers, welche in St. Francisco de Paula stationirt lagen, war ebenfalls auf gutem Fuße equipirt, und zeichnete sich nebst dem 27sten Jägerbataillon bei der Armee im Felde vor allen andern Truppen aus. Als Infanterie ist die der Provinz S. Paul die beste. Die Kleidung ist bei den meisten Truppen sehr einfach. Die Tschakos der Jägerbataillone haben die Form eines Zuckerhutes, und gleichen so ziemlich den Feuereimern unsrer Zürcher'schen Löschanstalten.

In alle Einzelheiten und Lächerlichkeiten, die dem Nordländer bei diesen Truppen so seltsam auffallend vorkommen müssen, mich einzulassen, wäre sowohl für den Leser als für mich selbst ermüdend und weitläufig.

Schließlich erwähne ich noch des schändlichen Soldatenpressens. Zu gewissen Zeiten wird nämlich an der Hafenstraße, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügen sollte, eine gelbe Fahne ausgesteckt, welche das Wahrzeichen für Jedermann ist, und zugleich den Zeitpunkt des Pressens bezeichnet. Der Unvorbereitete und Arglose, der dieses Zeichen nicht kennt, oder durch ein Versehen seine Sicherheitskarte (matricula) nicht bei sich führt, wird ohne weiters von den zu diesem Zwecke ausgeschickten Patrouillen aufgegriffen und entweder auf Kriegsschiffe geschleppt, wo er zeitlebens zum Matrosen- oder Artilleriedienst verwendet, und da unter den schändlichsten Mißhandlungen, bald aus Laune oder auch für das geringste Vergehen durch das Schiffstau des Contremaestro oder den Corporalstock, wie der geringste Negersklave nach und nach zu Tode gemartert wird. Oefters werden auch solche Unglückliche in Fesseln gelegt und in scheußliche Gefängnisse geworfen, bis über diese Armen entschieden ist, unter welches Corps sie gesteckt werden sollen. Unter diesen Unglücklichen befinden sich zuweilen harmlose, ruhige Bürger, zugereiste Fremde aus andern Provinzen, fremde Matrosen, Betrunkene u. A. mehr; jedoch haben einige das Glück, von ihren Freunden und Verwandten gegen

Hinterlegung eines guten Lösegeldes, aber mit vieler Mühe, zurück verlangt zu werden. Aufgegriffene Europäer werden wieder an ihre Konsuls ausgeliefert, wenn ernstliche Nachfragen oder Verwendungen der Letztern geschehen, oder die Erstern keck genug sind, sich durch Protestiren und andere Mittel aus diesen Teufelsklauen zu retten. Jedoch schmachten noch viele solcher Elenden auf Schiffen und verwünschen sich und die Menschheit unter dem eisernen Scepter der Tyrannei, ihr trauriges, sklavisches Leben schmachvoll dahin schleppend. Doch scheint der Himmel nicht ganz taub für die Klagen jener Armen zu sein, und Vielen ist es gelungen, diesem schändlichen Joche zu entrinnen. Kein Wunder also, wenn solche Truppen keinen Muth und Lust zum Kampfe bezeugen. Beweise genug lieferte der letzte Krieg zwischen Buenos-Ayres und Brasilien, wo der Kaiser einen schmachvollen, ehrlosen Frieden mit jenem Freistaate schließen mußte. Sechs verwegene Abenteurer, aus einigen Franzosen und Genuesern bestehend, bemächtigten sich im Jahre 1828 bei Nachtzeit der wohlbemannten und mit einigen sechzig Kanonen versehenen brasilischen Fregatte Macdonalda, indem sie bloß die Schildwachen niederstachen, und die übrige feige zitternde Mannschaft in die Zwischendecke einschlossen. Des andern Morgens, im Angesichte und umgeben von der brasilischen Flotte, brachten sie glücklich die Fregatte auf die Rhede von Buenos-Ayres, ohne daß die brasilische Flotte sie einzuholen getraut hatte. Neben dieser schönen Prise erfreuten sich die Argentiner noch viel anderer beinahe eben so wohlfeilen Kaufs.

Unzählige Beispiele von der Feigheit der Brasilianer zeugend, ließen sich als Zierde eines Bauernkalenders zu männiglichem Ergötzen niederschreiben, wenn es der Mühe werth wäre, die kostbare Zeit dadurch zu vergeuden.

Sankt Christoph.

Die **Imperial Quinta da boa Vista** (der kaiserliche Garten zur frohen Aussicht), die gewöhnliche Residenz

des Kaisers, ist ein seltsames Gemisch, ein wahres Quodlibet der heterogensten Bauarten. Wenn, wie man sagt, Don Pedro der Baumeister davon ist, so sah es in dieser Wissenschaft schlecht genug um ihn aus. Die orientalische Bauart, die neufranzösische und gothische, sind hier durcheinander geworfen. Jene edle, einfache Größe, die die neugothische Bauart charakterisirt, vermißt man hier ganz und gar. Eben so grellen Kontrast bieten auch die nähern Umgebungen; auf der einen Seite liegt der Pferdestall nebst Düngerhaufen, einige den Einsturz drohende Gebäude und die Ruinen eines andern, das schon wieder in Trümmer sank, ehe es fertig geworden war; auf der andern Seite liegt der große Garten, den nicht die Kunst, sondern die reiche, gütige Mutter Natur zu einem erfreulichen Aufenthalte machte. Alles, was die Natur schafft, ist schön und vortrefflich; das Meiste, was seine Bewohner schaffen, taugt nichts. Unweit des kaiserlichen Palastes liegt das Quartier des zweiten Grenadierbataillons auf einer ziemlichen Anhöhe. Die Einrichtung der Quartiere hatte sich seit 1824 merklich gebessert, und statt daß der Soldat sich auf die nackte Erde betten mußte, wie früher, konnte er sich doch immer auf eine ziemlich reinlich gehaltene, obgleich harte Pritsche legen, eine dünne Strohmatte, nebst einer dünnen wollenen Decke, versah ihm die Stelle eines Federbettes, doch fehlte es auch da nicht am lästigen Ungeziefer: Flöhen, Wanzen, Mosquitor, Kakerlaken, Käfern u. dgl., die ihn von seiner knochenzermalmenden Ruhestätte aufscheuchten, und ihn zwangen, die Stunde seiner Ankunft in dieses Land, sein böses Geschick, das ihn zum brasilischen Soldaten stempelte, zu verfluchen. Da die Ankunft unsers Transportes damals gerade auf die Osterfeiertage fiel, so ließ man uns Rekruten für einige Tage ausruhen.

Auf dem Transportschiffe Fortuna befanden sich einige Feuerköpfe, denen das Soldatenleben auf St. Christoph durchaus nicht behagen wollte. Einige durchzogen lärmend den Kasernenhof, um mit lautem Rufe eine bestimmte Dienstzeit zu verlangen, oder vielmehr halb

betrunken ihre Klagen und ihr Mißbehagen über ihre herabgestimmte Hoffnungen kund zu geben. Nachdem man jedoch einigen armen Soldaten die Prison als Tummelplatz ihrer Gefühle angewiesen hatte, und den Uebrigen für ihr Aufbrausen mit Stockprügeln drohte, so war die Ruhe wieder hergestellt. Die wenigen Rasttage, die uns da vergönnt waren, überzeugten uns bald, welchen fatalen Streich uns das Schicksal gespielt hatte, und gab mir hinlänglich Raum, einen Ueberblick auf das ganze tragische Gemälde, das vor mir lag, zu werfen. Das zweite Grenadierbataillon war damals unter dem Kommando eines portugiesischen Obersten, auf dessen Namen ich mich nicht mehr entsinne. Der alte Savoyarde, von dem ich früher erwähnte, war immer noch Oberst von diesem Bataillon, hielt sich jedoch meistens nur in der Stadt oder am Hafen auf und besuchte selten seine Heerde. Unsre neu angelangte Mannschaft war toll genug, sich mit den unzeitigen Früchten Orangen, Bananen u. A. den Magen zu verderben, übrigens trug noch das schlechte Wasser, die elendesten Speisen, aus dünnem, wässerigem Reis, fingerslangen, harten Saubohnen, etwas zähem Fleische und einem Pfund türkischem Weizenbrod per Tag bestehend, nebst dem Klima, der veränderten Lebensweise u. s. w. viel dazu bei. Unter uns Rekruten war kaum ein Mann, der nicht vom Fieber, der Diarrhöe u. s. w. angegriffen gewesen wäre. Lächerlich oder vielmehr tragikomisch war der Anblick unsrer Leute nach den Rasttagen. Früh vor Tagesanbruch wirbelte die Trommel den Soldaten von seinem harten Pritschenlager auf, um nach dem Campo de S. Christovaõ aufzubrechen, und dort bis halb zehn Uhr unaufhörlich zu exerciren. Die Veteranen des Bataillons exercirten getrennt von uns mit ihren Gewehren, indeß die Rekruten das Marschiren lernen mußten. Todtbleich war das Antlitz der Meisten unter uns, und, während dem Bataillonsschritt die Arme über den Rücken gekreuzt, die Beine abwechselnd in die Höhe und vorwärts gestreckt, hatte mancher kaum noch Kraft genug, seinen

Leichnam nachzuschleppen, oder verursachte durch seine Kraftlosigkeit öfters den Sturz des ganzen formirten Gliedes, welches das Ansehen hölzerner Nürnberger Spiel-Soldaten hatte. Die Diarhöe war hauptsächlich beim Exerciren den Ankömmlingen lästig. Es war wirklich für einen Menschenfreund ein schmerzender Anblick, diese Truppen, die vor einiger Zeit sich noch beinahe blühender Gesundheit erfreuten, jetzt als schwindsüchtige, ausgemergelte Hungergestalten unter dem brasilischen Korporalsstocke dahin siechen zu sehen. Gerade die korpulentesten und gesundesten Leute waren am stärksten von diesem Uebel befallen, und trugen das Gepräge des verzweifelnden Grames und Elendes auf ihren entstellten, gelben Gesichtern. Wenn die Plackerei des Morgens bei stechender Sonnenhitze um zehn Uhr beendigt war, ward das Bataillon bei seiner Rückkehr ins Quartier mit dem höchst erbärmlichen Frühstück, aus einer Tasse wässerigem Reis bestehend, regalirt, nebst seiner Ration Brod für den ganzen Tag. Kaum ließ man dem armen Soldaten Zeit, sein kärgliches Frühstück zu verschlingen, so fingen die Schindereien von vorne an. Ganze Lasten Gewehre aus den Zeugkammern wurden den Rekruten abgeliefert, um sie blank zu reiben und zu putzen, und öfters hing es nur von einem Korporal oder Gefreiten ab, den schwergepeinigten Neuling nach Willkühr mit dem Stocke zu regaliren oder gar durch erdichtete Anklagen denselben in Arrest werfen zu lassen oder bei den Offizieren anzuschwärzen. Den Veteranen war mehr oder weniger das nämliche Schicksal zugetheilt.

Um halb zwei Uhr erhielt der Soldat eine Mittagsmahlzeit, nämlich: eine Tasse Bohnensuppe mit Mandiokmehl, nebst einem winzigen, magern, steinharten Stück Fleisch. War nun diese erschreckliche Magentortur vorüber, die nur der größte Hunger überwinden konnte, so dauerte es noch wenige Minuten, bis die Tambouren Appell und zum Antreten schlugen. Nun fingen erst die Inspektionen der Unteroffiziere an, die nicht ermangelten, durch gehässige, niederträchtige Anmerkungen und Dro-

hungen den Menschenadel der armen Soldaten zu entwürdigen, ihn dem Kompagniechef als ein unverbesserliches Subjekt zu schildern, der dann auch nicht ermangelte, den Armen ohne weitere Untersuchung zu Arrest, Strafwachen, Stockhieben u. s. w. zu verdammen, obschon öfters an einem solchen nicht das Geringste zu tadeln war. Nach Beendigung dieser zahllosen Hudeleien rückte jede Kompagnie vor auf den Kasernenplatz, wo alsdann erst noch der portugiesische Major die Glieder musterte, und öfters aus übler Laune irgend einen armen Teufel aus dem Gliede treten und mit Stockhieben bestrafen ließ, nachdem er das Bataillon erst Quarré zu formiren kommandirte. Einige junge Leute, die mit mir auf der dänischen Brigg Fortuna im Lande anlangten, ließen sichs einfallen, nach einigen Tagen zu desertiren, da sie jedoch der Sprache und der Wege unkundig waren, sich unter Wegs ermüdet in den Schatten von Orangenbäumen gelegt hatten, und ihren Hunger mit jenen Früchten stillten, überließen sich die Meisten eines sorglosen Schlummers, während dem sie von Milizsoldaten arretirt wurden. Ihre Bestrafung durch barbarische Stockhiebe ward auf den andern Tag Morgens früh festgesetzt, und nun gings wieder in die späte Nacht hinein mit Exerciren, Chikanen, Gewehrputzen u. s. w.; so verstrich ein jämmerlicher Tag wie der andere, sich vollkommen ähnlich. Der folgende Tag gewährte uns Rekruten ein schändliches, herzzerreißendes Schauspiel. Wir waren das erstemal Zeuge einer solchen barbarischen Züchtigung. Nachdem das Bataillon auf dem Kasernenhof Quarré formirt hatte, wurden die armen Deserteurs aus ihrem Arreste abgeholt, die erbärmlichen Kriegsartikel verlesen, und jeder zu fünfzig Stockhieben verdammt. Die Tambouren versahen Profosenstelle unter dem Kommando eines Unteradjutanten, dessen einziger Dienst darin bestand, bei der Execution die Erstern zu beobachten und sie durch flache Klingenhiebe zu ihrem Schergendienste anzutreiben und die ausgetheilten Hiebe zu zählen. Jeder Tambour mußte zehn Hiebe dem Delinquenten auf den nackten Rücken mit einem fingers-

dicken Rohre versetzen. Jeder Hieb ward von einem Andern durch einen Schlag auf die Trommel bezeichnet. Stehenden Fußes hatten die Meisten ihre Strafe ausgehalten, und ihre zerfleischten Rücken bewiesen nur zu deutlich, welchem elenden Sklavenjoche wir preisgegeben waren. Einige dieser Unglücklichen von guter Erziehung und schwacher Leibeskonstitution sanken zur Erde, oder wurden auf Befehl des Majors von Soldaten festgehalten, bis ihr Körper die gehörige Anzahl Hiebe erhalten hatte. Abscheu und Entsetzen verursachten uns Neulinge diese henkermäßigen, türkischen Auftritte. Im Innersten empört, schwur ich damals, ehe ich meinen Körper einer solchen Brandmarkung preisgeben würde, durch Selbstmord dieser Schmach zu entrinnen. Denn ganz unschuldiger Weise konnte man durch die Chikanen der Vorgesetzten und durch die Niederträchtigkeit der Kameraden dazu gelangen. Ein scharfes Federmesser, das ich immer verborgen hielt, war bestimmt, mir in einem solchen Falle zur Aderöffnung zu dienen. Doch war mein Stern mir als Soldat so günstig, mich meinen Vorsatz nicht in Ausführung bringen zu lassen. Die Anzahl der Deserteurs war zu beträchtlich, um Vormittags die Execution zu beendigen, daher die Uebrigen wieder in Arrest abgeführt wurden, um des Abends das schändliche Henkerschauspiel zu erneuern. Die Bestraften wurden nach dem Quartierhospitale geschickt, um ihre barbarisch zerfetzten Rücken durch Auflegen von Umschlägen u. s. w. zu heilen. Das Bataillon ward zum Exerciren beordert. Während der ganzen Execution hatte der portugiesische Major mit wahrem satanischen Wohlgefallen die Opfer seiner despotischen Willkühr betrachtet, sein zähnefletschendes, braunes Banditengesicht bewies deutlich das schwarze Herz, das in dem Bluthunde schlug. Unter den deutschen Offizieren und Soldaten gab es indeß auch Schufte, die mit hämischem, teuflischen Ergötzen sich an den Leiden ihrer Brüder weideten.

Solche gehässige Charaktere sind die Frucht gränzenloser Despotie, womit so viele civilisirte Völker jetzt noch gegeißelt sind. Mit der Muttermilch scheinen sie das

Bewußtsein einzusaugen, das Lastthier ihrer Fürsten zu sein. In der Schule, von der Kanzel herab wird ihnen gepredigt, die Obrigkeit sei von Gott eingesezt; rings um sie ist die mit Kopfgeld bezahlte Luft von Willkühr verpestet; in ihren Trank mischen sich Thränen des Grams und der ohnmächtigen Wuth. Wehe solchen, wenn ihre Blutpfennige nicht ferner in die Taschen der Müßiggänger wandern, auf die Straße wird er dann mit seinen Kindern geworfen oder auf allerhöchsten Befehl ins Zuchthaus gesperrt; aber gleichwohl rufen diese Menschen, wenn auch seufzend: „es lebe unser gütige, gnädige Landesherr!“ Auf Befehl der von Gott eingesetzten Obrigkeit durchbohrt er die Brust seines Bruders. Gut besoldete Müßiggänger und Verräther belauschen den Bessern, die, um ihr gutes Brod nicht zu verlieren, gerne zu seinem Verderben umherkriechen. Fürsteninteresse, Pfaffenwuth und Volksblindheit, oder die sogenannte Religion, bildet den großen Deckmantel über das Ganze.

Unsre Philbrasilier hatten ein ziemliches Quantum böser Eigenschaften, und daher ist es sich auch nicht zu wundern, daß sie sich gegenseitig haßten, sich durch Chikanen das Leben verbitterten, sich gegenseitig verriethen. Der Preuße haßte den Sachsen, dieser den Erstern. Der Oestreicher den Baier, und Jener wieder den Schwaben u. s. w. Viele junge, brave Leute von guter Erziehung und ehrbaren Familien hatten das Unglück, den Mehrtheil dieser rohen, viehischen Masse zum Feinde zu haben, und öfters ein Opfer ihrer Verrätherei zu werden. Selbstmorde ereigneten sich häufig. Der Tod mähte überdieß noch mit scharfer Sense und hielt große Erndte. Dumpfes, verzweiflungsvolles Hinbrüten bemächtigte sich der Meisten, jene schreckliche Leere der Seele, die keiner Hoffnung mehr Raum läßt, und krebsartig den letzten Keim des bessern menschlichen Selbsts unterfrißt. Das Sklavenleben, die Verfolgungen, Chikanen, Niederträchtigkeiten unter Offizieren und Soldaten, Brüdern, Verwandten und Landsleuten, die barbarische Prügelei, die scheinbare Unmöglichkeit, jemals solchem elenden Soldatenleben zu entwischen,

machten auch selbst den Bessern unter dieser satanischen Horde zum Stumpfsinnigen und Gefühllosen.

Ich werde späterhin einige Beispiele anführen, die meine Aussagen rechtfertigen, und leider nur zu sehr beweisen, wie selbst der civilisirte Mensch in seinen Ausschweifungen noch roher als der roheste Natursohn in seiner Wildheit ist. Der geübtesten Feder wäre es nicht möglich, die Verschiedenartigkeit der Charaktere, die Einzelheiten menschlicher Verirrungen und Versunkenheit zu schildern, die sich unter diesen Menschen dem beobachtenden und nachdenkenden Menschenfreunde zeigten.

Der Verfasser liegt krank im Spital. Diarhöe und Fieber lassen ihn seinen nahen Tod vermuthen. Lazarethscenen. Erbauliche philosophische Betrachtungen des Verfassers über das irdische Leben; seine Genesung.

Motto. Was mag ich armes Pünktchen wollen?
Die Sphären deiner Ordnung rollen
Nach deinem Maß in ihren Gleisen hin;
Ob unter Jubel oder Wimmern,
Auf Rosenwegen oder Trümmern
Ich glücklich oder elend bin.

Seume.

Meine Gesundheit war in diesem Chaos der Dinge aufs höchste angegriffen. Moralisch und physisch hatte ich gräßlich seit meiner Ankunft unter diesen Menschen gelitten. Unmöglich wäre es mir, den damaligen wahren Zustand meiner Seele zu schildern. Eine völlige Erschlaffung hatte sich meines ganzen Selbsts bemächtigt, mein Innerstes war zerrissen ob dem Abbilde der Gräuel, Schandthaten und Verworfenheiten dieser Hyänenhorde. Mein jugendlicher, abgehärteter, robuster Körper war von einem hartnäckigen Fieber angegriffen, überdieß noch von der grausamsten Diarhöe befallen, war mein Magen so völlig entkräftet, daß ich nicht die geringste Speise mehr verdauen konnte. Einem jämmerlichen Schattenbilde ähnlich kroch ich umher, meine bis in das Mark entnervten Fußgestelle verweigerten den übrigen abgemergelten Körpertheilen ihre Dienste, und nachdem sich der Compagnie-

chef und Sergeantmajor hinlänglich überzeugt hatten, daß ich, als ein unnützes Möbel, müsse aus dem Wege geräumt werden, beorderte man einen Korporal, mich nach dem öffentlichen Spital in der Stadt, der Misericordia, hinzubringen. Nachdem ich in dieser Begleitung unter der größten Anstrengung, beinahe erliegend und unter öfterm Ausruhen, wo ich nur mit Hülfe des Korporals mich höchst mühsam wieder aufrichten konnte, diesen beinahe eine Stunde weiten Weg zurückgelegt hatte und dort angelangt war, sagte mir mein Begleiter, nachdem er beim Portier den Krankenschein abgegeben hatte, mit folgenden Trostworten Lebewohl: „Hör' 'mal, Schweizer, hier wirst du wahrscheinlich ausgepfiffen haben! Du siehst ja aus wie der Tod selbst; doch kannst du froh sein, das brasilische Hundeleben überstanden zu haben!“ Ein Neger als Krankenwärter, machte mir Zeichen ihm zu folgen, in seinem hämisch grinsenden Gesichte las ich das Wohlgefallen, mit dem er sich an meinen Leiden weidete. Kalter Schweiß rieselte mir den Rückgrat herunter, den mir eine bange Ahnung und das mühsame Erklettern der weitläufigen Treppenstufen auspreßte. Endlich erreichte ich mit Jenem den Krankensaal, der meistentheils von brasilischen Soldaten und Einwohnern angefüllt war, nebst einigen deutschen Soldaten u. s. w. bunt durcheinander gemischt. Hier wies mir der Neger eine Schlafstelle an, die mich nebst der ganzen Umgebung im höchsten Grad anekelte; er befahl mir jetzt, mich zu entkleiden. Mit Widerwillen fügte ich mich dazu. Meine Kleider packte der Schwarze geschwinde zusammen und entfernte sich schnell, nachdem er mir ein gewaschenes Hemde der Anstalt zurück ließ; aber man denke sich meinen Abscheu und Ekel, als ich damit meine Blöße bedecken wollte, dasselbe mit Ungeziefer in den Falten geziert fand. Doch hier war kein anderes Mittel übrig, als meinen Ekel zu überwinden, wollte ich mein nacktes Gerippe, dessen Anblick den Portugiesen Stoff zu spöttelnden Bemerkungen Anlaß gab, einigermaßen bedecken.

Der Fieberfrost, der mich durchschüttelte, zwang mich,

das mit Ungeziefer versehene Bett zu besteigen, das im Ganzen aus einer Strohmatraze, einem Kopfkissen, zwei Leintüchern und einer leichten wollenen Decke bestand; doch war dieses Bett in gewissen Hinsichten dem harten Pritschenlager in den Kasernen vorzuziehen. Eine gelinde, wohlthuende Wärme erquickte meinen erstarrten Leichnam ein wenig; dieß hätte mich einigermaßen trösten können, wenn mich nicht die Erinnerung an die frühern kranken Besitzer dieses Lagers und des mir aufgebürdeten Ungeziefers gequält hätte. Wie Mancher mochte wohl diesen scheußlichen Lappen am Leibe gehabt haben? Wie Mancher an einer scheußlichen Krankheit leidend, hatte wohl auf diesem erbärmlichen Lager seinen letzten Lebenshauch ausgeblasen? Doch kehrte nach und nach die Ruhe wieder einigermaßen in mein Inneres, ich fing an, meine Umgebung näher zu betrachten, und erkannte neben meinem Lager einen Schweizer, der bei unserm Transport auf der Brigg Fortuna war und wie ich hier zum Soldaten umgestempelt wurde. Dieser Mensch, ich weiß nicht mehr genau, ob er ein gebürtiger St. Galler oder Graubündtner war, erwachte so eben aus seinem Schlummer und erkannte mich sogleich, sich mit diesen Worten an mich wendend: „Nu Landsmann, wie gehts? Du bist in diesem Spital auch recht in Senf gerathen, so gut wie ich. Der Teufel mag eine solche verkehrte Wirthschaft holen! Hier wird ein Mensch weniger noch geachtet als ein Stück Vieh! Ich habe mich jedoch etwas erholt und bin meiner Genesung nahe, obschon ich das Spitalliegen kanonendick habe, bin ich doch zum wenigsten lieber hier, als unter jenem verfluchten Joche des brasilischen Soldatenlebens. Vorgestern Nachmittag kam ein Mulatte, ein Soldat, auf dein Lager, aber heute früh hat der Teufel den Pomeranzenfresser geholt. Sieh dich vor Bruder, daß du nicht auch zur großen Armee übergehst; hier hat der Tod seinen Tanzboden aufgeschlagen, und Elend und Verzweiflung geigen dir einen Hopswalzer dazu!“ Diese höchst erquickende Einleitung zu einer rührenden Unter-

haltung konnte ich meinem Landsmann nicht beantworten, indem die Zähne klapperten und mir die Entkräftung beinahe die Sprache geraubt hatte; auch er schlummerte sanft wieder ein, indem ihn diese paar Worte sehr angestrengt und ermüdet hatten. Abends sechs Uhr erhielten die Kranken Medizinen zum Einnehmen, oder Verbande u. dergl. Einigen wurde Fleischbrühe, Wein und andere stärkende Mittel gereicht, aber hauptsächlich nur den Brasiliern, denn der fremde Soldat konnte versichert sein, von den Aufwärtern betrogen oder hintangesetzt zu werden.

Mir wurde in einem blechernen Becher ein Arzneimittel gereicht von dunkelgrüner Farbe, das ich gierig verschlang, in der größten Hoffnung, mir Linderung zu verschaffen und eine ruhige Nacht zu genießen. Aber Tod und Teufel! kaum hatte ich diesen grünen Herentrank verschlungen, krümmten sich meine Gedärme kolikartig, und kaum hatte ich Zeit genug, meine Stiefeln, die man mir glücklicher Weise gelassen hatte, anzuziehen, um die geheimen Gemächer aufzusuchen. Im sonderbarsten Galopp, an dem meine Schwäche schuld sein mochte, durchlief ich den Saal und einige Nebensäle, in denen ich viele Eingeborne possirlich auf ihren Betten zusammengruppirt fand, Karten spielend und der Branntweinflasche zusprechend. Ein langer Corridor mit Backsteinen belegt, führte mich zu den Gegenständen meiner Sehnsucht. Das verdammte Arzneimittel war eine starke Purganz und brachte mich durch seine furchtbaren Wirkungen, ohnedieß wie ein Skelett ausgemergelt, zur Verzweiflung.

Diese Nacht kam ich durch die entstandene Verkältung völlig an den Rand des Grabes. Des andern Morgens konnte ich eben so wenig Ruhe finden; nach zehn Uhr kamen die Aerzte, denen man, wo nicht allen, doch den meisten, privilegirte Mörder sagen konnte, denn ganz pomadig spatzirten diese Söhne Aeskulaps in dem Saale umher, und erkundigten sich nur oberflächlich nach dem Zustande der Kranken; es schien mir eher ein Trupp Neugieriger, Besuchender, als eine Doktorvisite zu sein. Bei meinem Bette verweilte sich einer dieser Quacksalber, ein

alter Lissaboner, wie ich nachher erfuhr, und glotzte mich durch seine ungeheure Brille gleich einer Tigerkatze an. Ich streugte alle meine Kräfte an, um mich im Bette sitzend aufzurichten, was mir unter unsäglichen Schmerzen endlich gelang. Auf französisch erklärte ich ihm mit der größten Anstrengung den Zustand meiner Krankheit, den Mangel an Speisen u. s. w. Ob mich dieser Esel mochte verstanden haben, weiß ich nicht. Genug, er schüttelte mit einer Rathsherrenmiene sein bezopftes Haupt, was mir verdächtig schien, denn ich habe von Mutterleib aus eine gewisse Antipathie gegen Zöpfe. Dieß war die ganze Antwort, indem dieser Giftmischer einem Krankenwärter, so viel ich vom Portugiesischen verstel en konnte, auftrug, mir Medicinen zu bringen, und sich mit den übrigen Doktoren entfernte. Ich erwartete jedoch von diesem Besuche einige Linderung für meine Leiden, obschon mir weder von diesem bezopften Doktor, noch von solcher Anstalt, viel Gutes ahnete. Endlich wurde mir um eilf Uhr etwas Thee nebst einem Weißbrödchen gereicht, welches die einzige genießbare Nahrung war, die ich seit einigen Tagen zu mir genommen hatte. In etwas dadurch erquickt, bemächtigte sich meiner ein leichter wohlthätiger Schlummer, bis ich Nachmittags zwei Uhr von meinem Landsmanne aufgeweckt wurde, mit dem Bedeuten, daß die Kranken ihre Rationen erhalten haben. Eine Tasse Fleischbrühe nebst einem kleinen Weißbrödchen machte das Mittagsmahl aus. Mein Landsmann, der schon mehrere Tage im Spital war, erzählte mir Verschiedenes über das Betragen der Krankenwärter und die Faullenzerei der eingebornen Soldaten, die sich, um keinen Dienst im Quartier zu thun, unter allerlei Vorstellungen und Vorwänden als Kranke im Spital aufhalten. Gewöhnlich des Morgens, wenn diese Kerls die Nacht vorher durchspielten und die Branntweinflasche die Runde gemacht hatte, wobei die Aufwärter der Anstalt thätigen Antheil nahmen, legten sie sich alsdann in die Betten, klapperten mit den Zähnen, klagten über Fieber und alle mögliche Uebel, wenn die Doktorvisite

kam, und kaum waren jene verschwunden, so ging das Kartenspielen und infame Zotengespräche von vorne an; daher denn auch das ganze Gesindel zusammen harmonirte, und von den Krankenwärtern immer die besten Bischen erhielt. Der Schlaf erquickte jedoch meine armen Glieder nicht mehr, denn die Diarhöe verfolgte mich den ganzen Rest des Tages noch unbarmherzig, bis die Ermattung mich aufs Lager warf. Des Abends wurde mir um sechs Uhr Arznei gereicht; ich hielt dieselbe für irgend ein Stärkungsmittel, das mir der bezopfte Doktor möchte verschrieben haben, aber ein kleiner Schluck überzeugte mich, daß solches das ähnliche Getränke wie am vorigen Tage war; ergrimmt leerte ich das Uebrige auf den Boden, um mir nicht vollends die Gedärme zerreißen zu lassen.

Eine Verschwörung hatte sich gegen mich angezettelt, oder vielmehr gegen meine Stiefeln, indem vermuthlich das Gepolter, welches ich damit auf meiner nächtlichen Gallopade verursachte, den bequemen portugiesischen Faullenzern anstößig war. Als ich daher mich genöthigt sahe, des Abends, obschon ich nur einen kleinen Schluck dieser Arznei zu mir genommen hatte, diese Galopade zu wiederholen, vermißte ich meine Stiefeln, die ich vergeblich überall suchte und für verloren hielt. Aus dem hämischen Gelächter der Portugiesen und ihrem Gespräche, das ich so ziemlich entziffern konnte, indem mir meine Kenntnisse in der italienischen Sprache vieles erläuterten, merkte ich wohl, daß sie an mir diesen Diebstahl verübt hatten.

Diese Nacht war daher eine wahre Leidensnacht für mich; ich war vorher schon verkältet und im höchsten Grade elend, jetzt mußte ich aber noch vollends mit bloßen Füßen und halb nackt auf diesen Ziegelplatten laufen.

Doch nach Mitternacht versagten mir die Kräfte jede weitere Anstrengung. Ich fühlte auf meinem Lager meinen Körper gänzlich erstarren, erst von den Füßen allmählig die Beine herauf und die übrigen Theile des

Körpers; doch die Brust schien noch allem zu trotzen und kämpfte muthig gegen Hans Mors, der mich vor der Zeit gerne mit zur großen Armee hinüber bugsirt hätte. Unvermögend, meinen Körper mehr zu bewegen, athmete ich mit vieler Beklemmung, die immer peinlicher und schmerzlicher wurde, bis mich in diesem Zustand die ärztliche Visite fand. Der bezopfte Lissaboner Doktor stand wieder vor meinem Bette, den ich, ich glaube nicht mit Unrecht, für einen Mörder hielt. Gleichgültig warf er einen kalten, seelenleeren Blick auf mich, und sagte, sich zu einem Neger wendend: „Este diabo va morrer antes da tarde!“ (Dieser Teufel wird sterben, ehe es Abend wird!) Es ist nicht nöthig, ihm mehr Medicin zu reichen, fügte er hinzu.

Daß die Prophezeihung dieses Quacksalbers erfüllt werden könnte, fühlte ich wohl an meinen eiskalten, abgestorbenen Gliedern, trotz den dagegen kämpfenden Jugendkräften, die ja oft in einem solchen Alter eisern und unzerstörbar scheinen. Noch schlug mein Herz warm und stark, aber unwillkührlich drängte sich in mir der Gedanke auf, daß auch dieses Tröpfchen Oel in der Lebenslampe vor Sonnenuntergang erlöschen werde. Gefaßt erwartete ich den Augenblick, wie viele meiner Kameraden, ins Gras beißen zu müssen, und machte nun erbauliche, philosophische Betrachtungen über das erbärmliche irdische Leben. Also in meinem siebzehnten Jahre muß ich auf dem Siechbette in einem brasilischen Spital mein freudenloses, junges Leben enden! Von der Wiege an habe ich den Giftbecher gekostet, der mir mit barbarischen Grundsätzen von Erziehern und Lehrern bis an den Rand gefüllt war. Also das ist nun meine ganze Laufbahn. Kaum bin ich dem Haselstockscepter der Schule und tausend erbärmlichen, drückenden, den Menschenadel und das Selbstvertrauen tödtenden Erziehungsmethoden entronnen, so finde ich, den Wanderstab in der Hand, statt der goldnen Freiheit, die ich mir geträumt hatte, nichts als lauter Hindernisse, die mir im Wege stehen. O Welt voller Vorurtheile! Alles

lobt die hohe Stufe der Kultur, auf der wir stehen, und doch, wo man hinblickt, wälzen sich die Menschen im Kothe der rohen Barbarei. Diese Barbarei übt freilich die sogenannte civilisirte Welt, in der sich Brüder gegen Brüder hetzen, sich um das elende Metall, das Geld, balgen, und nachdem sie sich satt gestritten, gehaßt und verfolgt haben, dem Tod in die Arme eilen. Wahrlich, ich kann mir nur gratuliren, daß ich nun Gelegenheit habe, dieser Welt voll Narren entrückt zu werden; und doch quält mich so ein närrisches Etwas, dem man den Titel Hoffnung gibt, noch länger unter meinen Narrenbrüdern zu wohnen, dem Gaukelspiel noch länger zuzusehen. Doch fort mit dem ganzen Bettel! Auf die eine oder andere Art ist nichts zu gewinnen. Auf dieser Welt ist doch nichts als Täuschung; die Menschen haben die schöne Erde in eine Giftpfütze umgewandelt, und jenseits da wird vermuthlich auch nichts los sein; darum verkaufen uns die Geistlichen das Paradies so gerne, weil sie so wenig als ich wissen, wo es liegt, und sie nur alles erhaschen wollen, was ihnen gut däucht. Soll denn etwa Abrahams Schoß die verheißene Glückseligkeit sein, wie es in gewissen Judenmährchen, der sogenannten Bibel, den armen Erdenwürmern vorgeplauscht wird? Oder kann ein Geist ohne Körper bestehen, oder umgekehrt? Nein schwerlich! Du gute Mutter Natur bist's allein, die du uns an deinem treuen Busen pflegst! Dir war ich getreu bis jetzt; nichts bindet mich mehr an diesen Firlefanz, die sich deine ungezogenen Kinder hier zu schulden kommen lassen. Nimm mich auf in deinen kalten Schoß, die Erde, der ich das Dasein als Würmchen schon zu verdanken habe, aber nicht im langsamen Balancirschritt auf dem Siechenbette, sondern im Sturmschritt; vorwärts, marsch!

Indem ich auf den Generalmarsch der großen Armee lauerte, kreuzten sich noch mancherlei Gedanken in meinem Kopfe, und ich konnte doch nicht so recht daran glauben, daß mit meiner irdischen Hülle so bald Feierabend sein müsse, und daß meine schönen Pläne in dem

Goldlande auf einmal so ein unerwartetes Ende fänden, wollte mir durchaus nicht einleuchten. Ich fieng an, meine ganze Krankheit von ihrem Entstehen aus zu betrachten. Mein jugendliches Blut war durchaus nicht verpestet durch Ausschweifungen; im Gegentheil hatte ich mich in der Fremde sowohl, als auch hauptsächlich in Rio vor allen Excessen solcher Art gehütet, und immer einer strotzenden Gesundheit mich erfreut, die nur ein wenig auf der Seereise angegriffen wurde, und in Rio seit meiner Ankunft durch die Veränderung des Klimas, die schlechten Nahrungsmittel, Behandlung u. s. w. diesen Grad erreicht hatte. Es schien mir deßhalb unmöglich, daß Hans Mors mich so bald erwischen sollte. Glücklicher Weise, oder auch nicht, wie man will, erinnerte ich mich, in meinen Knabenjahren irgendwo gelesen zu haben, daß man bei Erdbeben, Verschüttungen oder ähnlichen Vorfällen, aufgefundenen Hungernden, die einige Tage ohne Speise waren, warme Fleischbrühe und rothen Wein zu trinken gegeben habe, und dadurch die Rettung solcher, sonst unwiederbringlich verlorner Personen völlig bewerkstelligte. Plötzlich drang sich mir der Gedanke auf, daß meine ganze Krankheit und Schwäche von dem Mangel nöthiger Nahrungsmittel herrühre, obschon auch moralische Leiden in Menge dazu beigetragen hatten. Halt! dachte ich, der Rebensaft als Arzneimittel gebraucht, wird dir vielleicht auch helfen, denn dein ausgehungerter Magen wird sich durch Wein wieder erholen, und die zusammengeschrumpften Gedärme werden durch diesen Göttertrank wieder elastisch werden. Bei diesem Gedanken raffte ich meine letzten Kräfte zusammen, um mein Schnupftuch, in das ich noch für fünf Tage Sold eingewickelt hatte, ehe ich ins Krankenhaus gebracht wurde, und um den Leib gebunden hatte, aufzuknöpfen, was meinen krummen, starren Fingern nicht gelingen wollte. Mein Landsmann bemühte sich, an mein Lager zu kommen, er hatte meinen schwachen Wink bemerkt, mit dem ich ihn zur Hülfe aufforderte. Mit gebrochner, leiser Stimme eröffnete ich ihm, daß mein

letztes Stündchen nahe wäre und ich ihn zu meinem Erben einsetzen wolle, wenn mein letzter Hoffnungsanker durch dieses aufbewahrte Geldchen nicht Grund fassen würde, indem er mir die Güte erweisen möchte, für einige Kupfer-Realen von den portugiesischen Faullenzern etliche Rationen Wein zur Mittagszeit insgeheim zu erkaufen und mir in die Fleischbrühe zu gießen. Es gelang ihm auch wirklich, einige Gläser Oporto-Wein einzuhandeln, und indem er mir hülfreiche Hand leistete, diese Erquickung zu genießen, ersuchte ich ihn, ein Päckchen Papier, das ich an einem Bändchen um den Hals befestigt hatte, in Verwahrung zu nehmen, und nach meinem Tode entweder dem schweizerischen Konsul in Rio einzuhändigen, oder durch irgend eine Gelegenheit meinen Anverwandten zukommen zu lassen. (Das Päckchen enthielt neben polizeilichen Papieren auch einige für mich werthvolle Erinnerungsblätter aus meinem Stammbuche, von meiner Mutter, Schwestern u. s. w.) Die Wirkung meiner selbsterfundenen Arznei war vortrefflich, denn eine gelinde Wärme durchströmte meine Adern, und lullte mich in einen herrlich stärkenden Schlaf ein, von dem ich nicht eher erwachte, bis Abends 6 Uhr, wo mir durch einen Schwarzen wieder etwas Fleischbrühe gereicht wurde, der sich nicht wenig wunderte, mich noch lebend zu sehen und kopfschüttelnd vor sich herfluchte. Mein Landsmann beklagte sich sehr über Uebelbefinden, und äußerte sich schütternd gegen mich, daß er einen Rückfall seiner Krankheit befürchte und eine große Schwäche verspüre. Da die portugiesischen Faullenzer Geld bei mir verspürten, so drängten sich mehrere herbei, um mir Wein zu verkaufen. Ich hatte nun sechs volle Gläser in meine Suppe gegossen, und ausgetrunken. Vergebens hatte ich mich bemüht, meinen Landsmann aufzuwecken, der wieder eingeschlummert war, meine Stimme war zu kraftlos und eben so mein Körper. Gerne hätte ich mit ihm meinen Wein getheilt, um unser Elend desto eher zu verschmerzen. — Zufrieden, daß ich zum wenigsten mich noch an den Gaben

Bacchus gelabt hatte, steckte ich meinen Kopf unter die Decke, unbekümmert um diese und jene Welt. Der gute Morpheus bestreute mich hageldicht mit seinen Körnern, und erst nach Mitternacht erwachte ich, in heißem Schweiße gebadet, welcher unaufhörlich bis gegen Tagesanbruch dauerte.

Ich fühlte nunmehr eine gänzliche Veränderung in meiner körperlichen Maschine; meine früher erstarrten Glieder konnte ich nun regen und biegen wie ich wollte. Mein Magen hatte seine ganze Biegsamkeit wieder erhalten, und meine Kräfte schienen wieder zurückzukehren, trotz der Meinung des bezopften Lissaboners, dem ich seine ganze äskulapische Wissenschaft durch mein einfaches Mittel zu Schanden gemacht hatte. Obschon die Zukunft nichts weniger als erfreulich für mich war, die meiner als brasilianischer Kriegsknecht wartete, dachte ich dennoch, wenn die Zeit auch keine Rosen bringt, so bringt sie doch zum wenigsten Veränderung. Wahrlich, ich weiß selbst nicht, in welche dumpfe Melancholie ich versunken war, denn kein Dankgefühl für das gerettete erbärmliche Leben regte sich in meiner Brust; ich konnte nun selbst nicht begreifen, wie ich auf den Einfall kam, auf dieser Reise nach der Schattenwelt zu desertiren. Indessen versuchte ich, von meinen neu erlangten Kräften Gebrauch zu machen: es gelang mir, wiewohl zitternd, von meinem Lager aufzustehen, indem ich mich so gut wie möglich mit meiner Bettdecke umwickelte. Schwankenden Schrittes ging ich auf das Bette meines Landsmannes zu, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen; aber meinen Augen nicht trauend, fuhr ich zurück; kalt und starr lag er da, die Augen geöffnet, und nur um den Mund spielte noch ein sanftes Lächeln, als Beweis, daß er ruhig und schmerzlos starb. — Eine redliche Thräne floß dem Andenken meines Unglücksgefährten aus meinen Augen. Die brave, ehrliche Haut hatte ausgelitten! Frei war er jetzt und entfernt von den Menschen und ihren Erbärmlichkeiten. Meine Papiere, die er mir vorigen Tages in Verwahrung genommen

hatte, waren ihm noch am Halse befestigt und ruhten auf seiner treuen Brust, von der ich sie nun wieder trennen mußte.

Als die Doktorvisite zur gewöhnlichen Zeit ihre Runde machte, setzte ich mich triumphirend an den Rand meines Bettes. Der bezopfte privilegirte Henker betrachtete mich mit glotzenden Augen und äußerte sein menschenfreundliches Erstaunen durch folgende Worte: „Que diabo! este filho d'huma putta naó morreu!" *) (Was Teufel! dieser Sohn einer Hure ist nicht gestorben!) Verächtlich sah ich diesen Hund an und spuckte auf den Boden mit Hohngelächter. Bald nachher erschienen zwei Neger mit einer Todtenbahre, um den Leichnam meines Landsmannes fortzuschaffen; ich leistete dazu, so viel ich vermochte, hülfreiche Hand; der letzte Liebesdienst, den ich ihm in meinem eignen Elende leisten konnte.

Da mir immer noch einiges Kupfergeld geblieben war, so konnte ich meine Fleischbrühe wieder mit einigen Gläsern Wein zum Mittagsmahle verbessern. Nachmittags 3 Uhr erschien wieder der nämliche Grenadierkorporal, der mich in den Spital gebracht hatte und mich nun abholen sollte. Vermuthlich war es Rachsucht des bezopften Quacksalbers, der diesen Befehl veranstaltet hatte, um meine völlige Genesung im Spitale zu hindern; denn der Ordonnanzkorporal betheuerte mir, daß man ihm im Bureau von Seite des Arztes befohlen hätte, mich mitzunehmen. Meine Kleider, die man mir beim Eintritte in die Anstalt abgenommen hatte, wurden mir wieder zurückerstattet, nebst den Stiefeln, die glücklicher Weise nicht gestohlen waren. Langsam und zuweilen von dem Korporal unterstützt, nach öfterem Ausruhen und nachdem wir noch eine Flasche Wein und etwas Brot in einem Laden der Stadt verzehrt hatten, erreichten wir das Quartier auf St. Christoph.

*) Gewohnter Lieblingsfluch der Portugiesen.

Aufstand der ausländischen Truppen und die Folgen dieser Revolte.

On ne fait jamais de bons soldats à coups de bâtons.
Colonel L . . . .

Bei meiner Rückkehr ins Quartier war immer noch die alte Despoten-Herrschaft. Es war wirklich für ein Wunder zu halten, daß mich der Sergeant-Major für den folgenden Tag vom Dienste frei sprach, welches seiner sonstigen Rohheit doch den Anstrich von einiger Menschlichkeit gab. Diesen Tag der Erholung mußte ich jedoch zum Putzen und Reinigen meiner Armatur verwenden, obschon ich vor Schwäche beinahe zusammensank. Den dritten Tag wurde ich jedoch schon zum Wasser- und Proviantttragen beordert, was für einen genesenden Kranken allerdings eine schwierige Aufgabe war, weil uns das Trinkwasser sowohl als die andern Lebensmittel aus der Stadt zu Wasser geliefert wurden, und der Landungsplatz der Boote unten am Hügel, worauf unser Quartier stand, angebracht war. Meinen leidenden Zustand mag sich der Leser füglich denken, der indeß unter den immerwährenden Plackereien in der Folge sich verschlimmerte, indem man gezwungen war, mich einige Tage in das Quartierhospital auf St. Christoph zu schicken. Inzwischen wurden meine Kameraden, die nebst mir zu Jägern bestimmt waren, nach der Festung Praya Vermelha geschickt, zur damaligen Garnison des 28sten deutschen Jägerbataillons, welches von Fernambuk zurückgekommen war.

Indessen sei es mir erlaubt, einen kleinen Absprung zu machen und den Leser auf einige frühere Ereignisse zurückzuführen, da dieselben in näherer Beziehung auf die stattgehabte Revolte der fremden Truppen sind, und welche ich aus den Schriften eines wahrheitsliebenden Zeitgenossen, E. Th. Bösche, nebst Anderem entnehmen mußte.

Tod der ersten Kaiserin von Brasilien, Caroline Leopoldine, Erzherzogin von Oestreich.

Ende 1827 unternahm der Kaiser auf dem Linienschiffe Don Pedro primeiro eine Reise nach den südlichen Provinzen, um den Schauplatz des Krieges, der zwischen Brasilien und Buenos-Ayres ausgebrochen war, zu besuchen. Seine Gemahlin war hoch schwanger, und der Abschied des Herrscherpaares, wie man sich erzählte, soll eben nicht zärtlicher Natur gewesen sein. Man sagt, der Kaiser habe sich so weit vergessen, seine hochschwangere Gemahlin mit Fußtritten zu mißhandeln.

Wenige Tage nach der Abreise Don Pedro's verbreitete sich das Gerücht, die Kaiserin sei krank, und von Tage zu Tage wurden die Symptome bedenklicher.*) Eine zu frühe Entbindung, die Folge jener Mißhandlung, setzte ihrem Leben ein Ziel. Die Trauerpost hatte eine erschütternde Wirkung. Auf allen Gesichtern malte sich Betrübniß und die tiefste Trauer, denn die Milde und Sanftmuth der Verewigten hatten ihr alle Herzen gewonnen. Es ist zwar die gewöhnliche Mode bei der Gruft hingeschiedner Fürsten, sie mit Tugenden zu beschenken, die sie oft dem Namen nach kaum kannten; dieses geht so weit, daß wenn man die Lobhudeleien elen-

---

*) Im Jahre 1834 fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hände, betitelt: Sentinella alerta do Rio Grande do Sul, einige Zeit nach der Abdankung Don Pedros; ich befand mich damals an den Ufern des Ybiqui Uguaçu als Grabenmacher. Die Liberalen schimpften den Kaiser in dieser Zeitung einen Tyrannen und Giftmischer, und legten ihm zur Schuld: die Kaiserin wäre auf seinen Befehl vergiftet worden, während er die Reise nach den südlichen Provinzen unternahm. Ein ehemaliger Grenadier-Capitain des 3ten Bataillons, den ich später in Bueons-Aires antraf, betheuerte mir eben dasselbe, indem er behauptete, den deutschen Arzt der Verewigten persönlich auf freundschaftlichem Fuße gekannt zu haben, der ihm diese Nachricht verbürgt habe. Andere schreiben diesen Tod einer Constipation zu, auch jener erwähnten Mißhandlung. Uebrigens ist es erwiesen: daß Don Pedro sich öfters rohe Mißhandlungen gegen die arme Kaiserin erlaubte.

der, schuftiger Schmeichler in den Zeitungen ausposaunt liest, versucht werden möchte, sie für die beißendsten Persiflagen zu halten; — allein beim Hinscheiden dieser Fürstin hat ungeheuchelte Empfindung Thränen des Dankes, Thränen der Liebe ihr nachgeweint.

Die Leichenfeierlichkeiten waren in der That ergreifend. Alle Kirchen waren schwarz ausgeschlagen und Trauergerüste mit unzähligen Candelabern darin aufgeführt. Von Minute zu Minute fielen Trauerschüsse. Am dritten Tage wurde die kaiserliche Leiche in dem Kloster d'Ajuda beigesetzt. Das Castrum doloris in dieser Kirche gewährte einen ergreifenden Anblick und zeigte, von dem zitternden Schimmer unzähliger Kerzen beleuchtet, die Wappen Brasiliens in tiefer Trauer, und sonstige Symbole aus dem Gebiete des Todes. Um eilf Uhr Nachts kam der mit Fackeln begleitete Leichenzug bei dem Kloster d'Ajuda an, wo die deutschen Grenadier-Bataillone mit beflorten Fahnen und schwarzbehangenen Trommeln aufgestellt waren. Es gewährte in der That ein feierliches Schauspiel, selbst diese sonst so rohen Gemüther von einem großen, aber schweigenden Schmerz, von einer stillen Trauer ergriffen zu sehen. Ihre ganze Haltung verrieth diese feierlich ernste Stimmung. Sie waren einer großen Familie an der frischen Gruft der dahingeschiednen Mutter ähnlich. Acht Kammerherren trugen den Sarg von dem Leichenwagen in die Kirche und nach dem Todtenamte, und unter drei Salven der Infanterie und des groben Geschützes ward die kaiserliche Leiche beigesetzt. Don Pedro traf die Todtenbotschaft, als er eben im Begriff war, die deutsche Colonie S. Leopolda zu besuchen. Er kehrte, ohne dieselbe gesehen zu haben, schnell nach Rio de Janeiro zurück.

Einige Zeit später, vor Ende des Jahres 1827, kamen die Irländer, welche der Obrist Cotter (wie ich früher erwähnte) zu werben abgeschickt worden war, in Rio de Janeiro an. Diese Menschen wurden mit denselben Lumpen, die sie in Irland getragen hatten, und

die oft nicht einmal ihre Blöße bedeckten, ausgeschifft. Liederliche Weiber und Mädchen brachten sie zur Genüge mit. Man kann sich denken, wie sich dieser Zug neuer Thronvertheidiger durch die Straßen Rio's ausgenommen haben mag. Bange Ahnungen drangen sich schon damals den Bewohnern Rio's auf und ließen mit Recht von den eingewanderten Neupatrioten nicht viel Gutes erwarten. Diese Ahnungen wurden nur zu bald erfüllt, denn es verging fast kein Tag, wo diese Bande nicht die heillosesten Exzesse, Raub und Mord beging und Schrecken unter den Bürgern verbreitete. Diese Rotte erfreute sich nicht nur eines bessern Traktamentes und einer gelindern Behandlung als selbst die deutschen Truppen, sondern sie erhielt auch eine bei weitem bessere Menage, sogar Kaffee mit Weißbrod! Während die Deutschen nur ein halbes Pfund Fleisch erhielten, bekamen diese Insulaner ein ganzes Pfund. Gleich nach ihrer Ankunft hatten sie eine gedruckte Capitulation auf den Zeitraum von vier Jahren erhalten, und man zahlte ihnen den rückständigen Sold vom Tage ihres Engagements in Irland an bei Heller und Pfennig. Alle diese Vortheile hatte man bis jetzt nicht nur den deutschen Truppen verweigert (von Handgeld und gedruckten Capitulationen war niemals die Rede; Major Schäffer hatte vermuthlich das Erstere in seine Tasche gesteckt) und versagte sie ihnen noch; sondern, um den Contrast noch greller zu machen, steckte man 500 dieser Irländer unter das 3te deutsche Grenadierbataillon, welches um diese Zeit im Quartier des Campo de Aulaçaõ lag, und eben so viel unter das 28ste deutsche Jägerbataillon in der Festung Praya Vermelha.

So bildeten diese Irländer also einen kleinen Staat im Staate, und ihre auffallend bessere Behandlung und die sonstigen Vortheile mußten natürlich den gerechten Unwillen der Deutschen, die alle ihre Ansprüche und Forderungen zurückgewiesen sahen, erwecken. Ein solches inconsequentes Verfahren konnte nur die verderblichsten Folgen nach sich ziehen. Die schon vor und seit der Ankunft der Irländer so sehr aufgeregten Gemüther mußten nun

noch mehr Erbitterung und Zündstoff in sich aufnehmen, der bei der ersten Reibung zur hellodernden Flamme aufzuschlagen drohte.

Zweitausend Irländer, die als Soldaten eintraten, ohne die Colonistenfamilien zu rechnen, waren nach und nach in Rio angekommen. Von der Rohheit dieser Nation kann man sich keine Vorstellung machen. Selbst die deutschen Soldaten, zu nichts weniger geeignet als die Mäßigkeit darzustellen, mußten über die Ausschweifungen dieser Insulaner erstaunen. Aus dem Taumel der Betrunkenheit kam der größte Theil nur höchst selten. Stirbt ein Irländer, so versammeln sich vier bis sechs alte Weiber um den Todten und wetteifern in gräßlichem Grimassenschneiden und fürchterlichem Klaggeheule mit einander, daß man glaubt, dem Unisono eines Furienklubbs beizuwohnen. Die Branntweinflasche wandert beständig von einer Hand zur andern, und steigert die gräulichen Ausbrüche dieser Blocksbergkandidatinnen bis zur Raserei. Dieser Wahnwitz wird so lange getrieben, bis sich convulsivische Zuckungen zeigen, und die alten Weiber so betrunken sind, daß sie den Himmel für eine Baßgeige ansehen. Oft aber nehmen diese Deklamationen ein ernsthaftes Ende, denn dasjenige alte Weib, welches das schaudererregendste Geheul anstimmt und die schrecklichsten Grimassen schneidet, erregt durch ihre Kunstleistungen den Neid und die Eifersucht der übrigen Actricen, die denn auch bald über diese Beneidete herfallen, um schon im Voraus den Lorbeerkranz mit allen zehn Fingern vom Scheitel der Gefeierten zu reißen, bei diesem Manöver indeß aber in die Haare derselben gerathen, und dadurch das Signal zum allgemeinen Handgemenge geben. Bald stürzen dann auch andere Weiber herbei, um die unterdrückte Tonkünstlerin gegen Unbill zu schützen, und da sich dann die Männer ebenfalls in die Plaudereien der zärtlichen Ehehälften verwickelt sehen, so werden nicht selten Einige das Opfer dieser Schlägereien und dann dem Todten, dem zu Ehren man alle diese Feierlichkeiten anstellte, zur Gesellschaft beigesellt. Dieses nennt man eine irische Todtenfeier würdig

begehen. Ueberhaupt spielen die irländischen Weiber bei allen Schlägereien und Boxereien die erste Rolle, wobei die Branntweinflasche niemals mangeln darf. Sie feuern nicht nur, wie die Weiber der alten Germanen, die Männer zur Tapferkeit an, sondern nehmen thätigen Antheil am eigentlichen Kampfe selbst, und da fast alle Angriffe mit Steinen geschehen, so tragen sie solche den Männern in der Schürze zu. Die augenscheinlichste, drohendste Gefahr kann diese Amazonen nicht vom Kampfplatze verscheuchen, und bei der nachherigen Revolte sah man solche, die mehrere Schußwunden erhalten hatten, und dennoch nicht von der Seite ihrer Männer wichen, sondern dieselben durch ihre kalte Verachtung der Gefahr noch mehr ermuthigten. Ungeachtet diese Bande, die mit wenigen Ausnahmen größtentheils dem Zuchthause, mitunter auch dem wohlverdienten Galgen entsprungen war, sich so vieler Vorzüge vor den übrigen Truppen zu erfreuen hatte, so verging doch kein Tag, wo diese Insulaner nicht die revolutionärsten Exzesse verübten. Mehrmals sogar begaben sich Trosse dieser Irländer vor das Generalquartier, ihre Ration Fleisch in den Händen gegen die Fenster des Gebäudes emporhaltend, mit Tumult und Geschrei begleitet: „God damn! General look You, is this beaf at grenadiers!?“ („Gott verdamm! Schaut General, ist das Fleisch für Grenadiere!?)

Disziplin war gar nicht unter diese Bande zu bringen, ein einziger Pfiff eines Irländers durch die Finger war genügend, seine saubern Landsleute und Weiber und Kinder zusammenströmen zu machen, um Schlägereien u. s. w. anzustiften und sich brüderlich fast immer gegen die brasilischen Truppen zu unterstützen, wobei Weiber und Kinder blitzschnell Steine sammelten. Da die brasilischen Truppen fast nichts mit diesem Gesindel anstellen konnten, so mußten die Deutschen sie immer in die Schranken der Ordnung zurückweisen. Ueberdieß erfreuten sich diese Insulaner einer besseren Löhnung, als selbst die deutschen Truppen, und während die Letztern Tag und Nacht im Dienst sein mußten, lag jenes Gesindel auf der Bärenhaut.

Neun Monate hatten diese Kerls bereits exerzirt, und kaum die Anfangsgründe eines Rekruten begriffen.

Warum man diesem Gesindel mehr Vorrechte ließ, als den deutschen Truppen, begreife ich nicht, vermuthlich, weil es englische Unterthanen waren, denen man nicht so viel Schafsgeduld zutraute wie den Deutschen, oder ob die brasilische Regierung durchaus durch derbe Grobheiten muß zu etwas gebracht werden, weil ihrem verfluchten Phlegma kaum anders kann begegnet werden, wie es die Folge bewies?

„Herrschen ist Unsinn, aber Regieren ist Weisheit.
„Man herrscht also, weil man nicht regieren kann.“

Um diese Zeit konnte wirklich das deutsche Militär als eine Zierde der brasilischen Armee gelten (bevor die Irländer unter dasselbe vermischt wurden), und Don Pedro konnte mit Recht auf die zwei schönen Grenadierbataillone stolz sein; zwei feste Säulen seines Thrones waren sie, ungeachtet ihre Zahl nicht groß war.

Aber was war der Lohn für die so oft bewiesene Treue, was der Dank für so manchen geleisteten Dienst? Die schlechteste Behandlung. Es ist empörend, aber leider eine sehr traurige Wahrheit, wie öfter bei Fällen, wo der Soldat nur streng seine Pflicht beobachtete, und seiner bei einem rechtlichen Bataillonskommandanten nur Belobung erwartet hätte, er hier mit zwei- bis dreihundert und mehr Stockprügeln bestraft, und dadurch zum Krüppel wurde; dazu von einem Corps Offiziere umgeben, die entweder aus Dummheit oder Bosheit den schon genug gemarterten Soldaten fast zur Verzweiflung brachten. Daher die öftern Selbstmorde, die so häufig unter den ausländischen Corps vorfielen, dieß die Ursache, warum so mancher sonst junge Mensch der Trunkenheit sich ergab, und durch dieses fressende Gift dem frühen Tode entgegen eilte. Die Zeit ändert jedoch alles, und so war auch die unausbleibliche Folge eines Wechsels dieser Soldatenschicksale voraus zu sehen, das im Laufe der Zeit sich durch das Uebermaß von Gräueln zur schrecklichen Reifheit gestaltete.

Um nunmehr den Faden wieder anzuknüpfen, den ich genöthigt war abzubrechen, erwähne ich kurz, daß meine Gesundheit durch die wenigen Ruhetage im Quartierhospital wieder so ziemlich hergestellt war, und mich wieder dienstfähig machte; ich wurde also den 5ten Junius als aktiver Kriegsknecht herumgehudelt, und wartete Tag für Tag auf meine Ablösung von den Grenadieren zu den Jägern, jedoch mußte mich mein Stern bestimmt haben, theils Theilnehmer und zuweilen auch stummer Augenzeuge jener erfolgten Revolte zu sein, die ein Gemälde von den grellsten Farben darstellte, und gewiß die getreuste Charakteristik dieser von allen Nationen zusammen gerafften Truppencorps lieferte.

Es ist nur noch ein Ungeheuer, welches gräßlicher ist als Tyrannenvernunft, die Volkswuth; und nur die Furcht vor der letzten macht die erste erträglich; auch weiß die erste sehr künstlich mit der letzten zu schrecken und in Schranken zu halten.

Seume.

Ein Soldat der zweiten Kompagnie war Nachmittags in die Stadt gegangen und begegnete durch Zufall einem Offizier seines Bataillons, der bürgerlich gekleidet war, ohne demselben seinen militärischen Gruß zu machen. Ob ihn der Soldat gekannt haben mochte oder nicht, genug, er war nach militärischen Gesetzen und Begriffen nicht verpflichtet dazu. Der Schuft aber, dieser niederträchtige Offizier, versäumte nicht, sich straks ins Quartier zu begeben und eine fälschliche Anklage bei dem portugiesischen Major auf St. Christovaõ zu machen, und den Soldaten als einen Rebellen zu schildern, der ihm die schuldigen militärischen Honeurs trotzig verweigert habe, und die schändlichsten Lügen erfand, um die Wuth des Kommandanten gegen jenen Soldaten zu steigern. Ueberhaupt war das Honeurmachen eine der ärgsten Hudeleien des zweiten Grenadierbataillons, und das geringste Versehen in diesem Ceremoniel wurde immer als das gröbste Subordinationsverbrechen behandelt und mit Stockprügeln bestraft. Ich selbst wäre im Stande gewesen, einen Umweg über Konstantinopel zu

machen, um diesen schuftigen deutschen Offizieren auszuweichen, und vermied immer möglichst jedes Zusammentreffen mit denselben.

Im Vorbeigehen erlaube ich mir noch zu bemerken, daß dieser Offizier und jener Soldat früher als Gemeine in Hamburg unter der hanseatischen Infanterie dienten, der Erstere aber als ein Stänker und Verleumder öfters sich eine Tracht Prügel von dem Letztern zuzog, so wie von seinen andern Kameraden. Der Zufall führte beide nach Brasilien, wo jener Schurke durch des Schicksals Tücke zum Offizier geschmiedet wurde; da aber beide nicht in den nämlichen Kompagnien eingetheilt waren, so dauerte es lange, besonders da der letztere sich immer als musterhafter Soldat auszeichnete, ehe jenes Subjekt seine gemeine, niederträchtige, längst verhaltene Rache an demselben nehmen konnte, die er nun endlich auf die erwähnte Art auszuüben suchte.

Dieser unglückliche Soldat, der nunmehr das Opfer dieser schurkischen Intrigue werden sollte, ahnete nichts von dieser schändlichen Kabale. Gegen Abend kehrte er harmlos ins Quartier zurück, wurde aber bei seinem Eintritte ins Kasernenthor auf gegebenen Befehl des Majors durch den wachhabenden Offizier in den Arrest geführt. Am andern Morgen des mir immer unvergeßlichen 9ten Junius, als das ganze Bataillon zwischen neun und zehn Uhr vom Exerzierplatze zurückgekommen war, und der Major auf einem Schimmel paradirend aus der Stadt angeritten kam, beorderte er dasselbe auf dem Hofe Halt zu machen und ein Quarré zu formiren. Inzwischen wirbelten die Trommeln und jener Unglückliche wurde aus dem Arrest abgeholt und vor die Fronte geführt. Nachdem die Kriegsartikel verlesen waren und der zähnefletschende Bluthund, der sich im Voraus schon auf diese blutige Geißelei freute, als Kommandant dem Bataillon ein Exempel der Subordination statuiren wollte, in dem er hauptsächlich seit der Ankunft des letzten Rekrutentransports einige Gährung verspürte, eröffnete er mit lauter Stimme das Verbrechen, das der arme Soldat sollte begangen ha-

ben, und verdammte ihn zu zweihundert Stockhieben. — „Herr Major," wandte der ohnehin schwindsüchtige Soldat, auf dessen Befehl er seine Jacke und sein Hemde ausziehen sollte, um die ihm zugedachte Bastonade in Empfang zu nehmen, ein: „Herr Major, ich habe drei Jahre und sechs Monate dem Kaiser redlich gedient, während dieses Zeitraums nie eine Strafe erlitten, und ich glaube, daß jenes Verbrechen, wenn es wirklich ein solches genannt zu werden verdient, nicht von der Art ist, durch eine so harte Züchtigung bestraft zu werden. Ich bitte, daß ein unparteiisches Kriegsgericht über mich entscheiden möge. Dieses ist meine Erklärung, und nie werde ich meinen Körper einer so unverdienten Züchtigung preisgeben." — Aber statt diesen vernünftigen und billigen Gründen des Soldaten Gehör zu geben, wurden ihm durch die Tambouren die Jacke und das Hemde, im wahren Sinn des Worts, mit Gewalt vom Leibe gerissen und auf ihn zugepeischt. Der Unglückliche mochte bereits schon standhaft und stehenden Fußes über hundert Hiebe ausgehalten haben, und von dem gräßlich zerfleischten Rücken warfen die Stöcke der Tambouren Striemen Fleisches in die Höhe. Der Ohnmacht nahe, rief der Arme seinen Landsleuten zu: „Kameraden, ich leide unschuldig! Wie könnt ihr das mit ansehen?" Der Major war wuthentbrannt, als ihm die ihn umgebenden deutschen Offiziere auf sein Befragen hin die Worte jenes Elenden verdollmetschten und als rebellisch auslegten. Er befahl, den Unglücklichen an einen Pfahl der Kasernenküche zu binden und ihn als Rebellen auf Tod und Leben zu peitschen. Dumpf und schweigend hatten die Soldaten bis jetzt ihren Schmerz über dieses gräßliche Schauspiel zurück gehalten, aber als sie ihren schändlich mißhandelten Kameraden an den Pfahl gebunden sahen, leuchtete Zorn und Rache aus ihren Blicken, die Kolben auf den Boden stoßend. Ein dumpfes Gemurmel durchlief ihre Reihen, das endlich durch die fortdauernde Mißhandlung ihres Kameraden, in der sie ihren eigenen Menschenwerth mit Füßen getreten sahen, gleich einem brausenden Orkan loszubrechen drohte, und

wirklich zerriß die fromme, deutsche Eselsgeduld. Ein lautes Hurrahgebrülle ertönte, das meinen Ohren himmlische Musik däuchte: „Nieder mit dem Tyrannen! Wir sind keine Negersklaven!“ Die Glieder zu öffnen, ohne Kommando in Kolonnen im Sturmlauf mit gefälltem Bajonett auf den Major zu stürzen, war Eins.

Jedoch gelang es dem Feigen auf seinem Pferde zu entwischen und nach seiner Wohnung zu entfliehen. Eine große Anzahl Soldaten verfolgte ihn auch dort noch mit gefälltem Bajonett und gezogenen Säbeln; unter Flüchen und Verwünschungen, Toben und Rasen, erstürmten sie das Haus, und nur durch einen schleunig gewagten Sprung durchs Hinterfenster konnte er, als gemeiner Arbeiter verkleidet, einem wahrscheinlich gräßlichen Tode entrinnen. Die racheschnaubenden, wuthentbrannten Soldaten, als sie diesen schuftigen Tyrannen nicht erhaschen konnten, wollten sich fürs Erste an der Verwüstung seines Eigenthums entschädigen. Thüren, Fenster, Spiegel, Tische und andere kostbare Mahagonimeubeln krachten unter den Gewehrkolben der Erbitterten. Man riß die Wände des Hauses ein, die kostbare Uniform, Wäsche, Bücher, Uhren, Schriften, wurden zerhackt, zerrissen, mit Füßen getreten; sogar sein Reitpferd wurde mit Bajonettstichen getödtet. Das ganze Haus, welches in der Nähe des Quartiers außerhalb der Stadt auf St. Christovaõ gelegen war, und worin der Kommandant immer nur allein wohnte, (denn seine Familie bewohnte in der Stadt ein eigenthümliches Haus) ward mit einem Worte der gänzlichen Zerstörung übergeben und in einen dampfenden Schutthaufen umgewandelt. Der Anfang war nun einmal gemacht, den Nacken aus diesem Sklavenjoche zu ziehen, und die göttliche Freiheit, jener Himmelsfunke, den selbst der kriechende Wurm von der Mutter Natur erhielt, schmeckte allzusüße, als daß man jetzt auch von Deutschen, ich sage von Deutschen, hätte erwarten sollen, daß sie sich so bald diesen goldnen Honigseim vor der Nase hätten wegnehmen lassen. Die Geschichte beweist sattsam, wie der Freudenrausch der Freiheit ausarten kann, aber wer

ist schuld daran? Es sind die Herrscher, die uns auch unter andern Namen bekannt sind; sie besitzen verschiedene Grade von Herrscherfähigkeiten, je nachdem diese Allerhöchsten, Hohen, Erlauchten, Wohlweisen, Fürtrefflichen irdischen Geschöpfe von der gütigen Natur mit Verstandesöl begabt sind. Diese Herrscher, Kaiser, Könige, Königlein, Herzoge, Herrlein Von, kurzum Fürsten und Pfaffen, sammt ihrem heillosen Gefolge von Helfershelfern, die nur darauf bedacht sind, ihre Nebenmenschen als Maschinen ihrer Willkühr zu behandeln, irren sich, wenn sie denken, daß Nemesis ihr widernatürliches Thun und Treiben ungerächt lasse. Mit eisernen Armen schüttelt sie ihr Flammenschwert über ihre Häupter, und die Hyäne, die man gezähmt glaubte, zerreißt ihre Despotenkette. Die Zeit vereinigt sich mit der Natur, in ihre göttlichen Rechte wieder einzutreten; dann aber ist es gewöhnlich zu spät, die Volkswuth zu zähmen; die losgelassene Hyäne zerfleischt mit ihren Zähnen ihre Peiniger, die ihr nie eine kleine Frist gönnten, Athem zu schöpfen, sie kennt so wenig Mäßigung, als der absolute Despotismus selbst: ja sie übertrifft den letztern noch, der ihr doch Lehrmeister war. Vergebens, ihr Tyrannen, umringt ihr euere schwankenden Throne mit schützenden Bajonetten vor jener Hyäne, und laßt euch in einen unruhigen Schlummer lullen. Der Zeitgeist, dem die Natur den Himmelsfunken, Freiheit, niemals entreißen wird, wird euch mit nerviger Faust emporrütteln! Ihr aber, Gesetzgeber, Diktatoren, Repräsentanten des Volks, welche Titel ihr euch geben wollt, und an der Spitze jener chimären Republiken steht, die ihr das Volk mit dem Köder von Volksfreiheit und Gesetzesgleichheit, und der Teufel weiß, mit was für schönen Sachen am Narrenseil herumführt; euer Stündchen wird auch schlagen, wenn das schändlich betrogene Volk die Augen öffnet, und von eurem fluchbelasteten Handeln blutige Rache fordert. Auch ihr, gleißnerische Pfaffen, in Kardinals- oder Bischofsmützen, in Chorhemden oder Hanswurstjacken, die ihr die Religion für Geld verschachert und

und die Menschheit mißbrauchet, die ihr euch Werkzeuge eurer Herrschsucht, eures Müßiggangs, der Wollust und des Geizes schmiedet, die ihr berufen seid, die Lehre jenes göttlichen Erdensohnes zu verkünden, der die Liebe selbst war, der ein Muster der Milde und Sanftmuth, Reinheit, Enthaltsamkeit und jeder Tugend war, — auch ihr werdet früher oder später den wohlverdienten Lohn für eure Schandthaten, Verfolgung und Rachsucht reichlich ernten.

Der Leser möge diese Abweichung von dem Fortgange unsrer Revolte entschuldigen, da mein Herz sich bei gewissen Vorfällen durchaus Luft machen muß, weil ich eine entschiedene Abneigung gegen alles hege, was nur an Despotismus riecht oder damit verwandt ist.

Indeß nun dieser Trupp Soldaten mit der Zerstörung der Kommandantenwohnung beschäftigt war, wurden von den Andern die Kasernenthore zugeschlossen und mit freiwilligen Schildwachen alle Aus- und Zugänge besetzt, um keinen der ihnen verhaßte Offiziere entwischen zu lassen. Ihre Papiere, Wäsche, Bücher, Geld, das letztere hauptsächlich galt als rechtmäßiges Besitzthum für die Soldaten, die sie als gestohlene Compagniegelder betrachteten, und Entschädigung, wenn dieses Wort anwendbar wäre, für ihre ausgestandenen Plackereien und Leiden ansahen. Natürlich galt auch bei solchen Theilungen das Faustrecht, und der Stärkste erhaschte immer das Meiste. Nachdem sich die erste Wuth ein wenig gekühlt hatte, und die meisten verhaßten Offiziere auf ihren eignen Zimmern geschlagen, gemißhandelt, und nachher zum allgemeinen Gaudium auf den Kasernenhof geschleppt wurden, und Viele durch gräßliche Hiebe und Bajonettstiche verwundet oder todt da lagen, so glückte es dennoch einigen derselben zu entwischen; inzwischen trat ein wenig Ruhe ein. Die Soldaten wählten so gut es anging, unter sich selbst Vorgesetzte, und alsbald wirbelten die Trommeln in den Kasernen herum, Freiheit verkündend, statt wie öfters das Signal zur blutigen Bestrafung eines Soldaten auf Befehl des Kommandanten

zu geben. Die zerstreuten Soldaten sammelten sich auf dem Hofe, und einmüthig ward beschlossen, in voller Ordnung nach dem kaiserlichen Pallaste mit Waffen und klingendem Spiel aufzubrechen, und von dem Kaiser Gehör für ihre gerechten Klagen und Realisirung ihrer Forderungen und Verbesserung ihrer Löhnung zu fordern. Eine kleine Besatzung blieb im Quartiere zurück, indem das übrige Bataillon nach dem Palais St. Christovad hinmarschirte. Dort angelangt, ermangelten sie nicht, in voller Ordnung ihre militärischen Ehrenbezeugungen dem Kaiser zu erweisen, der auf der Zinne des Pallastes die Beschwerden der Soldaten anhörte. Zwei Grenadiere, die sonst Leute von einiger Erziehung waren, und die portugiesische Sprache geläufig sprachen, machten bei dieser Affaire die Redner und Dollmetscher ihrer Kameraden.

Die Forderungen, welche das zweite Grenadierbataillon nun machte, waren folgende:

1) eine billige Capitulation auf den Zeitraum von vier Jahren (hiervon war bisher nie die Rede gewesen, und der Soldat hatte nichts Schriftliches über diesen Punkt in Händen);

2) eine ehrenvollere, bessere Behandlung als bisher;

3) verlangten sie ihren rückständigen Sold, die Masse genannt, und die pünktliche Lieferung der ihnen zukommenden Monturstücke;

4) die Auslieferung oder die Bestrafung des von ihnen verfolgten Majors;

5) die Entfernung mehrerer verhaßter, nichtswürdiger Offiziere vom Bataillon.

Don Pedro versprach, die Sache untersuchen zu lassen und binnen acht Tagen solle verfügt werden, was Rechtens; bis dahin sollten die Beschwerdeführer sich ruhig verhalten.

Der Kaiser hatte die deutschen Truppen stets allen übrigen vorgezogen, und während er seine eingebornen Soldaten kaum eines Blickes würdigte, sich mit jenen oft in Familiaritäten eingelassen. Nie ist er wohl genau von den häufigen Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten, wel-

che der fremde Soldat erlitt, unterrichtet gewesen; auch mochte er sich nach seiner löblichen Gewohnheit nicht stark darum bekümmert haben. Einige Beispiele, wo er von der Wahrheit der gemachten Beschwerden sich überzeugte, bekundeten wenigstens seinen guten Willen.

Die Soldaten hatten sich nach dieser kaiserlichen Erklärung in ihr Quartier zurückgezogen, jedoch fest entschlossen, ihre gerechten Ansprüche mit bewaffneter Hand zu unterstützen, wenn es die Noth erfordern sollte. —

Inzwischen verjagten und mißhandelten sie noch einige vorgefundene Offiziere und zerschlugen deren Sachen. Die Kaserne hatte nun ein gänzlich kriegerisches Ansehen gewonnen; Vorposten waren ausgestellt, Patrouillen abgeschickt, die Gewehre, um sie nöthigen Falls zur Hand zu nehmen, in Pyramiden zusammengestellt, und das Ganze glich einem Lager in der Nähe des Feindes. Wohlgemuth wechselten die Patrouillen gegenseitig ihren Dienst, um allfällige Anfälle brasilischer Truppen zu beobachten. Lustig flackerten einzelne Feuer von Gruppen sich darum gelagerter Soldaten umgeben, auf dem Kasernenhofe. In der Mitte des Hofes war ein großes Feuer aus zertrümmerten Möbeln und Ueberbleibseln von dem Eigenthum des Majors zusammengehäuft und angezündet, welches nebst den übrigen Feuern durch die Effekten der Offiziere genährt wurde. Obschon die Branntweinflasche tüchtig bei einzelnen Gruppen die Runde gemacht hatte, so verging dennoch diese Nacht ohne Exzesse.

Der zehnte Junius verfloß ohne weitere bemerkenswerthe Ereignisse, wenn ich nicht einige kleine Angriffe gegen die brasilischen Artilleristen u. A. erwähnen will, die immer von den Grenadieren mit gefälltem Bajonnet in ihr Quartier zurückgeschlagen wurden. Der Militärgouverneur war mehrere Mal anwesend und bat, nur passiv sich zu verhalten und keine Exzesse zu begehen.

Den 11ten Junius Morgens gegen eilf Uhr hatten sich ungefähr vierzig Mann vom zweiten Grenadierbataillon nach der Stadt begeben, um ihres Commandanten

habhaft zu werden und um sich, wie sie vorgaben, die Langeweile mit dieser Beschäftigung zu vertreiben. Es gelang ihnen auch, auf die Spur des Verfolgten zu kommen, der sich genöthigt sah, in die Hauptwache der Polizeimiliz zu flüchten. Der Sturm auf diese Wache begann alsbald, und nur der Schnelligkeit seines Pferdes und der Verkleidung als gemeiner Polizeisoldat verdankte er seine Rettung. Die Getäuschten stürmten jetzt nach dem Hause des Majors, um dort alles zu demoliren, und nur flüchtend konnte sich die Familie desselben retten. (Dieser Major war jedoch auf kaiserlichen Befehl und zur Strafe nach der Festung gebracht und mit Soldaten-Tractament belegt worden, um zugleich auch vor der Wuth der Soldaten sicher zu sein.) Zu diesen vierzig Mann gesellten sich ungefähr siebzig bis achtzig Irländer, welchen dergleichen Auftritte herzlich willkommen waren. Zurück nach St. Christophad stürmte man, um daselbst alle Vendas zu erbrechen; mit Hülfe ihrer Kameraden noch, die thätig aus dem Quartiere herbeieilten, krachten die Thüren, Fenster, Fässer, unter den Gewehrkolben der Soldaten, die vielleicht gerne ihre Bedürfnisse für das eroberte Geld eingekauft hätten, wenn sich nicht die furchtsamen Portugiesen, Eigenthümer jener Kaufläden, schon geflüchtet hätten, und somit ihre ganze Habe preis gegeben hatten. Der Wein floß in Bächen, denn ein einmal angezapftes Faß Wein ward nicht mehr zugemacht, sondern mit dem Tschako und hölzernen Kübeln holte man diesen Nektar, worin sich die Meisten vernunft- und verstandlos soffen. Alles das war das Werk weniger Minuten. Ganze Pfützen bildete der Wein, ebenso der Branntwein; Butterfäßchen, Fische, Lebensmittel aller Art und andere Gegenstände schwammen traulich darin umher, oder, je nachdem ihre Bestandtheile anderer Natur waren, wie Farinha (Mandiokmehl) oder Faßzucker u. s. w., es entstand eine Art Morast, der bis an die Knöchel reichte. Aufgehäufte Geldsäcke mit Goldmünzen, Silberthalern und Kupfermünze fanden sich genug vor und fielen den Herzhaftesten oder vielmehr den

Gröbsten zuerst in die Hände. Die Irländer zeichneten sich hauptsächlich durch die rohesten Ausschweifungen aus, von denen man durchaus sich keine Vorstellung machen kann. Ja, ich habe gesehen, daß sich ein Irländer unter den aufgemachten Zapfen eines vollen Weinfasses legte, und sich auf diese Weise den Tod holte. Während dieses Vorgangs hatten seine edeln Landsleute einen Halbkreis um ihn gebildet, und keinem fiel auch nur ein, dem Sinnlosen zu helfen, sondern unter ihren Beifallsbezeugungen und lautem Jubel hauchte derselbe seinen Geist aus.

Der Zündstoff der so lange unterdrückten Freiheit und der Rachelust schlug nunmehr durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke zur hellen Flamme empor. Das Waffen- und Pulvermagazin ward nun als Hauptmittel, ihre Rache durch Vertheidigung zu befördern, gesprengt und geplündert. Man theilte sich in die scharfen Patronen so gut es gehen mochte und so viel Jeder erhaschen konnte. Uniformen, Hosen und andre Kleidungsstücke mehr fanden sich in Menge vorhanden, auch Kisten mit Kupfergeld u. s. w. Nunmehr übten die Soldaten zuvörderst ihre Rache aus gegen Einzelne unter ihnen selbst, die sich mehr oder weniger durch verjährten Groll und Haß befeindet waren und sich unter diesen Umständen des Faustrechts bedienten. Doch das alles war nicht genügend; ein solches Gemengsel von Adamssöhnen, das im Durchschnitt für betrunken und rasend konnte gehalten werden, war natürlich nicht zufrieden mit Wenigem: mehr als fünfzig Häuser des Vorstädtchens St. Christovao wurden noch zur Sättigung ihrer rohen Begierden demolirt, geplündert, und mit einem Worte der Vernichtung übergeben.

Bald hatten sich denn auch die Bürger mit ihren Negern versammelt, um einigermaßen ihr beschädigtes und verlornes Eigenthum zu rächen, doch durch einige Musketensalven der Grenadiere, die Mehrere niederstreckten, eben so schnell wieder zerstreuet. Aber wehe auch dem einzelnen Soldaten, der, vielleicht ohne Theilnahme an der ganzen Unruhe, in die Hände der Bürger,

Neger und Mestizen fiel; sein Urtheil war gefällt, und wohl ihm, wenn ein schneller Tod seinem Leben ein Ende machte. Kannibalische Grausamkeiten haben sich die Eingebornen gegen solche Vereinzelte erlaubt.

Während dieser Tumulte war der Gouverneur von Rio mehreremale in der Kaserne des zweiten Grenadierbataillons und machte die einleuchtendsten Ermahnungen, indem er den Soldaten einen Generalpardon zusicherte und alle ihre Forderungen zu realisiren versprach. Aber er predigte tauben Ohren und wurde schnöde mit dem Bescheide abgefertigt: „daß sowohl er als auch der Kaiser sie schon so oft belogen haben, daß man dem Worte Beider nicht mehr zu trauen gut fände.“ Die reitende Artillerie, aus Brasilianern bestehend, wurde nun zum Aufsitzen befehligt; aber außer einigen leichten Scharmützeln, in denen die Artillerie fast meistens durch die Bajonette der Grenadiere überrumpelt wurden, oder sonst unverrichteter Sache sich zurückziehen mußten, konnte nichts erzweckt werden.

Bemerkenswerth ist es indessen, daß während der Tage dieser Unruhen die Grenadiere ihren zu gebenden Dienst auf das pünktlichste versahen, selbst die Pallastwache des Kaisers war bis zum letzten Augenblick treu in der Ausübung ihrer Pflicht, und während ihre rebellirenden Kameraden vom nahen Quartier Musketenkugeln nach dem kaiserlichen Schlosse hinüber sandten, bildeten sie die Leibwache des Kaisers, selbst am Tage des größten Aufruhrs.

Obschon eine große Menge Erzesse aller Arten während diesen tumultuarischen Tagen vorfielen, deren Erwähnung einen zu weiten Raum erheischen würde, so kann ich dennoch nicht umhin, dem Leser einige wahre, getreue Beispiele, von denen ich selbst Augenzeuge war, zu erwähnen.

Mit Schauder sollte man sich wegwenden von diesem Schauplatz der Erzesse, die uns um so mehr erstaunen machen, da sie von Menschen verübt wurden, denen man bessere Gefühle, als Abkömmlinge eines civilisirten Landes,

dem so hoch gepriesenen Europa, hätte zuschreiben sollen. Leider zeigt uns ein Ueberblick in der Geschichte, daß von jeher Beispiele solcher Art genug vorfielen, die uns den Vorzug, auf einer höhern Stufe der Kultur als andere Nationen zu stehen, gewiß nicht einleuchtend machen. Die Raserei der Soldaten hatte den höchsten Gipfel erreicht. Alles, was unter die Hände der wüthenden Soldaten kam, ward ohne Gnade gemordet. Weiber von allen Farben wurden geschändet und gezwungen zur Befriedigung ihrer thierischen Lüste. Plünderung und Raub war das allgemeine Feldgeschrei. Ja selbst einige dieser Wütheriche machten sich ein ganz kaltblütiges Vergnügen daraus, auf einen Kameraden oder Landsmann, der sie nie beleidigte, zu verschiednen Malen auf eine Entfernung von sechzig bis siebzig Schritt scharf zu schießen, nur um zu erproben, wie sie das vorgesteckte Ziel erreichen möchten. Ich selbst hatte die sonderbare Ehre, von einem solchen Schuft, von einem riesigen Grenadiere, der ehemals in Deutschland die Stelle eines Bartschabers versah, dessen ungeachtet aber von guter Familie und Erziehung war, als Zielscheibe für seinen Probeschuß auserlesen zu sein, als ich eben von dem Schauplatze der Erzesse als stummer Augenzeuge ins Quartier zurückkehren wollte. Die Kugel pfiff indeß nebst einigen andern, sowohl von den Brasilianern als den übrigen Grenadieren, dicht an meinem Kopfe vorbei.

Noch immer kann ich nicht begreifen, wie der schon früher erwähnte alte Savoyarde, der Oberst des zweiten Grenadierbataillons, sich getraut hatte, nach dem Stall seiner Heerde sich zu begeben. Denn während diesen Unruhen kam er dennoch, unter die Soldaten sich zu mischen. Ein Einfall, woran nur der Wahnsinn, mit dem er sonst befallen war, die Schuld haben mochte. In gebrochnem Deutsch radebrechte er immer die nämlichen Worte: „Bei Gott! Meine Grenadiere, was hab' sick gemack! O die Schande sehr große, mack sick mir vor die Kaiser seine Majestät.“ Obschon dieser elende,

erbärmliche Tropf, diese niederträchtige, kriechende Höflingsseele, früher durch ein barbarisches Prügelsystem das Bataillon beherrschte, so schlugen ihn die ergrimmten Soldaten dennoch nicht, wenn ich nicht einige Rippenstöße, die er erhielt, dazu rechnen könnte. Dieser wahnsinnige Kommandant hatte früher die löbliche Gewohnheit, bei irgend einer Stockprügel-Execution die nachfolgende Formel herzusagen: „Diese Grenadiers hab' sick befehlt, und muß sick Stockschläge erhalten zweihundert. Spiel sick die Musika eine herrlick Armonie!" Während der blutigen Execution ließ er gewöhnlich die Bataillonsmusik ihre Instrumente spielen, und glaubte dadurch Heldenmuth und strenge Mannszucht an den Tag zu legen. Später überließ er das Kommando beinahe gänzlich dem portugiesischen Major, der sich eben so gut aufs Prügeln verstund, jedoch ohne Musikbegleitung. Dieser war der Nämliche, der zu der gegenwärtigen Revolte die Veranlassung gab.

Die Soldaten thaten diesem alten Schafskopf weiter nichts zu leide, als daß sie ihm zuweilen die Faust unter die Nase hielten, und in handgreiflichen Formeln als einen dummen Esel ausschimpften, der eine tüchtige Tracht Prügel verdient habe, weil er sich niemals recht um die Soldaten bekümmert hätte, und nur seinen grauen Haaren und seinem hohen Alter keine weitere Mißhandlung und Züchtigung zu verdanken habe. Jedoch zwangen ihn einige Spaßvögel, von dem gestohlenen Weine, den sie ihm in ihren Tschakos und hölzernen Kübeln zubrachten, auf das Wohl der Soldaten und ihrer Revolte zu trinken, indem sie ihm die Worte des Toastes vordeklamirten, und die er ihnen wieder Sylbe für Sylbe nachbuchstabiren mußte. Gewöhnlich promenirte sich der Oberst baarhäuptig und jammernd, die Hände über den Rücken gekreuzt, in dem Getümmel umher, und schlief unter dem Ochsenkarren, auf dem das Kommisfleisch für das Bataillon aus der Stadt geholt wurde.

Inzwischen gelang es nur sehr Wenigen, d. h. nur solchen, die der portugiesischen Sprache vollkommen mächtig

waren und sich mit Civilkleidern versehen konnten, mit ihrem eroberten Gelde und Kostbarkeiten zu entwischen, weil das Quartier von der Landseite durch brasilische Truppen aller Waffengattungen und zugleich an der Küste durch zwei Kriegsschiffe belagert war. Die Flucht, in solchen Umständen, war also durchaus nicht zu bewerkstelligen, und viele, die dadurch ihre Pläne vereitelt sahen, warfen ihre Beute entweder ins Meer oder in den tiefen Sodbrunnen, der im Innern des Quartiers sich vorfand. Andere hingegen suchten sich durch Spielen von diesem Metalle, das in andern Umständen so unentbehrlich ist, zu entledigen. Man sah einzelne Gruppen von Spielenden, die sich auf ihren Pritschen lagerten, und um ganze Hände voll Goldstücke und Silberthaler spielten, und aus Verachtung unter die Pritsche oder vor die Thüre ihr Gold warfen. Ich habe zu dieser Zeit mehr Gold, im eigentlichen Sinne des Worts, mit Füßen getreten, als mancher Kaufmann in einem Jahre durch seine Finger gleiten läßt. Ein hübsches Sümmchen, das ich bei dieser Revolte vergraben hatte, um es gelegentlich als Reisegeld für meine Rückreise nach Europa, und zur Unterstützung meiner alten l. Mutter zu verwenden, nützte mir nun nichts. Denn daß dieß Aufbewahren von weggeworfenem, dem ersten Besten preisgegebenen Gelde, mir etwa als Verbrechen könne angerechnet werden, habe ich gewiß von vernünftigen Menschen nicht zu befürchten. Ich war damals jung, furchtsam und zu unschuldig, um selbst die Hände zu solcher Plünderung zu leihen. Das Geld lag überall auf der Erde zerstreut, und bedurfte daher nur des Auflesens. Patrouillen der Grenadiere streiften indeß beständig herum, um einen allfälligen Ueberfall der belagernden brasilischen Truppen zu beobachten. Die Nacht war inzwischen eingebrochen, und erforderte um desto mehr Vorsicht, die Wachfeuer zu erhalten, welche durch zerschlagene Meubeln und allerlei Holzwerk der demolirten Häuser reichlich genährt werden konnten.

Während dem sich nun ein Trupp dieser Hermannssöhne, die seltsamsten Gruppen formirend, um die Feuer

gelagert hatten, harrte man der Dinge, die da kommen würden. Die brasilischen Truppen verhielten sich jedoch ruhig, nur hie und da hörte man einzelne Musquetensalven, die einigermaßen noch der nächtlichen Scene einen kriegerischen Anschein gaben, und wohl als Begleitung zu jener Parodie des alten Räuberliedes:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben wie die Hunde" u. s. w.

welches aus mehr denn hundert heisern Kehlen gebrüllt wurde, herrlich paßten. Die herumstreifenden Patrouillen der Grenadiere begegneten sich zuweilen, und, sei es nun daß viele unter ihnen betrunken waren, oder die Dunkelheit der Nacht, oder sonst der Zustand ihrer exaltirten Gemüther daran schuld sein mochte, so daß sie sich gegenseitig verkannten, feuerten auf ihre eigenen Kameraden. Es war diesen Abend, als sich zwei Patrouillen aus den so eben erwähnten Gründen für Feinde hielten und Schüsse wechselten, sich jedoch aber bald wieder erkannten. Ein armer Teufel hatte aber eine Kugel durch die linke Schulter erhalten, und war zu Boden gefallen in seinem Blute schwimmend. Die meisten waren eben geneigt, ihn in diesem hülflosen Zustande liegen zu lassen, wenn nicht ein stämmiger, riesenhafter Meklenburger den Verwundeten auf seine Achsel geladen hätte, mit den Worten: „Es ist doch auch ein deutscher Bruder; ich will ihn mit ins Quartier schleppen und begucken!" Dort mit dem übrigen Haufen angelangt, war ich Augenzeuge, wie dieser Meklenburger bei dem Schimmer der Feuer seine Last betrachten wollte, indem er ausrief: „ich muß doch wohl sehen, was das für ein Kerl ist!" dem Bedauernswerthen, den er noch auf der Schulter hatte, scharf ins Gesicht sah, und nachdem er ihn erkannt hatte, mit dem Ausrufe: „der verdammte Kerl ist ja ein Schneider!" ins Feuer warf. Einige Menschlichgesinnten entrissen diesen Armen jedoch schleunigst den Flammen und bereiteten ihm ein Lager auf einer Pritsche. Denselben, worunter sich meine Wenigkeit selbst befand, konnte es trotz aller erdenklichen Mühe doch nicht gelingen, sein Leben zu retten, denn in wenig Minuten

hatte dieser ohnedieß schwächliche Mensch unter qualvollen Schmerzen seine Seele ausgehaucht.

Beispiele dieser Art fielen leider in Menge vor; doch mögen die angedeuteten hinreichen, sich von solchen Rohheiten einen Begriff zu machen, da dieß nicht möglich wäre, ohne selbst einmal in seinem Leben das Unglück gehabt zu haben, Zeuge solcher Verworfenheiten zu sein. Man kann sich von der Schlechtigkeit und Verdorbenheit des größten Theils der Europäer in fremden Welttheilen keine Vorstellung machen. Jedes Gefühl von Recht und Billigkeit wird ertödtet, so bald es die Erreichung eines Zweckes oder Vortheils gilt, unglaublich ist die Umwandlung der Charaktere, welche man dort wahrnimmt. Wilde Leidenschaften vergiften das Blut, und Leute, die in Europa gesittete, unverdorbene, gutherzige Menschen waren, entwickelten in jenen Ländern eine Wildheit und Niederträchtigkeit des Charakters, die selbst Barbaren in Erstaunen setzen würde. Nicht Bande der Freundschaft und des Bluts üben mehr ihr heiliges Recht; jedes sittliche Gefühl wird verbannt, und der Adel des Herzens und der Seele für ein Hirngespinnst erklärt.

Bis jetzt hatte der Aufruhr bloß im zweiten Grenadierbataillon getobt, aber allmälig entzündete jenes wilde Feuer auch die Gemüther des dritten Grenadierbataillons. In diesem Corps gährte es schon seit Ankunft der Irländer, deren verführerisches Beispiel so unheilbringend auf alle übrigen fremden Truppen gewirkt hatte. Der angehäufte Brennstoff zur Empörung mußte daher auch bei dieser Gelegenheit Feuer fangen. Es war am 11. Junius, als sich ungefähr fünfzig Irländer zusammen rottirten, um den Obrist Cotter, der mit der Anwerbung dieser Insulaner beauftragt gewesen war, an seine ihnen in Irland gemachten Versprechungen zu erinnern. Daß dieses auf eine sehr nachdrückliche Weise geschah, kann man daraus folgern, daß der genannte Obrist sich mehrere persönliche Mißhandlungen zuzog, und nur durch die Dazwischenkunft mehrerer Deutschen vor noch gröbern Beleidigungen gesichert wurde. Seinem Beispiel,

Heil in der Flucht zu suchen, folgten denn auch bald der Major und Kommandant dieses Platzes, ebenfalls ein Portugiese, und die meisten Offiziere. Die Kaserne des dritten Grenadierbataillons, Quartier d'Acclamaçaõ genannt, ist ein großes Quadrat, dessen Außenseiten mit Behausungen der Soldaten eingefaßt sind, wodurch das Innere einen ausgedehnten Raum bildet, der zum Exerciren des Bataillons dient. Nahe an der Kaserne ist eine Wache, die von Polizeisoldaten besetzt wird. Mit diesen hatten die Irländer schon oft Händel gehabt. Ihr Werk begann also mit Sturm auf diese Wache. Der Sieg krönte ihr Unternehmen, sechs Brasilier büßten ihr Leben dabei ein, die Uebrigen retteten sich durch die Flucht. Die Wachstube selbst mit der darin befindlichen Armatur u. s. w. wurde der Zerstörung übergeben; dann eine reitende Patrouille durch diese Irländer über den Haufen geworfen und größtentheils ermordet. Rio de Janeiro schien wie ausgestorben, alle Häuser und Kaufläden der ungeheuern Stadt waren verschlossen, und kein Bürger wagte sich mehr auf die verödeten Straßen, aus denen ein ahnungsbanger Schrecken jedes heitere Leben verscheucht hatte.

Auf dem Schauplatz der Excesse und unter dem Banner der Rebellion versammelten sich inzwischen immer mehr Theilnehmer; Irländer und Deutsche, im Taumel eines kurzen Freiheitsrausches, überließen sich allen Arten von Ausschweifungen. Alle Häuser der Nachbarschaft wurden erstürmt und geplündert, alle Vendas (Kramläden) erbrochen, und der in Strömen fließende Wein weckte das Feuer der wildesten Leidenschaften in den verstecktesten Winkeln der Brust. Kein Alter und kein Geschlecht fand mehr Erbarmung vor dieser verwilderten, zügellosen Rotte, und der Greis und der Säugling ward mit derselben gefühllosen Gleichgültigkeit gemordet. Immer rasender, immer ausschweifender wurden diese Auftritte, die fast allgemeine Betrunkenheit der Rebellen zerriß jeden Zügel der Mäßigung. Schnelle und kräftige Maßregeln mußten genommen werden, um nicht zu berech-

nenden Unglücksfällen zu begegnen. Die Fußartillerie, zwei Jägertaillone, zwei Schwadronen Kavallerie und zweihundert Polizeisoldaten rückten vor die Kaserne, und nicht lange darauf fing die völlige Belagerung derselben an. Kanonen, Kartätschen und Gewehrfeuer, letzteres von beiden Seiten, währte bis tief in die Nacht, und der Verlust auf entgegengesetzter Seite würde viel bedeutender gewesen sein, wenn die Belagerten hinlänglicher mit Munition, hauptsächlich scharfen Patronen, versehen, und mehr Ordnung und Uebereinstimmung unter ihnen gewesen wären. Dreiundsiebzig Mann, unter denen neunzehn Deutsche, blieben vom dritten Bataillon todt auf dem Platze, ohne die vielen Verwundeten zu rechnen, von denen noch mancher nachher starb. Siebenundneunzig Infanteristen und zweiundzwanzig Mann Kavallerie war der Verlust von Todten auf brasilischer Seite; die vielen Verwundeten ungerechnet. Die Zahl der in der Stadt von Bürgern, Negern und Mestizen Gemordeten war noch bedeutender. „Es war schon nach Mitternacht, so schreibt der wackere Sergeantmajor H. E. Th. Bösche, als ich die Todtenkammer besuchte. Einsam, still wie die Mitternacht, flimmerte die Lampe, und warf ihr stilles Licht auf die durch gewaltsamen Tod dahin Gerafften. Ein grausenhaftes Bild stellte sich meinem Blick dar. Da lagen die Schlachtopfer, unter denen viele ganz schuldlos, auf einem Punkte zusammengedrängt, und die sich im Leben angefeindet hatten, schliefen friedlich zusammen. Irländer, worunter viele Weiber, Deutsche und Brasilier, unter diesen zwei Kavalleristen, die von den durchgegangenen Pferden nach dem Hof der Kaserne geschleift und hier gleich tollen Hunden erschlagen waren. Krampfhaft hatten sich die Hände Vieler geballt, die offen stehenden Augen, der geöffnete Mund und die dadurch sichtbar gewordenen Zähne, das Blut, das noch immer aus den frischen Wunden quoll, gab dem Ganzen etwas wahrhaft Schauderhaftes. Die Gräßlichkeit dieser Scene noch zu vermehren, kam stets ein neuer Trupp Irländer, ihre Landsleute und die Deut-

schen zu küssen, die Brasilier noch im Tode zu verstümmeln. Doch weg hievon, diese Nacht bleibt mir unvergeßlich.“

Der Morgen des 12. Junius brach an. Die ganze Bürgerschaft und die Garnison hatte sich vor der Kaserne des dritten Grenadierbataillons, in der Mitte der Stadt am Campo d'Acclamaçaõ, einem ungeheuern freien Platze, versammelt, und der kommandirende General ließ die Tumultuanten jetzt auffordern, sich zu ergeben, widrigenfalls er Alles über die Klinge springen lasse, und die Kaserne schleifen lassen würde. Zwar waren noch viele Brauseköpfe, die sich gar nicht geneigt zeigten, dieser Aufforderung Genüge zu leisten, doch war die Mehrzahl wieder zur Besinnung gekommen. Das dritte Bataillon ergab sich und wurde, jedoch mit Ausnahme der Offiziere und einiger Unteroffiziere, nach dem Ponton *) (Blockschiff Alfonso) in Arrest geführt. Wie dieser Zug durch die Stadt sich ausgenommen, läßt sich denken, und daß derselbe von den beliebtesten Schimpfwörtern der Brasilier, Mulatten und Negern begleitet gewesen, ebenfalls.

Das zweite Grenadierbataillon, das meistens aus lauter Deutschen, über sechs hundert Mann, bestand, blieb diesen Tag noch in seiner nämlichen Lage. Den folgenden Tag jedoch landete auf Verlangen des Kaisers ein Bataillon Engländer und ein Bataillon Franzosen von der im Hafen zu Rio stationirten Marine, und am folgenden Tage, nachdem die Kaserne völlig von der Wasser- und Landseite belagert war, fand es für gut, auf die Erklärung der Franzosen und Engländer hin: „daß sie unter ihrem Schutze nichts zu fürchten hätten,“ die Waffen zu strecken. Das Bettuch eines Marketenderweibs ward auf dem Giebel der Kaserne als Friedenszeichen aufgepflanzt, und mit munterm Trommelschlag und Pfeifenklang marschirten die Franzosen und Eng-

*) Ponton oder auch Blockschiff, ist ein abgetakeltes Kriegsschiff, welches unfähig ist, mehr in See zu stechen, und daher als Gefängniß für Deserteure und Verbrecher u. s. w. dient.

länder lustig vorwärts und nahmen uns als Gefangene in ihre Mitte, unter deren Bedeckung wir ebenfalls auf Pontons geschleppt wurden.

Die Franzosen und Engländer wurden zugleich als Patrouillen gebraucht, um den rasenden Volkshaufen vermittelst Flintenkugeln zu besänftigen. In scharfem Trabe durchliefen zahlreiche, wohlbewaffnete Mannschaften von diesen Marinetruppen die Straßen Rio's, und beförderten hauptsächlich noch viele Mestizen durch ihre bleiernen Bohnen in das Gebiet der Verwesung. Dieses Schicksal wiederfuhr auch Andern, die neugierig aus den Fenstern guckten, und durch solche bleierne Begrüßungen ebenfalls in Ruhestand versetzt wurden.

Das zweite deutsche Grenadierbataillon verlor in allen während dieser Zeit vorgefallenen kleinen Gefechten und Scharmützeln ungefähr achtzig Mann; der Verlust auf der brasilischen Seite betrug wenigstens das Vierfache. Die Ruhe wurde nach und nach wieder hergestellt, obschon das Volk, hauptsächlich die Bürger, die einen ungeheuern Verlust an ihrem Eigenthum bei dieser Revolte erlitten, ihre nicht ganz unbillige Rache mühevoll zurückhalten konnten. Ein allgemeines Kriegsgericht ward niedergesetzt. Die Haupträdelsführer sollten gezüchtigt und die Bataillone, nämlich das zweite und dritte der Grenadiere, die nunmehr auf den alten Kriegsschiffen gefangen lagen, von neuem organisirt werden.

Den andern Tag nach der Gefangennehmung des zweiten Grenadierbataillons hatte ich das Glück, in Untersuchung zu fallen, und als theilnahmlos an Excessen nebst einem andern aufgegriffenen Soldaten vom 28sten Jägerbataillon nach der Festung Praya Vermelha, der Kaserne dieses Bataillons, in einem Boote gebracht zu werden, um den Jägern nunmehr nach meiner Bestimmung einverleibt zu werden. Dieses Bataillon hatte während dieser Zeit noch keinen Antheil an jener Revolte genommen, obschon die Gemüther in Gährung sich befanden, um einigen ihnen verhaßten Offizieren den wohlverdienten Lohn zu geben. Der Obrist, ein alter,

wackerer Soldat, ein Schotte Namens Mac-Gregor, der dem Bataillon, ich sage nicht zu viel, als Vater vorstund, und sich in allen Beziehungen durch Güte mit Strenge verbunden, und durch milde Behandlung als rechtschaffener Kommandant auszeichnete, ließ es an gut gemeinten Vorschlägen nicht ermangeln, die um so leichter befolgt wurden, da ihn jeder Soldat schätzte und liebte. Ein Umstand, der jedoch keine weitern gefährlichen Excesse mehr zur Folge hatte, ereignete sich bald nach meiner Ankunft daselbst, von dem ich als Augenzeuge ein getreues Bild machen werde.

Es war den 15. Junius, als unser alter Obrist in Begleitung des Majors Thiola, ein Italiener, früher Koch in einem französischen Speisehause in Rio, bei herannahender Dämmerung zum Festungsthore hereingeritten kam. Vergebens warnte ihn unser Obrist, daß er zurückkehren möchte, indem die Soldaten in Gährung sich befänden, und eingedenk seiner in Fernambuck begangnen schändlichen Betrügereien und tyrannischen Excesse, die Gelegenheit benutzen würden, sich an ihm zu rächen. Doch erwiederte ihm dieser übermüthige Tyrann, der indeß unter dem alten Obrist zu keinem Kommando mehr zugelassen wurde, daß er von der Schafsgeduld der Deutschen zu sehr überzeugt sei, und nichts zu befürchten habe. Dem sei nun wie es wolle — genug, dieses Zwiegespräch, welches von der Wache gehört wurde, und der alte eingewurzelte Haß, den die Soldaten gegen diesen Bluthund im Innern hegten, alles trug dazu bei, das Stündchen herbeizuführen, das keinem Tyrannen auf die eine oder andere Art ausbleiben möge! Die beiden Offiziere stiegen vor der Wohnung des portugiesischen Festungskommandanten ab, und mochten sich kaum ein Viertelstündchen daselbst verweilt haben, als der Major, durch das Gebrülle der ihn aufsuchenden Soldaten: „wo ist der Hund? der Massen-Jude! Nieder mit ihm!“ aus seinem Zweifel gerüttelt wurde. In aufgeschürzten Hemdeärmeln und baarhäuptig suchte er den ihn mit Feuerbränden und Steinen Verfolgenden

durchs Festungsthor zu entrinnen, allein gleich als wäre die Schildwache von der Rachegöttin beseelt, fällte sie das Gewehr, und rief der Wache: „zu den Waffen!“ (aos armas.) Blitzschnell und ohne Abrede war diese ins Gewehr getreten, und der Verfolgte sah sich genöthigt, nach den Festungsbatterien zu entfliehen, um wo möglich an einer gewissen Stelle, die zur Ebbezeit seicht war, und einen Weg nach dem Ufer über einen waldbewachsenen Berg nach einer Pflanzung und von da nach der Stadt eröffnete, hinunter zu springen.

Allein dieser Posten war von einer Schildwache besetzt, die ihn sogleich mit gefälltem Gewehr zu durchbohren drohte, und ihm auf sein Versprechen, ihr seine goldne Uhr und mit Diamanten besetzten Hemdknöpfe und sonstige reiche Belohnung zu geben, erwiederte: „Hund, verfluchter! du hast mich auf die schändlichste Art in Fernambuck mißhandeln lassen, aber du bist nicht werth, durch eine militärische Waffe zu krepiren; meine Kameraden sollen dir den verdienten Lohn geben!“ Wirklich hatten ihn auch die racheschnaubenden Soldaten eingeholt, und unter dem Ausrufe: „der Hund ist keinen Schuß Pulver werth!“ durch Steinwürfe, Hiebe von Feuerbränden und Holzknebeln, wie einen tollen Hund auf den Festungsplatz getrieben, wo er mit Mühe den wachhabenden Offizier erreichen konnte, und ihn auf den Knien um Schutz bat, den ihm dieser bei solchen Aspekten natürlich nicht gewähren konnte. Kniend bat er selbst die Soldaten um Schonung seines Lebens: „Ick hab' sick Frau und Kinder! Gnade, meine Erren Soldaten!“ — „Du hast uns auch nicht geschont, verfluchter Hund! Krepire jetzt, Kanaille!“ Und mit diesem Grundschlusse verstärkten sich die gräßlichen Stockhiebe, und Steinwürfe der erbitterten Soldaten regneten auf seinen fluchbelasteten Tyrannenschädel herunter. Endlich konnte sein zähes Katzenleben der eisernen Hand der Nemesis nicht länger widerstehen, und schrecklich zugerichtet fiel er im Kreise taumelnd zu Boden. Seine Seele war längst entflohen und dennoch war die Wuth der Soldaten noch

lange nicht gestillt, die ihn noch im Tode scheußlich verstümmelten. Die irländischen Rekruten waren bei diesem Vorfall auch besonders thätig. Eine gänzliche Stille folgte diesem Todschlage, die Wuth und Rache der Soldaten schien sich mit diesem Opfer zu begnügen, denn die übrige Nachtzeit verstrich ruhig und geräuschlos.

Dem alten schottischen Obrist gelang es selbst nicht, während dieses Vorfalls die erbitterten Gemüther zu besänftigen, trotz seines Einflusses auf die Soldaten. Deutlich noch erinnere ich mich, wie dieser wackere Militär den Kadaver jenes Uebermüthigen betrachtete, und mit Grauen halb englisch, halb portugiesisch ausrief: „God damn! Este diabo foi bem recompensado!“ (Gott verdamm! Dieser Teufel ist gut belohnt worden!)

Um allfälligen Excessen vorzubeugen, hielt sich unser Obrist dieselbe Nacht noch in der Festung auf. Er besuchte furchtlos alle Kompagnien, aus denen ihm jedesmal laute Vivats entgegenschallten. Ueberall tröstete er und ermahnte zur Ruhe; versprach, bei gutem Verhalten der Soldaten, beim Kaiser sich zu verwenden, und sich für ihre rückständigen Massengelder und Lieferungen, um die sie der schuftige Italiener betrogen hatte, zu bemühen. Der Festungswache ließ er sogar durch einen Marketender der vierten Kompagnie Kaffee kochen. Früh bei Tagesanbruch ließ er Generalmarsch blasen und das Bataillon antreten, und nachdem er dasselbe ein Quarré zu schließen beordert hatte, in dessen Mitte er sich selbst befand, fragte er die Soldaten deutlich, ob sie irgend einige Beschwerden gegen ihn zu führen hätten. Statt einer Antwort, erhielt er ein freudiges: „Vivat unser Kommandant Mac Gregor!“ welches dieser brave, alte Militär ebenfalls mit „Vivat das 28ste Jägerbataillon!“ fröhlich erwiederte, indem er dem Bataillon nochmals Ruhe und Ordnung empfahl und sich schleunigst nach der Stadt begab.

Indessen war die Wittwe dieses Italieners von dem Tode ihres unwürdigen Gemahls benachrichtigt, und ließ seinen Grausen erregenden Leichnam und seine Effek-

ten u. s. w. durch ihre Sklaven abholen. Diese Wittwe war, wie es hieß, eine von den vielen Dienerinnen, die sich Don Pedro hielt, und vermuthlich hatte dieser Italiener seine Anstellung als Kommandant seiner Hahnreiwürde zu verdanken, oder den Talenten seiner Kochkunst.

Die Soldaten verhielten sich indessen ganz ruhig, und nur einigen Offizieren, denen ihr schlechtes Gewissen gerathen hatte, zu entfliehen, litten einigen aber sehr unbedeutenden Verlust an ihren Effekten, die sie heimlich wegschaffen wollten.

Der wackere Obrist Mac Gregor war indessen auch nicht müßig gewesen, und hielt wirklich in allem Wort, was in seinen Kräften stund. In zwei Tagen langten Karren mit Montirungsstücken und Geld reichlich beladen an. Der General Valente kam selbst in eigner Person, wiewohl etwas zitternd, nach der Festung, um sich von dem ruhigen Zustande der Soldaten zu überzeugen, und alles Gute zu versprechen.

Inzwischen erwarteten wir täglich Ordre, um nach der Insel Santa Catharina eingeschifft zu werden, und ich wünschte mir tausendmal von diesem verfluchten Felsenneſt der Festung weg, das von Ungeziefer wimmelte, obschon ich mich unter dem Kommando dieses braven Obristen, in Vergleichung gegen das Sklavenleben in Saõ Christovaõ, glücklich fühlen mußte.

Die Festung Praya Vermelha liegt am Eingange des Hafens, lehnt sich südlich an den Zuckerhut, nördlich an den Telegraphenberg, zwei vom Innern der Festung aus unersteigliche, kolossale Granitblöcke, welche auf diesen Seiten natürliche Mauern bilden. Westlich nach der Hafenbucht, dessen Spiegel die Geschütze dieser Festung rasiren, und östlich nach dem Lande zu ist sie von einer künstlichen Mauer eingeschlossen. Die Brandung bricht sich schäumend an dem Felsengestade. Von der Höhe des Telegraphenberges stürzt eine Quelle, welche die Festung mit Wasser versieht, das indeß viele Kupfertheile enthält und daher höchst schädlich für die Gesundheit ist. Das Innere der Festung bildet einen großen,

viereckigen Platz, der zum Exerziren benutzt wird. Die Baracken, welche an drei Seiten dieses Vierecks liegen, dienen zu Kasernen und haben ein trauriges Aeußere, dem ihr Inneres denn auch vollkommen entspricht. In diesem verteufelten Felsenloche war es kaum zum Aushalten, es war zum eigentlichen Fegefeuer für uns arme Teufel bestimmt; konnte man ja Tag und Nacht keine Ruhe auf den erbärmlichen, mit Sandflöhen besäeten Pritschen, und kein Obdach unter den durchlöcherten Dächern der Baracken, besonders in der Regenzeit, finden.

Die Tumulte waren nun gänzlich beseitigt, und ein Generalpardon ausgeschrieben für alle desertirten Theilnehmer dieses Aufstandes der beiden fremden Bataillone.

Es hätte vielleicht noch ein grösseres Blutbad abgesetzt, wenn eine Vereinigung dieser beiden Grenadierbataillone mit dem 28sten Jägerbataillon, nebst dem Irländerhaufen von 2500 Mann bewirkt worden wäre, und Disciplin und Ordnung unter den Rebellen geherrscht hätte. Im Fall dieser Vereinigung hätte Rio zittern müssen, denn der Name Estrangeiros, mit dem man das ausländische Militär bezeichnete, hatte sich furchtbar gemacht. Dieses sahen die Bewohner der sehr getreuen und heldenmüthigen Stadt Saò Sebastiaò do Rio de Janeiro, wie dieselbe im Curialstyl genannt wird, recht gut ein, denn in ihren Kalendern wird dieser Aufstand unter die Nationalepochen gezählt, obgleich derselbe zu einer Art Klopffechterei geworden. Der Trunk hatte die Gemüther erst zur Raserei entflammt, und bald darauf erschlafft, wodurch glücklicher Weise vielen Menschen das Leben erhalten wurde.

Die sämmtlichen Irländer wurden auf Kosten der brasilischen Regierung nach dem englischen Nordamerika gesandt, und kamen auch bei dieser Gelegenheit ungezüchtigt davon, da sie doch eigentlich als Urheber des ganzen Spektakels anzusehen waren.

So endete diese Empörung, deren Ursprung in der gewissenlosen Verfahrungsweise einer wortbrüchigen, treulosen Regierung, die alle ihre Versprechungen schändlicher

Weise gebrochen hatte, und in der barbarischen Behandlungsart der Soldaten als eine Kette vorauszusehender Folgen lag, und die, wie schon bemerkt, nicht zu berechnende Resultate hätte nach sich ziehen können, wenn die drei Bataillone nebst den Irländern vereint agirt hätten. Vielleicht wäre ein großer Theil Rio's ein rauchender Schutthaufen, und wenn gleich die Rebellen immer den Kürzern dabei gezogen, und sammt und sonders in der Folge wären aufgerieben worden, so würde doch ein Blutbad entstanden sein, das die Gräuelsceenen einer sicilianischen Vesper fürchterlich lebhaft vergegenwärtigt haben würde. An einzelnen solchen Schreckensauftritten hat es nicht gefehlt, denn die fremden Soldaten waren für vogelfrei erklärt, und jeder Sklave hatte das gefährliche Recht, jeden derselben morden zu dürfen; von welcher Freiheit denn auch in der That mit beispielloser Grausamkeit Gebrauch gemacht wurde.

Friedliche in der Stadt angesessene Europäer wurden sogar auf der Straße gemordet oder mißhandelt, und ich vermuthe, daß deßhalb auch von den ausländischen Konsuln Einschritte gethan wurden, die darum der englischen und französischen Marinetruppen bedurften, um den Folgen eines noch größern Blutbades zwischen Eingebornen und Fremden mit mehr Nachdruck vorzubeugen. Wer übrigens diese unsinnige Maßregel mochte getroffen haben, den Schwarzen diese schändliche Erlaubniß zu ertheilen, kann ich nicht behaupten, wohl aber, daß hierdurch der Grundstein zu einer frühern oder spätern St. Domingo-Katastrophe gelegt worden ist, denn die Neger sind in jenen drei Tagen wohl fünfzig Jahre in der Kultur vorgerückt; sie haben ihre Kraft und sich als Menschen gefühlt, und wissen nun, welche Rechte ihnen unter diesem Prädikat gebühren.

Als Anhang und zur Bestätigung des Gesagten erlaube ich mir noch wörtlich einige Beispiele, in denen der Sergeantmajor des dritten Grenadierbataillons, Hr. C. Th. Bösche, als Augenzeuge und Betheiligter auftritt, anzuführen.

„Im Laufe dieser Unruhen hing mein Leben mehr denn zehn Male an einem seidenen Faden. Beim Ausbruch der Revolte befand ich mich mit dreien meiner Kameraden auf dem Carcovado, einem hohen, mit einer Wasserleitung verzierten Berge, auf dem man die malerische Aussicht auf die Riesenstadt und deren romantische Umgebung genießt, mit der Berechnung einiger trigonometrischen Linien beschäftigt. Von diesem Berge aus konnten wir die Ausfälle der Deutschen und Irländer sehen, und da wir nicht genau die Bedeutung davon wußten, so begaben wir uns in die Stadt zurück, die wir ganz und gar allarmirt fanden. Ein französischer Kaufmann, den ich kannte, rief mir zu, auf unsrer Hut zu sein, und nicht durch die Stadt zu gehen, sondern in seiner Chacara (Landsitz) ein Asyl zu suchen, weil man jeden ausländischen Soldaten, der sich in den Straßen blicken lasse, umbringe. Allein die Pflicht rief uns auf unsre Posten, und so beschlossen wir, die Feigheit der Brasilier erwägend, den Versuch, nach der Kaserne zu gelangen, dennoch zu wagen. Leider erwartete uns beim Eintritt in die erste Straße schon ein herzzerreißendes Schauspiel. Wir sahen nämlich, wie ein riesiger Mulatte mit einem eisernen Mauerbrecher einen unbewaffneten deutschen Soldaten auf eine schauderhafte Weise ermordete, indem einiges andere farbige Gesindel den Unglücklichen am Boden liegend hielt, und der Mulatte die ausgespitzte Eisenstange ihm wiederholt in den Leib stieß, und auf diese Weise mit wahrhaft satanischer Henkerslust langsam zu Tode martete. Ein anderer deutscher Soldat, welchen man bereits geknebelt hatte, sollte auf gleiche Weise daran, allein wir waren bereits genaht und hatten die Klingen gezogen. Ein fürchterlicher Hieb, mit welchem einer meiner Kameraden, ein ächter Athlet, dem riesigen, sich zur Wehre setzenden Mulatten, den Kopf spaltete, verscheuchte die übrige Bande und rettete dem armen verzweifelnden Deutschen das Leben. Indessen trieben wir das Gesindel vor uns her, doch einige Schüsse, die aus den verschlossenen Häusern auf

uns fielen, tödteten einen meiner Kameraden und verwundeten einen andern durch die linke Schulter. Jetzt war keine Zeit zu verlieren, der Rückzug eben so gefährlich als das Weitervordringen; also vorwärts. Ein Glück für uns, daß wir in der Nähe der Kasernen waren, da jetzt eine Rotte von wenigstens siebzig Farbigen über uns übrige vier, nur mit Säbeln Bewaffnete, herfiel. Wir hatten uns zwar den Rücken gedeckt und waren alle entschlossen, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen; allein dieser Kampf war zu ungleich, als daß er ersprießlich hätte für uns ausfallen können, um so mehr, als wir alle verwundet und unsre Kräfte erschöpft waren. In diesem entscheidenden Augenblicke machten die Irländer und Deutschen einen wüthenden Ausfall, und die allgemeine Flucht der brasilischen Truppen trieb auch den Haufen, der uns umringt hatte, mit fort, was uns der drohenden Gefahr entriß. Wir erreichten glücklich die Kaserne, wo leider ein anderer Gefährte, der noch einen Schuß durch die Seite erhalten hatte, am folgenden Tage in meinem Zimmer starb."

Ungefähr vier Wochen nach dieser Revolte lief das Schiff Harmonie, welches schon damals im Hafen von Bremerlear lag, als die dänische Brigg Fortuna in die See stechen wollte, im Hafen von Rio de Janeiro ein, und — wer hätte das geglaubt? — Schäffer erfüllte sein Versprechen; er, der treue Hirt, war seiner Herde nach Brasilien gefolgt. Aber die Schafe hatten sich in Wölfe verwandelt, und hätten den würdigen Schäffer gewiß zerrissen, wenn er nur einige Wochen früher gekommen wäre. Das Schicksal mag ihn indeß vielleicht für den wohlverdienten Galgen aufgespart haben. Schäffer ließ sich in Rio de Janeiro nie öffentlich sehen, denn er wußte nur zu gut, daß die betrogenen deutschen Soldaten blutige Rechenschaft von ihm gefordert haben würden. Er hielt sich in Armaçaó bei einem Offiziere versteckt, und war immer von einer Gesellschaft der liederlichsten Offiziere umgeben, die mit ihm die niedrigsten, gemeinsten Orgien begingen. Dieser Schurke war aus mehreren

Gründen nach Rio de Janeiro gekommen. Erstens hatte ihn die deutsche Polizei seiner Seelenverkäufereien wegen aufs Korn genommen, zweitens waren mehrere von ihm betrogene Philbrasilier nach Europa zurückgekehrt und suchten Rache an ihm zu nehmen, und endlich drittens, um von Brasiliens Herrscher den Lohn seines edlen Handwerks in Empfang zu nehmen. Aber Don Pedro führte den Apostel auf die Zinne seines Pallastes, um ihm — nicht alle Schätze der Welt — sondern die Trümmer zerstörter Häuser und andere grause Spuren der vorgefallenen Revolte zu zeigen. „Hier," redete das gekrönte Haupt seinen Apostel an, „hier König der Sandwichsinseln in spe, hier sieh' die Früchte deines Thuns. Alter Schäfer, deine Schafe sind Wölfe geworden und hätten mich selbst bald zerrissen. Mein Thron hat gewankt, ich muß einen schimpflichen Frieden schließen mit Buenos-Ayres; meinen republikanischen Deputirten ist der Kamm gewachsen, die Oppositionsblätter werden kühner, und wer weiß, wie weit sich die Folgen jener Revolte erstrecken, denn die Kaiserkrone steht auf dem Spiele."

Gegen diese schwere Anklage protestirte indeß der alte Werber mit der ihm eignen Halsstarrigkeit; er sagte dem kaiserlichen ungnädig zürnenden Gönner, daß an alle dem Unheil nicht er, sondern die schlechte Behandlungsweise, die das Militär erlitten habe, schuld wäre; außerdem würde es nie so weit gekommen sein, denn es sei aus der Geschichte aller Zeiten bekannt, daß von allen Völkern keines despotischer und willkührlicher mit sich umspringen lasse, als eben dieses deutsche.

Das Letztere gab Don Pedro zu. „Nun gut, sagte der Kaiser, so haben wir Beide schuld. Du sollst Obristlieutenant — jedoch ohne Gage — sein; eile indeß, daß du dich in einem meiner Urwälder begräbst, denn du bist mir, den Brasiliern und den deutschen Truppen ein Gräuel; dixi!"

Dieser elende Seelenverkäufer erhielt den verdienten Lohn, womit gekrönte Häupter gewöhnlich ihre servilen Kreaturen bezahlen, wenn sie ihrer überdrüssig sind und

nicht mehr ihrer schurkischen Dienste bedürfen, die solche Speichellecker mit Wegwerfung ihrer heiligsten Gefühle, und mit einem von den Flüchen Tausender belasteten Gewissen, an solche allerhöchste gekrönte und erlauchte Geschöpfe vergeudet haben. Wie man säet, so wird man erndten! Dieses goldne, wahre Sprüchlein, hast du, verächtlicher Kahlkopf, wohl nie gekannt.

Die Gerechtigkeit, oder vielmehr deren Formen, verlangten einige Opfer, deßhalb sah sich die brasilische Regierung genöthigt, einige der Anführer der vorgefallenen Revolte zu bestrafen. Zu träge jedoch, sich die Mühe einer genauen Untersuchung zu geben, griff sie nach den ersten besten, um sie schuldig oder nicht, als ihre Opfer zu würgen. Das blinde Ungefähr, abgefeimte Bosheit und niederträchtige Kabale hatten der Base Justiz einige dreißig Individuen in die Hand gespielt. Einer mußte ja wenigstens erschossen und die Uebrigen zu Galeeren verdammt werden.

Bis zum 10. Dezember 1828 hatten die Verhandlungen des sogenannten Kriegsgerichts über das zweite Grenadierbataillon gedauert. An diesem Tage erschien nun das Endurtheil: der Grenadier August St. wurde zum Tode, fünf Grenadiere zu lebenslänglicher, neun zu zehnjähriger, neun zu fünfjähriger, und acht zu dreijähriger Kettenstrafe auf den Festungen und Galeeren verurtheilt*).

Dieses Urtheil wurde sechs Tage darauf, also am 16. Dezember 1828 auf Saõ Christovaõ, nicht weit vom kaiserlichen Palaste (wahrscheinlich wollte sich Don Pedro nach Art seines würdigen Bruders noch einmal am Anblicke seiner Schlachtopfer ergötzen), im Beisein der ganzen Garnison und eines Kommandos von ungefähr fünfzig Deutschen, denen man aber keine Waffen zu geben für

*) Drei Grenadiere sollen, wie mich späterhin ein deutscher ehemaliger Soldat versichern wollte, nach der Schlangeninsel am Eingange des Hafens gebracht worden sein, wo sie gezwungen sind, in ihrem Gefängnisse beständig abwechselnd zu pumpen, wenn sie durch das immer zuwachsende Wasser nicht ertrinken wollen. Hr. Bösche bemerkt nichts hievon.

nöthig erachtet hatte, vollzogen. Die Anhöhen und die Umgebungen des ausgedehnten großen Platzes waren mit einer erstaunlichen Menge Menschen von allen Farben, aus allen Ständen und allen Völkern besetzt. Mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit litt der Verurtheilte die Todesstrafe: festen Schrittes folgte er der schwarz behangenen Trommel, und mit einem weißen Tuche, welches er in der rechten Hand hielt, winkte er seinen deutschen Kameraden ein Lebewohl zu. In der Mitte des Platzes war ein Pfahl mit dem Todessessel errichtet, allein er verweigerte es, sich darauf zu setzen, so wie die Augen sich verbinden zu lassen, und indem sich das brasilische Kommando fertig machte, ihn zu erschießen, verlangte er, selbst kommandiren zu dürfen, und als solches gestattet wurde, kommandirte er mit lauter, fester Stimme, das verhängnißvolle Wort: „Fogo!“ worauf er sogleich todt zurück sank. St. war ein hochgewachsener, schöner Jüngling, und Bewunderung und Mitleiden, hauptsächlich vom schönen Geschlechte, ward ihm von allen Seiten gezollt. Die vielen in Rio lebenden Europäer, besonders die Britten und Nordamerikaner, unterließen nicht, ihren lauten Enthusiasmus für den Ermordeten unverholen zu bezeugen. Die Leiche des Erschossenen, nachdem das Militär im Doppelschritt um dieselbe herum marschirt war, wurde sogleich von ihnen in Beschlag genommen, und auf dem englisch-protestantischen Kirchhofe begraben. Die übrigen, zu Galeeren Verurtheilten, verlangten auf die stürmischste Weise, gleichfalls erschossen zu werden, und als dieses nicht statt finden konnte, begannen sie einen gräßlichen Unfug zu machen. Der Kaiser und der anwesende General wurden mit den scandalösesten Schimpfwörtern überhäuft, ja ein von ihnen geschleuderter Stein würde vielleicht dem Letztern das Leben gekostet haben, wenn er nicht zufällig den Kopf gewandt hätte, und auf diese Weise der Gefahr ausgewichen wäre. Zwei Bataillone mußten mit gefälltem Bajonett auf die Tumultuanten losrücken, und auf diese Weise wurden sie unter dem lauten Gebrülle: „ein freies Leben führen wir“ u. s. w. nach dem Ort ihrer

unglücklichen Bestimmung abgeführt. Welch ein furchtbarer Kontrast, ein freies Leben und ein Galeerenschiff und Festungsgefängniß.

Um sich indessen einen Begriff von der brasilischen Wachsamkeit zu machen, bemerke ich nur, daß in kurzer Zeit die sämmtlichen Verurtheilten den Galeeren entsprungen waren, so daß gegenwärtig kein einziger Deutscher dort mehr schmachtet.

Der Erschossene war ein sehr rechtlicher Mensch, und nur eine brasilische Justizpflege konnte ihn zum Schlachtopfer machen. Man beschuldigte ihn, den Adjutanten J—s, einen Ungarn, mißhandelt zu haben. St. und dieser Elende waren früher Unteroffiziere, durch Niederträchtigkeiten aller Art gelang es dem Letztern, seinen rechtlichen Kameraden nicht nur auf die schändlichste Weise zu verleumden, sondern auch so weit zu intriguiren, daß jener auf eine ungerechte Weise zum Gemeinen degradirt wurde. Auf den Trümmern des hingeopferten St. und durch alle möglichen Schändlichkeiten schwang sich der andere zur Stufe eines Adjutanten. St. verachtete diese Erbärmlichkeiten zu tief, um sich an ihm zu rächen, und rettete ihm noch überdieß bei der Revolte das Leben, indem er ihn den Händen einiger Empörer entriß, die ihn seiner verübten Henkereien wegen eben einem tollen Hunde gleich todtschlagen wollten. Nachdem ihn St. dieser Gefahr entzogen hatten, ließ er ihn auf einem verborgenen Wege entschlüpfen, und sagte ihm beim Abschied: „siehe, elender Schurke! du hast mich auf alle Weise verfolgt; du hast mich an den empfindlichsten Seiten gekränkt, und wenn du ein Mensch wärest, bei dem sich nur etwas Ehrgefühl in der Brust regte, so würde ich meine Rache in deinem Blute kühlen, aber ich verachte dich zu tief; diesen Weg, schlechter Kerl, schlage ein, und du wirst dein nichtswürdiges Leben retten!“ und mit einem Fußtritt in den Hintern entließ er ihn. Da keine Zeugen zugegen waren, so hätte St. diese Thatsachen läugnen können, allein er war zu stolz, um sein Leben durch diese Lüge zu retten;

denn darum nur wurde er erschossen. Ich weiß recht gut, daß dergleichen Vergehen im Militärfache streng geahndet werden müssen; aber warum mußte denn eben dieser Mann als Opfer geschlachtet werden, während man Mörder und Rebellen und die schlechtesten Offiziere ungestraft laufen ließ?

Man findet in der Geschichte aller Zeiten ein traurig bewährtes Beispiel, daß Tyrannen, Speichellecker u. s. w. nie mehr auf die Bahn der Rechtschaffenheit können zurückgebracht werden, und wenn auch die Göttin der Vergeltung noch so viele grause Beispiele vor ihren geblendeten Augen aufführen läßt. Der bessere Mensch jubelt darum bei dem Tode eines dieser erwähnten Skorpionen der menschlichen Gesellschaft.

Diese Revolte blieb jedoch nicht ohne heilsame Folgen, die sich denn auch bald zeigten. Da mit Güte und Vernunft mit den brasilischen Behörden nichts anzufangen ist, so erzweckte man also durch Trotz und Entschlossenheit alles, um was man vorher ehrerbietigst angesucht hatte. Nach und nach wurden die deutschen Soldaten truppweise von den Pontons abgeholt und von neuem organisirt. Die Soldaten erhielten eine gedruckte Kapitulation auf den Zeitraum von vier Jahren; wer diese Zeit ausgedient hatte, dem stand es frei, entweder seinen Abschied zu nehmen oder eine neue Kapitulation gegen eine namhafte Soldzulage einzugehen. Das Essen ward bedeutend besser, und das barbarische Prügelsystem, wenn auch nicht ganz aufgehoben, doch wenigstens außerordentlich beschränkt. Kurz, man schien zu der Einsicht gelangt zu sein, durch eine gute Behandlung die fremden Truppen zu einer festen Säule des Throns zu machen. Eilf ganz untaugliche Offiziere wurden nach der Festung Santa Cruz gebracht, und von hier aus mit dem ersten Hamburger Schiff nach Deutschland zurückgeschickt; ein unerbetenes Geschenk, um welches Deutschland gewiß nicht zu beneiden ist. Man hätte ihnen einige dreißig noch schlechtere Subjekte hinzufügen können, an Vorrath wenigstens fehlte es nicht. Herr v. Ewald

wurde nach dreijährigen Lamentationen und zudringlichen Bittschriften, womit er unaufhörlich den Kaiser und den Kriegsminister bestürmte, ebenfalls wieder angestellt und zum Kommandanten des dritten Grenadierbataillons, woraus man jetzt Füseliere machte, ernannt. Er bewährte von neuem seinen alten Ruhm, denn schon nach einigen Wochen war man wieder genöthigt, ihm das Kommando abzunehmen und ihn selbst zum Generalstabe zu versetzen, an welchem Posten er in der Gotteswelt auch nicht das Mindeste zu thun hatte, und also nur in so fern schädlich war, daß er dem Staate als privilegirter Müßiggänger zur Last fiel. Mit großem Federhute stolzirte er durch Rio's Straßen, und liebäugelte mit seinem eignen Schatten, immerwährend am Hemdkragen zupfend. Die Promenaden dieses militärischen Dandys gingen gewöhnlich durch die Rua do Ouvidor, in der fast lauter Franzosen wohnen. Diese nannten ihn persiflirend: Le chevalier et son ombre. Sein zärtliches Verhältniß mit Donna Gertrude war nicht von langer Dauer gewesen, da Eigennutz die unlautere Quelle dieser schmutzigen Verbindung war, die ein um so gehässigeres Licht auf den Charakter des Herrn v. Ewald wirft, weil derselbe eine Frau mit mehrern Kindern in Deutschland sitzen ließ. Da er ganz von der Gnade dieser Buhlerin gelebt hatte, war es ihm nach der Trennung von ihr schlecht genug gegangen. Leider sollte auch dieses Mal seine Rolle nur kurze Zeit währen, denn zwei Jahre nachher wurde das deutsche Militär ganz aufgelöst, Offiziere und Soldaten ohne Ausnahme erhielten ihren Abschied und konnten hingehen, wohin sie wollten, um ihre Subsistenz nach Gutdünken und so gut es gehen wollte, festzustellen. Seit dieser Zeit lebt Herr v. Ewald in kümmerlichen Verhältnissen, und seine Eitelkeit, die sich früher mit dem aufblähenden Stolz eines Truthahns vergleichen ließ, muß sich jetzt mancher Kränkung und Demüthigung unterwerfen. Dieses wohlverdiente Schicksal theilte übrigens dieser erbärmliche Geck mit vielen andern Offizieren seines Gelichters; und somit endige ich diesen Abschnitt, in welchem ich dem Leser, wie

ich hoffen darf, eine reichliche und getreue Ausbeute mannigfacher Abenteuer und Menschencharaktere zur Unterhaltung und Belehrung geliefert habe, die freilich manche bittere Erinnerungen und Erfahrungen in mir zurückgelassen haben, die ein Anderer mit nachgeschickten Wechselchen vom Herrn Papa — und mit gespicktem Beutelchen von einer zärtlichen Mama unterstützt — auf seinen kurzen Ausflügen nicht gehabt hätte.

Dritter Abschnitt.

Einschiffung des 28sten Jägerbataillons auf dem kaiserlichen Linienschiffe Don Pedro I. Augenscheinliche Gefahr, Schiffbruch zu leiden. Ankunft auf der Insel Santa Catharina. Wallfischfang und Thransiederei auf der Insel Armaçaõ. Abermalige Einschiffung unsers Bataillons auf kleinen Küstenfahrern. Landung in der Nähe einer zur Provinz Santa Catharina gehörigen Zuckersiederei. Im Bivouak wird der Befehl, ins Feld zu rücken, vorgelesen. Verschiedne Scenen auf unserm Marsche. Ankunft des Jägerbataillons in der kleinen Gränzfestung as Torres; glänzender Empfang der dortigen Garnison; ihr Paradeaufzug barfuß oder in Holzpantoffeln. Ankunft in der Hauptstadt der Provinz San Pedro do Sul in Porto alegre den 9. Oktober 1828. Unser Bataillon wird eingeschifft und auf dem Flusse Jacuy nach Rio Porto transportirt. Feldzug nach Santa Maria. Nachricht vom Feinde; Desertion des Verfassers u. s. w.

Motto. Von des Meeres tiefem Felsengrunde,
Aus der Kriegsmaschine Feuerschlunde
Gähnte von der Parze schwarzen Wegen
Mir Verderben oft und grell entgegen.

Seume.

Endlich rückte auch die Erlösungsstunde immer näher, die uns von diesem giftigen Felsenneste trennen sollte. Wir erhielten Ordre, uns allmählig zur Einschiffung nach der Insel Santa Catharina bereit zu halten. Inzwischen erhielten wir unsere Dienstkapitulation, und einige Tage nachher wurden wir zum Aufbruche beordert, und hatten noch den Vorzug vor den Grenadieren, mit Gewehr und Waffen abzuziehen, obschon der Major todtgeschlagen war und unser Bataillon deßhalb hätte einige Hudeleien erwarten können. Wir wurden am nahen Strande in großen Flößen und Booten eingeschifft. Unser alter Obrist befand sich schon an Bord des Linienschiffes Don Pedro primeiro, als das ganze Bataillon dort anlangte. Die Mannschaft wurde geordnet, und ihr zum Aufenthalte das

unterste Zwischendeck angewiesen. Während das Kriegsschiff etwa acht oder zehn Tage noch im Hafen liegen mußte, um auf weitere Ladung und Befehle zu warten, hatte ich Muße genug, mir die Einrichtung des Schiffes, die Mannszucht der brasilischen Marinetruppen und Matrosen, ihre Lebensweise und zügellosen rohen Sitten zu beobachten. Dieses Linienschiff war eines der größten in der brasilischen Seemacht, und wurde unter Don Pedros Großvater in Portugal gezimmert, trug statt 74 Kanonen, für die es eigentlich bestimmt war, kaum 30, und sein Holzwerk wimmelte in den Zwischendecken von Skorpionen und Tausendfüßen nebst anderm Ungeziefer. Die Kajüten waren indeß bequem und großartig eingerichtet. Die Küche war geräumig und im ersten Zwischendecke angebracht, unweit davon befanden sich zwei große, aufrecht stehende Wassertonnen, deren Deckel zwar verschlossen, aber durch mehrere zweckmäßige darin befindliche blecherne Röhren der Mannschaft ihren Durst zu stillen dienten, und um alle Unreinigkeiten und Mißbräuche zu verhüten, war eine Schildwache dazu beordert. Ein Bataillon (eingeborner) Artilleriesoldaten, nebst einer zahlreichen, theils gepreßten, theils freiwilligen Matrosen-Bemannung aus allen Weltgegenden und von allen Farbengattungen, eine Menge brasilische Marine-Offiziere und Cadetten, außer unserm Bataillon, bevölkerten diese Breterinsel. Der Anblick und die äußere und innere Einrichtung eines Kriegsschiffes ist wirklich imponirend und gibt dem nachdenkenden Beobachter einen hohen Begriff von dem Gedankenreichthume der menschlichen Schöpfungskraft. Welche kolassale Fülle aus dem Gebiete der Natur, die aus den rohen Massen von Menschenhänden zu tausendfältigen Zwecken und Gestaltungen umgeschaffen wurden! Welches Vorrathes von Holz, Tauwerken, Eisen und anderer Materialien bedarf nicht ein Kriegsschiff.

In unserer Nähe lagen überdieß noch die französischen und englischen Kriegsschiffe der in Rio stationirten Escadre vor Anker, und wiegten sich stolz auf demselben Fluthenspiegel, und es blitzten die Waffen ihrer Schildwachen

im blendenden Scheine der tropischen Sonne. Vor uns lag die weitläufige, ausgebreitete Kaiserstadt und das Innere des Hafens, aus dem sich ein kolossaler Wald von Mastbäumen emporhob. Das sonst so ohr- und herzzerreißende Gebimmel der vielen Kirchen- und Klosterglocken drang jetzt leise über die Wasserfläche zu uns herüber, und statt des betäubenden Lärms, das den Gehör-Organen in ihrer Nähe sonst so schmerzend war, schien es nunmehr einige Veränderung in das einförmige und langweilende Stillliegen auf unsrer Arche hervorzubringen. Die drückend heiße Sonne verfolgte uns auf dem Verdecke eben so hartnäckig wie in den dumpfen Zwischenräumen, und sehnlichst harrte man jeden Tag auf den durch Land- und Seewinde gekühlten Abend. Zu diesem ekeligen Schiffsleben gesellten sich noch andere Umstände, die uns den Wunsch, doch einmal abzusegeln, fühlbarer machten. Das unaufhörliche gellende Pfeifen, womit die Contremaitres *) der Matrosen ihre ihnen zugetheilten Leute zum Manövriren hervorriefen, das beständige Hin- und Herrennen auf den halsbrechenden Treppen, die man kaum, ohne gestoßen und getreten zu werden, hinaufklimmen konnte, das immerwährende Trommeln und Blasen zu Signalen und Befehlen, der Anblick so vieler farbigen Schelmengesichter und Paviansgestalten, ihre rohen, viehischen Gespräche und Betastungen und profane Geberdenspiele unter einander, wirkten so widrig auf mich, daß ich mich bei dieser Erinnerung um keinen Preis mehr entschließen möchte, in solcher Gesellschaft eine Seereise zu machen. Von der Rohheit und Sittenlosigkeit der brasilischen Seeleute kann man sich schwerlich eine Vorstellung machen. Der Kommandant des Linienschiffes selbst war ein Muster der unnatürlichsten Lasterhaftigkeit, und trat ohne Scheu aus der Kajütte hervor, gewöhnlich an jeder Hand einen Knaben führend, mit denen er sich gravitätisch wie ein Truthahn

*) Die Contre-maestros auf diesem Kriegsschiffe trugen ein metallenes Pfeifchen an einem Schnürchen hängend auf der Brust, um damit ihren Rotten die nöthigen Signale zur Arbeit zu geben.

auf dem Verdecke spreizte und in der Runde herumspazirte. Wahrlich ein herrlicher Anblick für den Nordländer, in dessen Heimath man glücklicher Weise solche Laster kaum dem Namen nach kennt. Welche Achtung kann man wohl für einen solchen Kommandanten hegen, und welche Thaten des Ruhmes kann man wohl von einer solchen Nation erwarten, die mehr oder weniger im ähnlichen Grade solche Schandthaten treibt, wie sie dieser Kommandant ohne Scham zur Schau stellte, und mit lachendem Munde ihr Lieblingslaster nannte. Elendes, niederträchtiges brasilisches Volk! Das schöne Land, das du bewohnst, bist du nicht würdig zu besitzen! Unser alte englische Obrist spuckte jedesmal zur Seite, und fluchte sein God damn! in den Bart, wenn er jenes schuftigen und weibisch grinsenden Kommandanten ansichtig wurde.

Die brasilischen Offiziere, sammt ihren Untergebenen beinahe ohne Ausnahme, folgten dem Beispiele ihres würdigen Oberhaupts. Es verging beinahe kein Tag, an dem nicht Schlägereien zwischen unsern Leuten und diesen verhaßten Pomeranzenfressern vorfielen, zu welchen die Letztern meistens immer Anlaß gaben, indem sie sich öfters ungebührliche Handgriffe besonders gegen junge Deutsche erlaubten, aber dafür die nordische Faust ins Gesicht oder in den Magen einen Fußtritt erhielten. Nicht selten waren solche einzelne Auftritte Veranlassung, daß sich beiderseits Rotten sammelten und mit Säbeln und Bajonetten bedrohten, wobei dann die Brasilier sich immer zurückzogen, ehe es nur zum Streit kam. Ueberhaupt war der Groll zwischen beiden Partien seit der letzten Revolte der Ausländer noch mehr gestiegen. Ein Vorfall, der sich eines Morgens ereignete, stellte so ziemlich eine gespannte Ruhe her, und schreckte die Brasilier für die ganze Reise hindurch von ihren Schweinereien ab. Da nämlich unser Bataillon, um nicht gerade müßig zu gehen, an Bord einigen Dienst leisten mußte, so hatte man zum Scheine einige überflüssige Schildwachen auf das Verdeck neben den Kanonen und in den Zwischenräumen aufgestellt. Ein junger, sehr hübscher und artiger

Mensch, ein Sachse, war diesen Tag als Schildwache unfern der Kajüte beordert; ein abgemergeltes, gelbgrünes Seekadettchen, dessen verwelkter Leichnam in eine glänzende Uniform gesteckt war, stolzirte mit einem großen Federhute auf seinem Sperlingskopfe auf dem Verdecke herum, und gewahrte den hübschen jungen Sachsen, der auf- und niedergehend unverdrossen schilderte. Ich saß unfern von dem Letztern auf einer Kanone, und merkte es diesem Pomeranzenfresser an, daß er sich der Schildwache nähern wollte. Halt, dachte ich, der Kerl kommt da gewiß an den Unrechten, und kaum hatte sich das gelbgrüne Kadettchen meinem Kameraden genähert, als er ihm eben mit seinen Pfoten den Rücken und den Unterleib streicheln wollte; alsbald streckte ihn mein Kamerad mit einem tüchtigen Kolbenstoße zu Boden, daß sich das widrige Kerlchen die Nase zerquetschte und mit seinem Blute das Verdeck besudelte. Das war nun freilich ein bischen zu grob für solche Liebkosungen, meinte ein nahestehender brasilischer Seeoffizier, und war im Begriff, unsern Sachsen durch einige Artilleriesoldaten festnehmen zu lassen, welches mein Kamerad mit gefälltem Bajonette nicht zuließ. Während dieses Tumults hatten sich unsre Leute beinahe alle zusammen gerottet, und stürzten auf das Verdeck mit aufgepflanzten Bajonetten, und bald wäre es zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht unser wackere Obrist, davon benachrichtigt, die Sache untersucht, und durch sein Ansehen die Ruhe hergestellt worden wäre. Der deutsche Soldat erklärte nun hiemit in reiner portugiesischer Sprache, deren er vollkommen mächtig war, die Ursache seines Betragens, und behauptete, daß eine angetastete Schildwache auf ihrem Posten das Recht habe, sich zu wehren, und handgreifliche Berührungen Anderer, oder den kaiserlichen Dienst hindernde und entehrende Zumuthungen mit bewaffneter Hand abwehren könne. Obrist Mac Gregor lachte heimlich auf den Stockzähnen und freute sich herzlich über diesen Einfall. Zum Scheine, als wollte er den Soldaten bestrafen, ließ er ihn von seinem Posten

ablösen, indem er vor den brasilischen Offizieren ihm noch überdieß ein paar Eisen (Grillos *) an die Füße legen und nach seiner Kompagnie bringen ließ. Auf den Befehl unsers Obristen bliesen die Hornisten den Generalmarsch, worauf sich unser ganzes Bataillon sogleich auf dem Verdecke sammelte und sich in Reihe und Glied postirte. Das Nämliche thaten die Marinesoldaten auf Befehl ihres Kommandanten, der von unserm Obrist dafür ersucht wurde, und postirten sich uns gegenüber, indem sich beide Parteien wie Hund und Katze anblickten. Unser alte Schotte erklärte nun den Brasiliern, und nicht in den zärtlichsten Ausdrücken, daß alle diese Händel von nichts anderem als ihren verdammten Schweinereien herrührten, die seine Leute, von einer andern Nation stammend, als schändliche und unmenschliche Laster verabscheuen, und deßhalb in solchen Fällen, wo einer ihrer Kameraden von einem Brasilier hierin beleidigt würde, alle für diesen Schimpf sich mit den Waffen Genugthuung verschaffen würden, und um weitere nachtheilige Folgen zu verhüten, da doch beide Truppengattungen dem Kaiser dienten, rathe er den Marinesoldaten, sich auf keine Weise mit den deutschen Soldaten einzulassen. Uebrigens unterließ er nicht, dem Seekadettchen sein elendes Betragen vorzuwerfen, und mit einem Blicke der Verachtung sich von dem elenden Kommandanten und seinen untergebenen Pavianen wegzuwenden. Unser Bataillon hieß er „rechtsum kehrt!“ machen und abtreten. Bald nachher begab er sich selbst nach unserm Raume hin und ließ dem gefesselten Soldaten sogleich die Eisen abnehmen, indem er ihm noch überdieß eine Flasche Schnaps reichen ließ, ihm gutmüthig mit den Worten auf die Schultern klopfend: „Soldat, das hast du gut gemacht mit dem verfluchten Portugiesen!“ Seitdem wichen uns die Kerls so viel möglich aus, und suchten uns nur zuweilen mit ihrem Spottgesang: „Brave gente bra-

---

*) Grillos, Fesseln. Sie bestehen in zwei eisernen Ringen, von denen jeder ein Bein über dem Knöchel umfaßt, und die durch eine Querstange verbunden sind.

sileiros, filhos das puttas estrangeiros!“ zu foppen. Zu ihrem Aerger kehrten wir jedoch die letzte Zeile um, und sie waren nun die Geäfften, da wir ihnen vorsangen, was sie auf uns gemünzt hatten.

Inzwischen wurden trotz der brasilischen Faulheit Anstalten gemacht in See zu stechen, große Ladungen von Proviant, Munitionen, Mäntel und Uniformen, nebst Geldlieferungen in langen Kisten für die im Felde liegende Armee und allerlei Gegenstände wurden in Booten herbeigeführt und an Bord gebracht. Die brasilische Mannschaft wurde noch durch gepreßte Leute verstärkt. Es war wirklich ein herzzerreißender Anblick für jeden Gefühlvollen, als diese Unglücklichen an Bord gebracht wurden, wovon viele betrunken waren, und in diesem betäubten Zustande aufgegriffen wurden. Nach einigen Stunden war ihr Erwachen schrecklich, als sie sich statt in den Kneipen, an Bord eines Kriegsschiffes befanden; bestürzt rieben sie sich die Augen und kratzten sich in den Haaren, und kaum hätten sie sich von ihrer Bestürzung in etwas erholt, als sie schon von den Contremaestros mit Stockschlägen begrüßt und zur Arbeit auf dem Verdeck angetrieben wurden.

Der Anblick dieser Unglücklichen entlockte mir Thränen des Mitleids. Warum muß denn gerade der Mensch gegen seinen Bruder so wüthen, und durch teuflische Mittel und Künste die natürliche Freiheit unterjochen, womit er sich selbst entadelt und der göttlichen Bestimmung entgegen handelt! Inzwischen erhielten wir Verstärkung von Rekruten, die mit dem letzten Transportschiffe Harmonie nebst dem übelberüchtigten Schäffer anlangten. Der Zufall hatte einen Schulkameraden, Friedrich Kramer aus Zürich, ebenfalls nach Brasilien geschleuderr und als brasilischer Kriegsknecht unter unser Bataillon gesteckt. Er erzählte mir die lächerlichsten Auftritte und Erzesse, die sich Sch… während der Ueberfahrt zu schulden kommen ließ. Außer seiner Vorliebe zur niedrigsten Trinksucht ließ er es an den verächtlichsten und empörendsten Handlungen nicht ermangeln, womit er während der Ueberfahrt die Mannschaft unaufhörlich quälte. Dieser Schuft entblödete sich nicht,

seiner erbärmlichen Eitelkeit, trotz einem kindischen, eigensinnigen und aufgeblähten Fürsten, Weihrauch und die lächerlichsten Huldigungen von dieser Rotte armer Teufel opfern zu lassen. Zuletzt erhielten wir noch einigen Zuschuß von Grenadieren, die von den Galeerenschiffen seit der Revolte zu Jägern umgestempelt wurden, nebst einigen Offizieren, worunter der Kapitän Dreyer uns als Major an die Stelle des todtgeschlagenen Italieners zugetheilt wurde. Bei Erwähnung des Letztern muß ich bemerken, daß während unsers Stillliegens im Hafen sich die damalige Wache nebst einigen andern Individuen einer Untersuchung deßhalb unterwerfen mußte, die durch Vermittlung unsers Obristen aber bald geschlichtet wurde.

Unsre Arche hatte nunmehr ihre bestimmte Ladung und wartete nur noch auf günstigen Wind, welcher sich endlich zu unserm größten Vergnügen bald einfand. Die Anker wurden gelichtet, und majestätisch durchschnitt unsre schwimmende Kolonie den Ocean unter dem Donner der Schiffsstücke und der erwiedernden Batterien der nahen Festungen und Kriegsschiffe, und scheidend entfernten wir uns immer mehr von dem Zuckerhute, in dessen Nähe das verdammte Felsennest Praya Vermelha liegt. Freudig pochte mein Herz, als ich auf dem Verdecke stand und mich an dem herrlichen Schauspiel, das sich meinen Augen darbot, ergötzte. Die Hoffnung, daß mir die Freiheit in einer andern Gegend eher als in Rio's Umgebungen zu Theil würde, flößte meinem Innern ein beruhigendes Gefühl ein. Mein Blick weilte nicht mehr so lange auf den bläulichen Gebirgen und der schäumenden Brandung, die mich damals bei unsrer Ankunft so träumerisch entzückte. Meine Hoffnungen waren zu sehr getäuscht worden, und gerne wäre ich pfeilschnell diesen Küsten entschwunden, an denen ich in kurzer Zeit so viele Leiden erduldet hatte. Vorwärts und immer vorwärts wünschte ich zu gelangen, um ja recht bald diesem elenden Soldatenleben zu entrinnen, das mir äußerst verhaßt war. Die Nacht war indessen heran gerückt, und in dem unermeßlichen Ocean die blauen Gebirge unserm Anblicke nun entschwunden, über uns allein der

wolkenlose, azurne, tropische Himmel freundlich auf uns hernieder blickend, und nur in unermeßlicher Ferne waren noch die zitternden Blutstrahlen der scheidenden Sonne auf dem bebenden, krystallenen Fluthenspiegel sichtbar. Welcher Kontrast! Rings umher die freie Natur, und eine Handvoll Menschen auf einigen Bretern zusammen gedrängt, als Werkzeuge despotischer Willkühr umher schwimmend. Unsre Fahrt verzögerte sich indessen durch verschiedene Umstände; theils durch Stürme und durch Kreuzungen nach Kaperschiffen von Buenos-Ayres, die verwegen genug oft in der Nähe der Küsten und vor Rio's Hafen sogar sich zeigten. Die Schiffskost war indessen vortrefflich, und wir hatten ihre gute Anordnung unserm wackern Obrist zu danken. Im Hafen schon erhielten wir schönes Weißbrod; sogar abwechselnd Kaffee und Reis, gutes Fleisch, nebst kleinen genießbaren, schwarzen Bohnen. Während der Reise erhielten wir zu unserm getrockneten Salzfleisch etwas Oel und Essig, und täglich eine gute Ration Branntwein, überdieß hatten unsre Marketender die Erlaubniß, Branntwein zu verkaufen, und bei den Marinesoldaten waren sogar inländische Früchte und andere Naschwerke öffentlich feil, so daß die Zwischendecke das Ansehen eines Marktes hatten; an Volk fehlte es zum wenigsten nicht. Feindliche Angriffe auf unsre Arche fielen indessen glücklicher Weise nicht vor, denn ich vermuthe sehr, daß dieser morsche Kasten kaum einen Kanonenschuß würde ausgehalten haben. Wir mochten ungefähr drei Wochen auf dem Meere herumgeschlendert haben, eine Reise, die sonst in sechs Tagen hätte zurückgelegt werden können, als wir uns endlich den Küsten Santa Catharinas näherten; die letztern Tage waren ungemein stürmisch und finster, und weder der dumme Kommandant, noch seine Steuerleute wußten eigentlich recht, in welcher Gegend sie sich befanden. Gegen Abend legten sich die Stürme, und ein sehr starker, günstiger Wind schwellte unsre Segel. Als ich mich ungefähr eine Stunde vor Mitternacht aufs Verdeck begab, um frische Luft zu genießen, bemerkte ich in dem unruhigen Hin- und Herrennen einiger englischen Matrosen,

daß sie einige Gefahr zu bemerken schienen, und wirklich überzeugten sich meine Ohren von dem nahen Brausen einer Brandung. Auf den erschallenden Lärm der Matrosen sprang der Schiffscommandant in Unterhosen aus der Cajüte, und von panischem Schrecken ergriffen, vergaß der Feige sogar das Commando, und brachte kaum sein „Ah meu Deos!“ hervor. „Carajo!“ rief ein am Bord sich befindender Spanier aus: „Zieht die Segel ein, die Anker herunter, feige Hundeseelen, H... kinder!“ und im Nu kletterten die Matrosen (meistens Ausländer) in die Tauwerke, durch das weitschallende kräftige Commando dieses wackern Mannes und durch die augenscheinlichste Gefahr zur schleunigsten That angespornt. Mit eigner Hand hieb der brave Spanier die Ankerkabeln entzwei, und mit fürchterlichem Geprassel fielen die gewichtigen Anker auf den Felsengrund.

Dieser Spanier sollte als Gefangener nach der Insel Armaçaõ geführt werden, indem auf ihm der Verdacht als Anführer eines Kaperschiffes und Spiones ruhte, der indeß nicht erwiesen war. Obschon dieser Edle, der überdieß ein ächter Sohn Neptuns war, dem Kaiser dieses Linienschiff sammt seiner großen und kostbaren Ladung gerettet hatte; so fand er es dennoch für gut, die kaiserliche Gnade nicht abzuwarten, sondern schwamm die folgende Nacht ans Ufer; der Gegend war er vollkommen kundig. —

Es war auch wirklich die höchste Zeit, daß die Anker fielen, denn einige Minuten später wären das ganze Schiff und einige hundert Menschenleben eine Beute der Fluthen geworden. Glücklicher Weise ereignete sich kein größeres Unglück, denn Viele hatten sich ihr Lager in die Nähe der ungeheuer dicken und schweren Ankerbetten gebettet, die durch ihr furchtbares Gewicht und die große Schnelligkeit, womit die Anker fielen, leicht einige Menschen hätte zermalmen können; statt dessen aber nur einige Tornister und andere Geräthschaften zu Staub gerieben wurden. Der anbrechende Tag, der einen heitern, klaren Himmel uns eröffnete, ließ uns die schreckliche

Gefahr, von der wir die vergangene Nacht bedroht waren, erblicken. Das Schiff war zwischen zwei ungeheuren Felsen eingeklemmt, in deren Mitte das Fahrwasser jedoch noch tief genug war, eine solche Last wie unser Kriegsschiff, zu tragen (solche Stellen gibt es laut Berichten erfahrner Seeleute an mehreren Küsten). Ungefähr vierzig Schritte vor uns hoben sich spitze und schroffe Felsenklippen empor, an denen sich die wüthende Brandung schäumend brach. Zugleich hätte man von beiden Seitenborden des Schiffes mit einer langen Stange die colossalen und senkrecht stehenden Felsblöcke berühren können, die uns die Aussicht nach diesen Seiten hin versperrten. Um uns diesen gefährlichen, steinernen Nachbarn zu entziehen, mußten wir die Fluth abwarten, und indessen war alles, was Arme und Beine hatte, an Bord aufgefordert, in einem großen, auf dem Verdecke angebrachten Rade, die beiden colossalen Anker aufzuwinden, die man deutlich auf dem krystallhellen Felsengrunde liegen sah. Erst in den Nachmittagsstunden gelang es, uns dieser gefährlichen Nachbarschaft nicht ohne die größte Anstrengung zu entziehen, und im Angesichte eines an der Küste gelegenen Forts und der noch ziemlich entfernten Stadt Santa Catharina da nossa Senhora do Desterro, deren erhabensten Thürme und Gebäude uns sichtbar waren, Anker zu werfen, weil uns das weitere Vordringen, wegen Seichtigkeit des Hafens und seiner schwierigen Lage nicht möglich gewesen wäre.

Dieses Ereigniß bewies deutlich, wie in den drohendsten Gefahren der Muth und die Geistesgegenwart eines einzelnen Mannes für seine Nebenmenschen so heilbringend ist, und auch zugleich das traurige Loos, das Hunderte von Menschen treffen kann, die unter der Leitung eines solchen feigen Schuftes, wie dieser entmenschte Commandant es war, sich befinden, der überdieß ein grausamer Tyrann gegen seine Untergebenen, von ihren Flüchen belastet sein elendes Dasein herumschleppte. — Einige Minuten später erschienen zahlreiche Boote der Einwohner, die uns Früchte, Tabak, Lebensmittel und andere

Produkte ihres Bodens feil boten, deren billige Preise und vorzügliche Schönheit uns auf die Fruchtbarkeit und Fülle ihres Landes schließen ließen. Dieses kleine Gemälde trug dazu bei, mir die Zeiten der ersten Entdecker Amerikas zu vergegenwärtigen, wie die Insulaner ungefähr die landenden Eroberer mochten begrüßt haben.

Für unsern Obrist wurde ein Boot ausgesetzt, in dem er sich mit seinem Commissair, dem Quartiermeister und einigen Soldaten, worunter ich mich befand, ans Land begab. — Einige Realen Kupfergeld, die ich mir von meinem Solde erspart hatte, verschafften mir das Vergnügen, einige Kleinigkeiten einzukaufen und mir in den wenigen Augenblicken, die mir vergönnt waren, die Stadt zu besehen.

Die Insel Santa Catharina wurde unter der Regierung der portugiesischen Könige als Verbannungsort für Verbrecher und Juden bestimmt, wie überhaupt ganz Brasilien im Anfange seiner Entdeckung von dieser Volksklasse zuerst bevölkert wurde, und in allen Provinzen begegnet man noch sehr viel jüdischen Gesichtern, bei denen man ihre morgenländische Abkunft auf den ersten Anblick wahrnimmt. Doch hat sich bei diesen Abkömmlingen die Religion ihrer Väter durch die Länge der Zeit gänzlich verloren, da sie dem römisch-katholischen Glauben sich zugewendet; Viele kennen kaum das Geringste von ihren Vorvätern; denn bei keiner andern Nation ist der Haß gegen die Juden größer, als gerade unter diesen Brasiliern. Außer ihren Lieblingsbeschimpfungen gilt der Name „Judeo“ (Jude) als der verächtlichste. Die Hauptstadt dieser Insel gleichen Namens führt gleichwohl das Gepräge einer gewerbsamen und handeltreibenden, wohlgebauten, reinlichen Stadt, und ihre Bewohner, deren freundliche Gesichter Gutmüthigkeit und wohlmeinende herzliche Gastfreundschaft dem ankommenden Fremden versprechen (welche Tugenden auch wirklich diesen Insulanern eigen sind), verscheuchen den sonst so widrigen Eindruck, den man zum ersten Male in einer brasilischen Stadt oder unter andern tropischen Bevölkerungen em-

pfindet. Die kurze Frist, die mir vergönnt war, in dieser Stadt zuzubringen, und die herannahende Dämmerung, die den Obrist mit seinem Gefolge und mich nöthigte, das Boot zu besteigen, ließen mich keine weiteren Wahrnehmungen machen; jedoch werde ich später dieser ganzen Provinz und ihrer Hauptstadt ausführlicher erwähnen. Ziemlich spät gelangten wir wieder an Bord des Linienschiffes, und harrten sehnlichst auf den morgenden Tag, um in dieser uns so freundlich ansprechenden Stadt einquartiert zu werden. Unser Obrist mußte jedoch von dem Gouverneur der Insel andere Ordre erhalten haben, denn mit Tagesanbruch wurde uns erklärt: daß wir auf der nahegelegenen Insel Armaçaõ ausgeschifft würden, welches bald nachher durch die eignen Boote des Kriegsschiffes bewerkstelligt wurde. — Ohne weitere Vorfälle hatten wir glücklich die Insel erreicht; und obschon wir mehr oder weniger den Aufenthalt in der Stadt Santa Catharina derselben vorgezogen hätten, so gewährten uns dennoch die schönen hellen und sehr reinlich gehaltenen Casernen (wenigstens für Brasilien) einige Genugthuung. Uebrigens waren Alle froh, von diesem verteufelten Kriegsschiffe sich befreit zu sehen, und dieser äußerst widrigen Gesellschaft brasilischer Seeleute für einmal los zu seyn. Bald muß ich lachen, bald mich ärgern, wenn ich mich jetzt noch zuweilen an jene Letzteren erinnere. Fast Alle dieser Elenden waren hinkend, eine Folge ihrer unnatürlichen Laster; diese verdammten, von allen Schwerenoths-Farben ausstaffirten Schelmen- und Paviansgesichter, womit jene Widrigen begabt waren, machen mir die Haut schaudern. Hingegen möchte ich mich halb krank lachen, wenn ich diese farbigen Puppen im Geiste vor mir sehe, wie sie noch im Hafen vor Rio de Janeiro als Schildwachen an den Schiffstreppen u. s. w. sich geberdeten, wenn sie, laut den brasilischen Militäreinrichtungen auf Kriegsschiffen, beim Betglockenschlage, Flintensalven auf ihrem Posten losbrennen mußten. Wie possirlich nahm sich's nicht aus, wenn sich diese brasilischen Thronvertheidiger angstvoll an alle festen Gegen-

stände, die sie umgaben, anzuklammern suchten und nunmehr, statt die Muskete herzhaft an die Schulter zu schlagen und loszudrücken, dieselbe zitternd an die Hüfte hielten und mit zugedrückten Augen, am ganzen Leibe bebend (wie der Jude im Duell mit dem Leipziger Studenten), den verhängnißvollen Schuß losknallen ließen. Wie oft ärgerten unsere Jäger durch ihren beißenden Spott jene hasenherzigen Kriegsknechte, die sonst bei jeder Gelegenheit vor den deutschen Soldaten den Kürzeren ziehen mußten! — Doch genug hierüber, das brasilische Soldatenleben ist ohnedem fruchtbar genug an seltsamen und närrischen Vorkommenheiten. Von dem Kriegsschiffe wurden nunmehr die mitgebrachten Vorräthe an Geld, Lebensmitteln, Waffen u. s. w. ausgeschifft. Während unseres Aufenthaltes auf dieser Insel, welcher etwas über sechs Wochen dauern mochte, wurden die Rekruten gänzlich einexercirt, und das ganze Bataillon überdieß zu dem bevorstehenden Feldzuge vorbereitet. Neue Gewehre und Waffen, Montirungsstücke u. s. w. wurden uns zugetheilt, alles englische Fabrikate, von denen jedoch hauptsächlich die ersteren und auch die Tschackos äußerst schlecht gearbeitet waren, welches deßhalb für uns später schädliche Folgen hatte, und noch schädlichere hätte herbeiführen können. Durch die Fürsorge unseres redlichen Obrist's war unser Soldatenloos, ich muß es gestehen, so ziemlich gut, denn seit dem Tage unserer Abreise von Rio erhielten wir eine ansehnliche Soldzulage, eben so auch an Lebensmitteln und Feldtraktament. Der Sold der Gemeinen betrug alle fünf Tage zwei Crusados (ein Piaster), und da wir auf der Insel für drei Monate unsern vollkommenen rückständigen Sold ausbezahlt erhielten und den Veteranen noch überdieß ihre restirenden Massagegelder abgeliefert wurden, so konnte sich der Soldat füglich etwas zu Gute thun, indem die Lebensmittel, die uns durch Krämer täglich von Santa Catharina aus zugeführt wurden, zu den billigsten Preisen feilgeboten waren: Fische vorzüglicher Güte, von allen Gattungen, die das Meer in diesen Gegenden

darbot, Geflügel, Wildpret, Orangen, Bananen, Gemüsearten, Wein, Branntwein u. s. w.

Die Insel Armaçaõ selbst, die im Ganzen genommen sehr klein ist, und deren Umfang die Einwohner nur auf vier portugiesische Meilen angeben, ist sehr arm an Produkten, woran entweder der Boden selbst, das rauhe Klima (wiewohl nicht ungesund) oder auch der Mangel an Fleiß u. s. w. die Schuld tragen mag. Auf dieser Insel ist eine Thransiederei, der brasilischen Regierung gehörig, eingerichtet, für deren Rechnung zu diesen Zwecken dahin verbannte Verbrecher, hauptsächlich rebellische Neger, die von ihren Eigenthümern (als für sie untaugliche Sklaven) dem Staate geschenkt wurden, und auch Andere, die durch sonstige Verbrechen das Leben verwirkt hatten, arbeiten mußten, um dem Wallfischfange, der in diesen abgelegenen Gegenden ergiebig schien, obzuliegen. Neben diesen ziemlich weitläufigen Gebäuden befinden sich noch außer den Kasernen einige Magazine und etliche nicht unansehnliche Wohnungen des Gouverneurs und seiner Angestellten, die der Regierung zugehören. Es sind kaum drei regelmäßige Häuser Privatpersonen eigenthümlich, denn die übrigen Wohnungen verdienen nur den Namen von Strohhütten. Einem kleinen Detaschement brasilischer Artilleriesoldaten, welche alljährlich von ihrem in S. Catharina garnisonirenden Corps abgelöst wurden, war der Dienst und die Bewachung der Verbannten auf dieser Insel anvertraut. Damals befand sich daselbst noch eine kleine Anzahl Kriegsgefangener (von der Republik Buenos-Ayres), die ebenfalls zu Zwangsarbeiten angehalten wurden. Auf einer kleinen Anhöhe stand eine halb eingefallene Mauer, die vermuthlich eine Art Batterie vorstellen sollte, wo eine Flaggenstange, ein Schilderhäuschen und zwei Kanonen, auf verfaulten Laffeten ruhend, aufgepflanzt waren. Im Ganzen genommen hatte sich Mutter Natur sehr stiefmütterlich in der Ausstattung dieser Insel benommen; einige verkrüppelte Orangenbäume, etwas wildes Lorbeergesträuche und von den Fluthen ausgespühlte

Felsenhöhlen, so wie am Strande ausgeworfene unbedeutende Muscheln, die man auf der Westseite der Insel sah, waren für meinen schwärmerischen, immer nach paradiesischen Gegenden fischenden Kopf keineswegs genügend, und nur das Anschauen der tobenden schäumenden Brandung, welche die felsigen Gestade unaufhörlich peitschte, versöhnte mich mit der starren, winterlichen Gegend.

Zuweilen besuchte ich in Gesellschaft anderer Kameraden die Thransiederei und unweit davon, am Strande, die arbeitenden Verbrecher, die mit Zerschneiden und Zerhacken der todten Wallfische beschäftigt waren, welches sie durch sensenartige, scharf zugeschliffene, an langen Stöcken befestigte Messer bewerkstelligten. Eine ziemliche Strecke ins Meer hinaus war eine Art Gerüste oder vielmehr kleine Schiffbrücke mit aufrecht stehenden Balken, mit Flaschenzügen und Walzen versehen, an verschiedenen Stellen angebracht, um die abgeschnittenen Speckstücke aufzuwinden und nach dem Inneren der Gebäude zu schaffen. Mehrere Male hatte ich das Vergnügen, bei der Ankunft der zurückkehrenden Boote gegenwärtig zu sein, wenn ein von ihnen am Schlepptaue eingebrachter, harpunirter, todter Wallfisch auf den Strand geschleift wurde. Ungeheure, die Luft verfinsternde Schwärme von Aasvögeln und Seemöven verfolgten alsdann die Spur des todten Meerungeheuers, welche von den Fischern und Umstehenden dutzendweise erschlagen werden, ohne im Geringsten von ihrer Gefräßigkeit abzulassen, und niemals war der Strand, der mit Wallfischgerippen übersäet schien, von diesen widerlich-heiser krächzenden Aasvögeln leer. Ueberhaupt war der Pestgeruch auf dieser Seite der Insel beinahe unausstehlich, wenn uns nicht schon die Gewohnheit und die Neuigkeit der Sache selbst diesen Umstand zur Seite setzen ließ. Die hier häufigen, veränderlichen Seewinde, die Gewohnheit selbst, machen natürlich den Einwohner für diese Unannehmlichkeiten weniger empfindsam. Eine nähere Beschreibung über den Wallfischfang, der damit

sileiros, filhos das puttas estrangeiros!“ zu foppen. Zu ihrem Aerger kehrten wir jedoch die letzte Zeile um, und sie waren nun die Geäfften, da wir ihnen vorsangen, was sie auf uns gemünzt hatten.

Inzwischen wurden trotz der brasilischen Faulheit Anstalten gemacht in See zu stechen, große Ladungen von Proviant, Munitionen, Mäntel und Uniformen, nebst Geldlieferungen in langen Kisten für die im Felde liegende Armee und allerlei Gegenstände wurden in Booten herbeigeführt und an Bord gebracht. Die brasilische Mannschaft wurde noch durch gepreßte Leute verstärkt. Es war wirklich ein herzzerreißender Anblick für jeden Gefühlvollen, als diese Unglücklichen an Bord gebracht wurden, wovon viele betrunken waren, und in diesem betäubten Zustande aufgegriffen wurden. Nach einigen Stunden war ihr Erwachen schrecklich, als sie sich statt in den Kneipen, an Bord eines Kriegsschiffes befanden; bestürzt rieben sie sich die Augen und kratzten sich in den Haaren, und kaum hätten sie sich von ihrer Bestürzung in etwas erholt, als sie schon von den Contremaestros mit Stockschlägen begrüßt und zur Arbeit auf dem Verdeck angetrieben wurden.

Der Anblick dieser Unglücklichen entlockte mir Thränen des Mitleids. Warum muß denn gerade der Mensch gegen seinen Bruder so wüthen, und durch teuflische Mittel und Künste die natürliche Freiheit unterjochen, womit er sich selbst entadelt und der göttlichen Bestimmung entgegen handelt! Inzwischen erhielten wir Verstärkung von Rekruten, die mit dem letzten Transportschiffe Harmonie nebst dem übelberüchtigten Schäffer anlangten. Der Zufall hatte einen Schulkameraden, Friedrich Kramer aus Zürich, ebenfalls nach Brasilien geschleudert und als brasilischer Kriegsknecht unter unser Bataillon gesteckt. Er erzählte mir die lächerlichsten Auftritte und Erzesse, die sich Sch... während der Ueberfahrt zu schulden kommen ließ. Außer seiner Vorliebe zur niedrigsten Trinksucht ließ er es an den verächtlichsten und empörendsten Handlungen nicht ermangeln, womit er während der Ueberfahrt die Mannschaft unaufhörlich quälte. Dieser Schuft entblödete sich nicht,

seiner erbärmlichen Eitelkeit, trotz einem kindischen, eigensinnigen und aufgeblähten Fürsten, Weihrauch und die lächerlichsten Huldigungen von dieser Rotte armer Teufel opfern zu lassen. Zuletzt erhielten wir noch einigen Zuschuß von Grenadieren, die von den Galeerenschiffen seit der Revolte zu Jägern umgestempelt wurden, nebst einigen Offizieren, worunter der Kapitän Dreyer uns als Major an die Stelle des todtgeschlagenen Italieners zugetheilt wurde. Bei Erwähnung des Letztern muß ich bemerken, daß während unsers Stillliegens im Hafen sich die damalige Wache nebst einigen andern Individuen einer Untersuchung deßhalb unterwerfen mußte, die durch Vermittlung unsers Obristen aber bald geschlichtet wurde.

Unsre Arche hatte nunmehr ihre bestimmte Ladung und wartete nur noch auf günstigen Wind, welcher sich endlich zu unserm größten Vergnügen bald einfand. Die Anker wurden gelichtet, und majestätisch durchschnitt unsre schwimmende Kolonie den Ocean unter dem Donner der Schiffsstücke und der erwiedernden Batterien der nahen Festungen und Kriegsschiffe, und scheidend entfernten wir uns immer mehr von dem Zuckerhute, in dessen Nähe das verdammte Felsennest Praya Vermelha liegt. Freudig pochte mein Herz, als ich auf dem Verdecke stand und mich an dem herrlichen Schauspiel, das sich meinen Augen darbot, ergötzte. Die Hoffnung, daß mir die Freiheit in einer andern Gegend eher als in Rio's Umgebungen zu Theil würde, flößte meinem Innern ein beruhigendes Gefühl ein. Mein Blick weilte nicht mehr so lange auf den bläulichen Gebirgen und der schäumenden Brandung, die mich damals bei unsrer Ankunft so träumerisch entzückte. Meine Hoffnungen waren zu sehr getäuscht worden, und gerne wäre ich pfeilschnell diesen Küsten entschwunden, an denen ich in kurzer Zeit so viele Leiden erduldet hatte. Vorwärts und immer vorwärts wünschte ich zu gelangen, um ja recht bald diesem elenden Soldatenleben zu entrinnen, das mir äußerst verhaßt war. Die Nacht war indessen heran gerückt, und in dem unermeßlichen Ocean die blauen Gebirge unserm Anblicke nun entschwunden, über uns allein der

ein günstiger Lagerplatz, in dessen Nähe Holz und Wasser sich reichlich vorfand, aufgestoßen war.

Der Eigenthümer dieses weitläufigen Gebäudes mußte, gegen Gutscheine auf die Regierung, ohne Verzug fünf fette Ochsen und hinlänglichen Branntwein für den Bedarf unsers Bataillons liefern; obschon er ein ziemlich verdrießliches Gesicht bei diesem Handel geschnitten haben soll, so imponirten ihm gleichwohl die Anzahl unserer Bajonette. Nachdem die Gewehre, kompagnieweise gereiht, in Pyramiden aufgestellt waren, erhielt die Mannschaft durch die Fouriere eine doppelte Ration Branntwein nebst Schiffzwieback, und bald nachher für jede Corporalschaft aus zehn Mann bestehend, eine überreichliche Quantität schönes, fettes Fleisch; und nun ging's an ein Laufen und Springen; unter den Feldkesseln knisterten in wenig Minuten lustige Feuer, um den Soldaten für erlittene Entbehrung zu entschädigen. Nach gehaltener Mahlzeit, die uns allen trefflich däuchte, streckten die Söhne Mars ihre müden Glieder ins weiche Gras, um sich dem Schlafe, dessen sie auf dem Schiffe gänzlich entbehrt hatten, in die Arme zu werfen, der auch ohne Komplimente mit bleiernen Flügeln sich auf die Bedürftigen lagerte. — Der Zufall spielte mir jedoch einen Schabernack, indem ich denselben Abend als Schildwache vor das Zelt unseres Obristen beordert war, und mich einige Stunden am Schlafe verkürzte, dessen ich um so mehr bedurfte, da ich mir bei der Ausschiffung den rechten Fuß verstaucht hatte; indessen haben solche Kleinigkeiten für einen Soldaten nichts zu bedeuten; obschon mir der Knöchel während der Nacht zu einer unmäßigen Größe angeschwollen war, so that ich nicht weniger meinen Dienst, und hinkte den andern Tag getrost barfuß mit dem marschirenden Bataillon weiter. Nach wenigen Stunden Ruhe weckten uns die Hornisten aus unserm süßen Schlummer mit Tagesanbruch; die Posten, außer denen vor den Gewehren, wurden eingezogen, die meisten Soldaten zum Ausladen der mit unserer Bagage beladenen Schiffe beordert.

Große zweiräderige Karren (carrettas) mußte der Eigenthümer der Zuckersiederei so wie seine nächsten Nachbarn mit dem nöthigen Zugvieh liefern, nebst den erforderlichen Leuten und Sklaven und einem kundigen Wegweiser bis zum nächsten Lagerplatze. Eine Ration Branntwein nebst Zwieback wurde als Frühstück unter die Mannschaft vertheilt und alsbald der Generalmarsch geblasen; das Bataillon, in marschfertigem Zustande, wurde zum Quarréschließen beordert und inner demselben uns von dem Major ein Wisch Papier vorgelesen, der einen Befehl des Kaisers enthalten sollte, ins Feld zu marschiren, und eine dringende Aufforderung zugleich, die die Bewohner der Provinz S. Pedro do Sul für Truppen zur Beschützung ihrer Grenzen machten. Natürlich war der ganze Quark ins Deutsche übersetzt, um unserer handvoll Leute den hohen Zweck, zu dem sie verwendet werden sollten, desto anschaulicher zu machen.

Nachdem unsere Helden von ihrer heiligen und hohen Pflicht, die ihnen aus diesem Papierwische verkündet wurde, vollkommen gerührt waren, commandirte unser alter Obrist: „Vorwärts! Marsch!“ Unter Hörnerschall und Musik marschirten wir alle zu vier Mann hoch auf; unser Obrist und der Wegweiser ritten an der Spitze an den Besitzungen und angebauten Plantagen dieses reichen Besitzers vorbei, die voller Negersklaven wimmelten, und ihre mühsame Arbeit auf den Feldern verrichteten. Die zurückgebliebene Bagage war einem Oberlieutenant und einem Detachement Soldaten als Bedeckung empfohlen. Indessen marschirten wir immer vorwärts, bis wir an dem Fuß eines steilen Gebirges anlangten, wo wir einen kleinen Halt machten, um mit desto besseren Kräften diesen beinahe senkrechten Gebirgsrücken zu erklimmen, welches uns nur mit der größten Anstrengung gelang; denn wir waren alle wie Maulthiere bepackt. Auf der Höhe des Gebirges wurden wir durch ein herrliches Naturschauspiel überrascht. Zu unsern Füßen sahen wir in der Nähe des Strandes einen kleinen Flecken liegen, und vor unsern Augen lag

der unermeßliche Ocean in seiner größten Pracht aus- gebreitet, in weiter Ferne erblickte man zwei große Schiffe, die auf dem empörten Elemente, gleich einem Spielballe, von rasenden Furienhänden herumgepeitscht schienen. Die immer fliehende und immer furchtbarer wiederkehrende Brandung brach sich im furchtbarsten Grimme an den hohen, steilen, majestätischen Felsen, die einen schützenden, unerschütterlichen Gürtel des Strandes bildeten, und den thurmhohen, mit stets erneuerter Wuth anstürmenden, schäumenden Wogen zu spotten schienen, deren dampfender weißer Gischt ohnmächtig drohend, kaum ihre stolzen Häupter erreichend, gedemüthigt zurückprallen mußte. Diese Prachtscene der Schöpfung kann keine Feder, kein Pinsel menschlicher Hände würdig genug wiedergeben, noch ist eine menschliche Zunge vermögend, die Gefühle, welche die in tiefster Ehrfurcht ergriffene Seele der im Staube gebornen armen Sterblichen bei diesem göttlichen Schauspiele im Innersten empfindet, auszusprechen: Flammende Blitze zischten aus den schwarzen Wolken in unzähligen schlängelnden Zacken, die unendlichen Räume des Himmelsgewölbes durchstreifend, von dem majestätischen Rollen des Donners begleitet, der nur erst leise drohend, endlich mit immer mächtigeren und furchtbareren Schlägen und erschütterndem Krachen das Himmelsgewölbe wie die Erde erbeben machte.*) Der Leser, welcher noch kein Tropenland besucht hat, und folglich solche nur da vorkommenden Prachtscenen nie gesehen hat, wird sich schwerlich den Eindruck, wodurch dieses Meisterwerk der Schöpfung sogar die rohesten Gemüther in Anspruch nimmt, vorstellen können. Bei dieser Erinnerung fühle ich mich selbst für alle mich

---

*) Bekanntlich sind die Gewitter in Südamerika, hauptsächlich zur Winterszeit, viel furchtbarer als in Europa, obwohl sie selbst nicht viel Schaden anrichten. Uebrigens enthält Südamerika viele Gegenden, die, noch in ihrer ursprünglich romantischen Wildheit, dem Auge des Naturfreundes mehr Aufmerksamkeit und Bewunderung entlocken.

betroffenen Leiden in Südamerika vollkommen entschädigt. Die Natur hat mit verschwenderischer Hand diesem Welttheile, man kann wohl sagen, ihre schönsten Gaben zugemessen. Dieser Tag bleibt mir ewig unvergeßlich; die Gefühle die mich damals, im Anschauen dieses göttlichen Prachtschauspieles versunken, beseelten, kann ich auf keine Weise schildern.

Der Regen, der sich in Strömen über unsern Häuptern entladete, störte uns im fernern Betrachten dieser prachtvollen Naturscene und zwang uns, den beschwerlichen Marsch über Klippen und Baumwurzeln fortzusetzen. Der Pfad an dem steilen Abhange des Gebirges, der ohnedieß halsbrechend genug war, wurde durch immer zunehmenden Regen verschlimmert, und durch das in Bächen über unsern Weg herabstürzende Wasser für Reiter und Fußgänger zu einer qualvollen Pilgerfahrt. Nachdem wir endlich triefendnaß und von Koth überzogen, diesen äußerst peinvollen Gebirgsweg zurückgelegt hatten, marschirten wir zwar nicht auf Rosen, aber auf einem flachen Strande, der von gebleichten Wallfischknochen, todten Fischen, Holztrümmern und Muscheln reichlich übersäet war, bis wir gegen Abend in jenem Flecken, der ebenfalls Armaçaõ genannt wurde, unter anhaltendem Regen einrückten. Dieser Flecken, wenn man anders einem halben Dutzend kleiner Häuser mit einer Kirche diesen Namen geben kann, konnte uns natürlich wegen seiner schlechten Beschaffenheit kein Obdach gewähren, und wir waren daher genöthigt, außer demselben zu campiren. Der Regen hatte indessen bald nach unserer Ankunft etwas nachgelassen, welcher Zwischenraum zum Schlachten einiger Ochsen, die uns der Commandant von diesem Krähwinkel schleunigst liefern mußte, und zum Holzsammeln für die uns so sehr nothwendigen Feuer angewendet wurde. Ein jeder wechselte nun unter freiem Himmel seine Wäsche so gut es die Umstände erlaubten, und trocknete die nassen Kleider am Feuer. Nachdem wir unsere Fleischrationen gekocht und uns durch eine gute Suppe gestärkt hatten, streckten wir un-

sere müden Glieder ins nasse Gras, mit den feuchten Mänteln uns einwickelnd. Gegen Mitternacht nöthigten furchtbare Regengüsse und Gewitterschläge, die Wachfeuer aufzusuchen und von frischem wieder anzufachen. In diesem Zustande erreichte uns der anbrechende Tag, ohne Ruhe genossen zu haben. Die nassen Kleidungsstücke wurden nun wieder in die Tornister gepackt, und die noch triefenden am Leibe behalten; und um die Lebensfacultäten wieder anzufachen, wurde der Branntweinflasche tüchtig zugesprochen, da dieses Getränk sehr wohlfeil hier verkauft wurde.

Um unsere Bagage zu erwarten, hielten wir Rast bis gegen Mittag, indessen hatte es zu regnen aufgehört, und die wohlthätige Sonne, obschon sie hin und wieder hinter den schwarzen Wolken Verstecken spielte, trocknete uns die Kleider am Leibe wieder. Nachdem die Karren abgeladen und durch andere von den Bewohnern des Fleckens und der Umgegend ersetzt waren, erhielten dieselben Verstärkung durch frisches Zugvieh und Schlachtochsen, die mit dem nöthigen Vorspann vor dem Bagagewagen hergetrieben wurden. Unser Marsch ging nunmehr dem Meeresstrande wieder entlang, und zwar dießmal über eine lange Strecke von kleinen Felsen, die von scharfkantigen Muscheln besäet waren, welche die salzigen Fluthen herangeschwemmt und durch die Zeit mit den Felsen gleichsam verwachsen waren. Diese Felsklumpen zerschnitten uns gleich scharfen Glasscherben unser Schuhzeug und die nackten Fußsohlen entzwei. Furchtbare Regengüsse und starke Gewitter begleiteten uns einige Meilen weit, bis uns endlich die anrückende Nacht und der immerwährende Regen nöthigten, in einer Sandebene Halt zu machen und zu bivouakiren. Die Bagagewagen und ihre Begleitungen waren vorher schon gezwungen, am Strande zu halten, da sich das Zugvieh von den Strängen losgerissen hatte. Diese Nacht schliefen wir vor Ermüdung unter immerwährendem Regen, ohne Feuer, im Sande, und suchten mit Tagesanbruch, nach dem Inneren vorwärts dringend,

eine bessere und sichere Lagerstelle, welche unser brasilische Wegweiser bald nachher entdeckte.

Hier gelang es uns, mit vielen Schwierigkeiten Feuer anzumachen und unsere starren Glieder zu erwärmen; während von den nicht sehr entfernten Proviant-Karren Branntwein, Reis und Zwieback herbeigeschafft wurde, rasteten wir noch etliche Stunden, bis die Schlachtochsen nebst einigem Zugvieh, das sich während der Nacht entfernt hatte, zurückgebracht waren. — Nachdem wir unser Fleisch gekocht und wieder zu neuen Strapazen durch unsere Mahlzeit gestärkt waren, marschirten wir herzhaft vorwärts.

Unter solchen Umständen schritt unsere Heldenschaar jeden Tag einige Meilen weiter. Unserem Marsche setzten sich täglich mehr Schwierigkeiten entgegen. Außer den immer stärker zunehmenden Regengüssen hatten wir noch über eine Menge große und kleine Flüsse zu setzen, die sich vom Lande aus ins Meer ergießen und zu dieser Jahreszeit äußerst angeschwollen waren. Zuweilen mußten wir uns tiefer ins Innere begeben, um durch die Einwohner in Kanoeen übergesetzt zu werden, oder auch wenn solche mangelten und es einigermaßen möglich war, bis an den Hals die tiefen Bäche durchzuwaten, wozu einer dem andern hülfreiche Hand leistete. Bei solchen Gelegenheiten hätte der Pinsel eines Hogarths u. A. gewiß reichliche Beschäftigung gefunden. — Ein großes, starkes Markedenterweib (eine Irländerin) zeichnete sich auf unseren Märschen vor vielen alten Soldaten durch ihren persönlichen Muth und fröhlichen Sinn aus. Dieses Weib hatte mit ihrem ersten Manne einige Feldzüge in Europa gemacht. In der Schlacht bei Waterloo hatte sie mehrere Wunden erhalten, und noch dazu ihren Mann, der unter der englischen Armee diente, eingebüßt. Diese kernhafte irische Amazone, die wahrscheinlich von den Hindostanen-Wittwen-Gebräuchen nichts wußte, (um sich wie jene, lebendig zu verbrennen,) stund nachher nicht lange an, ihre Zärtlichkeit und holdseliges Zuvorkommen auf einen ihrer Landsleute, einen

irländischen Sergenten überzutragen, mit dem sie auch ehrlich alle Beschwerden des Kriegslebens theilte, und nach dem Friedensschlusse mit ihm nach Irland zurückkehrte, wo derselbe dann später von Obrist Cotter für den brasilischen Kriegsdienst angeworben und in Rio de Janeiro bei der schon beschriebenen Revolte getödtet wurde. Nachher hatte sich ein Sergentmajor unseres Bataillons in diese Heldin vergafft, und sein zartes Herz und seine heißen Gefühle in ihren mitleidigen Schooß ausgeschüttet, welches auch wirklich diese Dame bewog, ihm in unseren Heerschaaren zu folgen. — Singend und pfeifend trabte die irländische Amazone hinter unserm Bataillone her, am linken Arme einen großen Feldkessel und einen Korb tragend, und gewöhnlich mit der Rechten einen dicken Stock führend, begleitet von ihren zwei Töchtern, wovon die eine 14 und die andere 12 Jahre alt sein mochte, aber diese beide recht niedliche Stückchen Erbsünde. Vor jedem Flusse, den wir durchwaten mußten, schürzte diese irische Venus ihren Rock bis unter die Arme hinauf; ihre Siebensachen auf den Rücken geschnallt, stieg diese Göttin, stolz auf ihre bezaubernden Reize, in das tiefe Bett des Flusses, unbekümmert um das Rufen der Soldaten: „Mutter! man sieht Dir ja die Unschuld!“ Die beiden Kinder, welche gesund und munter wie die Fische waren, und eben so gut schwammen, durchruderten den Fluß unter Jubeln und Lachen. Im Bivouak war diese Irländerin gewöhnlich immer die erste vor den andern Soldatenweibern, um Holz zu sammeln und Kaffee zu kochen für Offiziere und Soldaten, gegen klingende Münze oder aufs Kerbholz. Maroden Soldaten trug sie öfters den Tornister oder das Gewehr, und betrug sich in Allem, hauptsächlich auf unserem Marsche, hülfreich, entschlossen und muthig, sie war eine wahre Soldatenmutter im ganzen Sinne des Wortes; übrigens flößte ihre riesige, korpulente Gestalt selbst den Rohesten einigen Respekt ein.

So erreichten wir in Zeit von 16 Tagen die Villa S. Francisco de Laguna abwechselnd in Witterung so-

wohl, als mehr oder minder in guten und schlechten Bivouaks. Bald ging es durch reißende Flüsse, bald durch dürre Sandwüsten, wo von kolossalen Sandbergen, durch schaurige Orkane aufgewühlte ungeheure Sandwolken uns umwirbelten; bald wieder durch öde Haiden oder im mannshohen Grase oder tiefen Morästen. Zu allen diesen Umständen gesellten sich noch Krankheitsfälle, als Folgen einer unvermeidlichen Unreinlichkeit, da der Soldat beständig in nassen Kleidern schlief und marschirte, ohne von Zeit zu Zeit seine Wäsche gehörig reinigen und ordnen zu können. Kein Wunder also, wenn die ganze Mannschaft, Offiziere und selbst der Obrist, einer gewissen Sorte Insekten, die gewöhnlich in den Falten der Hemdkragen zu wohnen pflegen, theilhaft wurde. Es war auch wirklich possierlich zu schauen, wenn man unsern Obrist und den Major an der Spitze des Bataillons reiten sah, und diese Herren zuweilen benöthigt waren, mit der Hand in den Nacken zu fahren, und unter einem herzhaften „God damn“ die Rädelsführer der kleinen rebellischen Republik mit allen fünf Fingern schleunigst zu erhaschen. Ueberdieß waren die meisten Soldaten vom Skorbut befallen, der theils vom Aufenthalt auf den Schiffen oder durch die beständige Nässe in halb verfaulten Kleidern zu marschiren und zu schlafen, auch vom fortwährenden Marsche durch salzige Gewässer herrühren mochte. Deßhalb hatten Viele gräßliche Wunden und tiefe Löcher, hauptsächlich in den fleischigen Theilen der Wadengegend, die durch das salzige Meerwasser, worin wir beständig wateten, noch mehr aufgefressen wurden, und durch die ungeschickte Behandlung eines erbärmlichen, fast immer betrunkenen Pflasterschmierers, der sich Bataillonsarzt schimpfen ließ, in beinahe unheilbaren Zustand versetzt wurden. An diesem Uebel litt ich selbst in hohem Grade, und dennoch, trotz den zolltiefen Wunden in Menge, die sich in meine Unterbeine gefressen hatten, marschirte ich immer zu, freilich auch manchmal als Marodeur hintendrein, mit

mehreren Kameraden, die vom nämlichen gräßlichen Uebel behaftet waren.

In diesen Umständen langten wir, wie schon erwähnt, in jener Villa (Städtchen) an, und hielten dort drei volle Rasttage, deren wir um so mehr bedurften, da wir öftere Doppelmärsche unterwegs gemacht hatten, und bis dahin noch keinen rechten Flecken, der zu einem ordentlichen Quartiere sich geeignet hätte, passirt waren. Diese Villa, die unstreitig eine der größten und schönsten der ganzen Provinz Santa Catharinas ist, und deren Bewohner sehr arbeitsam, handeltreibend, und nebst dem sehr gastfreundlich und wohlhabend sind, liegt an einer für den Handel sehr vortheilhaften Bai, die auch größere Schiffe aufnehmen kann. Hier wurde uns die Löhnung für zwei Monate wieder ausbezahlt, und so konnten wir uns für die ausgestandenen Strapazen wieder erholen, indem uns einige leerstehende Privathäuser zu Quartieren angewiesen wurden, und uns trotz ihrer Einfachheit und Mangelhaftigkeit zum wenigsten gegen die Unbill der Witterung schützten. Lebensmittel und Holz hatten wir im Ueberfluß, und hauptsächlich das letztere Material bedurften wir dringend, um unsre durch die Nässe verdorbene Kleidungsstücke zu trocknen und zu reinigen; da gewiß kein Einziger unter uns während der ganzen Zeit einen trocknen Faden am Leibe getragen hatte. Ueberall empfingen uns die Einwohner sehr zuvorkommend, hauptsächlich das schöne Geschlecht schien an unsern blonden Haaren und blauen Augen *) den größten Gefallen zu finden. Im ganzen Bataillon waren gewiß kaum zwanzig Mann, die in dieser kurzen Zeit nicht schon ein Schätzchen unter diesen zuvorkommenden Schönen gefunden hatten, ob diese weiß oder schwarz waren, dieß kümmerte den Soldaten sehr wenig.

Während der kurzen Zeit unsers Aufenthaltes in diesem freundlichen Städtchen hatten wir uns von den

---

*) Bekanntlich unterscheiden sich die Deutschen wegen ihren blonden Haaren und blauen Augen vor den südlichen Nationen.

Strapazen und Mühseligkeiten des Marsches so ziemlich erholt, Bacchus und Venus konnten sich nicht über Dienstnachläßigkeit beschweren. Ueberdieß waren hier die Lebensmittel aller Art spottwohlfeil. Ein gemästeter Truthahn galt hier nach unserm Gelde ungefähr 20 Schillinge, und ebenso das andere Geflügel nach Verhältniß, Gemüse und Eier erhielt man beinahe umsonst. Eines Nachmittags spazierte ich mit einem Kameraden im Städtchen herum; hinter den vergitterten Jalousien der Häuser, an denen wir vorbei passirten, hörten wir öfters das Kichern der halb verborgenen Schönen, die uns schüchtern mit ihren liebenswürdigen Engelsstimmchen, mit dem Ausrufe: „Adeus meus Senhores!“ begrüßten. Indem wir auf diese Art herumschlendernd ans äußerste Ende des Städtchens gelangten, wurden wir durch den Anblick eines lieblichen Madonnengesichtchens gefesselt und zum Stillstehen gezwungen. Die Eigenthümerin dieses Engelköpfchens war eben im Begriffe, einen bestaubten Fußteppich außer dem Fensterrahmen ihrer Wohnung mit einem Stöckchen auszuklopfen. Diese Stellung, wobei ihr schön geformter Oberleib etwas über den Fensterrahmen hervorgelehnt war, verschaffte uns Bezauberten den höchst beneidenswerthen Anblick eines üppig wallenden Busens, dessen blendende Weiße und harmonische Rundung durch eine verrätherische Wölbung, welche durch diese häusliche Beschäftigung und der damit verbundnen Bewegung in dem Mieder ihres einfachen aber äußerst reizenden und leichten Oberkleides entstanden war, und uns auf die übrigen, zwar geheime aber gewiß reiche und üppige Reize dieser tropischen Psyche mit Zuversicht schließen ließ. Dieses herrliche und allerliebste Mädchen hielten wir, obschon wir keine Heiden waren, wirklich für Fräulein Venus selbst. Doch welcher Künstler malt wohl diese süße Verwirrung, durch ein purpurne Schamröthe über ihr engelschönes Gesichtchen hingegossen, als ihr holder Blick zufällig auf unsre beiden vermessenen Persönlichkeiten fiel, und sie das Geheimniß errathen ließ, welches unsere höchst verwegenen Augen durch ihr

verrätherisches Oberkleid entdeckt hatten. Welch Feuer in diesen schönen großen Augen! Ein Feuer, woran sich selbst die Flügel unsrer Jünglingsphantasie hätten versengen können, wäre dieses Feuer nicht durch einen unaussprechlichen Ausdruck von süßer, dahinsterbender, irdischer und überirdischer Wollust, in diesem Liebe athmenden Augenpaare gleichsam schwimmend, gemildert gewesen. Unsre Heldin erlangte jedoch bald wieder ihre völlige Geistesgegenwart, und grüßte uns mit dem edelsten Anstande, indem sie ihr holdes, mit üppigen schwarzen Seidenlocken geschmücktes Cherubinsköpfchen freundlich, wiewohl etwas verschämt, gegen uns neigte, mit Blicken, worin Liebenswürdigkeit und schmachtende Sanftmuth gepaart schien, die uns jedoch auch zugleich ihre selbstgefällige Ueberzeugung durchblicken ließen, womit sie unsre stumme Huldigung und Verehrung für ihre freilich entzückenden Reize aufzunehmen schien, und mit dieser für jedes Frauenzimmer so erfreulichen innern Zuversicht, sich vermuthlich höchst beglückt fühlend nach dem Hintergrunde ihres Zimmers zurückzog. Nach und nach erwachten wir aus diesem schönen Traume, in den uns die Erscheinung dieser üppigen brasilischen — vielleicht noch ungebrochnen — Rose versetzt hatte. Der stummen Ueberraschung, von der wir zuerst wie bezaubert waren, machten nun endlich Ausrufungen aus der Tiefe des Herzens dringend durch unsern profanen Soldatenmund Luft: „Kamerad!“ rief ich mit Entzücken aus, „Kamerad! hast du diesen Engel gesehen! Diese üppige, rabenschwarze, seidene Lockenfülle, diesen stolzen Hals und diesen herrlichen, hochwallenden Busen, in dessen Innern gewiß der verdammte Spitzbube Kupido selbst leibhaftig residirt. O, welch ein herrliches Mädchen, dessen üppige und mit verschwenderischer Sorgfalt ausgestattete schöne Körperformen unter einem einfachen, bescheidenen Hauskleide verborgen sind, und“ — hier unterbrach mich mein Kamerad mit einem Fluche — als ich eben im Begriff war, eine Adlernase, Korallenlippen u. dgl. mehr, in mein entworfenes Gemälde zu bringen: „Donnerwetter!

dieses Frauenzimmer ist wohl freilich ein verteufelt hübsches Engelskind, aber wenn ich deine Lobrede von üppigen Formen und Flammenblicken, und der Teufel weiß was alles, hätte bis ans Ende anhören wollen, da wäre mir die Gurgel vor Ungeduld eingetrocknet. Komm mit und leere eine Flasche Wein oder auch Branntwein mit mir aus, daß uns die Grillen vergehen! Oder laß uns Eier und Hühner einkaufen, und unsern ehrlichen Magen mit etwas Tüchtigem auf den morgenden Tag zum Abmarsch stärken." Gegen solche deutliche Vorstellungen konnte ich nun freilich nichts einwenden, — aber plötzlich fiel mir der Gedanke ein, daß vielleicht in dem Hause, in dem uns diese holde Erscheinung vorgekommen war, wir das Gewünschte von Lebensmitteln kaufen, und unter diesem Vorwande leicht diesem blühenden Röschen uns nähern könnten. Mein Kamerad war mit meinem Antrage wirklich zufrieden, um, wie er sagte, der Spitzbübin so recht ins Auge zu sehen. Indessen näherten wir uns der Hausthüre, und auf unser bescheidenes Pochen öffnete uns dieselbe eine ältliche Frau, die trotz dem Winter, der ihre Haupthaare auf ihrer Lebensreise etwas gebleicht hatte, dennoch Spuren ehemaliger Schönheit auf ihrem Antlitz trug, und uns auf den ersten Anblick die Mutter dieses herrlichen Mädchens durch verwandte Züge zu sein schien. Auf meine Anfrage, ob sie uns Hühner oder Eier u. s. w. zu verkaufen hätte, antwortete sie verneinend, bemerkte uns jedoch, daß sie uns auf Verlangen mit einigen Tassen Kaffee bedienen könnte, indem sie uns zugleich mit einer einladenden Miene die Hausthüre öffnete, und uns nach dem Innern über einen kleinen Hof führte, in dessen Hintergrunde wir ein geöffnetes Zimmer sahen, in welches uns das Mütterchen führte, zugleich uns einladend, auf einer am Boden ausgebreiteten Binsenmatte Platz zu nehmen. Die Alte entfernte sich, um den Kaffee zu besorgen, indessen wir das Zimmer, wenn man es so nennen kann, näher in Augenschein nahmen. Da war nun freilich nicht viel zu beaugenscheinigen, denn das ganze

Visitenzimmer enthielt außer vier kahlen Lehmwänden, eine kleine Fensterlucke, die ihr Licht von dem Hofraume erhielt; die Binsematte war also das einzige Möbel dieses Pracht-Salons. In gespannter Erwartung und verdrießlich im höchsten Grade, die holde Schöne nicht mehr erblickt zu haben, spazirten wir achselzuckend und leise fluchend innert diesem Geviertraum umher. Nach einigen Minuten erschien eine alte Negerin, welche einen großen, grün wollenen Teppich über die Binsenmatte ausbreitete, und in dessen Mitte ein kleines, weißes Tischtuch aufschlug. Bald nach der Sklavin, welche den Kaffee und die Tassen ins Zimmer trug, erschien die alte Dame, begleitet von drei Grazien, an deren Spitze wir jene liebenswürdige Schöne erblickten, die uns nebst ihren beiden, jedoch minder schönen Schwestern, mit edelm Anstande, aber mit einem leichten, lieblichen Erröthen begrüßten. Wir erwiederten den Gruß dieser Damen ziemlich linkisch in gebrochenem Portugiesisch, und erwarteten mit Herzklopfen den Ausgang dieses angesponnenen Abenteuers. Wieder unser Erwarten schienen nunmehr diese holde Mädchen uns durch ihre liebenswürdige Unbefangenheit Muth zu machen, indem sie sich in ihren einfachen Hauskleidern, die dennoch ihren schlanken und üppigen Körperwuchs in aller Fülle verriethen, mit der reizendsten Anmuth auf den Teppich niedersetzten, und uns lieblich lächelnd, ebenfalls mit ihren zarten Fingern winkend, dazu einluden. Dieses Manöver kostete uns freilich eine gute Portion Angstschweiß, denn es war keine Kleinigkeit, eine solche Stellung mit dem erforderlichen Anstande auszuführen, und uns auf türkische Mode, mit kreuzweis geschloßnen Beinen, zwischen diese Grazien zu setzen. Ich weiß nicht wie es zuging, daß ich gerade zwischen die mir zuerst erschienene Göttin und ihre etwas älter scheinende Schwester zu sitzen kam. Mein Kamerad hatte sich indessen neben meiner Nachbarin und ihrer andern Schwester ebenfalls eingeschaltet. Die Negerin servirte den Kaffee, und während diese Engelskinder mit ihren Rosenlippen das brasilische

(und wohl auch das europäische) Lieblingsgetränk einschlürften, leitete die alte Dame ein Gespräch ein, welches zuerst auf unsre Heimath, unsre Gebräuche und Sitten u. s. w. abzielte, endlich aber immer mehr sich dem Kapitel der Liebe näherte, in welches ihre liebenswürdigen Töchter mit der anmuthigsten Unbefangenheit, jedoch aber mit züchtiger Bescheidenheit schäckernd und kosend einstimmten. In diesem traulichen und freundschaftlichen Famlilienkreise fühlten wir uns so einheimisch, daß uns die Stunden unbemerkt dahin flogen. Während dem Gespräche erzählte uns die Mutter, daß sie eine Wittwe sei, und außer ihren Töchtern keinen größern Reichthum kenne. Eine Wahrheit, die wir mit ungeheuchelter Ueberzeugung der Wittwe bekräftigten, indem wir sie die glücklichste Mutter nannten, die solche schöne und hoffnungsvolle Töchter erzogen habe. Die ganze Familie schien es aber zu zürnen, als wir im Begriff waren, aufzubrechen, und um die Bezahlung des Kaffees uns erkundigten. „Meine Herrn!“ redete uns die alte Dame halb scherzend und halb drohend an, „wir haben Ihnen als Freunde nur unsre schuldige Gastfreundschaft erwiesen, und diese ist uns für kein Geld feil! Wollen Sie aber unsre dürftige Wohnung noch länger mit Ihrem uns werthen Besuche beehren, so werden wir uns mit dem Vergnügen durch Ihre theure Gegenwart belohnt fühlen.“ Wir konnten dieser liebreich wiederholten Einladung nicht länger widerstehen, da wir im Quartiere keinen Dienst zu verrichten hatten. Um aber diesen Tag mit einer guten Mahlzeit zu krönen, zu der uns die Kasse der Wittwe ein wenig zu klein schien, geriethen wir auf den Einfall, da wir nunmehr Willens waren, den ganzen Abend in diesem vergnügten Familienzirkel zuzubringen, dem wackern und jovialen Hausmütterchen unsern Plan mitzutheilen, und durch ihre Sklavin in ihrer eignen Küche ein flottes Nachtessen zu arrangiren, welche Bitte sie uns jedoch kopfschüttelnd bewilligte. Ich schlich mich bald nachher zur Seite, und drückte der Sklavin zwei Thaler in die Hände, indem ich ihr scharf empfohlen hatte, es

an Geflügel, Brod, Wein u. s. w. nicht mangeln zu lassen, und die Einkäufe hauptsächlich im Weine reichlich auszuführen. Die Nacht hatte uns indessen überrascht, und nun fühlten wir uns recht heimisch in dem traulichen Dunkel. Die Aelteste aus diesem niedlichen schwesterlichen Kleeblatte hatte eine Guitarre herbei geholt, und entlockte den Saiten die lieblichsten Accorde, begleitet von ihrem bezaubernden Silberstimmchen. Meine Nachbarin überreichte mir aus ihrem eignen Rosenmündchen eine vortreffliche Cigarre, und ebenso beglückt wurde mein Kamerad durch ihre Schwester. Man kann sich denken, wie wir junge Burschen dabei so zuckersüß schmunzelten. Die Guitarre wanderte nun abwechselnd inzwischen von einer Hand zur andern, und jede dieser Grazien entwickelte mit größter Kunstfertigkeit ihre Talente auf diesem Instrumente. Ein kleines Stündchen mochten wir im traulichen Dunkel so glücklich hingeschwärmt haben, als die Sklavin von ihren besorgten Einkäufen zurückkehrte und das Gemach erhellte. Bald nachher wurde unter herzlichen Gesprächen der Kaffee wieder servirt, und den Wein ließen sich endlich die niedlichen Evastöchter auch schmecken, nachdem wir sie erst lange und inständigst dafür gebeten hatten. Die guten Täubchen waren wirklich recht kirre und zutraulich gegen uns geworden, aber alles in Ehren, denn es waren gewiß ehrbare Bürgerstöchter. Da sie unverheirathet waren und übrigens vor uns unter den Augen der Mutter standen, so war überhaupt an keine Ausgelassenheit zu denken, da sie nur ihre weibliche Neugierde befriedigen wollten, und uns Fremde deßhalb, wiewohl auch aus Gutherzigkeit, in das Heiligthum ihres häuslichen Kreises einführten. Die Brasilianerinnen zeigen sich sonst gewöhnlich nicht so häufig den Männern, doch gibt es natürlich sehr viele Ausnahmen, hauptsächlich im Innern ihrer Wohnungen. Desto mehr aber lieben sie in den Kirchen und bei öffentlichen Feierlichkeiten zu paradiren. Die Negerin benachrichtigte uns nach einiger Zeit, daß sie das Nachtessen völlig zubereitet habe, und

auf unsre weitere Befehle warte. Es kostete mir viel Mühe, und ich erschöpfte beinahe das Arsenal meiner Rhetorik, um die ganze Familie zu bewegen, an unserm Nachtessen Theil zu nehmen, welches sie sich endlich nur unter der Bedingung gefallen ließen, uns die Hälfte der Kosten zu vergüten, um ihre Schüchternheit zum wenigsten auf diese Art zu entschuldigen.

Das Nachtessen war wirklich gut gewählt, und die Sklavin hatte ihre Kochkunst im höchsten Grade entfaltet. Zwei geschmorrte Hühner in Reis, ein am Spieß gebratener Truthahn, so wie delikat zubereitete Fische, und sehr schmackhafte Farinha (Mandiokmehl) mit vortrefflicher gewürzter Fischsauce abgebrüht, waren der Hauptinhalt unsers Nachtmahls; eingemachter spanischer Pfeffer fehlte an keiner Speise, und schmackhafter Konfekt, von den zierlichen Händchen dieser Vestalin selbst künstlich verfertigt, bildete den Nachtisch. Ein silberner Becher, dessen antike und massive Form vermuthlich noch aus den Zeiten der Ur-Urgroßeltern dieser Familie herstammen mußte, kreiste lustig in der Runde, und machte hauptsächlich die gute alte Matrone ziemlich redselig, die vermuthlich wegen Altersschwäche zu tief auf den Grund guckte, dafür waren aber ihre liebenswürdigen Kinder desto bescheidener. Mein Kamerad, der in Deutschland als Kellner in einem Gasthof gedient hatte, transchirte mit einem großen Messer, das sich glücklicher Weise in dem Küchengeräthe der Haushaltung vorfand, mit der Kaltblütigkeit eines Henkers das geschmorrte und gebratene Geflügel, und reichte der ganzen Tischgesellschaft mit vielem Anstande, da er sich wieder in sein Element versetzt sah, den Teller herum. In Ermangelung der Gabeln bediente man sich, ohne den geringsten Anstoß, seiner fünf Finger, und mit einer uns ganz nagelneu vorkommenden Fertigkeit tupften unsre schönen Tischgesellschafterinnen ihre Pfötchen in das zu einer Masse angebrühte Mandiokmehl. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich zum erstenmale an den niedlichen Händchen unsrer Holden einen höchst verunstaltenden Geschmackfehler,

wenigstens in der Schweiz und auch anderswo, nämlich übermäßig lange Nägel, die weit über die Fingerspitzen hervorragten, und den sonst wohlgeformten Händchen beinahe das Ansehen von Affenpfötchen verliehen. Ländlich, sittlich! Das Soldatenleben hatte uns schon an mancherlei unappetitliche Anblicke gewöhnt, und wir konnten uns daher leicht über diese Kleinigkeiten hinwegsetzen. Der Wein, dieser göttliche Nektar und Sorgentödter, bewies auch hier seine herrlichen Wirkungen, und versetzte uns in die fröhlichste Laune. Die Retraite, die indessen geblasen wurde, und uns auch dießmal mechanisiren wollte, um beim Appel im Quartiere einzutreffen, erinnerte uns vergebens an unsre Sklavenketten. „Hör' mal, Bruder Schweizer!“ rief mir mein Kamerad zu, „heute wollen wir Bacchus und Venus dienen und den Kamaschendienst zum Teufel schicken! Prosit, Bruderherz! laß dir von diesen Engeln da den Becher kredenzen und sei wohlgemuth!“ Mit diesen Worten hatte mein Kamerad mit wonnetrunknen Augen der Jüngsten, Senhora Francisca, den Becher überreicht, welchen sie mir mit der größten Liebenswürdigkeit kredenzte, und den ich mir auch ziemlich munden ließ, von den Toasten der kreuzfidelen Mutter und ihren holden Töchtern begleitet. Diese liebliche und angenehme Nachbarschaft, in deren Augen — ich weiß nicht was — so etwas Süßes, Sanftes, Schmachtendes lag, und mein Herz in unnennbaren Gefühlen herumwiegte, so wie der mir in Kopf steigende Wein, der mich in die fröhlichste Laune versetzte, hätte mich beinahe bewogen, aus voller Kehle das Lied von Mahomeds Paradies anzustimmen: „O Mahomed, ton paradis de femmes est le séjour de la félicité!“ wenn mir nicht eingefallen wäre, daß ich durchaus keine angenehme Stimme besäße, und also die zarten Ohren meiner liebenswürdigen Nachbarinnen wahrscheinlich unsanft erschüttert haben würde. Inzwischen wurden die Reste der Mahlzeit abgetragen, und durch die Sklavin ein Becken mit warmem Wasser und einem Handtuche zum Händewaschen herumgeboten, welchem später ein

Glas lauwarmes Wasser zum Mund auszuspülen folgte. Die Guitarre wanderte nun wieder in den Händen dieser Grazien herum, und zwar etwas lebhafter und begeisterter als zuerst entzückten uns die herrlichen Akkorde, die unsre schönen Virtuosinnen auf diesem Instrumente hervorzauberten und mit ihren Engelsstimmchen abwechselnd in Sologesängen und im Chore begleiteten. Um uns von ihren Talenten und liebenswürdigen Eigenschaften einen vollkommenen Begriff zu machen, errichteten sie einen kleinen Fandango (Ball), worin sich besonders der Lieblingstanz „Sapatteio“ der niedern Volksklasse auszeichnet. Dieser Tanz hat hauptsächlich seinen Namen von Sapatto (Schuh), indem man besonders aus allen Kräften die Absätze der Stiefel oder Schuhe nach dem Tackte der Guitarre mit den Füßen aufplumpen läßt, und dabei zwei Personen sich durch dieses tacktmäßige Stampfen unter den grellsten und wollüstigsten Wendungen des Unterleibs und mit den Fingern schnalzend zu nähern suchen. Da wir zum ersten Male in unserm jungen Leben ein solches Getrampel Tanz nennen hörten, so waren wir nicht wenig verwundert, als uns diese Mädchen dazu aufforderten; uns aber auf unsre Bemerkung hin, diesen Tanz nicht zu kennen, mit dem größten Bedauern und in aller Unschuld fragten, ob man denn in unserm Lande nicht so schön tanzen könne? Wir wußten den guten Kindern nichts anders zu antworten, als daß man freilich in unserm Lande auch schön tanze, aber doch noch lange nicht so schön, wie dieser brasilische Tanz von ihnen getanzt werde. Dieses Kompliment schien die Mädchen ermuntert zu haben, denn mit verdoppeltem Eifer setzten sie das verdammte Getrampel fort. Doch konnten wir uns an dem Anblicke weiden, den uns die üppigen Stellungen und Wendungen, die dieser Tanz erfordert, im vollsten Maße entdeckte, und ihre schönen und vollkommenen Körperformen als Meisterwerke der Natur in unsern Augen darstellte. Nachdem unsre Schönen mit innerer Selbstzuversicht ihr Getrampel beendigt hatten, begleiteten wir sie als ga-

lante Ritter wieder zu ihrem Teppiche hin. Als Magenschluß und Erfrischungsmittel wurde uns wieder Kaffee mit Konfekt aufgetischt, und nachher wieder auf der Guitarre geklimpert und dazu gesungen. Mitternacht war inzwischen unvermerkt vorbeigestrichen, und auf die seidenen Augenlieder dieser uns nunmehr so theuer gewordenen Sängerinnen suchte Morpheus seine Mohnkörner zu streuen. Wir arme Teufel waren noch zu sehr Neulinge in der Welt, und besonders im Fache der Liebe, um durch irgend einen Blick diesen holden Engelskindern zu verstehen zu geben, daß wir wünschten — daß wir hofften. Genug, wir waren schüchtern, und die Mädchen viel zu ehrbar, um uns durch ihr Betragen zu Hoffnungen zu berechtigen, deren sie uns vielleicht nicht einmal für fähig hielten. Wir mußten daher von diesem uns so bald lieb gewonnenen Familienkreise scheiden, und der Gedanke an unser erbärmliches Soldatenleben machte unsre Empfindungen noch schmerzender und drückender. Dankbar ergriffen wir, und zwar nicht ohne ein Thränchen in den Augenwinkeln, die Hände der wackern Wittwe und ihrer Töchter, die uns mit Danksagungen und Glückswünschen überhäuften. Aber als ich das zitternde Seidenhändchen der liebenswürdigen Franziska in meine Hand gedrückt fühlte, da übermannte mich ein unaussprechliches Gefühl; ich fand die Rosenlippen dieses Engels, und drückte im Nu einen verwegenen aber süßen Kuß auf dieses Kirschenmündchen. Indem meine jugendliche Brust an ihrem hochwallenden Busen einen göttlichen Augenblick geruht hatte, lispelte sie mir das Abschiedswort „adeus querido amigo!“ *) nach; denn länger hätte ich ihre bezaubernde Nähe gewiß nicht ausgehalten, ohne mein ehrliches, gutes Herz im Stiche zu lassen. Meinen Kameraden traf ich vor der Hausthüre an, und so sputeten wir uns herzhaft, um uns in die Kompagnien einzuschleichen, die im tiefsten Schlafe lagen. Wir hatten Mühe genug, eine Schlafstelle ausfindig zu

*) Lebe wohl, geliebter Freund!

machen, denn unsre Kameraden lagen die Kreuz und Quere am Boden ausgestreckt, und unsre Mäntel, die wir glücklicher Weise auf unsern Spaziergang mitgenommen hatten, kamen uns wohl zu statten, indem es in der stockfinstern Nacht keine Kleinigkeit gewesen wäre, dieselben, über die schnarchenden Schläfer wegkletternd, aufzusuchen. Auf der nackten Erde und einen großen Stein, den wir vor der Thüre fanden, zum Kopfkissen nehmend, schliefen wir, uns tröstend mit der Vergänglichkeit der irdischen Dinge, und träumend von unsern brasilischen Schönen, bald ein. Mit Tagesanbruch weckten uns unsre Hornisten von dem harten Lager auf, und zugleich der Befehl des Sergentmajors, uns zum Abmarsche bereit zu halten. Da wir als Nachtschwärmer beim Appell gefehlt hatten, so wurde uns eine Strafwache für den nächsten Bivouak zugedacht, welche wir an Zahlungsstatt für solche fröhliche Abende gerne noch öfters angenommen hätten. Indeß alle beschäftigt waren, die Tornister zu packen und die Mäntel zu rollen, kam die Sklavin jenes Hauses und brachte uns einen herzlichen Gruß von ihrer liebenswürdigen Herrschaft, die mit Bedauern unsern plötzlichen Abmarsch vernommen habe, und regalirte uns zu guter Letzt mit vielem Konfekt, welchen die Herrschaft ihr in einen großen Korb gepackt hatte, mit dem Bedeuten, uns desselben als Stärkungsmittel auf dem Marsche zu bedienen. Erfreut fertigten wir die Negerin mit einem guten Trinkgelde ab, ihr zugleich die innigsten Grüße an ihre theure Herrschaft empfehlend. Nachdem wir unsre hölzernen Kantinen mit Branntwein gefüllt hatten, marschirten wir mit Hörnerschall und klingendem Spiele durch die Straßen dieses freundlichen Städtchens bei den Fenstern der gaffenden Bewohner vorüber. Unser Marsch führte uns durch Zufall durch jene Straße, in der wir das angenehme Abenteuer erlebt hatten. Die holden Mädchen lagen unter den Fenstern und schienen unsre unbedeutenden Personnagen unter dem Zuge auszuspähen. Glücklicher Weise marschirte ich am äußersten Ende des Gliedes, da wir vier Mann hoch ausrückten,

und somit hatte ich noch das Vergnügen, der schönen Franziska mit der Hand einen Kuß zuzuwinken. Die weißen Tücher, mit welcher uns die ganze Familie ihren Abschiedsgruß zuwinkte, sah ich noch flattern, als wir die Wendung der Straße erreicht hatten.

Der wohlwollende Leser möge mich entschuldigen, wenn ich vielleicht in der Beschreibung dieses Abenteuers zu weitläufig verfuhr, da aber dieselbe als Einleitung in Bezug auf die brasilischen Sitten dienen kann, so war ich eines Theils genöthigt, mir diese Ausdehnung zu erlauben. Uebrigens war uns Fremdlingen dieses Abenteuer so neu, und es wirkte so wohlthuend auf uns, eine solche Abwechslung in unserm erbärmlichen Soldatenleben gefunden zu haben, in dem wir uns so unverhofft in einen traulichen Familienzirkel versetzt sahen, daß mir deßhalb jetzt noch eine so lebhafte Erinnerung zurückgeblieben ist. Unser Bataillon war auf seinem Marsche von Negerinnen, Mulatinnen und einer großen Menge Hunde begleitet, die wahrscheinlich aus Sympathie, wie es in allen Ländern der Fall ist, den Soldaten auf dem Fuße folgten, hauptsächlich die erstern. Ungefähr anderthalb Meilen von diesem Städtchen machten wir Halt an den Ufern eines ziemlich breiten Flusses, wo wir in Kanoeen übergesetzt wurden. Die fahrenden Dirnen waren uns sogar bis hieher gefolgt, und hätten sich gerne noch länger den Soldaten angeschlossen, wenn unser Obrist nicht befohlen hätte, dieselben mit Ladstöcken wegzuprügeln. So setzten wir unsern Marsch durch alle diese Wüsten fort, von Hunger, Durst, Gewitterstürmen und Regen treu begleitet, bis wir endlich eines Morgens von dem brasilischen Wegführer benachrichtigt wurden, daß wir uns an der Grenze der Provinz Santa Catharina befänden, und noch denselben Vormittag in der Grenzfestung as Torres einrücken würden.

Ankunft des 28sten Jägerbataillons in der kleinen Grenzfestung as Torres; glänzender Empfang von der dortigen Garnison; ihr Paradeaufzug barfuß oder in Holzpantoffeln.

„Nur langsam voran! Nur langsam voran!
„Daß der Krähwinkler Landsturm auch nachkommen kann!“
Alter Marsch.

Ungefähr nach zehn Uhr Morgens rückten wir mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel durch den baufälligen Thorweg dieser Maulwurfsfestung ein. Unweit am Thorwege begrüßte uns die Garnisonswache, ungefähr zwölf Mann mit sehr langen Kavalleriesäbeln bewaffnet, die sie mit der possirlich ernsthaftesten Gravität, und wahrscheinlich mit vor Hunger schlotternden Knien präsentirten.

Diese Heldenschaar hatte sich vermuthlich aus ökonomischen Rücksichten keiner verschwenderischen Pracht, um diesen Einzug zu verherrlichen, aussetzen wollen, und sich deßhalb ins tiefste Negligee gekleidet. Die so entarteten Söhne des wilden Krieges kümmerten sich sehr wenig um das bekannte Sprichwort: Kleider machen Leute; denn mit ächt philosophischem Stolze guckten die nackten Ellbogen aus ihren zerrissenen Jackenärmeln, und eben so schienen ihre Kniescheiben aus den zerfetzten Beinkleidern mit jenen um den größern Freiheitsgenuß zu wetteifern. Große, runde Klappmützen, die, weil sie vielleicht das menschliche Auge hätten listig täuschen sollen, dunkelblauem Tuche verwandt sein mußten, überschatteten mit einem Verderben drohenden Dunkel die ehrwürdigen Häupter dieser grimmig friedlichen Krieger. Diese Spartaner hatten nicht für nöthig gefunden, ihre nach Freiheit strebenden Füße in drückende Schuhe oder Stiefeln einzuzwängen. Nein, im Gegentheil meine Leser, mit grenzenloser Bescheidenheit und edler Selbstverläugnung setzten diese Krieger ihre nackten Füße auf ihren vaterländischen Boden, und nur wenige unter ihnen waren so verwegen, eine Ausnahme zu machen, sich höchst einfacher und bescheidener Holzpantoffeln zu bedienen. O allerhöchste und hohe Monarchen und Fürsten!

spiegelt euch an solcher großen, unvergleichlichen Staatsökonomie; trachtet ernsthaft, euch ebenfalls diesen goldenen Sparsamkeitszweig zuzueignen, und in euren stehenden Heeren damit anzufangen, um dem ohnedieß gedrückten Volke dadurch einige Schweißtropfen zu ersparen.

Um jedoch den kaiserlichen Waffen die gebührenden Ehrenbezeugungen zum wenigsten der Form nach zu erweisen, so hatten sich der Sergent und die Schildwache der Philosophie zum Trotze entschlossen, bei dieser feierlichen Gelegenheit, um ihren Souverain zu vergöttern — ein paar alte zerrissene Stiefeln anzuziehen. — Die höchst interessante Person des Sergenten hätte selbst den großen Physionomiker Lavater in seinen langjährigen Erfahrungen irre machen können, und ich kann wirklich nur aus schwachen Erinnerungen das Bildniß dieses Mannes beschreiben. Die röthlichen, etwas struppigen Haare, welche in schlauen Windungen die erhabene, sieggewohnte Stirne überschatteten, quollen in verschwenderischer Fülle unter der kolossalen, dunkelblauen Klappmütze hervor, und ließen den beobachtenden Sterblichen mit menschlicher Zuversicht vermuthen, daß jener wunderbare Mann ein Landsmann des großen Hermanns sein müsse. Nicht seidne Augenbraunen, wie wir in zärtlichen und verliebten Romanen lesen können, sondern borstige, rothe, halbrunde, bezeichneten die Stelle derselben, und ließen die Nachbarschaft der wahrscheinlich heldenmüthig blitzenden Augen vermuthen. Diese Augen, obwohl sie nicht so blitzten, so lagen sie dennoch, in ersterbender Gluth, in der Tiefe ihrer Höhlen, aber blutroth umrändert. Die kolossale kupferne Nase, ein lebendiges Musterflaschen-Futteral aller Wein- und Schnapshändler des halben Universums, erhob sich majestätisch gleich einem Korallenriff aus dem Oceane der niedrigsten Leidenschaften, die als ewiges Schanddenkmal der menschlichen Verirrungen auf dem zwetschenblauen, mit zahllosen haarigen Finnen bedeckten Gesichte eingefurcht waren. Einem paar stahlblau angelaufenen Lippen, in deren Hintergrunde von Tabacksrauch geschwärzte Zähne, gleich

einem Fallgatter einer Provinzialstadt angebracht waren, schloß sich ein stark hervorragendes Kinn an, das einem alten bemoosten, abgehauenen Baumstummel nicht unähnlich war, und vollendete mit den schlaffhängenden Ohren das scheußlichste aller menschlichen Gesichter. Dieses Harpyenhaupt ruhte auf einem nicht minder schönen Gestelle. Der dickmuskelige Hals war zur Hälfte durch eine schwarzlederne Halsbinde und einen Jackenkragen dem naturforschenden Auge verborgen. Die Jacke selbst, die eine Uniform vorstellen sollte, war in der Mitte über die Heldenbrust symetrisch zugeknöpft, und zeigte hier und da Spuren seidner Schnüre, die gleich den Ruinen Karthagos auf den Brusttheilen zerstreut waren, und ein klägliches Bild der alles zerstörenden Zeit entwarfen, und zugleich bewiesen, wie viele Schneidergesellen sich an diesem Kunststücke zu Schanden gearbeitet hatten. Bocksteif, nach militärischer Ordonnanz, war der linke Arm längs dem stolzen Schenkel ausgereckt, und drei Finger ruhten nach wohl berechnetem Mechanismus fest und zuversichtlich auf der langen, breiten, eisernen Säbelscheide. Auf dem rechten Arme waren drei enorme Galons von Flittersilber sichtbar, die sicherlich früher an einem Meßgewande oder an dem Rocke eines Muttergottesbildes mochten paradirt haben. Diesem Arme war eine schwammige Faust zugehörig, die mit militärischem Anstande und heroischer Resignation das kaiserliche Schwert präsentirte. Der durch magere Kommiskost in bescheidene Schranken gewiesene Unterleib verbarg sich in die faltenreichen Pantalons, deren Farbe und Wollensorte ich nebst der Uniform einer weisen Untersuchung der erfahrensten Chemiker überlasse, die sich etwas spitz auslaufend, gleich Pistolenhalftern endigten, und mit den durch den nichts verschonenden Zahn der Zeit etwas gerötheten Stiefeln herrlich kontrastirten. Ueber diese Heldengestalt, die auf ziemlich breiten, aber aus kapriziöser Vorliebe ihres Eigenthümers zu liquiden Gegenständen, zuweilen etwas unsichern Füßen ruhte, denke man sich ein gewisses unerklärbares Wesen übergegossen,

welches nur einem hohen Selbstgefühl entsprossen sein konnte, das diesem großen Manne, durch die wichtige Höhe der kaiserlich-brasilischen Sergenten-Charge, in diesem feierlichernsten Augenblicke eigen sein mochte, so findet man sein Aeußeres ziemlich getroffen.

Welche Feder beschreibt aber wohl würdig genug den Glanz und die Herrlichkeit, womit die heroische Garnison dieses Krähwinkels, an ihrer Spitze den Festungs-Kommandanten zu Pferde, in der Mitte des Festungsplatzes (von drei Schuh hohem Unkraute zierlich geschmückt) unser einrückendes Bataillon empfing?! Die ganze Garnison, bestehend aus ungefähr fünfzehn Mann, hatte sich unter die Waffen begeben, mit gezogenen Säbeln und unter feierlich sanftem Parademarsch, gleich Barfüßer-Mönchen sich uns nähernd, endlich nach mehreren mißlungenen Schwenkungen Front gemacht, und mit wehmüthigen Gesichtern ihre Seitengewehre präsentirt. Der Festungskommandant, der diese zerlumpte barfüßige Armensündertruppe anführte, stach gewaltig gegen diese ausgehungerte und zerfetzte Bettelschar ab. Dieser Kerl paradirte auf einem courbettirenden Pferde, sein Schelmengesicht überschattete ein kolossaler Klackhut, auf dem ein gewaltiger grüner Federbusch, wie die Zweige einer Ceder des Libanons ausgebreitet lag. Eine wirklich glänzende Uniform, die aber mit vielem gänzlich unmilitärischen Flittertand überladen war, bedeckte seinen schurkischen Kadaver. Auf der feigen, niederträchtigen Brust war sogar ein Orden befestigt, den der unwürdige Träger vermuthlich in Hahnreigeschäften oder durch eine kaiserlich gnädige Ohrfeige glorreich errungen haben mochte, welches das hämisch grinsende Gesicht, das deutlich der Spiegel seiner pechschwarzen Seele war, auf den ersten Anblick vermuthen ließ. Der Wanst dieses sackförmigen Kriegsgottes ruhte im wohlberechneten mathematischen Gleichgewichte auf dem Sattelknopfe, und stellte den ausgehungerten Vaterlandsbeschützern gegenüber ein leibhaftiges Konterfei von Pharaos Traume, der sieben fetten und magern Kühe vor, zu dessen Auslegung

man keines Josephs mehr bedurfte; denn die ihm anvertraute leere Staatskasse mochte dafür genügend sein. Diesem voluminösen Exkrementen-Magazin schlossen sich ein paar wankende Säulen an, die man Schenkel zu nennen pflegt, und endigten sich ohne Tyroler-Waden in ungeheuern und bespornten Reiterstiefeln, die in ihnen an Größe verwandten Steigbügeln ruhten, deren Oeffnungen einem Ausfallspförtchen einer thüring'schen Ritterburg glichen. Der linke Arm dieses Centauren schloß sich mit einer zierlichen Hand, die wegen ihrer sprechenden Aehnlichkeit einem Naturforscher die Pfote des bekannten Faulthiers vergegenwärtigte, und mit ritterlichem Anstande die Zügel seines Bucephalus haltend, sich zugleich in liebenswürdiger Zerstreuung krampfhaft in die Halsmähnen seines Streithengstes eingekrallt hatte. Der rechte Arm, der sich ebenfalls nach den weisen Regeln der Schöpfung in eine Pfote vom nämlichen Kaliber endigte, hielt mit patriotischer Festigkeit das kaiserliche, von friedlichem Roste flammende Schwert, indem es sein glorreicher Besitzer mit der kräftigen Anmuth, sonst nur dem Ritter Amadis aus Gallien ursprünglich eigenthümlich, huldreich grüßend gegen unsre, vor wunderbarem Erstaunen ergriffene, bocksteif gewordene, germanische Heldenschaar, mit Alexandrischer Würde tief senkte. Aber um die keuschen Lenden dieses Hannibals war ein handbreiter Ledergurt von meergrünem Grunde geschnallt, auf dem kunstreiche Hände, wahrscheinlich die kunstbeflissenen Finger Penelopes, die Gemahlin Ulysses, mit rother und gelber Seide eine wilde Schweinsjagd eingestickt hatten. An diesem Gurte, der in reizender, der Auflösung nahen aber höchst zierlichen Nachläßigkeit, beinahe die Mitte des sehr respektabeln Sitztheils, der etwas Aehnlichkeit mit dem Hintertheile eines Kriegsschiffes hatte, erreichte, baumelte die riesige Säbelscheide, oder vielmehr der furchtbare Behälter des furchtbaren Racheschwertes, und schien mit dem üppigen Gemälde dieses Cäsars sich zu guter Letzt in dem gräßlich schönen Ganzen zu verschmelzen. Kurz und gut, meine

werthen Leser, der ganze Kerl glich auf ein Haar dem General von Krähwinkel, den wir zur Genüge auf Nürnberger Holzschnitten abgebildet sehen. Aber erst die edle, militärische Haltung und die herrlichen Evolutionen, die diese Lalenburger Krieger unter ihrem eben beschriebenen Feldherrn auf dem Felde der Ehre entwickelten, hättet ihr, werthe Leser, sehen sollen! Meine schwache Feder soll sich daher außerordentlich anstrengen, euch diese wundersame Mähr zu erzählen, die leider, zur Schande unsers Jahrhunderts, nicht mit goldnen Buchstaben in Marmorsäulen gegraben wurde.

Fünfzig Mann geheiligte, lebendig herumwandelnde Monumente des verheerenden Krieges, der da ist eine Strafruthe für sündige Menschen, vom zürnenden Himmel zum Heil und zum Nutzen für die verstockten Sünder herabgesandt, schritten mit kräftigen aber leise verhallenden Tritten, gleich dem furchtbaren, starken afrikanischen Löwen, der trotz seines weltberühmten Muthes, dennoch schlau und leise auftretend, auf Raub auszugehen pflegt, im stolzen Parademarsch nach dem gräulichen Takte einer Trommel, die beinahe halb so groß wie das Heidelberger Faß, vermuthlich schon zu des großen Cäsars Zeiten die römischen Legionen zum Streite ermunterte, an den blutgewohnten Reihen unsrer deutschen Streiter vorüber. Eine zarte, jungfräuliche Verschämtheit schien jedoch diese, obwohl abgehärteten und sieggewohnten Krieger, leise zu überflügeln, welches freche und verwegene Spötter nachher mit ihrer gottlosen Zunge für Magenschwäche und angsthaftes Zittern auslegten, die den brasilischen Kriegern eigenthümlich sein sollte. Die Völkergeschichte, so wie die Chronik jener Stadt, behandelt diesen Umstand mit zarter Schonung oder beobachtet vielmehr ein tiefes Stillschweigen. Es bleibt also ein dunkles Räthsel für den Leser sowohl als für den Verfasser, welches die Ursache dieser jungfräulichen, zarten Verschämtheit gewesen sein möchte, womit jene stolzen Krieger so plötzlich überrascht wurden. Doch läßt sich's behaupten, daß Hun-

ger und Nacktheit selbst die Fassung eines Philosophen wankend machen.

Sechsmal rund herum und zwölfmal auf und nieder schwenkend, wodurch der Trommelschläger vermuthlich am schlimmsten wegkam, denn sein schwerer Brummkasten mußte ihm gewiß beide Beine verrenkt haben, rückte endlich diese Heldenschaar in ihrem Schweiße gebadet wieder auf der nämlichen verlassenen Stelle an, und hätte, durch diese furchtbaren Strapatzen bis auf den Tod ermüdet, gewiß nicht das Beispiel der alten Garde Napoleons befolgt: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!“ Unser alte schottische Obrist war endlich dieses Gaukelspiels überdrüssig, nachdem er vor Lachen hätte zerplatzen mögen. Sein kräftiges Kommando verscheuchte die Kapaunenstimme jenes Krähwinkler Generals. Unser Bataillon defilirte mit geschultertem Gewehr, unter Musik und Hörnerschall, jene Grausen erregenden militärischen Begrüßungen aus Mitleid erwiedernd, an dieser Bettelschaar vorüber, und stellte in einiger Entfernung, seine Gewehre kompagnieweise gereiht, in Pyramiden auf. Unser Quartiermeister und der Kommissair hatten sich nach leeren Hütten umgesehen, um uns wo möglich unter Obdach zu bringen. Die ruhmbedeckte Festungsmannschaft hatte sich nach sothanen ungeheuern Kraftanstrengungen wieder in ihre Maulwurfslöcher zurückgezogen.

Inzwischen wurden die Kompagnien in verschiedene halbeingefallene Strohhütten einquartirt, und einige Ochsen geschlachtet, so wie die Rationen unter die Soldaten ausgetheilt. Ich benutzte die Zwischenzeit, um die Festungswerke zu besichtigen, und überhaupt dieses Krähwinkel so viel wie möglich zu durchstöbern; besonders da ich gehört hatte, daß sich hier eine deutsche Kolonie niedergelassen habe. Das ganze Nest ist mit dem Worte: „Misthaufen“ vollkommen geschildert. Von dem Thorwege an, an den sich unmittelbar eine halb eingestürzte Strohhütte schließt, in der die Hauptwache der Polizei residirte, die nämliche, die zuerst bei unserm Einzuge ihre heillosen militärischen Honneurs unter dem eisernen Kommandostab

jenes grimmigen Sergenten ausführte, zieht sich eine niedrige Mauer nach der Seeseite hin, mit einigen Schießscharten versehen, um auf diese Art wo möglich eine Batterie vorzustellen, welche auch wirklich mit vier bis fünf verrosteten Kanonen besetzt ist, die auf verfaulten und zerbrochnen Laffetten liegend, ein klägliches Bild der liederlichsten Staatswirthschaft darstellen. Diese Mauer endigt sich sehr bald wieder, und an deren äußerstem Ende ist ebenfalls eine Art Thorweg angebracht, der nebst der Mauer vermuthen läßt, daß beide schon in Trümmer gesunken sein mußten, ehe sie vollendet waren. Ein anderes in liederlichem Zustande sich befindendes Stück Mauer hätte vielleicht die Fortsetzung dieser chinesischen Mauer vorstellen sollen, entblößte aber in diesem hundsföttischen Zustande den ganzen Misthaufen von Wohnungen gänzlich nach dem Innern des Landes zu. Von der Seeseite genommen, lag die Festungsmauer auf einer felsigen Anhöhe, und auf derselben die Wohnung des brasilischen Kommandanten, die, obschon niedrig und klein, dennoch aus Steinen erbaut und mit Ziegeln bedeckt war. Diese Anhöhe erstreckt sich einige sechzig Schritte weit nach dem Innern dieser Maulwurfs-Residenz, und bildet sodann an der Außenseite einen kleinen Abhang, an dessen Fuße eine lange Reihe niedere Strohhütten angebracht waren, die alle fast ausschließlich von den deutschen Kolonisten bewohnt sind. Hin und wieder sind noch einige elende Hütten die Kreuz und Queere zerstreut und zum größten Theil von Brasiliern bewohnt. In diesen zwei Tagen, die uns zum Rasten und zur Erholung dienen sollten, hatte ich Muße genug, die traurige Lage der dortigen deutschen Kolonisten zu beobachten. Ungefähr fünfzig bis achtzig deutsche Familien, meistens Churhessen und Darmstädter, hatte die brasilische Regierung nach diesem kloackenähnlichen, abgelegenen Winkel der Welt hingewiesen, deren Ländereien oder vielmehr Brachfelder unweit davon liegen. In elenden Hütten sich im Kothe und Schlamme wälzend, hausten diese armen Familien, von denen die meisten ihr nährendes Gewerbe in ihrem Vaterlande mit Ingrimm

verlassen hatten, weil sie, wie sie sagten, es mit Blutsaugern und vom Schweiße des Volks genährten Polizeispionen theilen mußten.

Drei Familien mochten von der hier allgemein herrschenden Armuth eine Ausnahme machen, und trieben nebenbei einen kleinen Handel mit Getränke und andern Artikeln, wodurch ihr Hauswesen, welches auch wirklich etwas reinlicher in Ordnung gehalten war als bei den übrigen Kolonisten, einen leichten Anstrich von Wohlhabenheit erhielt. Die meisten beklagten sich, daß ihre Felder in dieser Gegend beinahe nichts abtrügen, und das Wenige, welches sie ihnen mit der äußersten Kraftanstrengung abringen könnten, wäre wegen der allzu großen Entfernung eines stark bevölkerten Orts nicht in Geld umzuwandeln; daher ich mir denn auch die Muthlosigkeit, den schmutzigen Geiz, ja sogar die sehr hervorstechende Trägheit, und das den Deutschen, besonders in der untern Volksklasse, eigenthümliche giftige Wesen, welches diese Kolonisten beseelte, erklären kann. Der Anblick dieses Elendes bewog mich, im Innersten über das erbärmliche Menschengeschlecht ergrimmt, meinem Unmuth durch ein Dutzend Flüche Luft zu machen. Jenen Augenblick hätte ich wünschen mögen, allen Auswanderungslustigen, die in Europa nach diesem Goldlande lechzen, in einem Spiegel dieses Gemälde des Elendes vorzuweisen, und in dieser Aufwallung gelüstete mich, mit dem Obristen der Beelzebuben einen Bund zu machen, um die ganze Menschheit mit Kesselhieben aus ihrem Todesschlafe zu wecken, zuvörderst aber mit glühenden Zangen alle Tyrannen und Menschenquäler bis zum jüngsten Tage unaufhörlich zu zwicken. Die falsche, betrügerische, schalkhafte und verrätherische Mamsell Hoffnung würde ich bei dieser Gelegenheit gewiß gerne mit Birkenbesen gestäupt haben. Nach Hülfe und Trost suchend, blickte ich an den Himmel hinauf, um in seinem angenehmen Hellblau Augen und Herz zu weiden; aber dießmal schien er meiner zu spotten; er war in ein unfreundliches, winterliches Schwarzgrau eingehüllt, und

schien selbst mit dem häßlichen mich umgebenden Ganzen zu harmoniren. Ein passender Vers aus Seumes Gedichten auf seinen Geburtstag fiel mir zufällig ein, und besänftigte meinen augenblicklichen Murrsinn:

Auf der alten und der neuen Erde,
Von dem Fürstensaal zum Bettlerheerde,
Hört' ich Menschen über Menschenplagen
Mit des Jammers heißen Thränen klagen.

Unter der ganzen deutschen Bevölkerung dieser sogenannten Kolonie hatte ich trotz meinen Nachforschungen kein einziges freundliches Mädchengesicht gesehen. Die viereckigten Rothköpfe mit breiten, aufgedunsenen Gesichtern, mit ihren platten Mopsnasen und aufgeschlitzten Mäulern, stachen zu sehr von dem schönen Ideale ab, welches meine erhitzte Phantasie zu einer schlank gewachsenen, holden und bescheidenen deutschen Blondine geschaffen hatte. Der Unterschied zwischen diesen Bauerndirnen und den niedlichen Sachsenmädchen, die mich in Leipzig einst als Buchbindergeselle so sehr entzückten, und mein jugendliches, liebendes Herz in Beschlag nahmen, war zu groß und zu grell. Ich war herzlich froh, als wir endlich die Ordre zum Abmarsche erhielten, und nach zweitägigem Aufenthalte in diesem ächten Krähwinkel, demselben sammt seiner goldenen Herrlichkeit, wo Hunger und Elend Schildwache stehen, den Rücken kehren konnten. Bei unserm Abmarsche trat die tapfere Besatzung, worunter einige Hermannssöhne Dienste genommen hatten, wieder unter die Waffen, um ihre letzte traurige Pflicht an den scheidenden Waffenbrüdern zu erfüllen, die mit Gesang und Hörnerklang muthvoll aus den Thoren dieses jungfräulichen Kastells zogen, welches von Lehrburschen aus einer Nürnberger Spielzeugfabrik auf diesem Stück Erde aufgebaut schien. Unserm Triumphzug folgten noch etliche deutsche Landökonomen *) mit ihren Söhnen und Töchtern,

*) So belieben sich deutsche Auswanderer und auch Schweizer in ihren Briefen nach der Heimath zu betiteln, indem sie zugleich ihre Strohhütten „Landsitze“ heißen; obschon sie zuweilen im Schlamme der tiefsten Armuth sitzen, wie diese Kolonisten von as Torres.

um noch einigen Bekannten und auch wohl Verwandten, die sie unter unserm Corps gefunden hatten, das Geleite bis zum ersten Halt zu geben. Unser Zug wurde durch diese Verstärkung, die sich nebst den Marketender-Weibern, den nachfolgenden Ochsentreibern zu Pferde, und der langen Reihe zweirädriger, furchtbar kreischenden und knarrenden Karren, deren Achsen und Räder niemals geschmiert waren, wie ein Schweif anschlossen, natürlich noch mehr verschönert. So zogen unsre Heerscharen immer barfuß gen Süden hin, längs den Küsten des Meers wohl zwei Tagreisen weit, durch Sandwüsten und Flüsse und einsame Gegenden, bis sich endlich der Weg, der nach der Hauptstadt der Provinz Saõ Pedro do Sul führen soll, nach dem Innern des Landes zuwendet, den wir, von vielen Regengüssen und Stürmen begleitet, durch meilenlange, mannstiefe Sümpfe fortsetzten, und endlich die bevölkerteren Gegenden dieser weitläufigen Provinz durchstreiften. Unter starken Doppelmärschen, die uns der schottische Obrist jedesmal mit doppelten Rationen Branntwein belohnte, näherten wir uns Capella grande, wo wir durch einen großen Sumpf in der Sattelcroupe einiger berittenen Einwohner beinahe Mann für Mann ins Trockene geschleppt wurden, und in später Nacht in diesem Städtchen Quartier hielten. Um die Bagagekarren zu erwarten, und so viel wie möglich unsre in dem schlimmsten Zustände sich befindende Mont- und Armaturstücke zu reinigen, rasteten wir in diesem Städtchen zwei Tage, und setzten den folgenden Tag unter sündfluthähnlichen Regengüssen unsern Marsch fort, bis uns die schlechte Witterung endlich nöthigte, dicht an einem großen und ausgedehnten Landsitze, einem reichen Franzosen, Mr. Gavet, gehörig, am frühen Abend schon zu bivouakiren. Die Wohnung dieses Franzosen, welche bequem und geräumig eingetheilt schien, verband noch eine Menge länglichter und mit großen Vordächern versehene Schuppen, die zu einer Gerberei und Ziegelbrennerei eingerichtet waren, und deutlich zum Vortheil für den europäischen Gewerbfleiß zeugten, auch durch die überall

herrschende Ordnung und Reinlichkeit dem Besitzer dieser Anstalt Ehre machten. Eine große Anzahl Sklaven arbeitete bei unsrer Ankunft mit der größten Thätigkeit in den innern Räumen dieser zahlreichen Gebäude. Monsieur Gavet schien aber keineswegs geneigt, dem Ansuchen unsers Obristen zu entsprechen, die Soldaten unter die Schuppen einzuquartiren, die leer- und geräumig, den so lange von der schlechten Witterung angefeindeten Soldaten zum wenigsten ein Obdach für diese Nacht gewähren konnten. Der Obrist verlangte aber für seine Person keine weitern gastfreundlichen Anstrengungen. Unser alte Schotte war daher nicht wenig erbost, als dieser verdammte Franchman, wie er sich ausdrückte, seinem höflichen und billigen Ansuchen rund heraus, und nicht in den zierlichsten Ausdrücken, eine abschlägige, bittere Antwort entgegensetzte. In der ersten Aufwallung des Zorns drohte er dem Franzosen, ihn durch seine Soldaten vor seiner eignen Hausthüre aufhängen zu lassen, oder ihn für seine Grobheiten mit Bajonettstichen vom Leben zum Tode zu kitzeln, damit er erkenne, welche Pflichten einem Einwohner gegen landesherrliche Truppen obliegen.

Diese Drohungen hatten den Franzosen geängstigt, und bewogen, nach Porto alegre zu reiten, und dem General oder Präsidenten der Provinz seine Klage einzugeben, die natürlich am unrechten Orte angebracht war. Inzwischen amüsirten sich die Soldaten in den Pflanzungen ein wenig, um sich Früchte, Gemüse u. dgl. zur Stärkung des irdischen Leibes zu sammeln, wurden aber bald wieder durch einen Gegenbefehl des Obristen, der indessen von seinem Jähzorn zurückgekommen war, davon abgehalten.

Diese Nacht aßen wir nichts desto weniger unser Ochsenfleisch, mit Zugabe aus dem Gemüsegarten des Franzosen, und machten uns aus den geräumigen Nebengebäuden eine Kaserne. Den folgenden Tag marschirten wir frisch vorwärts; abwechselnd von glühenden Sonnenstichen und den uns zur Genüge heimsuchenden Regen-

güssen fortwährend begleitet, erreichte das Bataillon bei ziemlich eingetretner dunkler Nacht die Hauptstadt Porto alegre den 9. Oktober 1828.

Unser Kommissär nebst dem Quartiermeister hatten sich schon einige Zeit vorher dahin gemacht, um die nöthigen Anstalten zu unserm Aufenthalte daselbst in Ordnung zu bringen, und so fanden wir eine helle, reinliche und geräumige Kaserne zu unsrer Aufnahme bereit.

Hier sollten wir unsre ermüdeten Glieder von den Strapatzen des Marsches für etwas längere Zeit ruhen lassen, welches in unsern Umständen dringendst nothwendig war, um unserm Corps so viel wie möglich das Ansehn von Menschen wieder zu geben, indem sich unsre Kleidungsstücke sowohl als die Waffen im erbärmlichsten Zustande befanden. An unsern Zuckerhüten (Tschakos) war durch die vielen großen Regengüsse der Leim völlig aufgelöst; dieß gab unsern Leuten ein höchst tragi-komisches Ansehen, denn die schwarze Brühe, die diesen schlechten Filzen durch die beständige Nässe recht reichlich über unsre Heldengesichter entströmt war, gab uns allen wohl das Ansehen einer Bande Schornsteinfegergesellen, und mit Recht hätte man uns deßhalb, und zugleich wegen unsrer dunklen Kleidung, die schwarzen Jäger nennen können. Die größte Noth hatte man mit den verdammten Tschakos; wir konnten kaum hölzerne Stäbchen genug suchen, um sie so viel als möglich damit aufrecht zu erhalten. Somit hatten wir Beschäftigung genug, nebst den Gewehren und Bajonetten, die mit friedlichem Rost bedeckt waren, eine Radikalreinigung vorzunehmen, um uns zur Parade auf den 12. Oktober, des Kaisers Geburtstag, zu bereiten.

Geburtsfeier Don Pedros I. auf den 12. Oktober 1828 in Porto alegre, Hauptstadt der Provinz S. Pedro do Sul.

18. Und als David die Brandopfer und Dankopfer zu opfern vollendet hatte, segnete er das Volk in dem Namen des Herrn Zebaoth. 19. Und theilte aus allem Volk, und der ganzen Menge Israels, beides Männern und Weibern, einem jeglichen einen Brotkuchen, und ein Stück Fleisch, und eine Flasche Wein. Da ging das ganze Volk hin, ein jeder in sein Haus.

Das II. Buch Samuels. Kapitel VI.

Es begab sich aber zur selbigen Zeit, daß der Herr der Heerschaaren die Schleußen des Himmels öffnete, und der Regen sich dieses Tages wie Wasserbäche auf die Erde ergoß. Und der Herr kam über unsern Obristen, und er gürtete seine Lenden, und bestieg sein Streitroß, und musterte seine streitbare Mannschaft, und zog mit seiner gewappneten Schaar auf den großen Platz der Hauptstadt dieses Landes, allda die streitbaren Männer aus Juda unter ihrem Feldherrn versammelt waren.

Den 12. Oktober Morgens verkündete der Donner des groben Geschützes die Freudenfeier des festlichen Tages. Die Garnisonen der Hauptstadt, bestehend aus Milizen, dem Jägerbataillon und Artillerie zu Fuße, zogen einzeln nach dem großen Paradeplatze bei der Catharinenkirche, und formirten ihre Glieder unter den Befehlen des General-Gouverneurs dieser Provinz. Unser Bataillon reihte sich an den rechten Flügel der Brigade; wiewohl unsre hochzeitlichen Kleider würdig gewesen wären, die thätige Aufmerksamkeit eines erfahrnen Kammerdieners in Anspruch zu nehmen, so ging doch die ganze Firlefanzerei ziemlich gut von statten, obschon unser alte Obrist mit der zierlichsten Unbefangenheit und mit philosophischem Stolze seine vom Marsche her noch mit Koth bis an die respektabeln Sitztheile bespritzten Hosen angezogen hatte, und auf einem wirklich schönen und muthigen Schimmel vor unsrer Fronte paradirte. Das Gebimmel der Glocken

wurde durch Kanonensalven und dem Gewehrfeuer der Infanterie erwiedert. Die Senatoren und Großen der Provinz, nebst dem Generalstabe (die Offiziere des Letztern trugen wirklich prachtvolle Uniformen, die aber zu sehr mit ächten Gold- und Silbertressen geschmacklos überladen waren) schritten feierlich und langsam durch die aufgestellten Soldatenglieder, die mit präsentirtem Gewehr, unter Posaunenschall und Feldmusik, die vorbeistreichenden Landesväter begrüßten. Der landesväterliche Zug begab sich alsdann in die Kirche, um dem Ableiern eines „Tedeum laudamus“ beizuwohnen. Nach dreimaligen Freudensalven wurden die Truppen noch einige Male in allen vier Ecken des Platzes herumgeschwänzt, und um ungefähr zehn Uhr Morgens war die Feierlichkeit geendet; wozu die schlechte Witterung glücklicher Weise viel beigetragen hatte. Die verschiedenen Truppencorps zogen sich nun einzeln, von der sich zerstreuenden, gaffenden Volksmenge begleitet, nach ihren Quartieren zurück. Bald nach unsrer Ankunft im Quartiere, als wir unsre sieggewohnten Waffen in kalten Ruhestand versetzt hatten, erhielten Mann für Mann, und sogar die Soldatenweiber, über ein Pfund schönes Weißbrod, nebst einer Flasche Wein *), als Zugabe zu unsrer Ration Fleisch, und überdieß wurde uns die Löhnung für zehn Tage (ein Piaster) als Nachtisch ausgezahlt. Dieser Sonnenblick der launigen Dame Fortuna ermunterte natürlicher Weise die von namenlosen Strapatzen abgematteten Soldaten, sich Zerstreuungen und Erholungen zu suchen, die sie in Wirths- und Freudenhäusern, deren viele von dort angesiedelten Deutschen gehalten werden, Jeder nach seinem Geschmack zu finden hofften. Des Abends war die Stadt in den Hauptstraßen illuminirt; eben so viele Köpfe. Ungefähr 23 Tage waren wir in Porto alegre einquartirt, und hatten uns während dieser Zeit wieder ziemlich erholt, obschon sich bei vielen die Nachwehen des Marsches in hohem Grade hartnäckig

*) Dieser Gebrauch war damals wirklich vom Kaiser aus an seinem Geburtstage bei der brasilischen Armee eingeführt.

zeigten, und dem Hospital einige Individuen lieferten. Desertionen waren häufig vorgefallen, da viele Soldaten nach der nur acht Meilen von Porto alegre entfernten deutschen Kolonie, dem Städtchen Sao Leopoldo, zueilten, oder auch als Handwerker in der Hauptstadt selbst blieben.

Ueber Porto alegre und die deutsche Kolonie werde ich späterhin eine ausführliche Beschreibung liefern, da ich vom Soldatenstande frei, nach einigen Jahren eine besondere Reise nach der Hauptstadt dieses Namens und zugleich nach der deutschen Kolonie unternahm.

Unser Bataillon wird eingeschifft und auf dem Flusse Jacuy nach Rio Pardo transportirt.

> Was krumm ist, kann man nicht gerade machen, und die Mängel kann man nicht zählen.
>
> Prediger Salomon.

Nach Verfluß dieser Tage wurden wir auf kleine Schiffe von ungefähr fünfzig Tonnenlasten eingepöckelt, und so segelten wir, im Ganzen drei Fahrzeuge, mit unsern deutschen Streitern beladen, anfänglich mit ziemlich günstigem Winde den Fluß Jacuy aufwärts, der in zwei Arme sich theilend, in den Fluß Rio grande ausläuft. Der Jacuy enthält viele kleine Inseln, von denen einige bewohnt sind. Seine Ufer sind sehr flach, und er richtet besonders in den Regenzeiten im Winter durch Ueberschwemmungen viel Schaden an. Hin und wieder erblickt man große Sandbänke, die beinahe mit der Oberfläche des Wassers gleich kommen. Niedrige Gesträuche und unansehnliche Bäume beschatten kärglich das Ufer, und der Lauf des Flusses windet sich in zahllosen Krümmungen von Osten nach Norden. Gegen Abend, wir hatten uns ungefähr um 11 Uhr Morgens eingeschifft, schien sich der anfänglich günstige Wind nach und nach zu legen, und so waren wir genöthigt, uns mit langen hölzernen Haken und selbst mit den bloßen Händen an den Zweigen der Bäume und Gesträuchen aus Leibeskräften ziehend, durch alle Krümmungen des Flusses schneckenmäßig fortzuhelfen. Die eingetretene Nacht nöthigte uns endlich, auch diese mühsame Arbeit

aufzugeben, und da der Schiffspatron keinen geschickten Landungsplatz wegen den flachen Gestaden und des immer mehr anwachsenden Wassers finden konnte, so banden seine Neger, auf seinen Befehl hin, das Fahrzeug mit Stricken an einen hervorragenden Baum. Wir fügten uns so gut wie möglich in diese verteufelt langweilige Lage und erwarteten mit Sehnsucht den anbrechenden Tag. Mit dem ersten Grau des Morgens setzten wir unsre fatale Rutschpartie fort, weil kein kräftiges Lüftchen zu verspüren war. Gegen Mittag fand sich endlich am rechten Ufer ein geeigneter Landungsplatz, den wir auch sogleich benutzten, um unsre Rationen Carne seccà (gedörrtes Salzfleisch) in unsern Feldkesseln auf dem Lande zu kochen, denn seit dem vorigen Tage hatten wir bis jetzt Fasttag gehalten. Wir setzten nach zwei Uhr unsern Weg wieder fort, nachdem wir unsre höchst erbärmliche Mahlzeit mit Heißhunger verschluckt hatten, die uns aber gräßlichen Durst verursachte. Völlige Windstille war wieder eingetreten, und das mühselige Schleppen längs den Gebüschen hätte die Geduld eines Hiobs wanken gemacht. Auf diese Art rutschten wir wie das Faulthier einige Schritte weiter, und erreichten endlich zwei Stunden nach eingetretener Dämmerung in einer der prachtvollsten Mondnächte, einen artigen Landungsplatz, wo wir wieder unser Carne secca (auch charque genannt) kochten, und uns in den Gebüschen lagerten. Den dritten Morgen unsrer Abreise erreichten wir (nachdem uns ein günstiger aber sehr schwacher Wind etwas vorwärts getrieben hatte, an einigen Charqueadas *) vorbeisegelnd, von denen einige ziemlich schöne, steinerne und mit Ziegeln

*) Charqueadas, auf spanisch Saladeros, sind Gebäude, deren Eigenthümer jährlich viele tausend Stück Hornvieh einkaufen, um sie zu schlachten. Das Fleisch wird in großen Stücken zerschnitten, und mit dem Messer, wozu viele Uebung gehört, in große, flache Stücke ausgebreitet, die haufenweise, nachdem sie mit Salz bestreut sind, aufgeschichtet, und nachher auf großen Hürden an der Sonne getrocknet werden. Das gedörrte Salzfleisch macht einen großen Handelszweig dieser Provinz aus, und wird nach allen Häfen Brasiliens ausgeführt, und auch hauptsächlich nach der Insel Cuba und Havannah.

gedeckte Häuser waren, von vielen weitläufigen Nebengebäuden umgeben) endlich den ziemlich bevölkerten Flecken Freguezia-Nova, auf einer ziemlichen Anhöhe an dem Flusse Taquary-Guazu, welcher sich in den Jacuy ergießt. Es war Nachmittags nach drei Uhr als wir am Ufer landeten, die andern zwei Fahrzeuge hatten schon eine gute Stunde vorher das Ufer erreicht, und waren dem Sturme glücklich entronnen, der unser schlechter segelndes Schiff ergriffen hatte, und beinahe wieder zurückgeworfen hätte. Hier wurden für unsern Bedarf vier Ochsen geschlachtet und den Soldaten eine Ration Branntwein ausgetheilt. Nach fünf Uhr schifften wir uns wieder ein; ein günstiger Wind blies in unsre Segel, und wir fuhren noch diese Nacht bei dem Flecken Santo-Amaro vorbei, erreichten aber erst, nach wieder eingetretenen Hindernissen, den übermorgenden Tag neun Uhr Vormittags, den sehr unbequemen, lehmigten und steilen Landungsplatz vor der kleinen Stadt Rio Pardo. Diese kostspielige und langweilige Flußreise hatten wir nunmehr in fünf Tagen zurückgelegt, die wir ganz bequem zu Fuße auf der Landseite mit unbedeutenden Kosten in drei Tagen hätten zurücklegen können.

Die für uns bestimmte Kaserne lag unweit des Strandes auf einer beträchtlichen Anhöhe am äußersten Ende des Städtchens. Das Innere derselben war nichts weniger als einladend, und verdiente vollkommen den Namen Rattennest. Zwei länglichte Gebäude, welche etliche sechzig Schuhe von einander getrennt, aber durch ein Quergebäude, welches die Küche vorstellen sollte, verbunden waren, schlossen sich ins Gevierte an einen ziemlich breiten Thorweg an, der, etwas höher als die andern Gebäude, ein Zimmer für die wachhabenden Offiziere enthielt, zu welchem eine Treppe führte. Die durch Lehmwände getrennten Abtheilungen, oder vielmehr Löcher, waren durch begitterte Lucken sparsam wie ein Gefängniß erleuchtet, enthielten aber glücklicher Weise Pritschen. Der innere Hofraum, der ziemlich enge war, bildete in der Regenzeit eine herrliche Pfütze. An Ungeziefer

aller Art fehlte es auch hier nicht, in der Folge aber verminderte sich diese Plage, da wir einige Wochen der Ruhe genießen konnten, und somit zum Baden und Auswaschen Zeit genug übrig hatten.

Während unsers Aufenthaltes in Rio Pardo war der Frühling angerückt, und die alles belebende Sonne erweckte auch unter den Soldaten die bisher ziemlich erschlafften Lebensfakultäten. Unter der menschenfreundlichen, für alles besorgte Leitung unsers wackern Obristen, war der Soldat zwar einem regelmäßigen, aber keineswegs hartem Dienste unterworfen. Diese gute Behandlung, so wie das gesunde Klima, besonders in der bessern Jahrszeit, dieser Gegend, wirkte wohlthuend auf die Körper dieser unglücklichen Abenteurer, die durch des Schicksals Tücke zu brasilischen Kriegsknechten gestempelt waren, obschon viele schlechte Subjekte aus ihnen noch viel Schlimmeres verdient hätten. Unser alte Obrist fand sein größtes Vergnügen darin, mit seiner kleinen germanischen Schaar vor den Augen dieser Krähwinkler militärische Uebungen zu machen, und besonders im Quareeschließen, Tirailliren u. s. w. hatte er uns immer in ziemlich guter Dressur erhalten. Oefters amüsirte er sich, an der Spitze seines Bataillons, durch die Stadt mit fliegender Fahne und klingendem Spiel zu ziehen, und am andern Ende derselben auf einem großen, freien Felde, nahe an einem Wäldchen, seine Manövers zu entwickeln. Mit der Kühle des Abends führte er alsdann seine Leute wieder nach der Stadt, zuvor aber mußte sich jeder Soldat einen grünen Zweig abbrechen und auf den Tschako stecken. Alsdann forderte er die Soldaten zum Singen auf, und gewöhnlich brüllten die rauhen Kehlen ihre Lieblingslieder, worunter sich besonders die folgenden wegen ihrer schönen Melodien vortrefflich gut ausnahmen und die Ohren der Einwohner entzückten: „Prinz Eugen der edle Ritter“ u. s. w. „O Straßburg, o Straßburg! O wunderschöne Stadt!“ „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten“ u. s. w. Diese herzwackelnde Auftritte, so wie unsre deutschen und eng-

kischen Märsche, waren den Einwohnern nagelneu, daher denn auch die Schwarzen beiderlei Geschlechts überall auf den Straßen unsre Märsche und Melodien nachsangen und nachpfiffen. Zuweilen aber amüsirte sich unser Obrist, das Bataillon von einem Ende der Stadt zum andern durch geöffnete Glieder mit blindem Feuer plänkelnd und tiraillirend sich beständig zurückziehend und wieder avancirend, bis zur einbrechenden Nacht zu beschäftigen. An Liebesabenteuern fehlte es auch in der Zwischenzeit nicht, womit sich Offiziere und Soldaten für die Beschwerden des Dienstes entschädigten. An wirklich hübschen, schwarzen Göttinnen, und auch an weißen, mitleidigen Damen hatte es hier keinen Mangel. Unser alte Schotte, der, wie alle Engländer, die geistigen Flüssigkeiten liebte, beliebte einst ohne weitere Einleitungen auf einem Balle, den der Viceconde, von dem ich später erwähnen werde, in Rio Pardo veranstaltet hatte, und dazu die Noblesse, so wie unsern Obrist und einige unsrer Offiziere eingeladen hatte, einer schönen Dame, ich glaube der Gräfin selbst, einen tüchtigen Schmatz auf die Lippen zu drücken, und sogar noch obendrein die sämmtlichen Herren für Esel zu schimpfen. Nicht zufrieden mit diesem Siege, ließ sichs der alte Schotte denselben Abend beim Souper einfallen, durch seinen Bedienten vier Ochsenhörner aus der Schlächterei zu holen, und zweien Domherrn, die bei dem Festgelage anwesend waren, jedem ein paar dieser Kopfzierden an die Stirne setzen, und deutete ihnen vor der ganzen Tafel an, daß ihnen als Pfaffen, die sich in weltliche Händel mischen, solche Auszeichnungen gebühren. Diese Auftritte unsers schottischen Gentlemans, worin ihm auch wahrscheinlich seine deutschen Offiziere nicht viel nachgestanden haben werden, erregten in diesem Lalenburg ziemlich viel Aufsehen. Zu allem diesem gesellte sich noch ein anderer Umstand, der aber ganz anderer Materie war. Drei Soldaten hatten sich, durch unsern Kommissär (ein Fernambuckaner) und wohl auch aus eigenem Antriebe, verleiten lassen, die Cathedralkirche zu bestehlen. Dieser Diebstahl wurde wirklich ausgeführt, die kostbarsten Ge-

genstände hatte aber der Kommissär erwischt, und sich bei Zeiten damit aus dem Staube gemacht. Dem Muttergottesbilde hatte er aber zum Abschiede noch einen Zettel mit geschriebenen zierlichen Reimen an den Hals gehängt: daß todte Bildsäulen und hauptsächlich Heiligenbilder keine Kostbarkeiten nöthig haben. Bei den ertappten Soldaten hatte man nur unbedeutende Gegenstände gefunden, und man mußte sie mit Gewalt aus den Händen ihrer ergrimmten Kameraden entreißen, und sie ins Gefängniß werfen. Dieser Vorfall hatte natürlich einen ziemlichen Schandfleck auf das Bataillon geworfen. Nach einigen Wochen erhielten wir Befehl, eine dreißig Meilen weiter, nach dem Dorfe (Kapelle) Santa Maria, zu marschiren. Bevor ich aber das Weitere über diesen Feldzug melde, sehe ich mich genöthigt, dem Leser noch einige Skizzen über die Stadt Rio Pardo selbst und ihre Lage zu liefern.

Rio Pardo ist auf einer Anhöhe gelegen und an dem Abhange einer Hügelgruppe, die sich einer kleinen Bergkette anschließt und sich am linken Ufer des Flusses Jacuy endigt, just am Ausflusse des Flusses Rio Pardo (schwarzer Fluß), von dem die Stadt ihren Namen trägt. So ist Rio Pardo durch den Lauf dieser beiden Flüsse wie eine Halbinsel eingeschlossen. Der Rio Pardo begränzt sie von Nordost nach Osten und Südost, und der Jacuy von Süd-Südwest nach Ost und Nordost. Die Häuser von einem Stock hoch über dem Erdgeschoß, deren Außenseiten geweißt, sonst von einer ziemlich angenehmen Bauart und mit Holzziegeln gedeckt sind. Die höchsten Punkte sind mit Kirchen, Gärten und Orangen, Bananen und Palmbäume besetzt; Chacaras (kleine Pflanzungen) und weitläufige, wohlgebaute Fazendas (Landsitze) erblickt man zuerst von der Stadt auf den östlichen Höhen. Zur Rechten der Stadt, immer von den östlichen Höhen genommen, sieht man drei Abhänge, die durch verschiedene Bäume und Buschwerke getrennt sind und grünende, ergiebige Viehweiden eingränzen. Zur Linken erblickt man etwas höhere Abhänge, jedoch waldigter, und einige Landhäuser oder auch Lusthäuser mit Gärten (quintas). Am Fuße dieser Ab-

hänge fließt der Rio Pardo, dessen Ufer mit nicht unansehnlichen Waldungen bedeckt sind. Ueber diesen Fluß ist eine hölzerne, nicht sehr breite Brücke gebaut, die auf sechs steinernen Pfeilern ruht, von ungefähr vier Schuh dick und dreißig Schuh hoch aus dem Wasser hervorragend. Diese Brücke verdankt ihre Entstehung den Argentiner- und Eisplatiner-Kriegsgefangenen in den Jahren 1825 und 1826. Die Brücke, ich glaube wohl die einzige in dieser flußreichen Provinz, scheint mir jedoch nicht von dauerhafter Beschaffenheit zu sein, dessen ungeachtet sind die Einwohner nicht wenig stolz, ein solches merkwürdiges Denkmal zu besitzen, dem sie die Dauer von Jahrhunderten zumessen. Die Steine, die sie zu ihrer Erbauung gebrauchten, sind von einer so weichen Masse, daß sie in kurzer Zeit vom Wasser ausgehöhlt sind, und eben so die Brustwehren von den häufigen Ueberschwemmungen. Von der Brücke aus bemerkt man die Stadt nicht, sie ist durch einen großen Hügel verborgen, den man zuerst ersteigen muß, ehe man in die Stadt kommen kann. Alsdann gewährt sie einen leidlichen Anblick, und läßt eine günstige Meinung von ihrer Lage, durch die Thätigkeit der Einwohner auffassen. Die größern Kaufleute wohnen zunächst am Eingange von der Ostseite, dieses ist der neuere Theil der Stadt. Der erste Anblick könnte den Ankömmling vermuthen lassen, daß Rio Pardo eine neue sich gestaltende Stadt wäre, so viele neue Gebäude erblickt man rings herum, jedoch von der Südwestseite oder in der Nähe des Strandes erkennt man bald, daß sie schon ziemlich antik ist, weil das Auge nunmehr alte, niedrige und räucherige Häuser gewahrt, welche mit stark vergitterten Jalousieladen versehen sind. Wirklich zählt Rio Pardo mehr als 200 Jahre seines Daseins, und ich glaube, die Jesuiten hielten hier früher eine Schule (collegio). Die Anlage der alten Stadt war übel ausgesucht und zugleich unbequem wegen den Ungleichheiten des Bodens. Man trachtet jedoch diesem Uebel zuvorzukommen, indem man die neuern Straßen von Nord nach Nordwesten auszudehnen strebt, welches die erhabensten und geeignetsten Punkte

zum Anbauen sind. Die neuern Häuser von einem Stockwerke sind ziemlich hoch, viereckigt und mit vielen hohen Fenstern versehen. Die Erdgeschosse sind meistens mit hohen Bogenthüren versehen, und sind ausschließlich für Magazine und Kaufläden benutzt. Die älteren Häuser waren mit unbequemen Schiebfenstern versehen und mit dicht vergitterten Jalousieladen geschlossen. Die neueren aber haben viele große, helle Glasscheiben, und Kreuzstöcke von mit Schnörkeln ausgehauenen steinernen Fenstergesimsen umgeben, wovon viele mit eisernen Bogengittern versehen sind, worin im Sommer die Damen auf Polstern sitzend, frische Luft schöpfen. Auch sind einige Häuser der Vornehmen mit Balkons versehen, auf dem sich die Damen öfters erlustigen, um die Aussicht zu genießen, oder sich ohne Scheu auf hohe Polster legen, und sich mit der uneigennützigsten Nächstenliebe gegenseitig die kleinen Thierchen in den Haaren suchen. Oefter sieht man einen großen Lümmel von Bräutigam, Bruder oder Verwandten, der sich auf einem Polster nach seiner ganzen Leibeslänge ausstreckt, sein lausiger Kopf aber in dem Schooße einer sitzenden, zuweilen hübschen Jungfrau ruhend, der von ihren zarten Händchen seine Insekten todtknicken läßt; indem er dabei süßlich schmunzelnd wie ein alter Kater sich die Mundecken wollustathmend beleckt. Ländlich, sittlich! Was man bei uns für schimpflich halten würde, solche Insekten, deutliche Zeugen der Unreinlichkeit, auf dem Kopfe zu hegen, gilt bei jenen für eine Hauptzierde, womit sie sich, auf hohen Balkons brüstend, zugleich zum löblichen Beispiel ermuntern. Die Straßen sind ziemlich gut gepflastert, weitläufig in gerader Linie. Vor den Häusern sind breite, bequeme Trottoirs angebracht. Im Ganzen finden sich drei Kirchen vor, welche, wie alle brasilischen Kirchen, von sehr einfacher Bauart sind. Die Cathedralkirche, welche aus Backsteinen erbaut ist, war damals noch nicht völlig vollendet, wenigstens äußerlich. Die Einwohnerzahl von Rio Pardo mag sich ungefähr auf sechs tausend belaufen. Nach der Anzahl der Häuser

dürfte man vermuthen, daß die Stadt bevölkerter wäre, aber gewöhnlich ist ein Haus nur von einer einzigen Familie bewohnt, wodurch die Stadt eine große Ausdehnung gewinnt. Der Handel gedeiht hier sehr, indem Rio Pardo eine Waaren-Niederlage und Tauschplatz der nördlichen und westlichen ringsumliegenden Städtchen und Dörfer ist, und gleichsam im Mittelpunkt derselben liegt. Von dort reisen beständig Maulthiertruppen und mit Kaufmannsgütern beladene Karren nach allen bevölkerten Orten des Innern ab. Die Verbindungen mit Porto alegre (fröhlicher Hafen) gehen mit bestimmter Schnelligkeit von statten; der Transport schwerer Waaren wird durch kleine Einmaster mit Verdecken ausgeführt, welche zwanzig bis fünfzig Tonnenlasten tragen können. Die leichtern Waaren von geringem Umfange, so wie die Passagiere, werden in großen Piroguen, wie Gondeln aufgerüstet, transportirt. Die sehr eleganten Piroguen bestehen entweder aus großen dicken, ausgehöhlten Baumstämmen, oder sind auch wie Gondeln aus Bretern gezimmert, und haben zuweilen die Länge von 35 bis 40 Schuh und ihre Breite gränzt an 4. Einige erreichen sogar die Länge von 80 Fuß und 6 bis 7 Breite. Ihre Form ist niedlich und bequem, man ist darin gegen die Sonnenstrahlen und den Regen geschützt, weil sie mit Dächern von Wachsleinwand oder farbigen Tüchern versehen sind, welche auf Eisen- oder Messingstäben ruhen und gewölbt sind. Diese Gondeln sind mit lebhaften Farben gemalt und werden sehr reinlich gehalten. Ohne Unterbrechung kommen dieselben an, indem andere wieder abreisen; man fährt darin ziemlich gut, und ist desto sicherer, mit größerer Schnelligkeit an dem Bestimmungsort anzulangen, weil selbst bei ungünstigem Winde vier bis sechs Neger Tag und Nacht zurudern. Der Strand, der von dieser Seite sehr steil, schlüpfrig und höchst unbequem zur Aus- und Einschiffung ist, wird sehr unpassend von diesen Lalenburgern Hafen (Porto) genannt. Wenn der Rio Pardo im Winter Wasser genug enthält, so landen sogar größere Schiffe bei der Brücke.

Oeffentliche Gebäude, außer den Kirchen, habe ich in der Stadt selbst keine gesehen, wenn ich nicht etwa den sogenannten Pallast des Vice-Conde (Vicegraf) dazu zählen will. Dieser Pallast, den ich Anfangs wegen seiner Aehnlichkeit für ein Schulhaus irgend einer großen Dorfgemeinde des Kantons Zürich ansehen wollte, ist weiter nichts, als ein länglichtes, von außen sehr einfach scheinendes, mit Kalk getünchtes Haus, welches von beiden Flügeln aus an niedere Mauern anschließt, die einen ziemlich hübschen Garten einschließen. Ueber dem Erdgeschoß ist noch ein Stockwerk angebracht, welches durch eine Menge Fenster ohne Gesimsverzierungen u. dgl. erleuchtet ist. Der Generalgouverneur Valente in Rio de Janeiro trägt eigentlich den Namen: Graf von Rio Pardo. An dessen Stelle ist nun dieser Vice-Conde in diesem Lalenburg, der hier das größte Personnage vorstellt, und die Gewalt eines Gouverneurs über den ganzen Distrikt von Rio Pardo ausübt, obschon dieser Distrikt den Namen Grafschaft gar nicht führt. Dieser Pallast liegt am westlichen Ende des Hauptplatzes, welcher wirklich bedeutend im Gevierte ist; unweit zu seiner Rechten steht die Cathedralkirche. Täglich wurde die Parade vor seinen Fenstern aufgeführt, und unser Offizierkorps machte seiner vicegräflichen Durchlaucht dabei die tiefsten Honneurs. Nachdem die Wache im feierlichen Paradeschritt einigemale heroisch geschwenkt hatte, löste sie sich in verschiedenen Abtheilungen auf, um ihre angewiesenen Posten zu besetzen. Ein Korporal als Ordonnanz ward gewöhnlich nebst einer Schildwache seiner Durchlaucht zugetheilt, deßwegen mag er doch kein so gar kleines Thier vorstellen, da ihm so viele Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, obschon er mich immer wegen seinem Dickwanste an Sancho Pansa erinnerte, der wie dieser Statthalter war, mit dem Unterschiede jedoch, daß Sancho auf der Insel Barataria zu befehlen hatte. Zuweilen ließ sich seine vicegräfliche Durchlaucht in einer großen, aber etwas altfränkischen Karosse, von vier Maulthieren gezogen und von betreßten Negern geleitet, in seiner buck-

ligen Residenz herum kutschiren, um durch seine fürstlichen Gnadenblicke seine getreue Vasallen, die bürgerlichen Kanaillen, allerhöchst gnädigst zu beglücken.

Madame Justiz wird hier übrigens nebenbei von einer sehr ungalanten, trägen und gleichgültigen Municipalkammer gepflegt, welche man, diese Dame, wie es überall geschieht, für Geld, bis zur Hure hat herunter sinken lassen. Missethäter, die zwölf Mordthaten auf ihrem Gewissen tragen, haben sich für Geld von der Justiz losgekauft, um wieder von neuem zu freveln; und so weiß ich noch mehrere Vorfälle während meiner Dienstzeit in Lalenburg. Als Bundesgenossen und Werkzeuge dieser Schurken kann man noch die Friedensrichter, Notare, Aerzte und Advokaten, so wie den Polizeidirektor und die Pfaffen dieser Stadt hinzurechnen. Alsdann kann man das ganze Gesindel mit dem Namen „Spitzbuben“ laufen lassen.

Was aber die Umgebungen Rio Pardos betrifft, so sind dieselben ziemlich hübsch zu nennen, weil sie für diese Gegend ziemlich geschmackvolle Pflanzungen und Gärten enthalten. Der Charakter dieser Einwohner ist jedenfalls freimüthiger, offenherziger und redlicher, als man ihn sonst bei den Bewohnern der heißern Provinzen anzutreffen gewohnt ist, wozu natürlich das gesunde und gemäßigte Klima viel beiträgt. Damals schien sich Wohlstand und Reichthum in dem Städtchen und seinen Umgebungen verbreitet zu haben. Wir konnten anfangs kaum einen Silberthaler gegen Kupfergeld einwechseln, und waren öfters genöthigt, in den Vendas unsre Zehrung auffreiden zu lassen, um den zu wechselnden Rest auf diese Art auszugleichen. Doch auch diese guten Zeiten hatten sich späterhin kümmerlich verändert.

Endlich, Anfangs Januars 1829, erhielten wir Befehl, von Rio Pardo aufzubrechen, um, wie schon erwähnt, nach der Capella Santa Maria zu marschiren, um dort auf weitere Befehle zu warten, an die Grenzen zu ziehen und den Feind zu beobachten, der in einzelnen Streifpartien herumschwärmte, hauptsächlich Horden be-

rittener Indianer, die als Marodeurs die Güterbesitzer und Vieheigenthümer (Estancieiros) beunruhigten.

Feldzug nach dem Dorfe Capella Santa Maria u. s. w.

> Woher kommt das? Das will ich euch verkünden,
> Das schreibt sich her von euern Lastern und Sünden,
> Von dem Greuel und Heidenleben,
> Dem sich Offizier und Soldaten ergeben.
>
> Schiller. Kapuziner in Wallensteins Lager.

Der Tag unsers Abmarsches war nunmehr herangerückt, ohne daß ein höflicher und dienstfertiger Komet mit einem feurigen Drachenschweife versehen oder in Gestalt einer Ruthe am hohen Himmelsgewölbe erschienen wäre, um denselben zu verkünden. Diesen Tag schien die Sonne wie sonst und verbreitete ihr Licht über die Gerechten und Gottlosen.

Schon mit Tagesanbruch hätte alles bereit sein sollen; unsre Tornister waren gepackt und die ganze Mannschaft marschfertig; aber — Dank sei es der brasilischen eigenthümlichen Faulheit — unser Auszug konnte erst gegen Abend von statten gehen. Erstlich waren die Karren noch nicht alle da, und nachher fehlten wieder die nöthigen Pferde zu dem Transporte der Bagage und um unsre Offiziere beritten zu machen. Gegen Mittag brachte man endlich die Pferde ins Innere des Kasernenhofs, wo jedem Offizier, der es verlangte, ein Pferd gereicht wurde; womit aber den meisten nicht stark gedient war, denn diese Bestien waren lange nicht geritten und auf dem freien Felde halb verwildert geworden. Inzwischen hatte man auch das Zugvieh eingebracht, welches mit beispielloser Trägheit und Langsamkeit eingespannt wurde, so wie alle übrigen Arbeiten mit bleiernem Eifer vorangingen. Offiziere und Soldaten besuchten indeß die Kneipen, um sich zum Abschiede noch zu stärken, welches auch wirklich vom Obersten und einigen seiner Offiziere herab bis auf den gemeinen Soldaten mit reichlichem Maße den Grad der Vollkommenheit erreichte, so daß unsre Parade, die wir noch zu guter

Letzt vor den Fenstern des Vicegrafen ausführen sollten, ziemlich ungelenkig von Statten ging. Nach der letzten kühn vollbrachten Schwenkung, womit unsre germanischen Streiter der vicegräflichen Herrlichkeit den Rücken kehrten, setzten dieselben ziemlich benebelt ihren Weg fort, mit Posaunenschall und klingendem Spiel, ihren Obristen an der Spitze, dessen Haupt von der Hitze des Tages gedrückt schien, welches vermuthlich die Ursache seines Kopfnickens war, was von frechen Witzbolden für Wirkung aufgestiegener Dämpfe geistiger Getränke beurtheilt wurde. Um unsern Triumphzug zu verherrlichen, welcher sich mit feierlicher Würde durch die Straßen der gaffenden Einwohner Rio Pardos bewegte, wetteiferten einige widerspenstige Pferde, wo möglich durch höchst verwegene Luftsprünge der allgemeinen Sache ein kriegerisches Ansehen zu geben; dabei aber als unwissende Thiere ihre Reiter, und Notabene Offiziere auf das Straßenpflaster warfen und mit Sack und Pack Reißaus nahmen. Den flüchtigen Rozinanten setzten dann aus Diensteifer und Nächstenliebe einige Soldaten nach, um ihren würdigen Offizieren das verlorne Eigenthum wieder zu retten, und wenn sie alsdann so glücklich waren, die Pferde zu erhaschen, probirten sie selbst, so betornistert wie sie waren, dieselben zu besteigen, was auch nicht allemal gut ablief, und so fehlte es denn nicht an Zuschauern, hauptsächlich Schwarze und anderes farbiges Gesindel. Die Menge der Zuschauer wurde dann auch noch durch andere Soldaten aus unsrer letzten Kompagnie vermehrt, welche aus Neugierde getrieben, dem rührenden Schauspiel zusehen und ihren Kameraden behülflich sein wollten. Die Mehrheit des Bataillons schritt unterdessen immer vorwärts nach der Brücke zu, bis sie eine halbe Meile jenseits ein kleines Wäldchen angetroffen hatte, den ein frisches kühles Bächlein, quer durch den Weg laufend, in verschiedenen Krümmungen durchrieselte, aus dessen krystallenen Fluthen Offiziere und Soldaten ihren brennenden Durst löschen mußten. Nach diesem kurzen Halt bewegte sich diese geheiligte Schaar

in zierlichen Schlangenwindungen auf einem ziemlich befahrenen Karrwege (gebahnte Chausseen sind im ganzen Lande nicht zu finden) fort, bis endlich das germanische Kriegerhäufchen in einer Entfernung von zwei Meilen bei ziemlich vorgerückter Nacht auf Befehl ihres Anführers an dem Abhange einer mit üppigem Gras bewachsenen Anhöhe sich lagerte, welche in ein kleines Thälchen sich endigte, in dessen Tiefe ein Wäldchen stand; an seinem Saum in üppigem Wiesengrunde schlängelte sich ein murmelnder Bach. Der keusche Mond verbarg sich mit jungfräulicher Verschämtheit lauschend und zagend hinter die ihn begleitenden Wolken, um durch ein trauliches Dunkel die gelagerten Krieger zu schwärmerischen Empfindungen und schmerzlich-süßen Erinnerungen über den verflossenen glorreichen Tag einzuladen. Aber Morpheus hatte sich unartiger Weise in das Spiel der sanften Luna gemischt, und bald waren die schnarchenden Söhne des Mars für alle irdischen Götzen unempfindlich. Tiefe Stille herrschte über die ganze Landschaft, welche unter den Fittigen der Gattin Morpheus ruhte, und nur das schwere Athemholen der ermüdeten schlafenden Krieger bezeichnete die Höhle des schlummernden Löwen. Doch nach wenigen Stunden näherte sich Aurora, mit ihren Purpurlippen den Saum der Berge küssend, und sanft über die Gefilde und Triften hinschwebend, um ihnen den Wiederschein ihres freudestrahlenden Gesichtchens mildlächelnd zu schenken. Die schmetternden Hörner weckten die Söhne Germaniens aus ihrem Schlummer, um sich unter dem Panier des Sieges und des Ruhms zu schaaren, und Teutos Samen zu Thaten anzuspornen, den brasilischen Lorbeer zu erringen, der in weiter Ferne seine heiligen Zweige neigte, um allein und einzig von den geweihten Händen der schwarzen deutschen Jäger gepflückt zu sein. Auf luftigen Höhen reihte sich die Kriegerschaar, ihres Feldherrn harrend, der aus niederer Tiefe eines armen Thales, auf seinem kühnen Streitrosse Flammen sprühend, gleichsam von den Lüften getragen, an der Spitze seiner tapfern Legion

erschien, aber mit vieljährigem erprobten Kennerblick viele seiner bewährten Veteranen zu vermissen schien, die aus räthselhaften Gründen die Fußstapfen des kühnen Heers verloren hatten. — Wirklich war unsre Streitmacht seit unserm glorreichen Auszuge von Rio Pardo sehr zusammengeschmolzen, sogar ein Kompagniechef und zwei Lieutenants (wenn ich nicht irre) fehlten, ohne die Soldaten, deren aus jeder Kompagnie über ein Dutzend verschwunden waren. Jetzt war aber unser alte Obrist wirklich erstaunt, ungefähr wie Don Quixote, als ihm sein Stallmeister Sancho Pansa in den Mund gefühlt hatte, und ihm den traurigen Bericht abstattete, daß ihm die Schäfer alle Zähne mit Steinen ausgeworfen haben, bei Gelegenheit jenes Abenteuers, da dieser unvergleichliche Ritter eine Schafheerde für eine feindliche Armee angesehen hatte.

Ergrimmt fluchte unser Obrist in den Bart hinein, und ließ so etwas hören von: liederlichen Offizieren, Schweinekerls, Taugenichtse von Soldaten u. s. w. Er beorderte den Major Dreier, aufzubrechen und die entarteten Söhne des wilden Kriegs dem Bataillon nachzujagen, indeß er mit seinen Getreuen noch eine Strecke weiter marschiren wollte, um alsdann die zurückgebliebenen Bagagekarren und seine pflichtvergeßnen Diener zu erwarten. Nach drei kleinen Stunden erreichten wir einen hübschen Lagerplatz auf üppigen Triften, am Saume eines schönen Waldes, in der Nähe einer Fazenda, in deren Umgebungen schönes, reines Quellwasser zu finden war. Hier erwarteten wir, im Schatten der Bäume gelagert, den Nachtrab des Heeres, der auch bald von Major Dreier aufgespürt wurde, und Nachmittags nebst der Bagage im Bivouak anlangte. Die erwähnten verlornen Offiziere hatten sich die verflossene Nacht mit ihren Bedienten vor Durst und Müdigkeit im grünen Gras, im weißen Klee, ihr Lager gebettet, und wurden von den nachrückenden Ochsentreibern aufgefunden; ebenso die meisten Soldaten, die sich noch in der Stadt in den Kneipen verspätet hatten, waren nach und

nach den Bagagekarren nachgelaufen, und stellten sich wieder unter die Obhut ihres Hirten. Der Obrist bestrafte die Offiziere mit Ablieferung ihrer Degen, und den Soldaten wurden Strafwachen zudiktirt. Nachdem auf diesem Lagerplatz noch einige Ochsen geschlachtet und Rationen Branntwein u. s. w. dem Bataillon ausgetheilt wurden, marschirte das nunmehr ergänzte Heer bei einbrechender Abendkühle noch einige Stunden weiter. Den dritten Tag Abends erreichten wir ohne weitere Abenteuer die Ufer des Jacuyflusses, wo wir noch denselben Abend, so wie nachher die Bagage, an's jenseitige Ufer auf einer Art schwimmenden, kleinen Brücke übergesetzt wurden, und uns an dem buschigten Ufer lagerten und unsre gewöhnliche Mahlzeit hielten. Der Jacuy ist hier ziemlich breit, sein Lauf ist reißend und richtet sich in vielen Windungen nach Ost und West. Von Norden herfließend durchströmt er das Gebirge, mehrere Ellbogen bildend, östlich und westlich sich ziehend, aber nachher seinen Lauf bestimmt nach Südwesten richtend.

Der Durchpaß ist hier sehr häufig besucht, täglich durchkreuzen sich Karavanen von Carettas, Maulthiertruppen, Pferd- und Viehheerden. Zur Winterszeit tritt dieser Fluß öfters über die Ufer hinaus und überschwemmt die Gegend weit hinein. Die Weiden und Triften sind mit üppigem Gras bewachsen und nähren zahlreiche Viehheerden. Mit Tagesanbruch setzten wir uns wieder in Marschbewegung und erreichten, abwechselnd durch schöne Triften, waldige Gegenden und Sümpfe ziehend, an einzelnen Höfen, unbewohnten Gegenden und einigen Brandstätten vorüber (die Letztern rührten noch vom Durchpasse der Argentiner und Cisplatiner her), den fünften Tag unsrer Entfernung von Rio Pardo, Nachmittags das Dorf Capella Santa Maria da Serra. Der Kommandant des Dorfes, ein Miliz-Capitän, welcher mich so ziemlich an den schon geschilderten Festungskommandant von Torres erinnerte, empfing uns, oder vielmehr machte unserm Obrist sein Kompliment vor der Hausthüre, während das Bataillon Halt machte, und in ge-

schlossenen Gliedern das Gewehr beim Fuß hielt. Unser Obrist war inzwischen vom Pferde gestiegen, um die Strohhütten in Augenschein zu nehmen, die uns der Dorfkommandant vor unsern eignen Augen öffnete, indem wir in Reihe und Glied auf der Straße aufgestellt waren. Die erbärmlichen Strohhütten waren weder geräumig noch sonst geeignet, unser Corps zu beherbergen; unser alte Schotte bestieg daher ohne weiters wieder sein Pferd, und unter einer leichten Begrüßung, indem er gegen diesem Dorfschulzen seinen Degen neigte, kommandirte er sein: „Schultert! Vorwärts marsch!" Mit klingendem Spiel und Hörnerschall zogen wir aus dem Dorfe wie wir eingezogen waren, um in der Nähe desselben einen bequemen Lagerplatz für längere Zeit auszusuchen. Ungefähr eine kleine Legoa (Meile) von diesem Dorfe entfernt, fanden wir in einem Wiesengrunde, in dessen Tiefe ein kleiner Fluß sich schlängelte und dessen Ufer mit dichten Gebüschen besetzt waren, die nach und nach in einen großen Wald ausliefen, einen schönen Lagerplatz. Die Sonne war diesen Tag drückend heiß, und jeder verkroch in den Schatten so gut er konnte. Auf der entgegengesetzten Seite stund ein leeres Wohnhaus, welches früher eine Wassermühle war. Ein großes Kammrad, eingetrocknete Kanäle, der Mühlstein und andere zurückgebliebene Gegenstände ließen vermuthen, daß dieses Gewerbe früher in guten Umständen sich mußte befunden haben, und hauptsächlich für Mais und Mandiok zu mahlen bestimmt sein mochte, weil Getreide beinahe gar nicht in jener Gegend gepflanzt wird. Dieses Wohnhaus, welches vermuthlich von seinen Eigenthümern wegen dem ausgebrochnen Kriege verlassen wurde, gewährte jetzt einigen Offizieren ein schirmendes Obdach, denn der alte Obrist hatte vorgezogen, sein Zelt auf dem freien Felde aufzuschlagen. Denselben Abend langten zugleich unsre Bagagekarren an, und Anstalten wurden sogleich getroffen, einige Ochsen zu schlachten und die Rationen zu vertheilen. Die Nacht war indessen herangerückt, die gewitterschwangere Luft lag drückend schwer auf der ganzen

Gegend, und gegen Mitternacht entladeten sich furchtbare Regengüsse, begleitet von dröhnenden Donnerschlägen und zuckenden Blitzen, über unser Lager, so daß dieser Willkomm uns in der Niederung über einen Schuh Wasser bescheerte, dem keiner entgehen konnte; so überrascht waren alle im tiefsten Schlafe von dieser kleinen Sündfluth. Hier erwarteten wir nun den andern Tag einige Befehle oder Nachrichten, ob wohl in dem Dorfe sich später genügende Quartiere vorfinden möchten, während wir einige Tage an der nämlichen Stelle verblieben, erhielten aber statt dessen, den Befehl, auf unsrer Hut zu sein, indem vor einigen Tagen feindliche Streifpartien von General Lavallejas (sprich Lavalliechas) Bande sich in der Gegend gezeigt haben sollten. Auf diese Nachricht hin wurden sogleich die Munitionsvorräthe besichtigt, aber leider waren aus Nachläßigkeit die meisten Kisten scharfer Patronen in Rio Pardo geblieben; nicht einmal scharfe Flintensteine waren aus demselben Grunde vorhanden, und obendrein unsre Gewehre im schlechtesten Zustande, wovon, ich möchte wetten, kaum ein Dutzend derselben in jeder Kompagnie schußfertig gewesen wären. Diese herrlichen kriegerischen Umstände waren allerdings ganz eigener Art, glücklicher Weise war der Feind so gefällig, uns mit seinen Besuchen zu verschonen, obschon er in einer entlegenern Gegend, unweit dem Dorfe Alegrete, dem 13ten brasilischen Jägerbataillon (wenn ich nämlich in der Bataillonsnummer nicht irre bin) die sämmtliche Bagage weggenommen hatte, welche auch zugleich die Tornister jenes Corps geführt, die sie, um geschwinder zu marschiren, auf die Karren geladen hatten. Indessen sollte unser Bataillon so viel als ein Observationscorps bedeuten, und deßhalb mußten Anstalten getroffen werden, uns für einen längern Aufenthalt besser einzurichten. Wir vertauschten daher die vertiefte Niederung gegen eine höher gelegene, weitläufige Ebene, und nun gings an ein Zimmern und Bauen. Innert acht Tagen hatte sich auf diesem leeren Platze durch die Hände der Soldaten ein nicht unansehnliches Dorf gestaltet. Die Hütten jeder Kompagnie waren

in regelmäßige Gassen abgetheilt, zur Rechten lag das Mühlgebäude, und in einiger Entfernung ein geräumiger, mit Ziegeln gedeckter Schuppen, welcher ein Anhängsel der Mühle war, und uns nun als Magazin diente. Auf einer Anhöhe, von der aus man das ganze Lager übersehen konnte, war das große Zelt unsers Obristen aufgepflanzt, an dessen Stelle er hernach eine große, geräumige Strohhütte erbauen ließ, die von einem zierlichen Vordache umgeben, zugleich späterhin den Offizieren als Speisesaal diente. Die nahen weitläufigen Felder und Sümpfe lieferten uns Stroh und Schilf genug, so wie die Waldungen Bau- und Brennholz in aller Fülle. Drei bis vier Kameraden wohnten gewöhnlich in einer geräumigen Hütte und halfen sich in ihren täglichen Arbeiten; späterhin hatten sich einige Soldaten mit wahrem Baumeistertalent ausgezeichnet, und sogar zierliche Hütten mit einem Stockwerk über dem Erdgeschoß aufgebaut, welche sie noch obendrein mit kleinen eingezäunten Gärtchen umfaßten. Unsre Dienstpflichten beschränkten sich auf eine Lagerwache während der Nacht, die das Magazin, das Lager und die Wohnung des Obristen mit Posten besetzen mußte. Eine andere Wache mußte in dem Dorfe Patrouillen liefern, und hatte überdieß ein kleines Haus zu bewachen, worin noch einige Proviantvorräthe und zwei große Fässer Branntwein für den Bedarf unsers Bataillons verschlossen lagen, in diesem Häuschen war zugleich eine kleine Abtheilung angebracht, die der Wache als Dienstzimmer dienen sollte. Den industriösen Soldaten war es aber gelungen, einen Durchpaß zu den lieben Branntweinfässern zu finden, wo sich denn gewöhnlich Unteroffiziere und Soldaten brüderlich in den Raub theilten, den sie sich zu ihrem eigenen Schaden zufügten; da später, als die Dieberei entdeckt war, dem ganzen Bataillon vom Obristen aus die Rationen geschmälert wurden, und einige Zeit zur Strafe sogar ganz ausblieben. Wenn solche Bacchanalien statt fanden, so bekümmerten sich diese Hermannssöhne sehr wenig um ihren kaiserlichen Dienst, und schnarchten bei verschlossener Thüre ruhig und unbekümmert um den

Nachruhm künftiger Geschlechter. Des Sonntags kam gewöhnlich die Familie des Dorfschulzen und der vornehmern ansäßigen Kaufleute in zweirädrigen und dicht vergitterten jalousienähnlichen Karren, von Ochsen gezogen, im Lager an. Diesen spazierenfahrenden Ochsenkarren schlossen sich denn gewöhnlich ihre eifersüchtigen Eheherrn zu Pferde an, und öfters kamen denn auch die Bauern aus der Umgegend mit ihren Weibern und Kindern ebenfalls zu Pferde im größten Sonntagsstaate, wie sie vermeinten, das Lager und uns fremde Ketzer zu beschauen. Wenn solche Besuche statt fanden, so hatte unser alte Schotte zuweilen den verrückten Einfall, wenn er gerade von Grok und Branntwein etwas benebelt war, unsre Heerschaaren zu mustern, und durch die prachtvollen Evolutionen, die wir entwickelten, indem er uns auf den Hügeln und in den Thälern herumhetzte, den gaffenden Dorfteufeln eine sonntägige Kurzweil zu verschaffen. Zuweilen, wenn den Obristen die Langeweile plagte, führte er das Bataillon nach dem Dorfe, und ließ uns dort, wie in Rio Pardo, tirailliren, retiriren u. s. w. Gewöhnlich mußten wir mit grünen Zweigen auf die Tschakos gesteckt und mit brüllendem Gesange ins Dorf einrücken, und nachdem wir einige Manövers ausgeführt hatten, konnten wir auf dem Kirchplatze die Gewehre in Pyramiden stellen, und uns in den Kneipen (Krämerladen) eine Viertelstunde gütlich thun, dann fingen die Manövers wieder von vorne an, und so bald Quarré schließend, bald blind feuernd und plänkelnd im Galopp durch das Dorf springend, ließ denn endlich bei einbrechender Dämmerung der Obrist sein Häufchen vor dem Dorfe sich sammeln, und rückte in weitgeöffneten Gliedern wieder in die Hauptstraße unter dem nämlichen Singsang und Hörnerklang, mit triumphirender Zufriedenheit ins Lager zurück. Während unsers Aufenthaltes in diesem Lager seit Anfangs Januars bis Ende des Monats August hatten wir mit dem größten Heldenmuth wohl gegen 500 Ochsen verzehrt, ohne den Feind ein einziges Mal erblickt zu haben, der übrigens nur aus

kleinen Streifhorden in dieser Gegend mochte bestanden haben, und deren Anzahl und Gefährlichkeit von den angsthaften Einwohnern in ein zu grelles Licht gesetzt wurde. Das 27ste deutsche Jägerbataillon, so wie ein deutsches Lanciercorps, hatten sich am Passo do Rozario tapfer gehalten, so wie überhaupt während ihrer ganzen Dienstzeit im Felde. Der Kaiser hatte sich genöthigt gesehen, schon früher Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, und der wirkliche Friede zwischen dem brasilischen Kaiserreiche und der argentinischen Republik von Buenos-Ayres wurde den 27. August 1828 geschlossen. Die brasilische Armee, die früher bei dem Städtchen Cachoeira gelagert war, hatte nachher bei Ceritto, an der cisplatinischen Grenze, Posto gefaßt. Während dieser Zeit lagen noch verschiedene Corps an mehreren Grenzorten vertheilt, und in diesem Falle befand sich auch unser Bataillon. Es ist also dem tapfern 28sten Jägercorps keineswegs zum Vorwurfe zu rechnen, da man uns, statt auf den wirklichen Schauplatz der Heldenthaten zu führen, nur an den Grenzen mit Fleischfressen beschäftigte; so wenig als der Fuchs in der Fabel dran schuld war, daß ihm die Weintrauben zu hoch hingen. Während der ganzen Zeit, daß wir hier auf der Bärenhaut lagen, hatten wir nur ein einzigesmal für wenige Tage Sold ausbezahlt erhalten, und Lieferungen waren gänzlich ausgeblieben; wir wären bald wie die eingebornen Soldaten zerlumpt und barfuß umhergelaufen, wenn nicht noch zufälliger Weise einige Bagagekarren angelangt wären, deren Inhalt nebst einigen kranken Offizieren und Soldaten in der Provinz Santa Catharina zurückgeblieben war. In den Kisten fanden sich noch Schuhe und andere Effekten vor, die uns nun gut zu statten kamen. Uebrigens hatten auch einige Soldaten Urlaub erhalten, und diese hatten in dem Dorfe selbst als Handwerker Arbeit gefunden, und andere hinwieder in der Umgegend verdienten sich mit Holzhauen, Grabenmachen u. dgl. einige Thaler, die ihren Kameraden während ihrer Abwesenheit die geleisteten Dienstpflichten be-

zahlen mußten; sonst waren auch die Soldaten erfinderisch genug, sich auf krummen Wegen Geld zu verschaffen. Streifzüge wurden nach einsam gelegenen Tabakpflanzungen gemacht; das erbeutete Kraut wurde in Cigarros umgewandelt und im Dorfe verkauft. Mit gestolenen Hühnern wurde zuweilen auch ein kleiner Handel getrieben, oder diese mußten sonst den Magen der Soldaten erquicken. Unser Lager glich auch so ziemlich einem kleinen Dorfe, denn öfters kamen hübsche Negerinnen mit Orangen und Früchten u. dgl., um sie gegen Mandiokmehl und baares Geld umzutauschen. Der nahe kleine Fluß trug auch ziemlich zu größerer Lebhaftigkeit bei; denn in seinen Fluthen badeten sich Offiziere und Soldaten, Marketenderinnen und auch die Afrikanerinnen, worunter besonders eine gewisse Rosa in genauen, freundschaftlichen Verhältnissen mit unserm Obrist stund, und ebenso mit den Offizieren; aber öfters noch mehr mit den Soldaten. (Ueber das Dörfchen Santa Maria da Serra werde ich bei einer andern Gelegenheit, so wie über seine Lage und allfällig bemerkenswerthen Umstände ausführlicheres erwähnen.)

Die Zeit unsers Abmarsches im Monat August konnte nicht mehr lange ausbleiben, da der Friede zwischen beiden Staaten wieder hergestellt war, und die verschiedenen Truppen, die im Felde gelegen hatten, sich nach ihren Winterquatieren zurückzogen. Das 13te Jägerbataillon, welches seinen Obrist wegen Schurkereien nicht mehr als Kommandant anerkennen wollte, hatte ihn voraus- und weggejagt, und kehrte wieder über Santa Maria zurück. Einzelne zerlumpte Kavalleriekorps kamen ebenfalls über Santa Maria, im Rückwege begriffen. Endlich erhielt auch unsre Heldenschaar den Befehl zum Abzuge, und Anfangs September packten wir frühzeitig auf, indem wir zuvor unser Lager in Brand gesteckt hatten, marschirten zum Abschiede noch in das Dorf hinein, und erhielten die Erlaubniß, noch ein wenig zu rasten, indeß der Obrist noch mit dem Dorfschulzen frühstückte. Unser Marsch ging nach gewohnter Weise seinen

Lauf, ohne weitere Abenteuer, zurück nach Rio Pardo, aber dießmal über das Städtchen Cachoeira, welches weiter links und nur acht Meilen von Rio Pardo entfernt liegt. Das Städtchen hat eine freundliche Lage und ist ziemlich stark bevölkert, denn schon bei unserm Durchmarsche gewährte uns selbst der erste Anblick der niedlichen Häuser und der hübschen Negerinnen, Mulattinnen und Indianerinnen, die der Schall unsrer Musik herbeigezogen hatte, und wenn ich nicht irre, aus einer gewissen Sympathie für die Soldaten, ein innerliches Vergnügen. Wir bevouakirten einige Stunden außerhalb des Städtchens. Es war zufällig an einem Sonntage, und eine Menge gaffender Einwohner kamen vor die Villa, um uns in unserm Bivouak zu begucken. Der Kommandant des Städtchens machte seine Aufwartung in höchst eigener Person, und war äußerst leutselig mit unserm Obrist und unsern Offizieren. Diese Herren hatten unter sich ausgemacht, ein Detaschement Soldaten in Cachoeira zu lassen, und deßhalb wurden von jeder Kompagnie sechs Mann ausgeschossen, und nebst einem Hornisten der Obhut eines Ober- und Unterlieutenants anvertraut, die sogleich nach dem Innern des Städtchens hintrabten. Der Stadtkommandant machte indeß unserm Obrist und dem Bataillon seine Abschiedskomplimente, um das Detaschement einzuholen, welches indessen in der Villa vor seiner Wohnung Posto gefaßt hatte, um den Oberhirten zu erwarten. Unser Bataillon war inzwischen aufgebrochen und setzte seinen Marsch nach Rio Pardo fort.

Der Kommandant war in seine Staatsuniform gekleidet, d. h. eine große Jacke von feinem blauen Tuche mit gelbem Aufschlage am Kragen, und ebenso die Aermelaufschläge, die oberhalb noch mit kolossalen silbernen Galons geschmückt waren, welche den Grad eines Obristen andeuteten, und er bekleidete auch diesen Grad in einem Milizregimente wirklich. Sein graues, ehrwürdiges, aber eine ziemlich respektable, viereckigte Peripherie beschreibendes Haupt, war mit einem gewaltig großen

Klapphute bedeckt, der beinahe die Hälfte eines jener Thorflügel zu sein schien, die Simson der Stadt Gaza gestohlen, und sie auf den Schultern nach dem Berge Hebron geschleppt hatte. Dieser kolossale Klapphut war noch mit einer tellergroßen Kokarde geschmückt, die zutrauensvoll unter dem Schatten eines thalergroßen, silbernen Knopfs ruhte, der nach römischer Bauart, mit der Dauer von einigen Jahrhunderten begabt, mit Gigantenkraft eine tauförmig gedrehte Tresse gefaßt hielt. Hinter dieser Kokarde stieg, wie eine majestätische Palme, ein armslanger, schenkeldicker, aber leider etwas von frechen Schaben und Motten zernagter Federbusch empor, der mit den Grabeshügeln ähnlichen, aber schwer silbernen Epaulettes zu liebäugeln schien, die auf den breiten Schultern dieses Helden mit der Innigkeit einer Epheuranke hingen. Auf des Helden Brust reihten sich schwere silberne Knöpfe nach der ewig unveränderlich bestehenden Ordnung des Einmal Eins ohne Formverletzung so recht brüderlich an einander. Dem eben beschriebenen vierschrötigen Oberleibe schloß sich ein respektabler, tonnenähnlicher Bauch an, der in süßer Harmonie an Umfang dem sehr comfortablen Sitztheil gleich kam. Diese vollgewichtige Fleischmasse, die, richtig zu urtheilen, keinem armen Leineweber zu gehören schien, stützte sich auf ein paar blutwurstähnliche Beine, die in ein paar feine blaue Tuchhosen gestopft waren, und mit Krokodillsfüßen endigten, die in einer ganzen Ochsenhaut ruhten, von kunstfertiger Fußbekleidershand in Stiefeln umgewandelt. Ueber den, wie zu vermuthen ist, gewiß keuschen Lenden, war ein sehr einfacher Kavalleriesäbel umgeschnallt. Dieses Männchen war übrigens ein Knirps von kaum vier Schuh Höhe, hatte aber dennoch ein gutmüthiges Gesicht, trotz seinem langen, grauen Schnurrbarte. Diese menschliche Gestalt als Stadtkommandant war aber zu Fuße, und hätte vermuthlich zu Pferde ein größeres Personnage vorstellen können; aber Bescheidenheit ist eine sehr schöne Tugend, daher führte er unser Detaschement ohne Verzug nach der Bürgerwache zu,

welche unweit von seiner Wohnung das Stadtgefängniß bewachte. Die Schildwache präsentirte sehr gravitätisch ihren Säbel bei unsrer Ankunft; wir waren aber nicht wenig erstaunt, als die übrige Mannschaft ohne Waffen aus der Wache trat und ziemlich linkisch sich in Reihe und Glied stellte, um so viel wie möglich eine militärische Haltung gegen den Kommandanten und unser Detaschement anzunehmen. Nach einer kurzen Erklärung, die der Stadtkommandant seinen ehrsamen Mitbürgern gemacht, stolperten sie in ihren Holzpantoffeln ohne Waffen nach Hause, und unsre germanische Schaar, worunter auch ich mich befand, nahm nach geleisteten Honneurs Besitz von der Wache. Die bürgerliche Schildwache trollte sich nach geleisteter Consigne ebenfalls von hinnen; überlieferte aber zuerst ihren alten verrosteten Säbel ohne Scheide unserm Oberlieutenant, was uns nicht wenig lachen machte, da wir nunmehr überzeugt waren, daß zwölf Mann mit einem einzigen Säbel Wache gehalten hatten. Natürlich waren diese tapfern Krähwinkler eben keine gewöhnlichen Kriegshelden, und die Wache bestund daher meistentheils aus friedlichen Krämern, die besser mit der Elle als mit den Waffen umzugehen wußten, und deßwegen mit der allergrößten Bequemlichkeit, mit einem einzigen Säbel, schilterten, der von einer Hand zur andern wanderte, bis jeder seine zwei Stunden ausgehalten hatte. Der gigantische Stadtkommandant hatte inzwischen unsern Offizieren engere Verhaltungsregeln eingeschärft, und versprach für die Chefs und Soldaten baldigst ein besseres Quartier zu besorgen, und eben so sich für Lebensmittel zu verwenden, indem er sich mit kriegerischem Stolze entfernte, während unsre Mannschaft bocksteif in Reihe und Glied stand, mit furchtbarer Gewitterschnelligkeit das Gewehr präsentirend. Das uns anvertraute Gefängniß war, nach seiner flüchtigen Bauart zu urtheilen, früher weiter nichts als ein einfaches Wohnhaus aus Backsteinen erbaut, und wurde späterhin, da das Städtchen weitere Ausdehnung gewann, und zugleich vom Staate den Titel einer Villa und das Privilegium, ein eigenes Halsgericht zu besitzen ertheilt

hielt, zu einem Gefängnisse umgewandelt, und zu mehrerer Festigkeit mauerte man längs der Hintermauer einige harte Feldsteine ein, welche das Ausbrechen der Gefangenen verhindern sollten. Dieses Gebäude, wenn man es so nennen will, war übrigens von den andern Seiten aus betrachtet, ziemlich gebrechlich, und hätte vermuthlich einem Schinderhannes oder Cartouche ein Spielkartenhäuschen scheinen mögen. Die Vorderseite des Innern war durch eine Mauer aus kleinen Feldsteinen aufgeführt, die bis an sechs Schuhe vom Dachstuhl entfernt war, und oben mit Balken von sehr hartem Holze belegt, welche die Diele bildeten; übrigens noch mit einer gemauerten Lage von Backsteinen versehen waren. In der Mitte dieser Mauer war die Gefängnißthüre angebracht, die aus ziemlich starken eichenen Bohlen wie ein Gitter verfertigt, und das einzige Licht war, welches einige Helle in den Kerker warf, der eigentlich nur für die größten Verbrecher bestimmt wurde. Der rechte Flügel, welcher an diese Kerkerwand gränzte, bildete eine besondere Abtheilung, welche nur für leichte Arrestanten gebraucht wurde; er war mit einer ähnlichen Thüre und mit einem Gitterfenster nach der Straße zu versehen, enthielt aber eine andere Zierde, die an der Hinterwand angelehnt war. Diese Zierde war eine Art Block (Tronco) oder vielmehr zwei schwere eichene, dicke Laden, die an dem einen Ende mit einem eisernen Band, wie eine Thürangel zum Auf- und Zuschließen eingerichtet waren, und dessen entgegengesetzte Seite man mit einem Schlüssel schließen konnte. Diese zwei Breter, die, wenn sie geschlossen waren, eigentlich nur ein Ganzes bildeten, waren mit Hals- und Fußlöchern versehen, so daß in jedem Brete die Löcher zur Hälfte ausgeschnitten waren, daß der Gefangene, der diese Strafe dulden mußte, bei dem Oeffnen dieser Maschine mit dem Halse oder dem Fuße in das eine halbe Loch zu liegen kam, welches dann durch seine andere Hälfte des zu schließenden oberen Bretes zusammengepreßt wurde, und so einen zierlichen Halskragen vorstellte. Bei der Ausübung dieser Strafe

muß sich der Betheiligte auf den Rücken und platt auf die Erde legen, indem ihm der Hals zwischen diese Bretter eingeschlossen wird, der Kopf kommt auf der hintern Seite des Blocks zum Vorschein, der übrige Körper hat alsdann das Aussehen wie ein Mensch ohne Kopf. Diese Strafe dauert, je nach Umständen, einige Stunden, oder wohl auch einige Tage; wird aber meistens ausschließlich für Neger und Indianer angewendet. Der linke Flügel des Gebäudes bildete ebenfalls im Innern eine besondere Abtheilung, welche als Wachzimmer diente, und mit Backsteinen wie der Hausgang unter der nämlichen Bedachung gepflastert ist, und einen freien Raum zwischen beiden Flügeln bildet. Der größern Gefängnißthüre gegenüber ist die leere Oeffnung der ehemaligen Hausthüre, welche den Gefangenen die Aussicht nach der Hauptstraße gewährt.

An diesem Justizstalle war noch ein Nebengebäude angebracht, worin der Gefängnißwärter mit seiner Konkubine, einer Indianerin, hauste. In der nämlichen Behausung war noch eine kleine Abtheilung angebracht, die als Küche und Holzbehälter dienen mußte. An der Hintermauer war eine Art Züchtigungsgalgen angelehnt, woran hauptsächlich Sklaven abgepeitscht wurden, und der aus zwei Baumstämmen bestund, welcher mit drei dicken Querstangen verbunden war. Dem Delinquenten wurden bei der vorkommenden Exekution die Arme und die Hände ausgebreitet, und von jeder Seite am äußersten Ende der obersten Querstange angebunden. Auf der zweiten mittlern Querstange kam der Unterleib zu liegen, welcher mit Stricken über die Hüften geschlungen, ebenfalls gebunden wurde, so daß der Hintere dadurch weit in die Höhe ragte. Die Füße wurden wie die Hände ausgebreitet und auch an den äußersten Enden der untersten Querstange festgebunden, welche letztere Operation eine gekreuzigte Menschengestalt dem Zuschauer vergegenwärtigte.

Diese vorausgegangene Lokalbeschreibung war in Bezug auf spätere Begebenheiten durchaus nothwendig, um

dem Leser nachher desto ungehinderter im Laufe der Erzählung fortzuhelfen. Zugleich erlaube ich mir, ehe ich den Faden dieses Soldatenlebens weiter spinne, zuerst noch einige Bemerkungen über das Städtchen Cachoeira, seiner Lage u. s. w. in möglichster Kürze einzuschalten.

Cachoeira ist erst seit einigen dreißig Jahren gegründet, und liegt auf einer Anhöhe am linken Ufer des Jacuyflusses. Die meisten Häuser sind aus Backsteinen erbaut, weiß getüncht und mit hohlen, rothen Ziegeln gedeckt. Die Kirche ist äußerlich von sehr großer Einfachheit, und hat nur das Ansehen eines großen Hauses, hingegen ist ihr Inneres und die Anordnung des Altars nicht sehr geschmackvoll, aber dennoch niedlich und reinlich gehalten, wiewohl auch ziemlich einfach. Die Todten wurden damals in der Kirche selbst begraben. Die Lage dieses Städtchens ist ziemlich angenehm und für den Handel sehr geeignet, weil die Nähe des Jacuys ihm gestattet, mit vieler Leichtigkeit mit der Hauptstadt der Provinz zu verkehren. Elegante Gondeln kommen und gehen beständig von Porto alegre ab und zu, an Rio Pardo vorbei bis nach Cachoeira. Die Einwohner scheinen fröhlicher und gastfreundlicher zu sein als in Santa Maria, und treiben meistentheils Handel. Außerhalb dem Städtchen, nordwestlich, liegt auf einer Anhöhe, dicht an die Villa angrenzend, ein Indianerdörfchen (Aldea dos Indios), die sich Ackerbau treibend ernähren, ohne eben viel Schweißtropfen zu vergießen, denn sie pflanzen nur so viel Mais, als sie gerade zu ihrem Unterhalte nöthig haben, und um ein paar Hühner aufzuziehen. Dieses sonst harmlose Völkchen treibt sich gewöhnlich an Sonn- und Festtagen gerne im Städtchen herum, Weiber und Kinder mitschleppend, sich in Branntwein zu benebeln, zu tanzen und zu musiziren. (Die Violine ziehen sie der Guitarre vor.) Die Indianerinnen sind in ihrer Jugend (im zehnten Jahre sind sie schon halb reif) bis zum zwanzigsten Lebensjahre beinahe durchgehends hübsch zu nennen. Man sieht unter ihnen sehr niedliche Gestalten; ihre etwas bläßlich kupferfarbene

Haut, und ihre glänzend schwarzen Haare, und die in Wollust schwimmenden, aber feuersprühenden, schwarzen Augen, machen sie Zigeunerinnen ähnlich, und sie besitzen noch einige Grade mehr Leidenschaften wie jene. Diese schönen Hexen sind hitzig und verliebt, und haben den Teufel im Leibe, aber dafür sind sie auch schon im zwanzigsten Jahre wie abgewelkte Blumen. Venus zählt in Brasilien, besonders unter den Indianerinnen, die meisten getreusten Dienerinnen, und liederliche Soldaten, obschon keine Heiden, machten dennoch manchen Ausflug nach jenem Dörfchen hin, und viele germanische Brüder vermischten ihr Hermannsblut mit den Töchtern Amaleks, ohne in ihrem jugendlichen Leichtsinne im Geringsten an die deutschen Blondinen zu denken.

Doch endlich muß ich nach dieser nothwendigen Einleitung wieder auf den Punkt zurückkehren, von dem ich abgewichen war; nämlich auf den Abend unsrer Ankunft in Cochoeira, als uns der interessante Stadtkommandant nach seinen geleisteten Versprechungen in der Wache verlassen hatte. Mit einbrechender Dämmerung ließ der Stadtkommandant unsre beiden Offiziere zu sich auf's Nachtessen laden. Nach beendigter Mahlzeit wurde ihnen unweit seiner Wohnung ein unbewohntes, wiewohl etwas baufälliges Haus, zum Quartiere angewiesen. Der Kommandant war übrigens so gefällig, ihnen zwei Bettstellen, nach ländlicher Sitte verfertigt, bestehend aus vier massiven Holzpfosten, mit eben so viel Querstangen versehen, und mit ledernen Riemen überflochten, nebst zwei Matratzen zu borgen. Dem Detaschement wurde inzwischen eine große Strohhütte unweit des Kommandanten Wohnung eingeräumt, die früher als Magazin für Holz und Geräthschaften, so wie für verpfuschte Heiligenbilder, die für die neu erbaute Kirche bestimmt waren, diente, zum Quartiere angewiesen. Wir betteten uns einstweilen auf die nackte Erde wie gewohnt, bis wir nach einigen Tagen selbst an das waldigte Flußufer gingen, um Holz für die Pritschen zu hauen, die wir endlich zu Stande brachten; aber wegen den nöthigen Materialien, die uns man-

gelten, den bekannten preußischen Latten glichen. Den ersten Monat lebten wir hier ziemlich gute Tage; der Dienst war eben auch nicht zu beschwerlich, außer dem Wachtdienst hatten wir ziemlich starke Patrouille Tag und Nacht zu geben, denn früher waren häufig in den Schnapsboutiken und bei Freudenmädchen von den nahen Bauern und Durchreisenden Mordthaten verübt worden. Das Patrouillenlaufen nahmen wir für einen Spaziergang auf, denn wir hätten dabei manches lustige Abenteuer zu bestehen, weil uns vom Kommandanten die Ordre eingeschärft wurde: Jedermann, der sich am Tage oder Nacht mit Waffen erblicken ließe, ohne Verzug zu arretiren. Ueberdieß hatten wir noch die Erlaubniß, in verdächtige Häuser einzudringen, wo entweder bewaffnete Leute spielend oder mit Freudenmädchen anzutreffen waren. Die Ursache zu diesen strengen Maßregeln rührte daher, weil sich nach beendigtem Kriege viel verdächtiges Gesindel nach Cachoeira gezogen hatte, das, wie es hieß, den Kommandanten und einige angesehene Bürger mit Dolchstichen bedroht hatte, und dessen gewöhnlicher Aufenthalt in den Schnapsläden, aber mehrtheils in Freudenhäusern versteckt war. Sonst ist das Gewerbe der Freudenmädchen in Brasilien gar nichts Anstößiges; im Gegentheil, die Mode und Lebensweise der Einwohner rechtfertigt auch dieses mit: „Ländlich, sittlich!“ Kein Wunder also, wenn wir auf unsern patrouillirenden Streifzügen zuweilen ein hübsches Kind im bloßen Hemde, und zuweilen auch ohne Feigenblatt sahen; und daß uns solche Sachen lustig däuchten, werden mir meine schöne Leserinnen gütigst entschuldigen. Auf der Wachstube selbst hatten die Hermannssöhne manchen sehr unzarten Scherz ausgeübt. Sklaven und Sklavinnen, die entweder ihrer Herrschaft entflohen waren oder sonst ein Vergehen sich hatten zu schulden kommen lassen, wurden von ihrer Herrschaft nach der Wache hin transportirt und in den erwähnten gelinden Arrest gesteckt, um den andern Morgen an jenem Zuchtgalgen durch einen alten Indianer, der die Stelle eines Schinderknechts versah, mit einer Knutenpeitsche auf den Hintern barbarisch

abgeprügelt zu werden. Die gutartigen Hermannssöhne mit ihrem Korporal an der Spitze, waren alsdann so mitleidend gestimmt, d. h. wenn solche Afrikanerinnen hübsch und jung waren, sie den Abend vor der Exekution aus ihrem Arrest zu ziehen, und im Wachzimmer mit Liebkosungen im Superlativ zu überhäufen. Des andern Morgens aber wieder in ihren vorigen Käficht zu sperren, aber dann gewöhnlich aus Dankbarkeit, wenn die Exekution losging, bei ihren Herrschaften einige Fürbitten zur Milderung der Strafe einlegten. Charmante Soldatenmanieren! Die weißen Frauenzimmer in Cochoeira fanden solche deutsche Soldatengalanterien sehr garstig.

Ein anderer Vorfall, jedoch anderer Natur, beschäftigte einst das ganze Detaschement. Ein reicher Gutsbesitzer, (er war der Sohn eines Franzosen, der sich vor vielen Jahren in der Nähe des Städtchens eine große Fazenda gekauft hatte), versprach der Wache ein sehr gutes Trinkgeld, wenn sie seinen entflohenen Neger gefänglich einbringen könnten. Diesen Sklaven schilderte er als einen Erzbösewicht und einen riesenhaft-starken Kerl, der schon einige Mordthaten begangen habe, und höchst schwierig zu ergreifen sei. Zwei Tage nachher spazierten zwei Soldaten, die etwas benebelt waren, im Städtchen herum vor dem Zapfenstreich, und erblickten in einer Kneipe den bezeichneten Neger, der sich mit seinen Landsleuten beiderlei Geschlechts in einem betäubenden Sapatteio (Tanz) belustigte. Die beiden Deutschen, begierig nach einem guten Trinkgelde, suchten den flüchtigen Sklaven zu packen, von dem sie aber übel zugerichtet wurden. Glücklicher Weise machte ich in der Nähe mit meiner Patrouille die Runde, und wir eilten auf den erregten Tumult zu, wo wir denn Mühe genug hatten, mit Bajonetten und Kolbenstößen durch die Menge Neger zu brechen, die ihrem Landsmanne hülfreiche Hand leisteten und insgesammt den beiden Soldaten übel zugesetzt hatten.

Von unsrer Wache war indessen auch noch einige Mannschaft herbeigeeilt, um mit Kolbenstößen die Neger zu verjagen. Den rasenden, um sich hauenden Sklaven fi-

zelten wir mit Bajonetten, und brachten ihn nach der Wache, um ihn in den Block zu schließen. Dieser Teufelskerl war wirklich ein halber Riese; er hatte Knochen am Leibe wie ein Schlachtochse, und ein Hals, der dick und fett genug war, und gewiß keinem Chorherrn Schande gemacht hätte. Wir versuchten den Kerl in den Block zu sperren, aber da war kein Loch zu diesem Büffelhals groß genug; der Korporal, der mit dieser alten Maschine auch noch keine genaue Bekanntschaft gemacht hatte, wurde der Sache zuletzt überdrüssig und zwängte den Hals des Negers, so gut es angehen mochte, dennoch in ein solches Loch, ohne jedoch den Block zuzuschließen, und vertraute das Uebrige den Schildwachen. Wir hielten den Kerl für sicher verwahrt, aber der verdammte Lümmel hatte uns während dieser stockfinstern Regennacht einen verteufelten Schabernack gespielt: Die Wände, die, wie schon erwähnt, aus Backsteinen bestunden, waren überdieß von allen Seiten von vieljährigem Regen bespült und mürbe geworden; der Neger wußte diese Umstände zu benutzen, da nach Mitternacht ein dummer Berliner auf seinen Posten zog und eingeschlafen war. Den Block aufzuheben, war dem robusten Neger eine Kleinigkeit, und nachher ein Loch durch die Mauer zu brechen nichts Schwieriges. Bevor er durch dieses Loch entschlüpfte, entleerte er seinen Magen mitten im Gefängnisse und beschmierte mit seinem Unrath die Wände, um unsern Soldaten dadurch die größte Verachtung zu beweisen. Mit Tagesanbruch waren die Soldaten über diesen ihnen zugefügten Schimpf wuthentbrannt und überhäuften die Schildwache mit Scheltworten. Wir mußten uns noch obendrein den Spott gefallen lassen, mit dem uns nachher der Gutsbesitzer, statt dem versprochenem Trinkgelde, reichlich beschenkte. Das ganze Detaschement machte nun unaufhörlich Jagd, um den Kerl zu erwischen, aber erst am dritten Tage nach seiner Entweichung gelang es der Patrouille den Kerl wieder bei einer Tanzpartie zu ertappen. Die Rache der Soldaten kannte jetzt keine Grenzen, als die Patrouille den Neger wieder herbeigeschleppt

hatte. Dießmal gelang es ihnen besser, den Neger in ein ziemlich enges Halsloch zu sperren, daß er halb darin ersticken mußte, und nachdem der Block fest angeschlossen war, wurden ihm von jedem Soldaten mit Ladstöcken und Knebeln so viele Hiebe zugemessen, bis von 20 Mann kaum einer mehr die Arme rühren konnte. Unter allen diesen Hieben muckste der Neger beinahe gar nicht; aber das Aergste war ihm noch aufgespart. Der dumme Berliner, der damals bei des Negers Entweichung eingeschlafen war, und für diesen Dienstfehler zwei Strafwachen aushalten mußte, wollte nicht umsonst gefoppt sein; er holte daher eine Schaufel, um mit derselben des Negers Unrath aufzuschaufeln, und vollführte mit diesem Werkzeuge eine gräßliche Schmiererei auf des Negers Gesicht, der bei dieser Operation, die er nicht gehofft hatte, furchtbar schrie und strampelte. Der Eigenthümer des Sklaven kam den andern Tag nach dem Gefängnisse in Begleitung des Gefangenwärters und des Schinderknechts, um dem Sklaven an jenem Peitschengalgen die verdiente Züchtigung zu ertheilen. Die Exekution wurde mit einer großen Peitsche ausgeführt, die mit fünf knotigen, dicken Striemen versehen war. Der Neger hatte bereits zweihundert furchtbare Hiebe auf den Hintern erhalten, ohne daß seine schwarze Elephantenhaut geplatzt wäre, und erst beim dritten hundert flog das gräßlich zerfetzte Fleisch bei den gewichtigen Hieben der Geißel, die der Indianer mit Henkergenie jedesmal durch den Sand schleppte, in die Luft. Dem Sklaven wurde auf Befehl seines Herrn, nachdem er volle dreihundert Hiebe erhalten hatte, noch Salz und Pfeffer in die scheußlichen Wunden eingerieben. Er wurde nachher in das festere Justizgefängniß gesperrt, und alle Tage eine Woche hindurch wurde diese türkische Exekution an ihm mit der nämlichen Anzahl Streiche und der nämlichen Einreibung vollzogen. Nach beendigter Woche, eines Sonntags, kam ein anderer Sklave von diesem Gutsbesitzer zu Pferde an, und übergab dem Gefangenwärter den schriftlichen Befehl seines Herrn, um den

Gefangenen abzuholen. Dem gräßlich zerfleischten Sklaven, der sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte, wurden die Hände auf den Rücken gebunden, und nachdem ihm der berittene Neger seine lange Schlinge (Lasso), die er am Sattelgurt befestigt hatte, um den Hals warf, galoppirte er durch das Städtchen nach der Wohnung seines Herrn, seinen geknebelten Kameraden nachschleifend. Vorfälle barbarischer Justizpflege sind, wie früher erwähnt, in Brasilien nichts Neues, wie dieß in unserm Europa leider auch noch vorkommt, wo es eben sowohl Beispiele von rohen Soldatenauftritten gibt. Jedoch müssen auch solche Exempel angeführt werden, um den bessern Menschen, der Schamgefühl besitzt, seine Mitmenschen in ihrer Entartung kennen zu lernen; da mein Buch nicht bloß eine trockene Reisebeschreibung, sondern nothwendig auch Schilderungen verschiedener Menschencharaktere enthalten soll, die die Erzählung meines jugendlichen aber wunderlichen Lebenslaufes erfordert. Der wohlwollende Leser und meine schöne Leserinnen mögen mich daher entschuldigen, wenn ich trotz meiner sträubenden Feder dennoch einiger Auftritte erwähne, die zwar in die niederen Sphären gehören, aber dennoch das sittliche Schamgefühl nicht empören dürfen.

In Cachoeira war unser Detaschement bald einheimisch, wie denn gewöhnlich der Soldat überall schnell zu Hause ist. Beinahe jeder hatte sich ein Schätzchen angeschafft, unbekümmert um die Hautfarbe oder gar um die Verschiedenheit der Stände. Schwarze, Mulattinnen und Indianerinnen konnten sich rühmen, die Geliebten der Hermannssöhne zu sein; auch ich junges Bürschchen vergaß sogar für einige Zeit, daß ich helvetischer Abkunft war, und hatte mir eine junge, kugelrunde, feurige, lebhafte, kleine, hübsche Schwarze zum geliebten Gegenstand meiner Einbildungskraft ausgewählt. Das schwarze Teufelskind war wirklich gar nicht häßlich, und ihre rothen Lippen waren gar nicht so breit, wie sie sonst bei den Afrikanerinnen häufig anzutreffen sind. Ihre schneeweißen Zähne und die ganzen Gesichtszüge paßten vollkommen zu dem

ovalen, netten Wollköpfchen, welches sie mit einem großen, buntfarbigen Tuche, wie in einen Turban, geschickt einzuwickeln wußte. Ein hübscher, stolzer Hals, ein, wie schwarzes Ebenholz glänzender, üppiger, runder, wohlgeformter und marmorfester, jungfräulicher Busen, in üppigem Maßstabe harmonirte mit den übrigen schönen Körperformen, die einen Grad von Vollkommenheit zum wenigsten mit Zuversicht vermuthen ließen. Diese schwarze Therese (ihr Name) war ein gutmüthiges Afrikanermädchen, und liebte mich mit vieler Treue, wie ich glaube; sie besorgte mir meine Wäsche und tausend Kleinigkeiten, brachte mir auch öfters das Essen nach der Wache, und regalirte meine Kameraden mit guten Bissen, wenn ich ihr's erlaubte. Sie bediente eine alte kränkelnde Wittwe, die unweit der Wache wohnte, und dieser Therese für ihre getreuen Dienste die Freiheit versprochen hatte; sie konnte im Hause nach Gefallen schalten und walten, daher sie mir denn auch immer die besten Bissen aus der Küche zuerst reichte, ohne im geringsten aus schmutzigem Interesse Geld oder Geschenke von mir zu erwarten. Kurz und gut, dieses schwarze Kind hatte eine Seele, um die sie manches weiße gebildete Frauenzimmer hätte beneiden können. Freilich würde ich ihr ein wackeres Schweizermädchen, so ein edles, anspruchloses, blühendes Alpenröschen vorgezogen haben, wenn ich in Brasilien, oder damals in Cachoeira, ein solches hätte finden können, was um so schwieriger war, da in unserm Vaterlande selbst zuweilen Mangel an solchen Röschen eintritt. Unser Soldatenleben war hier ziemlich behaglich, denn wenn auch die Sold- und Proviant-Lieferungen zuweilen ausblieben, so stahlen wir entweder Hühner, Orangen, Hunde und Katzen, die ohne Gnade in den Feldkessel oder an den Bratspieß wanderten. Die Zäune, Hecken und auch Bauholz gelangten in unsre Klauen, um in der Wachstube oder im Quartier zur Feuerung zu dienen. Einige Besitzer von Schnapsläden, oder auch ihre Ladendiener, begingen die Thorheit, den Soldaten auf Borg Branntwein, Lebensmittel und Waaren abzuliefern, deren Betrag dann freilich

wegen Mangel an diesem schnöden Metalle nicht immer pünktlich entrichtet wurde (was in unsrer großen, gebildeten Welt auch vielen Standes- und andern Personen begegnet), so daß nach einer oberflächlichen Berechnung unser Detaschement, nachdem es von Cachoeira abgelöst wurde, eine Zeche von vierzig Dublonen auf dem Kerbholze hatte. Das müßige Soldatenleben behagte mir indessen doch nicht recht, und ich suchte mich daher in den Feierstunden so viel wie möglich in der portugiesischen Sprache zu vervollkommnen, der ich bis jetzt so ziemlich mächtig ward. Die Offiziere unseres Detaschements waren zwei wackere junge Leute von wohlhabender Familie, der eine ein Schwede und der andere ein Irländer. Durch Zufall war der Schwede eines Offizierburschen benöthigt; ich entschloß mich, diese Bedienstenstelle anzunehmen, weil beide Offiziere eine kleine, ausgewählte Bibliothek besaßen, und zugleich im Besitz vieler portugiesischer Bücher waren, die sie zu ihrem eigenen Selbstunterricht gebrauchten. Die Hoffnung, auch davon Gebrauch zu machen, überwand meine Antipathie, die ich gegen alles hegte, was mit Dienen und Schmeicheln zusammen paßt. Wirklich hatte ich mich in der portugiesischen Grammatik innert einigen Tagen ziemlich eingeübt, und konnte schon zu schwierigen Stylübungen schreiten. Nicht so große Fortschritte machte ich indessen im Bedientenfache. Obschon ich nicht viel Beschäftigung hatte, als des Morgens Kaffee zu kochen, die Waffen und Kleidungsstücke zu putzen, so benahm ich mich dennoch ziemlich linkisch dabei, und besonders den Pot de Chambre auszuleeren, war mir eine wahre Höllenpein. Ich machte daher mit meiner schwarzen Therese einen soliden Vertrag, um meinen Domestikangelegenheiten durch ihre tägliche Beihülfe einen bessern Anstrich zu geben. Inzwischen schrieb ich und lernte unermüdet, bis ich endlich überdrüssig wurde, die Bedientenstelle länger zu versehen, und mich aus der Stiefelputzersphäre mit meinem literarischen Schatz wieder zurückzog. Ein volles Vierteljahr, in dessen Laufe ich Zeuge von vielen menschlichen

Verrücktheiten war, hatte das Detaschement in diesem Städtchen zugebracht, und wurde nach einigen Tagen von einem frischen Transport unsers zu Rio Pardo garnisonirenden Bataillons abgelöst. Im Monat November verließen wir dieses uns aus vielen Ursachen lieb gewordene Städtchen, und passirten noch denselben Tag den kleinen Fluß Botucarahy ziemlich ermüdet, indem wir kurz vorher einen zwei Meilen langen, bis an die Hüften reichenden Sumpf durchwatet hatten. Wir bivouakirten diese Nacht auf der entgegengesetzten Seite des Flusses, und hielten unsre Mahlzeit von den mitgeschleppten Rationen im Leinen-Beutel, den jeder Soldat auf dem Marsche mit sich tragen muß. Der Botucarahy ist einer der unbedeutendern Flüsse, sein Bette ist von einer beträchtlichen Tiefe und sein Lauf schnell und reißend. Seine Quelle befindet sich nördlich im Gebirge, und strömt nach Süden in zahllosen Krümmungen, um sich unweit Cachoeira in den Jacuy zu ergießen. Wir brachen den andern Morgen frühzeitig auf und erreichten bald den kleinen Weiler Cruz-Alta, welcher nur drei und eine halbe Meile von Rio Pardo entfernt ist. Wir rasteten einige Stunden in der Umgegend, und verfolgten nachher unsern Weg unausgesetzt unter schlechter, kalter Witterung, bis wir gegen Abend unsre alte, bekannte Garnison erreichten und wieder, in unsere Kompagnien eingetheilt, von unsern lustigen Tagen in Cachoeira träumen konnten.

Allerlei närrische und ernsthafte Begebenheiten. Dessertion des Verfassers. Schluß des ersten Theils meines Buches.

Und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in Ewigkeit nichts als eine schöne Morgenröthe wäre, so will ich lieber mit der Morgenröthe sterben, als den glühenden ehernen Himmel der blinden Despotie über meinem Schädel brennen lassen.

Seume.

Indessen hatte sehr vieles eine große Aenderung in unserm Bataillon erlitten. Unser alte wackere Obrist, Mac Gregor, wurde, während unser Detaschement in

Cachoeiro lag, nach Rio de Janeiro, wie es hieß, vor das Kriegsgericht berufen, um wegen vieler gegen ihn eingegangenen Verleumdungen und Anklagen Rede zu stehen. Major Dreier aus Hannover hatte während seiner Abwesenheit provisorisch den Kommandostab über unser Bataillon erhalten, und wußte denselben trotz einem russischen Korporal zu handhaben; was seinem Charakter als Mensch und als Landsmann dieser unglückseligen germanischen Armensündertruppe verdammt wenig Ehre machte. Zuerst krönte er den Antritt seines Regiments mit der Einführung des gänzlich abgeschafften und vergessenen Stocksystems, welches letztere unter dem menschlichgesinnten alten Schotten und seit der Soldatenrevolte in Rio de Janeiro in Vergessenheit gerathen war. Wahr ists, daß der alte Obrist in vielen Sachen zu nachsichtig war, und streng militärische Disciplin unter seinem Kommando eben nicht im höchsten Grade statt fand, denn die Soldaten achteten ihre Offiziere sehr wenig, aber hauptsächlich nur die unwissendern und schlechtern, die dem Soldaten auch keine Ehrfurcht einflößen konnten, welche unser alte Schotte auch für schlecht hielt, und solche selbst vor den Soldaten nicht am glimpflichsten behandelte. Ob Major Dreier, dem man vor seinem Regierungsantritte unter dem alten Obrist keine unrechtmäßigen Handlungen, so viel ich weiß, zur Last legen konnte, etwa für eine scheinbare Gleichgültigkeit oder Mangel an Ehrfurcht gegen seine Person, wofür er vielleicht die Soldaten im Verdacht hatte, Rache nehmen wollte, weiß ich nicht, wohl aber, daß er den Grundsatz angenommen hatte, das deutsche Pack muß Prügel haben, sonst kann man nichts aus dem Gesindel machen! Diese seine Lieblingsansicht hatte er öfters im benebelten Zustande laut in der Kaserne ausgerufen. Aus zuverlässigen Quellen weiß ich, daß Major Dreier bei Antritt seiner Stelle die schwierigsten Arbeiten machen mußte, und anfänglich Tag und Nacht beim Schreibtische zubrachte, indem die Rechnungsbücher und Schriften über das Verwaltungswesen des Bataillons im äußerst

verworrenen Zustande sich befanden. Diese ermüdende und schwierige Arbeit, so wie sein starker Hang zur Trunkenheit, und eingegangene Klagen über Dienstfehler und Vergehungen, die sich wirklich die Mannschaft einige Male zu schulden kommen ließ, steigerten noch mehr sein ohnedieß exaltirtes Gemüth, und brachten ihn zu rohen, niedrigen Ausschweifungen und Ausbrüchen kleinlicher, erbärmlicher Wuth, die er mit blutigen Merkmalen auf den Rücken seiner Landsleute zurückließ. Schon ließ sich unter seinem Prügelsystem jener erbärmliche, niederträchtige, schadenfrohe Geist wieder wahrnehmen, der nicht allein diesem deutschen Kehrichthäufchen eigen war, sondern leider dem ganzen fürstlichdeutschen Bedientenvolke zu unsrer jetzigen Zeit noch ausschließlich eigen ist. Freilich konnte man die despotische Behandlung, die sich Major Dreier erlaubte, von dieser Seite aus betrachtet, beinahe entschuldigen, wenn man diese behosten, erbärmlichen, heimtückischen, alten Huren sich gegenseitig verfolgen, verläumden und hassen sah. Ungeachtet aller dieser Umstände finde ich dennoch keine Ursache, seine Verfahrungsweise im geringsten zu billigen, so sehr ich ihm möchte Gerechtigkeit wiederfahren lassen, da ich sein späteres rohes Betragen mit seinem frühern nicht zusammenreimen kann; denn als er noch in Rio Janeiro die Stelle eines Kompagniechefs bekleidete, so ertheilten ihm viele Soldaten das Lob eines wackern, menschenfreundlichen Offiziers. Aber es mochte Herrschsucht, die gewöhnlich ihren Sitz in kleinen übermüthigen Seelen hat, ein unedler Hebel seiner Handlungsweise sein, denn er erlaubte sich Dinge, die nur einem souveränen Fürsten, etwa einem der 365 Königlein der deutschen Länder hätten einfallen können. Einige Monate später, in Porto alegre, hatte er auf öffentlicher Parade dem brasilischen Platzkommandanten eine Ohrfeige gegeben, und in der Zwischenzeit eine Negersklavin überritten, weil sein Kopf im unaufhörlichen Bacchusdienste beständig illuminirt war.

Während meiner letzten Dienstzeit in Rio Pardo war ich persönlich Augenzeuge seiner unedlen Herrscher-

laune. Baarhäuptig kam er zuweilen von seinem Quartier in die Kaserne gelaufen, den Soldaten schimpfend und drohend zurufend: „verfluchtes Gesindel, ihr sollt noch dressirt werden, daß ihr das Donnerwetter in Magen kriegt! euch fürchte ich nicht; denn ihr Dummköpfe sollt mich nicht todt schlagen wie den Italiener in Praya Vermelha“ u. s. w. Bei solcher Gelegenheit, wenn er es in seiner betrunkenen Lage für gut fand, ließ er sein armseliges Häufchen ausrücken, um bei den geringsten Fehlern irgend einen armen Teufel zu finden, an dessen zerschlagenem Rücken er seine holden blauen Augen erquicken konnte. Doch finde ich kein Vergnügen darin, mein Gedächtniß anzustrengen, um den Leser noch länger mit den Schattenseiten dieses Mannes, der dennoch auch seine gute Seite, wie jeder verblendete menschliche Thor, hatte, zu unterhalten.

Eine tragi-komische Anekdote verdient jedoch zur Belustigung noch angeführt zu werden, die dem Leser, wie ich hoffe, nicht unwillkommen sein wird.

Der Vice-Conde in Rio Pardo war durch die Geburt eines erlauchten Söhnleins von seiner erlauchten Ehegesponsin erfreut worden, und die Taufe dieser zarten gräflichen Lendenfrucht sollte acht Tage später durch ein glänzendes Fest verherrlicht werden, wozu seine vicegräfliche Hoheit unsern Major Dreier nebst seinen Offizieren allerhöchst gnädigst herablassend eingeladen hatte. Dieser wichtige Tag erschien endlich, und die zahlreiche Noblesse der Stadt machte der vicegräflichen Hoheit ihre allerunterthänigsten und demüthigsten Komplimente, begleitet mit den feurigsten Glückwünschen für die irdische und himmlische Wohlfahrt des erlauchten gräflichen Paares und ihres zarten Pfandes der Liebe. Des Nachts sollte ein kostbares ausgewähltes Souper und ein brillanter Ball das große Fest beschließen. Unsre Offiziere fanden sich natürlich sehr frühzeitig beim Schmause ein, und versäumten auch nicht, sich zu benebeln, welches dem Vice-Conde desto mehr Vergnügen machte, da er selbst im Weintaumel und vor Vaterfreuden sich nicht mehr auf den

Beinen halten konnte. Ein solches Fest konnte natürlich nicht friedlich ablaufen, da ja Hermannssöhne gegenwärtig waren, und voll von süßem Weine in ihrer heroischen Begeisterung sich nach irgend einer ehrbaren Klopffechterei sehnten, wo sie entweder ihre nordischen Fäuste oder die Schärfe ihrer Schwerter versuchen konnten. Es liegt hinter den Sternen am Himmelsgewölbe im Buche des Schicksals, vermuthlich mit schwer zu entziffernden Hieroglyphen, aufgezeichnet, ob diese nobeln deutschen Herren nicht schon vielleicht Händel unter sich selbst angefangen hatten, oder zum wenigsten Willens waren, den Feuerfluß ihrer Reden mit handgreiflichen Argumenten zu begleiten, oder mit kräftigen Faustschlägen ihrer gerechten Sache den Stempel der Wahrheit aufzudrücken. Die himmlischen Mächte haben aus ewig unerforschlichen Gründen den Leser sowohl als den Verfasser in dunkeln Muthmaßungen über diesen Gegenstand gelassen, und daher geziemt es armen Sterblichen durchaus nicht, mit vorwitzigen Grübeleien die begebenheitsschwangere Nacht der Geheimnisse aufzuwühlen, da selbst Rottecks Weltgeschichte über diesen Punkt tiefes Stillschweigen beobachtet. Doch möge meine schwache Feder versuchen, die starke und große Versuchung, womit jetzt der Herr der Heerschaaren unsre gerechten Offiziere prüfte, in ihrem vollen herrlichen Glanze zu beschreiben. Die grauenvolle, verhängnißvolle neunte Abendstunde hatte in der geheiligten Stadt Rio Pardo geschlagen, und rief zugleich Soldaten und Bürger zur Ruhe. Unsre Hornisten, im heiligen Diensteifer, ergriffen ihre Instrumente, um auf dem Hauptplatze vor dem gräflichen Pallast ihre Hörner erschallen zu lassen, und die Retraite in der Runde herum abzublasen. Dem Vice-Conde mußte vielleicht etwas Militärgeist in die Beine gefahren sein, oder seine Lebensgeister mochten wahrscheinlich frischer Luft benöthigt sein, denn der kräftige Hörnerschall hatte seine gräfliche Durchlaucht ans Fenster gelockt, um höchstdero gräfliche Ohren an der göttlichen Musika zu ergötzen; seinem Beispiele folgten auch noch einige brasilische Nobeln und Damen des nämlichen Gelichters. Der Vice-Conde,

den der Wein und die Vaterfreuden zur fröhlichsten, herablassendsten Laune gestimmt hatte, rief die Hornbläser und einige Soldaten, die sich jenen angeschlossen hatten, zu sich näher ans Fenster, und redete sie wohlwollend und einladend an: „kommt, Deutsche, herein und trinkt Wein! Hurenkinder! heute habe ich, der Vice-Conde von Rio Pardo, Kindtaufe; daß ihrs wißt, Hurenkinder!" Die germanischen Trompeter und ihre sie begleitenden Kameraden traten ein in das Freudenhaus; denn das Wort „trinken" hatte eine stark wirkende Zauberkraft über sie ausgeübt. Der gastfreundschaftliche Hauswirth in der Person des Vicegrafen machte den deutschen Söldlingen selbst die Honneurs, und führte sie mit etwas schwankenden Füßen und schwindelndem Haupte in den Kreis der versammelten Gäste, wo er sie nöthigte, abzusitzen, und sich der Weinflaschen zu bemächtigen. Innigst gerührt über solche unerwartete allerhöchst gnädigst herablassende gräfliche Freundschaft ergriffen die deutschen Kämpen die vollen Gläser und ließen sich den delikaten Oportowein munden; höchst wahrscheinlich die gefährlichen Gefechte, die sie bei der Ochsenfresserei in Santa Maria, ruhmvollen Andenkens ausübten, über den Bacchusdienst vergessend, brachten sie in zierlich verhunztem Portugiesisch ihrem hohen Gönner und Hauswirth feurige, aber etwas stotternde Toaste. Der gräfliche Wirth wollte sich vor ausgelassener Freude halb todt lachen über die Fröhlichkeit seiner Gäste, und schenkte ihnen selbst tapfer ein, um sie zu ermuntern. Die deutsche Offiziersheerde gewahrte erst jetzt die neuen Theilnehmer des Festgelages; sie waren dummerweise grimmig erbost, als sie in denselben ihre Untergebenen erkannten. Die würdige Kampflust, die schon in ihren heroischen Busen gefahrschwanger hauste, glaubte jetzt ein glorreiches Feld vor sich zu haben, um mit aller Macht ihre Gassenschlingeleigenheiten und ihre Autorität und allenfalls ihre Streitkräfte zu entwickeln. „Was thut ihr hier? verdammte Schweinekerls! Packt euch zum Teufel, verdammte Schweinehunde!" Mit diesen Worten brüllten die besoffenen Offiziere die halb benebelten

Soldaten an, und erhielten von denselben eine vernünftigere Antwort, als sie sonst für jene Frage verdient hätten: „Meine Herren, der Vice-Conde hat uns hier eingeladen, und sein Haus ist nicht unsre Kaserne; hier haben Sie uns nichts zu befehlen, so lange noch etwas zu saufen vorhanden ist. Der Soldat muß auch etwas haben.“ Hierauf zogen die guten Hirten dieser störrischen Böcke ihre Säbel, um den gottlosen Mund der Majestätsverletzer durch Klingenhiebe zu verstopfen; aber die Herren Soldaten wußten, Gott weiß aus welcher Bibel, das Wörtchen „Selbstvertheidigung“ auswendig, und stritten mit Bärenmuth gegen ihre Angreifer; ihre Trompeten als Streitärte gebrauchend, da sie nicht mit scharfen Waffen für einen solchen Scharmützel vorbereitet waren. Die übrigen unbewaffneten Soldaten sahen sich genöthigt, wegen dem ausgebrochnen Kriege das heilige Gastrecht zu verletzen, und mit kampfgeübter Hand ergriffen sie Bouteillen, Gläser, Teller, Stühle und was sich vorfand. Die friedlichen Gäste, Herren und Damen, zogen sich scheu von dem Schauplatze des verheerenden Krieges nach andern Zimmern zurück; denn vergebens hatte der Vice-Conde durch das ganze Ansehen seiner Person und vernünftige Bitten, die ergrimmten Kämpfer zu besänftigen gesucht. Der Teufel der Zwietracht schüttelte die lodernde Fackel des Zorns immer stärker, und auf dem Schlachtfelde floß Blut und Wein in Strömen. Doch gelang es den Soldaten, die in solchen Bierkneipenschlachten einst im schönen hochdeutschen Vaterlande, als löbliche zünftige Handwerksgesellen, auf manchem Tanzboden über stolze, egoistische, prahlende Studenten und fürstliche Landdragoner glorreich gesiegt hatten, auch dießmal ihre Schweinshirten, die jedoch mit Löwenmuth jeden Fußbreit Erde vertheidigten, bis an die Hausthüre zurückzudrängen, und daselbst mit deutscher Redlichkeit sich so tüchtig zu klopfen, daß keinem sein gutes Theilchen ausblieb. Während sich noch die Erbitterten auf dem Platze vor der Hausthüre herumbalgten, waren die zurückgebliebenen brasilischen Freudengäste so klug, die

Hausthüre zu verschließen. Was dieselben aber von der Bildung und Zartheit der Gefühle, welche die deutschen Fremdlinge an den Tag gelegt hatten, mochten gedacht haben, wage ich nicht zu enträthseln. — Unsre Streitenden mochten indeß, von der kühlen Abendluft angefächelt, wieder in etwas zur Besinnung gelangt sein, denn sie suchten sich von dem Kampfplatze zurückzuziehen, zum Abschiede einander „verdammte Schweinehunde!“ zurufend. Der Schaden, der dadurch im gräflichen Pallaste entstanden war, war gewiß nicht unbeträchtlich; denn an zertrümmerten Fenstern, Möbeln und allerlei Geräthschaften fehlte es nicht. Die Folgen dieses Gassenschlingelscharmützels, liederlichen Andenkens, glichen den würdigen Offizieren auf ein Haar; denn elende, niedrige Rachsucht an ihren Untergebenen später dafür auszuüben, schien diesen Tröpfen wahre Herzenslust zu sein. Die gemeinsten und niedrigsten Sklaven, so wie die kleinsten Kinder, wiesen mit Fingern auf die germanischen Offiziere, wenn sie solchen nach diesem Auftritte auf der Straße begegneten. Inzwischen erhielten einzelne Soldaten, die längere Zeit schon gedient hatten, nach ihrer abgelaufenen Kapitulationszeit ihren Abschied, und so schmolz denn das ohnehin schwache Häufchen immer mehr zusammen. Die Plackereien und Hudeleien im Dienste steigerten sich täglich mehr, da die Mannschaft immer abnahm.

Eine kleine Bemerkung, wie die brasilische Justizpflege die Gesetze handhabt, erlaube ich mir noch im Vorbeigehen einzuschalten. Wir mußten abwechselnd mit Kavalleriesoldaten vom fünften Regiment, welche in der nämlichen Kaserne mit uns einquartirt lagen, die Justizgefängnisse und andere Posten in der Stadt mit Wache besetzen. In dem Justizgefängnisse war damals eine junge, schöne, verheirathete Mulattin verwahrt, welche das höchst sonderbare Verbrechen begangen hatte, ihrem Ehegemahl (ich weiß nicht aus welchen Gründen) vermittelst eines Rassirmessers im keuschen Ehebette ein gewisses Glied abzuschneiden; etwas, was meine Leser

genugsam kennen, und meine schöne Leserinnen, ich bitte ja nicht zu zürnen, mit einer lieblichen Schamröthe auf den holden Gesichtchen, vermuthlich errathen werden.

Dieses unüberlegte, ungeheure Verbrechen, das sich die junge, aber sehr freche Sünderin zu schulden kommen ließ, hatte leider den schrecklich schnellen Tod ihres bedauernswerthen Gatten herbeigeführt. Die leichtfertige Verbrecherin wurde daher, als Strafexemplar ihren Schwestern im ganzen Lande dienend, in einen schwarzen Kerker gesperrt, um für ihr gräßliches Verbrechen zu büßen, worüber alle gefühlvollen Männerherzen im ganzen Lande mit tiefem Gram und Entsetzen erfüllt wurden. In einem Sprüchworte soll es heißen: „Selbst eine Sklavin, wenn sie Notabene nur schön ist, ist eine gebietende Königin!“ Ob die Herren und Mitglieder der Justizverwesung in Rio Pardo dieses Sprüchwort mochten gekannt haben, kann ich wahrlich nicht beschwören, wohl aber, daß die schöne Mulattin aus ihrem düstern Kerker in ein bequemes Zimmerchen der Wohnung des Gefangenwärters versetzt wurde, wenige Tage nach ihrer Gefangennehmung. Freche Lästerzungen wollten mit Gewalt behaupten, daß man aus Auftrag einiger großen Herrn, welche, man denke sich die schrecklichste aller Verläumdungen, sogar Mitglieder der Justizverwaltung gewesen wären, ein weiches Ruhebette in das Zimmer dieser zweiten schrecklich modernen Judith gebracht habe. Es begab sich aber, daß die Aeltesten und Schriftgelehrten aus Rio Pardo sich nach dem Gefängnisse der Sünderin verfügen thäten, und dieselbe in peinliches Verhör nahmen. Diese Herren hatten vermuthlich aus väterlicher Milde den Entschluß gefaßt, sintemal und alldieweilen höchstdieselben wohlweislich und füglich erwogen und erfunden hatten, daß nur der Weg der Güte und der Gnade zu dem Herzen der Sünderin gelangen möchte. Sothane, wohlweisliche Maßregel verdient in allen christlichen Landen und zu allen Zeiten beobachtet zu werden, um schöne Sünderinnen in den Schoß der solche Sachen liebenden Kirche zu führen.

Also aus diesen vollgewichtigen Gründen hatten sich die menschenfreundlichen Justizverwesungsglieder in das düstere Gemächlein der gefangenen Sünderin begeben, um sich noch obendrein zu überzeugen, ob die Sünderin in ihrem Verbrechen gänzlich verstockt wäre. Daß sie nicht so ganz verstockt war, kann ich beschwören, denn als ich einst im Innern des Gefängnißhofes Schildwache stand, kam sogar der Herr dickwanstige Vice-Conde selbst im größten Incognito, auf sein spanisches Rohr freundlich schmunzelnd gestützt (es war eines Abends, bei eingetretener traulicher Dämmerungsstunde), und wollte sich persönlich von ihrer Verstocktheit überzeugen. Alle diese Ueberzeugungen hatten endlich die Folge, daß, nachdem alle diese großen Herren so viel Ueberzeugungen geschöpft hatten, daß sie endlich vollkommen insgesammt überzeugt wurden, daß die Sünderin auf dem Wege der Besserung begriffen sei, und ihr daher die Freiheit wieder schenkten. Solche Ueberzeugungen, so viel ich mich noch aus dunkeln Gerüchten erinnern kann, sollen sogar von Justizverwesern in unsrer schweizerischen Republik, so wie in den hohen und niedern deutschen Ländern auch schon geschöpft worden sein. Aber ich rufe mit König David aus: „ich hasse die Versammlung der Schälke, und will nicht sitzen bei den Gottlosen!“

Mit jedem Tage ward ich dieses elenden Soldatenlebens überdrüssiger, und mein Inneres mußte nur erbitterter werden, bei dem Anblicke aller der Niederträchtigkeiten, die unter diesem erbärmlichen deutschen Häufchen vorfielen. Mein jugendlicher Leichtsinn gab endlich wieder den Rathschlägen der Vernunft Gehör; ich sah jetzt wohl ein, daß mich der längere Aufenthalt unter diesem Rachekorps für alle bessere Gefühle mit der Zeit unempfindlicher machen, und mich wohl gar zum Müßiggänger stempeln würde. Der portugiesischen Sprache war ich ziemlich mächtig, und mit meinem robusten Körper traute ich wohl als freier Mann mich in alle Arbeiten zu finden, um doch wenigstens auf diese Art ein würdigeres Mitglied der menschlichen Gesellschaft

zu werden; daher drang sich mir von Neuem wieder mein alter Schwur auf, den ich als Rekrute zur brasilischen Fahne abgelegt hatte; nämlich so bald als möglich dieser den Rücken zu kehren. Die Umstände zu meinem Vorhaben waren mir jetzt günstiger als damals in Rio de Janeiro, wo ich der Landessprache nicht mächtig und vor Aerger krank war; auch konnte ich leicht unter der Menge der verabschiedeten Soldaten, die sich in der Provinz herumtrieben, vor allfälligen Verfolgungen der Landespolizei und Milizen sicher sein. Ein eigener Einfall, der mir zustieß, war auch Ursache, daß mein Entschluß desto schneller zur Reife kam.

In einer stürmischen, stockfinstern Regennacht traf sich's, daß ich gerade in der eilften Stunde auf Schildwache stand, bei einigen Kompagnien wurde noch Gesang und Lärm gehört, da oft Soldaten als Handwerker sich in der Stadt Geld verdient hatten, und ihre Kameraden mit Branntwein regalirten. Das Getöse und der Lärm wurde immer stärker als die Soldaten zu tanzen anfingen, und mit voller Kehle eines ihrer Lieblingslieder: „Mädel spring nicht so hoch“ u. s. w. brüllten, dessen Ableierung ihnen zugleich als Tanzmusik diente. Der Lieutenant Z**, der denselben Tag als wachhabender Offizier in der Kaserne war, kam endlich zu den Kompagnien gelaufen, um Ruhe herzustellen: „verdammte Schweinigels, wollt ihr wohl Ruhe halten, oder das Donnerwetter soll euch …“ „Ho, Ho!“ antworteten die Soldaten, „Herr Lieutenant scheren Sie sich zum Teufel! glauben Sie denn, uns Soldaten gehöre gar nichts, es geht uns ja schlecht genug in Brasilien; wir können ja wohl ein bischen lustig sein!“ Der Offizier entfernte sich nach solchen deutlichen Demonstrationen, kehrte jedoch noch zweimal etwas später, aber auf noch gröbere Art zu den Kompagnien zurück, und wurde auf die nämliche Art wieder empfangen. Diesen Augenblick mußte wirklich der Teufel los sein; ich hatte meinen Kopf durch das enge Pförtchen gesteckt, um einer zufällig vorübergehenden Person mein „Werda!“ zuzubrüllen, als ich

einen schmerzhaften Schrei dieses Offiziers hörte, der indeß innert dem Thorwege auf und ab spazierte. Als ich mich geschwinde umdrehte, gewahrte ich, daß dieser Lieutenant mit beiden Händen den Bauch hielt, sich schmerzlich krümmend und schreiend nach dem Hintergrunde des Kasernenhofes zurückzog. Zugleich erblickte ich einen bürgerlich gekleideten Menschen, der gerade auf mich zueilte, um mich zu überraschen und aus dem engern Pförtchen zu entwischen, welches in dem großen verschlossenen Hofthore für die Schildwachen angebracht war; schleunigst hielt ich ihm mein Gewehr vor, erkannte aber sogleich, daß er ein ehemaliger degradirter Sergentmajor war, der sich in Civilkleider geworfen hatte, und mir weiß machen wollte, daß er zu einem Mädchen gehen müsse u. s. w. Dessen ungeachtet weigerte ich ihm den Durchpaß, und er entfernte sich fluchend gegen die hintere Seite des Hofes nach der Quartierküche. Weder das Schreien des Offiziers noch das Betragen dieses Soldaten konnte ich mir diesen Augenblick erklären. Der bald darauf erfolgte Lärm und das Geschrei: „der Lieutenant Z** ist erstochen worden!“ belehrte mich in meinem Irrthume. Meine Pflicht wäre es gewesen, wenn ich nämlich dieses Attentat wirklich gesehen hätte, die ganze Wache ins Gewehr zu rufen. Da ich natürlich von nichts wußte, so fand ich auch nicht für nöthig, Allarm zu machen. Indessen hatte man den Zustand des verwundeten Offiziers genauer untersucht, und im Unterleibe eine kleine Wunde entdeckt, die ihm jener Soldat mit einem im Jackenärmel versteckt gehaltenen Bajonett beigebracht hatte, was den Offizier vielleicht das Leben gekostet hätte, wenn er nicht gerade durch eine zufällige Biegung des Körpers dem Stiche ausgewichen wäre. Mir war bei dem ganzen Vorfalle nicht wohl zu Muthe, denn als Schildwache hätte man mir die ganze Last auf den Hals werfen können. Der Lieutenant war indessen auf dem Lager eines Marketenders ausgestreckt, und erhielt bald nachher den Besuch des Majors Dreier und einiger Offiziere. Ein Glück war's, daß der verwundete Offizier dem Major er-

klärte, daß die Schildwache an dem ganzen Vorfalle unschuldig sei; sonst hätte meine Wenigkeit nicht viel Gutes erfahren, denn gleich bei seinem ersten Eintritte erklärte der Major, daß die Schildwache für ihren Dienstfehler in Arrest gesteckt würde, und nach der Untersuchung mit zweihundert Stockhieben regalirt werden sollte, welches aber durch das abgelegte Zeugniß des Offiziers unterblieben war. Patrouillen wurden nun nach allen vier Weltecken ausgesandt, um den flüchtigen Thäter aufzuspüren; aber erst den dritten Tag gelang es einigen Kavalleriesoldaten, den unbewaffneten Flüchtling aufzugreifen und nach dem Quartiere ins Gefängniß zu schleppen. Eine Art Kriegsgericht wurde nun aufgestellt, die ganze Wache und der Thäter täglich ins Verhör berufen, ohne durch den trägen Gang des Prozesses zu einem entscheidenden Resultat zu gelangen. Diese Hudelei und der sonstige strenge Dienst, da wir immer unterm Gewehr sein mußten, beinahe nie aus dem Lederzeuge kamen, war mir jetzt gänzlich zuwider, obschon ich während der Zeit zum Fourier befördert wurde. Endlich war der Himmel uns armen Teufeln so günstig, daß uns für zwei Monate Sold ausbezahlt und zugleich eine Lieferung Schuhe zu Theil wurde. Diese Gelegenheit war zu verführerisch; nur ein guter Reisegefährte mangelte mir. Ich versuchte, meinen Landsmann und Schulkameraden, Friedrich Kramer, zu überreden, und mahlte ihm mit den feurigsten Farben die goldne Freiheit vor; aber ich predigte tauben Ohren. Hingegen fand ich bald eine gute ehrliche Haut, einen Kürschnergesellen aus Bärenburg, der mit meinem Plan vollkommen zufrieden war, und somit machten wir einige nothwendige kleine Einkäufe, und versahen uns hauptsächtlich mit Lebensmitteln und langen Messern. Kurz vorher hatte ich für mich und meinen Kameraden falsche Abschiede geschrieben und gesiegelt, da ich als Fourier gute Gelegenheit dazu hatte. Am festgesetzten Tage unsrer Desertion begaben wir uns mit einem Bündel unsrer Wäsche ans Ufer des Jacuy, und reinigten dieselbe trotz den besten Waschweibern. Als wir mit derselben nach dem Quartier zurückkehrten, holten

wir unsre Mäntel, um vor dem Kasernenthor unsre Wäsche zum Trocknen darauf auszubreiten; indeß wir noch einige Kleinigkeiten hinter einer Hecke, die nahe am Wege unsrer vorgenommenen Flucht lag, verborgen hatten, erwarteten wir im Quartiere die anrückende Nacht, die uns ihren finstern Schutzmantel zu unserm Vorhaben borgen sollte. Nur zu langsam für uns kam die Nacht angeschlichen; glücklicher Weise war es ziemlich finster, und ohne Hindernisse schlichen wir uns mit unsern leinenen Proviantbeuteln, die noch einige gerettete Kleinigkeiten enthielten, aus der Kaserne, und rafften in einiger Entfernung von derselben unsre ausgebreitete Wäsche und die Mäntel zusammen, uns anfänglich langsam entfernend. Wir hatten wirklich die höchste Zeit, denn als wir kaum jene erwähnte Hecke erreicht hatten, bliesen schon die Hornisten zum Zapfenstreich und zum Appell. Mit möglichster Geschwindigkeit packten wir unsre Siebensachen unter den Arm und eilten davon, da wir noch eine gute Strecke durch die Stadt zu laufen hatten.

Unweit der Brücke begegneten wir einer Patrouille Kavalleriesoldaten, deren Ankunft ich aber von Weitem gewittert hatte, denn ich machte meinen Kameraden darauf aufmerksam; und nur durch einen schnellen Rückweg gelang es uns, in einen tiefen, seichten Graben zu springen, an dem die Patrouille, ohne uns bemerkt zu haben, vorbei marschirte.

Dieser Gefahr entwischt, erreichten wir ohne Hindernisse jenseits der Brücke eine sumpfige Ebene, wo wir erst Halt machten und unsre Kleidungsstücke in die Mäntel rollten, die wir nachher bequem über die Schulter schnallen konnten; so eilten wir über zwei Stunden im stärksten Trabe fort, bis wir endlich gänzlich ermüdet in einer sumpfigen Niederung, in der Nähe eines großen Teiches von der rechten Straße abgekommen, genöthigt waren, zu kampiren. Der eine Mantel diente uns als Unterbette auf dem nassen Grase, auf dem wir uns brüderlich zusammen schmiegten, der andere aber als Decke; so schliefen

wir, wiewohl nicht ganz ohne Herzklopfen, bis zur anbrechenden Morgenröthe.

Rückblick und Anmerkungen, als Schluß zum ersten Theile meines Buches.

Dank dem Schicksal, das mich auf und nieder
In des Lebens Labyrinthe trug:
Magisch faß ich seinen Faden wieder,
Und er gibt Betrachtung mir genug.

Seume.

Im März 1829 wurden die Trümmer des 28sten Jägerbataillons nach Porto alegre verlegt, und bald nachher entfloh der interimistische Kommandant, Major Fr. Dreier, mit der Bataillonskasse, die ungefähr aus 4000 Thalern bestund, nach der argentinischen Republik von Buenos Ayres. Die dummen Streiche, die er sich, wie schon erwähnt, dort zu schulden kommen ließ, und deren Folgen ihm die infame Kassirung und Festungsstrafe unfehlbar zugezogen haben würde, nöthigten ihn, die schleunigste Flucht zu ergreifen. Seine niedrigen Ausschweifungen und empörende despotische, an die verachtungswürdigste Lächerlichkeit gränzende Handlungsweise, hatten seine kurze Regimentsdauer grell genug bezeichnet. Von ehrlichen Teufeln, einigen wackern Grenadieren, wurde mir bestimmt versichert, daß dieser Fr. Dreier als Hauptmann unterm dritten Grenadierbataillon einer der besten und ordentlichsten Offiziere gewesen sei, was sich mit seiner spätern schlechten Aufführung durchaus nicht zusammenreimt, obschon es nichts Auffallendes ist, daß er in andern Verhältnissen in diesem Lande, wie viele andere seiner nobeln Spießgesellen und Landsleute, gänzlich ausartete. Die Regierung mochte ihm auch noch für einige Monate Sold schulden, und da er in seiner selbst verschuldeten Lage weder auf einen ehrlichen Abschied noch Besoldung erwarten konnte, so machte er sich natürlich mit dem Scherflein seiner armen Untergebenen zum Teufel; wie viele große Spitzbuben schon oft genug gethan haben.

Dieser Mann erlebte nachher die seltsamsten Abenteuer,

und dieselben sowohl als seine gemachten bedeutenden Reisen, wären in vielen Hinsichten interessanter als die meinigen, wenn er je Willens wäre, das leselustige Publikum damit zu beschenken. Schon bei seiner ersten Ankunft in Buenos Ayres wurde sein gestohlener Schatz, den er auf die Flucht mitgenommen hatte, ihm von einem seiner ehemaligen Bedienten, einem höchst liederlichen Subjekte, früher Kapitän beim dritten Grenadierbataillon (der Berliner Edelmann, Fr. Gölß, Sohn einer der vornehmsten adeligen Familien), gänzlich gestohlen. Dreier nahm nachher Dienste in dieser Republik, mußte sich aber später flüchten, da die Partei der Unitarios, unter der er diente, von den Föderalen gänzlich geschlagen wurde.

Obschon entblößt von allen Mitteln, schiffte er sich dennoch nach Rio Janeiro ein, wo er durch ein bekanntes Handlungshaus Gelder aus seiner Heimath zu beziehen hoffte; aber bei seiner Ankunft daselbst, kurz nach der Entfernung des Kaisers, seine Hoffnung vereitelt fand. Jenes Handlungshaus war eingegangen, und ihm diese Hülfsquelle entzogen, woraus er die Schiffsfracht und die übrigen Reisekosten hätte bezahlen sollen, auch war Rio de Janeiro damals nicht im günstigsten Zustande für Europäer. Er setzte von dort, mit wenigen Effekten versehen, seine Reise zu Fuß fort nach der Schweizer-Kolonie Neufreiburg, nach der brasilischen Villa Cantagallo; auf verschiedenen Um- und Rückwegen durchstreifte er im größten Elende die Provinz Minas geraes, und schlug sich südlich durch die Provinz S. Paulo, die ungeheure Kette des Urgebirges durchstreifend, über unzählige Flüsse und Ströme schwimmend nach der Provinz S. Pedro do Sul. Einige Meilen von der Gränze der Provinz S. Paulo entfernt, traf er unweit der Erbalen (ein Theil der Gebirgskette, wo das Theekraut Erba Mattee zubereitet wird), einige Deutsche an, die ihn nicht kannten, und mit seinem gräßlich zerlumpten und erbärmlichen Zustande Mitleiden hatten, ihn an ihrer Arbeit beim Grabenmachen (die Ländereien werden in dieser Gegend mit Gräben eingezäunt) Theil nehmen ließen, um sich einige Gulden zu verdienen.

Dieser sauern, schweren Arbeit war er natürlich nicht gewachsen, doch half ihm auch der Zufall aus dieser herkulischen Arbeit. Ein reicher Franzose, der in diesen Gegenden ein bedeutendes Waarenlager besaß, und sich mit Thee-Einkäufen hauptsächlich beschäftigte, gab ihm eine gute Anstellung als Ladendiener und Geschäftsführer, der er vermittelst seiner Kenntnisse auch gut vorzustehen wußte, indem er wirklich eine gute Erziehung genossen hatte.

In dieser Gegend traf ich wieder meinen ehemaligen Major, wo ich ebenfalls bei einem wälschen Schweizer als Ladendiener war, und später in Buenos Ayres zum letzten Male.

Das Schicksal hatte ihm arg mitgespielt, und ließ ihn für seine begangenen Thorheiten und kleinen Tyrannenstückchen schwer genug büßen. Obschon ich dennoch Züge eines wirklich guten Herzens an ihm entdeckte, so kam er mir doch öfters räthselhaft vor, deßwegen verdient er als menschlicher Thor, wie wir alle sind, doch nicht verdammt zu werden; wiewohl einige Soldaten, die ihm blutige Rücken zu verdanken hatten, vielleicht nicht ganz diese Meinüng theilen werden, weil Niemand gerne das Opfer der Laune eines Andern sein mag.

Mittelst Dekrets vom 10. Dezember 1830 wurden die deutschen Truppen und alle ausländischen Offiziere, welche nicht vor 1821 gedient hatten, aus der brasilischen Armee entlassen. Die deutschen Truppen bestanden damals aus:

1) einem Füsilierbataillon, Quartier Praya Vermelha;
2) „ Grenadierbataillon, „ Insel Santa Catharina;
3) „ Jägerbataillon, Nr. 27, Quartier ebendaselbst;
3) „ Jägerbataillon, Nr. 28, Quartier Porto alegre;
5) einer Escadron Lanciers, Quartier daselbst.

Denjenigen Offizieren, welche in Deutschland als solche angenommen waren, bewilligte man einen Jahrgehalt, welcher ihnen nach vielen Weitläufigkeiten gezahlt wurde, und hiemit glaubte man sie für alle ihre etwaigen An-

sprüche abgefunden zu haben. Alle Individuen aber, welche in Brasilien zu Offizieren ernannt worden waren, erhielten nichts, und man ließ ihnen die Wahl, mit den Soldaten entweder nach den Kolonien gesandt zu werden, oder selbst für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen. Solche Soldaten, welche ein Handwerk erlernt hatten, fanden in den Städten leicht ihr Unterkommen und gutes Brod; die übrigen sandte man nach den Kolonien. Eine weise Regierung hätte so viele rüstige Hände nützlich zu beschäftigen gewußt, namentlich in einem Lande, dem es nur an Menschen mangelt, um einen bedeutenden Rang im Cyklus der mächtigsten Staaten einzunehmen. Aber die träge brasilische Regierung, die gewöhnlich den Zweck ihrer Operationen verfehlt, sandte diese ledigen Bursche, die weder Kenntniß noch Lust zum Landbau hatten, von allen Mitteln entblößt, nach den Kolonien, ohne selbst die gemachten Versprechungen zu erfüllen, diese Leute mit Subsidien und den übrigen Erfordernissen zu unterstützen. Eine natürliche Folge dieses unklugen, niederträchtigen Verfahrens der Regierung war, daß jene Menschen, von Verzweiflung und Hunger getrieben, eine wahre Geißel des Landes wurden. So organisirten sie bald Räuberbanden von bedeutender Stärke unter sich, die in kurzer Zeit die Gegenden unsicher machten, und die benachbarten Kirchen und Kapellen plünderten.

Auf der Kolonie S. Leopoldo entdeckte man eine solche Bande von sechzig Mann, die durch bedeutende Diebstähle ansehnliche Schätze gehäuft hatte. In dem Hause eines Kolonisten fand man allein an Silber- und Goldgeschirr, welches aus den benachbarten Kapellen und Kirchen geraubt war, einen Werth von 80,000 spanischen Piastern, nebst einer Falschmünzerei mit allen dazu gehörigen Apparaten, aus welcher Münzen hervorgegangen waren, die den brasilischen Gold- und Silbermünzen an innerem Gehalt völlig gleich geachtet wurden. Eine andere Niederlage entdeckte man im Hause des Kolonisten Thiele, einer der Sträflinge, die sich der Major Schäffer, liederlichen Andenkens, aus den Meklenburgischen Zuchthäusern zu

seinen neuen Mitbürgern gewählt, und damit seinem zweiten Vaterlande ein Geschenk gemacht hatte. Man fand außer 32 Aroben ungefähr 1020 Pfund Silber, mehrere Kelche, einen Sack voll Kruzifixe, viele kostbare Ringe, Meßgewänder, Monstranzen und eine Krone der unbefleckt sein sollenden Mutter Gottes. Viele von der Bande wurden eingezogen, weil sie sich nach löblicher Gewohnheit besoffen in den Kneipen umhertrieben, und sich tüchtig prügelten; wo dann die Betheiligten aus Rache über den Gegenstand plauderten und sich selbst mit den andern verriethen. Der erwähnte Kolonist wurde im Meßgewande, eine Monstranz auf der Brust, nebst seiner Frau mit der Krone der Gebenedeieten, durch die Straßen des Städtchens S. Leopoldo unter erbärmlichen Prügeln umhergeführt. Ein gewisser Sch.. und der Baron v. Schl.....f waren die Häupter dieser Bande. Die benachbarten Kirchen in Capella grande, S. Miguel, S. Borges und mehrere andere waren rein ausgeplündert. Solche traurige Folgen hatte die träge, rücksichtslose Verfahrungsweise der Regierung. Andere Haufen des verabschiedeten Militärs hatten sich überall in der ganzen Provinz zerstreut und an die Grenzen von Buenos Ayres, in der Provinz Cisplatina, zurückgezogen, um mit ungeduldiger Sehnsucht den erwünschten Augenblick zu erwarten, wo sich Feindseligkeiten zwischen diesen Freistaaten und Brasilien entspinnen könnten. Am traurigsten von allen geht es in der Regel denjenigen Offizieren, welche kein brauchbares Handwerk erlernt haben, und sonst keine Kenntnisse besitzen, um als Lehrer in neuern Sprachen, der Musik, oder als Angestellte in Handelshäusern u. s. w. ihr Brod zu verdienen.

Männer, die früher Stabsoffiziere waren, sieht man die niedrigsten Arbeiten verrichten und so ihr Leben hinfristen. Viele sind in den öffentlichen Krankenhäusern elend umgekommen, und Kummer und Verzweiflung haben manches Herz gebrochen. Die schrecklichsten Verbrechen werden daher oft von diesen Menschen mit Beschwichtigung der heiligsten Gefühle verübt. Ueberhaupt gibt es kein verwegenes Unternehmen, wozu sich nicht Personen des

entlassenen deutschen Militärs, in der Hoffnung, ihr Schicksal zu verbessern, gebrauchen ließen. Bei allen Unruhen spielen sie die erste Rolle, und da dieselben in der Regel wegen ihren Prügeleien und Plaudereien unglücklich ablaufen, so sind die brasilischen Gefängnisse mit ihnen angefüllt.

Die verabschiedeten Soldaten vom Füsilierbataillon hatte man nach der Provinz Espirito santo, einer der traurigsten Gegenden, wo fast nichts als Baumwolle gebaut wird, geschickt. Schon nach einigen Monaten erklärte ihnen der Präsident, daß er kein Geld für Subsidien für sie habe, und daß sie daher selbst für ihre Subsistenz sorgen müßten. Natürlich zerstreuten sich die Menschen in der Provinz, wo viele vor Hunger und Elend umkamen, und andere, um ihr Leben zu fristen, Gewaltthätigkeiten aller Art begingen. Unverantwortlich haben Don Pedro und die brasilische Regierung an diesen Menschen gefrevelt, die man so leicht auf eine nützliche Art hätte beschäftigen können. Es scheint, daß die Regierung nur die Absicht gehabt habe, diese Leute nach Gegenden zu schicken, wo sie das Opfer ungesunden Klimas und eines unfruchtbaren Bodens werden mußten, um sich ihrer auf diese Weise zu entledigen; eine Schändlichkeit, die in der That himmelschreiend ist, und immer ein ewiges Schanddenkmal dieser niederträchtigen, unmenschlichen Regierung ist, die alle durchgehends den Strick verdient hätten, wie der ehemalige saubere, alte Landgraf von Hessen, der Menschenverkäufer, erzmiserablen Andenkens, nebst seines Gleichen Allen, Allen!

Ein solches tragisches Ende nahm dieses europäische Korps, welches von hundsföttischen Werbern dem Vaterlande durch die glänzendsten Versprechungen und schändlichsten Verführungen entlockt und nach jenen Ländern geführt wurde, um dort statt der vorgespiegelten, gehofften Glückseligkeit, entweder einen jämmerlichen Tod oder ein höchst trauriges Dasein zu finden. Mit Ausnahme einiger, vom blinden Zufall Begünstigter, darf man dreist annehmen, daß von den Tausenden, die unter Militär-

verhältnissen nach Brasilien auswanderten, kaum zwanzig sind, die ihre Erwartungen einigermaßen erfüllt sahen. Es hätte freilich vieles anders sein können, allein die Regierung handelte treulos und niederträchtig, und die verabschiedeten Militärpersonen waren ohne alle Hülfsmittel; auf diese Weise vereinigten sich noch viele Umstände, die jedem kräftigen Einschreiten, das Glück zu ergreifen, unübersteigliche Hindernisse in den Weg wälzten, die auch den Thätigsten und Gewandtesten, sein Glück zu machen, entmuthigt haben würden.

Reisen, Schicksale
und
tragikomische Abenteuer
eines Schweizers

während seines Aufenthaltes in den verschiedenen Provinzen Südamerikas:

Rio de Janeiro, Ilha Santa Catharina, Armaçaô, Saô Pedro do Sul, Rio Grande, Corrientes, Montevideo, Buenos-Aires etc.

in den Jahren 1828 bis 1835.

Ein schätzbares Unterhaltungsbuch

sowohl für

Gelehrte als für alle Stände; aber hauptsächlich für lebenslustige, frohmüthige, freisinnige, unbefangene und menschenfreundliche Mitbrüder und Mitschwestern.

Land- und Seereisen, militärische und cosmopolitische Abenteuer, Begebenheiten, Staatsereignisse, werthvolle, interessante Aktenstücke, Volks- und Sittenschilderungen, geographisch-statistische Notizen

von

Heinrich Trachsler,

dem Betreffenden selbst; wahr, getreu und humoristisch nach der Natur geschildert.

Zweiter Theil. Mit zwei Kupfertafeln.

Zürich,
im Verlag von Heinrich Trachsler.
1839.

Motto. Wenn man in die Welt und in die Geschichte blickt, muß man es für eine große Thorheit halten, vernünftig sein zu wollen; und wer nicht in sich Kraft fühlt, einen guten Charakter allein durchzutragen, fange lieber nicht an; denn auf Menschen und ihren Beifall und ihre Unterstützung darf er nicht rechnen.

Seume.

Auszug

aus dem

Lebenslaufe des Jeremias Bunkels

des alten Thorschreibers.

Als Vorrede zum zweiten Theil.

Drauf lief ich, wie ein Don Quischott,
Hinab, hinan die Erde,
Bald Kuhschritt und bald Hundetrott,
Auf meines Schusters Pferde,
Und hört' im Trabe links und rechts
Des altbipedischen Geschlechts
Gar schöne Litaneien.

Bald war ich Dorfschulmeisterlein;
Bald Held für sieben Dreier;
Bald sang ich neue Melodein
Zu einer alten Leier,
Bald blies ich Horen von dem Thurm;
Bald war ich Bootsmann in dem Sturm;
Bald Amsterdamer Böhnhas.

Bald lief ich, und bald jagte man
Mich mit dem Interdikte;
Weil ich mich fast in jeden Plan
Wie Stock ins Auge schickte.
So wurd' ich immer fort geknufft.
Gut ist er! sprach man; wenn der Schuft
Nur nicht so raisonnirte.

Vorzüglich sprach ich rund und keck
Mit Narren und mit Schurken.
Dafür bekam ich Mäusedreck
Statt Pfeffer in die Gurken.
Ich sagte stets nur, Kahn sei Kahn,
Und das fuhr manchem Dummrian
Mit Ehren in die Nase.

Seume.

Erster Abschnitt.

Fortsetzung der Desertion des Verfassers. Reise nach dem Dorfe Capella Santa Maria da Serra und S. Gabriel. Der Verfasser wird in diesem Zeitraume Holzhauer und Tagelöhner, Grabenmacher, Ladendiener.

> Es reden und träumen die Menschen viel
> Von bessern künftigen Tagen;
> Nach einem glücklichen goldenen Ziel
> Sieht man sie rennen und jagen.
> Die Welt wird alt und wird wieder jung,
> Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!
>
> Schiller.

Himmel Donnerwetter! das ist eine saubere Bescherung! rief ich meinem Kameraden zu, der noch im feuchten Sumpfe auf dem Mantel liegend sich gähnend ausstreckte, während ich, vor Frost an allen Gliedern zitternd, mich so eben auf die Füße erhoben hatte, und mit etwas erschrockenem Erstaunen die Tagsreveille unsrer Hornisten abblasen hörte. „Nun, plagt dich denn der lebendige Teufel, Bruder Schweizer?“ antwortete mein Kamerad, vom Lager aufspringend. Als jedoch der Hörnerschall ihm nunmehr in die Ohren gellte, war sein Schrecken noch größer wie der meinige. Wir hatten uns beide genügend überzeugt, daß wir vorige Nacht im blinden Eifer wie toll davon gerennt waren, und in der Runde umherirrend bis nach Mitternacht, endlich kaum eine halbe Stunde von Rio Pardo entfernt, unser Lager in diesem Sumpfe aufgeschlagen hatten. Mit der größten Eilfertigkeit packten wir unsre Sachen zusammen, schnallten unsre gerollten Mäntel über die Schulter nach Soldatenmanier, und trollten uns von hinnen, jetzt auf einem stark befahrenen Karrwege, den wir bald als die

rechte Straße erkannten, indem uns Mamsell Aurora mit ihren rothen Wangen auf unserm Pfade vorleuchtete. Bei dem ganzen Spaße war uns beiden doch nicht so ganz kauscher zu Muthe, indem es uns immer däuchte, daß uns wohl eine Kavalleriepatrouille auf den Fersen nachfolgen möchte, und auf diese Art mochten wir ungefähr zwei und eine halbe Legoas (Meilen) im schärfsten Trabe zurückgelegt haben. Wir erreichten an den Ufern eines kleinen Baches ein einladendes schattenreiches Gebüsch unweit der Landstraße, wo wir ohne weiters, vor der drückenden Hitze im Schweiße gebadet, Schutz suchen mußten, und auch wirklich mit einem grünen, etwas versteckt gelegenen Rasenplätzchen, höchst zufrieden sein konnten. Nachdem wir mit unsern mitgeschleppten Mundvorräthen ein karges Frühstück hielten, und aus dem krystallnen Bache unsern Durst gelöscht hatten, berathschlagten wir die weitere Fortsetzung unsrer Reise. Vor allen Dingen fanden wir, daß die militärischen Abzeichen an unsern Mützen und Jacken entfernt sein müßten, und deßhalb ergriff denn mit kunstgeübter Hand, als ehemaliger Kürschnergeselle, mein Kamerad die Scheere, und schnitt mit frecher Verwegenheit die kurzen Schöße, die rothen Aufschläge und gelben Jägerhörner von den respektabeln kaiserlichen Röcken herunter, dieselben zu runden Civiljacken umgestaltend. Unsre Mützen erhielten unter seinen gewandten Fingern ebenfalls eine bürgerliche Verwandlung so gut sich's thun ließ, und nachdem wir uns noch mit einem tüchtigen frischen Trunk Wasser auf unsre Reise gestärkt hatten, trabten wir nach diesem kurzen Halt, immer noch etwas furchtsam zurückblickend, ungestört vorwärts.

Ungefähr ein Uhr Nachmittags gewahrten wir zur Rechten, landeinwärts, auf einer kleinen Anhöhe, deren Fuß von einem kleinen Palmenwäldchen begrenzt war, ein kleines, freundliches Hüttchen. Mein Kamerad, der immer einen hungrigen Magen hatte, ließ mir keine Ruhe, bis ich ihm versprochen hatte, da er der portugiesischen Sprache nicht mächtig war, auf die Hütte zu-

zusteuern, und ihre gastfreundlichen Bewohner an Lebensmitteln zu brandschatzen. Bei unsrer Ankunft öffnete die Thüre eine sehr artige hübsche, junge, weiße Frau, welche uns sehr freundlich begrüßte, und uns, auf meine Erklärung hin, daß wir beide hungrig seien, eine große hölzerne Schüssel voll Milch unter einen Orangenbaum setzte, in dessen Schatten wir uns, auf ihre Einladung hin, lagerten. Sie streute indessen selbst mit ihren netten Händchen einiges Mandiokmehl in unsre Schüssel, und setzte sich ganz ungenirt uns gegenüber in eine Hängematte, die zwischen zwei Orangenbäumen festgeknüpft war, und ließ in einer etwas nachläßigen, aber wie mir's schien, vorsätzlichen Stellung, zierliche Füßchen, hübsche runde Waden und noch hübschere entblößte Kniee erblicken. Mein Kamerad schmunzelte sehr süßlich bei dieser herrlichen Entdeckung, und ich nicht weniger; obschon mich ihr Betragen etwas befremdete, indem gewöhnlich die brasilischen Weiber sehr zurückhaltend und argwöhnisch sind. Sie erzählte uns mit der größten Naivität, daß ihr Ehemann nach der Stadt geritten sei und sie ihn jeden Augenblick erwarte. O er ist so ungerecht, eifersüchtig! seufzte sie. Er würde mir sehr zürnen, und auch euch, meine lieben Fremdlinge, wenn er euch hier anträfe; sonst hätte ich gewiß euch meine Aufwartung im Innern des Hauses gemacht. Das reizende Weibchen schäkerte noch einige Zeit mit uns, und machte ein betrübtes Gesichtchen, als wir dankend von ihr schieden; indem sie zugleich uns rieth, in dem nahen Wäldchen die Mittagshitze zu verschlafen, was wir auch getreulich befolgten in einem schützenden, dunkeln Gebüsche, wo uns summende, goldgefiederte Colibris und zirpende Grasheimchen, aber auch blutdürstende Moskitos auf dem grünen, üppigen Rasen Gesellschaft leisteten. Nach einem zweistündigen erquickenden Schlafe wurden wir durch das widrig kreischende Geschrei eines vorüberfliegenden großen Papagayschwarms zur rechten Zeit noch zum Aufbruche ermahnt. Unterwegs hatte ich die größte Mühe, meinen gefräßigen Kameraden von den

nahen Häusern abzuhalten, wo er immer frische Magenstärkungen zu erhaschen hoffte. Mit einbrechender Nacht, nachdem wir diesen Tag eine Strecke von neun Meilen zurückgelegt hatten, erreichten wir endlich, dicht an der Straße, eine kleine Venda, wo wir unser Nachtquartier aufzuschlagen Willens waren.

Der Eigenthümer dieser Venda war nach seinen Aussagen ein europäischer Portugiese, und bewirthete uns mit einem fetten Spießbraten, da er denselben Abend für seinen Hausbedarf eine fette Kuh hatte schlachten lassen. Der Wirth hatte im Innern seines Häuschens keinen Raum für uns, und so bereiteten wir unser Lager im weichen Grase, nachdem wir nebenbei ganz friedlich noch ein großes Horn voll Branntwein als Schlaftrunk ausgestochen hatten. Wir setzten unsre Reise mit Tagesanbruch wieder fort, und begegneten unter Wegs einem verabschiedeten deutschen Grenadiere, der auf einer magern Schindmähre gravitätisch angeritten kam. Er hatte unweit dem Dorfe Santa Maria als Grabenmacher gearbeitet, und war Willens, mit seinem ersparten Sümmchen nach der deutschen Kolonie St. Leopoldo zurückzukehren, um, wie er sagte, dort sich ein bischen gütlich zu thun. Er erzählte uns auch zugleich, daß er die verflossene Nacht bei einem reichen Landeigenthümer zugebracht habe, der ihm ein recht gutes Nachtessen zu Theil werden ließ, und ihn als Holzhauer anstellen wollte, was er aber verneint habe, da er seine Reise ohne Aufschub fortsetzen wolle. Hierauf machte er eine so herrliche Beschreibung von diesem Landsitze, und hauptsächlich von den vielen Sklavinnen, die alle durchgehends junge, hübsche Mädchen seien, auch rühmte er die vielen Pflanzungen und das fette Hornvieh des Eigenthümers, was alles für einen ehrlichen deutschen Magen erfreuliche Aussichten seien. Seine Reden machten uns beiden den Mund wässern; wir schieden von ihm mit inbrünstigen Dankbezeugungen, nachdem er uns noch mit der Hand die Richtung nach diesem Garten Edens gewiesen hatte. Mit den Flügeln der trügerischen Hoffnung ver-

doppelten wir unsre Schritte, und träumten fortmarschirend schon von fetten Spießbraten, türkischem Weizen, und sehr natürlich auch von den hübschen Mulattinnen und Negermädchen, von denen der gute Kürschner ein erklärter Liebhaber war; obschon sein pockennarbiges, finnenbedecktes Gesicht zuweilen große Hindernisse selbst bei seinen afrikanischen Eroberungen verursachte. Indessen erreichten wir an der Straße wieder eine Venda, wo wir unsern bellenden Magen aus unsrer magern Börse, im Voraus auf den künftigen Geldverdienst rechnend, reichlich zufrieden stellten. In der Nähe der Venda fanden wir keinen geeigneten Platz, um unsre Mittagsruhe zu halten, und so beschlossen wir, noch eine kleine Meile zu marschiren, um einen ehemaligen Lagerplatz unsers Bataillons aufzusuchen, den wir auch bald, so gut sich's auf Schusters Pferde thun ließ, erreichten.

Hier zündeten wir ein Feuer an, an dem wir ein Stück gedörrtes Salzfleisch, das wir in der Venda gekauft hatten, brieten; so verzehrten wir unsern Spießbraten mit etwas Mandiokmehl, wozu uns der mitgeschleppte Branntwein vortrefflich mundete. Ein herrlicher Schlaf erquickte unsre müden Glieder, und neu gestärkt erreichten wir noch vor Sonnenuntergang jenen erwähnten Landsitz, das einstweilige Ziel unsrer bescheidenen Wünsche. Einige vierzig grimmige Hunde hatten uns von Weitem gewittert, und gaben uns verteufelt zu schaffen. Nur mit unsern Stöcken konnten wir uns mit Mühe gegen diese grimmigen Bestien wehren, die uns am Ende zerrissen hätten, wären uns nicht die Negersklaven auf Befehl ihres Herrn zu Hülfe gekommen. Sehr gastfreundlich kam uns der Landeigenthümer, begleitet von seiner Gattin und zwei lieblichen, bald mannbaren Töchtern entgegen, um uns, nebst ihrem sie umgebenden Troß von Sklavinnen neugierig zu begaffen. Der Gutsbesitzer führte uns nach einem kleinen, niedlichen Häuschen, welches nur für fremde Durchreisende zur Beherbergung diente (casa dos hospedes), und hauptsächlich bei den bemittelten Güterbesitzern in dieser Pro-

vinz zu diesem überaus gastfreundlichen Zwecke gewöhnlich gebraucht wird. Hier hieß er uns unser Gepäcke abwerfen, und ließ uns bald durch eine hübsche Sklavin Thee reichen (Erba mattée). Dieser Thee wird in eine kleine Schale vom Kürbisflaschenbaum geschüttet, mit heißem Wasser begossen, und alsdann durch eine kleine silberne Röhre eingeschlürft. Die Reichen pflegen auch zuweilen großen Luxus mit diesen Kürbisfläschchen zu verbinden, und sie mit massivem Silber, wiewohl grell überladen, beschlagen zu lassen, um damit absichtlich den fremden Gästen einige Achtung vor dem Zustande des Besitzers einzuflößen. Wir fanden an dieser Art Thee zu schlürfen keinen sonderlichen Geschmack, und ich suchte daher eine gute Gelegenheit, mit ihm ein Gespräch über Landbau, Viehzucht u. s. w. einzuleiten. Er beantwortete meine Fragen alle sehr höflich, ohne jedoch seinen Stolz zu vergessen, der vielleicht in dem Bewußtsein seines Reichthums oder in dem ernsten, finstern Charakter der Brasilier zu suchen war.

Unter anderm erzählte er mir, daß sein verstorbener Vater ein vornehmer Edelmann aus Lissabon gewesen sei; worauf er uns ersuchte, daß wir ihm nach seinem Garten, seinen Pflanzungen und Gebäuden begleiten möchten. Seine wirklich liebenswürdige Gattin schloß sich unserm Spaziergange an, und peinigte mich mit unzähligen neugierigen Fragen. Auf dieser Runde waren wir in der That erstaunt, wie dieser Mann, der berühmten brasilischen Faulheit zum Trotz, alles so zierlich und regelmäßig geordnet hatte. Das Wohnhaus war aus soliden, harten Steinen aufgebaut, mit rothen Hohlziegeln gedeckt, und bildete ein einladendes, angenehmes Aeußere, trotz seiner einfachen Bauart. Dasselbe war überdieß noch im Erdgeschoße zu Badezimmern eingerichtet, und enthielt nebstdem noch einen ziemlich tiefen Keller, was sonst die meisten Brasilier nicht weiter kennen. Große, gut unterhaltene Mandiok- und Baumwollenfelder, eine sehr schöne Orangerie, und auch einen Garten, der aber wenig Geschmack verrieth; einige Nebengebäude u. s. w.

zeichneten zum wenigsten diesen Mann vortheilhaft vor allen seinen Nachbarn aus, die ihren Reichthum nicht zu benutzen wußten. Mit einbrechender Nacht, und nachdem wir alles Sehenswürdige beguckt und dem Gutsbesitzer reichliches Lob gespendet hatten, kehrten wir wieder nach seiner Wohnung zurück; jedoch durften wir in das Innere des Heiligthums nicht treten, wo sich die Töchter und überhaupt die weißen Frauenzimmer aufhalten. Vor dem Hause stellte eine Sklavin einige Stühle hin, und servirte nachher wieder Thee. Mein Kamerad, dem es hier zu behagen schien, nöthigte mich immer, doch mit dem Gutsbesitzer einen Arbeitsakkord einzugehen. Nach verschiedenen Einwendungen, daß wir so schwerer Arbeit nicht gewachsen wären, besonders von Seite der Frau, die mit meinem Schicksal und meiner Jugend, wie sie sagte, das größte Bedauern hatte, wurden wir endlich Handels einig, im Taglohn für einen halben spanischen Thaler Bäume zu fällen, um einen Wald auszureuten und zum Pflanzen urbar zu machen. Mit dem Bescheid, daß wir schon den folgenden Morgen mit Tagesanbruch an die Arbeit sollten, begaben wir uns wieder nach der für uns bestimmten casa dos hospedes, indem sich die Famlie in ihre Zimmer zurückzog, um das Abendbrod zu genießen. Es dauerte auch nicht lange, so kam eine junge hübsche Mulattin, um in unserm Hüttchen den Tisch zu decken, und wirklich war unsre Erwartung übertroffen, denn unsre Mahlzeit hätte selbst einem reichen Schlemmer behagen können. Eine herrliche Reisspuppe, Braten und gekochtes Fleisch mit schmackhaften Melonen, und ein geschmorrtes Huhn mit Reis, nebst schönem Mandiokmehl (statt des Brodes), waren die Hauptbestandtheile unsrer Mahlzeit, und das massive silberne Tafelgeschirr bewies uns die Wohlhabenheit des Wirthes noch mehr. Die Sklavin verrichtete ihren Dienst trotz dem gewandtesten Oberkellner eines Gasthofs, und hatte sich hinter den Stuhl meines Kameraden postirt, um unaufhörlich die Teller zu wechseln. während dem eine andere Sklavin die Speisen servirte,

Nach beendigter Mahlzeit reichte uns eine dieser Nymphen lauwarmes Wasser, um die Hände zu waschen, und mein guter Kürschner wußte sich vor Verlegenheit kaum zu fassen, als ihm die holde Spitzbübin mit halb entblößtem Busen so nahe vor's Gesicht kam. Bruder Schweizer! hol' mich der T*****! ich hätte die größte Lust, die gelbe hübsche Dirne in die Backen zu kneipen, wenn es hier nur nicht so vornehm zuginge; aber man muß sich halt doch so ein bischen geniren. Was meinst du, Schweizer? Ein hübsches Kind! Nicht wahr, Bruderherz? So ein köstliches Nachtessen heißt denn doch etwas Gemachtes, und kommt so ehrlichen Teufeln, wie unsereins, doch recht wohl!

Aber das verdammte Holzhauen! rief ich meinem Kameraden zu, der sich in seinem Redefluß durchaus nicht unterbrechen lassen wollte. Je nun, Bruder Schweizer! wir sind beide tüchtige, starke Kerls, das Ding wird schon gehen! Die Hauptsache liegt eigentlich doch so ziemlich im Magen, und hier, däucht mir's, in dem Hause scheint keine Hungersnoth vorhanden zu sein.

Der Gutsbesitzer unterbrach indessen unser Gespräch, indem er sich auf dem Hofraume in dieser schönen Mondnacht erging und sich langsam uns genähert hatte. Er erzählte mir ein Langes und Breites über seine Pferde und Hunde, bis wir Beide dieses einförmigen Gespräches müde wurden und uns gute Nacht wünschten. Wir ruhten auf Ochsenhäuten, die auf breiten Bänken ausgebreitet waren, und schliefen dessen ungeachtet recht süß. Vor Tagesanbruch aber weckte uns schon ein athletischer Neger, und forderte uns zur Arbeit auf: „die Aexte seien geschliffen, und er von seinem Herrn beauftragt, uns in den Wald zu führen und den Holzschlag anzuweisen," raunte er uns in die Ohren. Wir ergriffen unsre Aexte und folgten dem Neger durch das hohe vom Thau genäßte Gras nach dem Walde zu. Hier wies uns der Sklave einen kolossalen Baum, an dem wir unsre Kunst probiren sollten, und wirklich hätte man glauben sollen, daß es um den armen Wald schon geschehen wäre, denn

mein Kamerad warf mit dem größten Eifer seine Jacke weg, und schalt mich noch obendrein wegen meiner Langsamkeit. Der ganze Braten roch mir indessen in die Nase, denn ich bemerkte nun erst, daß das Holzhauen auch gelernt sein müsse wie alles andere. Wüthend hieben wir in den Baum, aber ohne Wirkung noch Kenntniß, und ohne einen Span nach zwanzig Streichen loszubringen. Der Neger wollte sich halb todt lachen, und sagte uns noch obendrein die Trostworte: „hört, meine weißen Herren, wenn ihr so zuschlagt, so fällt der Baum in hundert Jahren nicht.“ Hierauf zeigte er uns die nöthigen vortheilhaften Handgriffe, und nun gings freilich etwas besser; aber unsre, vom Soldatenmüßiggang weich gewordenen Hände waren mit Blutschwielen unterlaufen, was uns Beiden tiefe Seufzer auspreßte. Endlich konnte mein Kamerad es vor Schmerz nicht mehr aushalten, und wandte sich mit kläglicher Stimme zu mir: „Bruder Schweizer, was meinst du wohl? Das verdammte Holzhauen ist doch nicht so ganz leicht, wie wir gedacht hatten! Am besten ist's wohl, diese verfluchte Arbeit zu unterlassen, und dem Gutsbesitzer erklären, daß wir erst andere Arbeit verrichten müßten, um die Hände hart zu machen.“ Natürlich willigte ich gerne ein, und der Neger, der unsre Unschlüssigkeit bemerkt hatte, rieth uns selbst, nach Hause zu gehen. Ziemlich beschämt über unser mißlungenes Vorhaben, watschelten wir wieder nach der Wohnung zurück, wo uns der Gutsbesitzer nebst seiner Frau, durch den Neger von diesem Vorfall schon unterrichtet, aus vollem Halse lachend entgegen kam. Habe ich's nicht gesagt, meine Herren, rief die Boshafte, die beiden Jungen werden diese Arbeit nicht aushalten können! Der Gutsbesitzer suchte uns so gut wie möglich zu trösten; bemerkte aber zugleich, daß er uns keine leichte Arbeit geben könne, und so sollten wir wenigstens noch frühstücken, bevor wir wieder abreisen würden. Etwas beschämt nahmen wir seine Einladung an, und wirklich tafelten wir noch ganz prächtig, und schieden nunmehr mit gespicktem Magen, aber verstimmt dankend, von diesen gastfreundlichen Leuten.

Ziemlich früh erreichten wir den Durchpaß des früher erwähnten Jacuyflusses, nachdem wir Tags zuvor den ziemlich eingetrockneten Botucarahyfluß, jedoch bis an den Hals reichend, durchwatet hatten. Nach Sonnenuntergang langten wir in einem an der Hauptstraße gelegenen Weiler an, fanden da eine sehr freundliche Aufnahme bei armen Leuten, die ihr bestes Abendbrod mit uns theilten, und einem jeden von uns als Lagerstätte eine Hängematte unter den Orangenbäumen ausbreiteten. Es war ein herrlicher Abend, und unter den duftenden Orangenbäumen das prachtvolle azurne Sternengezelt erblickend, hätte man vor Entzücken das ganze Weltall umarmen mögen.

Die ganze Familie hatte sich ins Gras gelagert; die jüngste Tochter, ein allerliebstes Stückchen Erbsünde, entlockte der Guitarre so reizende, schwärmerische Akkorde, und vereinigte ihr Silberstimmchen mit dem ihrer ältern Schwester, ebenfalls Besitzerin eines schwarzen zierlichen Lockenköpfchens und allerlei dazu. Ich glaubte mich in der Feenwelt zu befinden, und war diesen Augenblick vollkommen mit meinem närrischen Schicksale ausgesöhnt.

Erst nach Mitternacht zog sich das fröhliche Völkchen in die Hütte zurück, und ich träumte indessen von Mahomeds Paradiese, Goldklumpen, Diamanten. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel als wir erwachten, und unser Verspäten gewahrend, rollten wir eiligst unsre Mäntel zusammen, um unsre Straße zu verfolgen. Die gutmüthigen Leute ließen uns aber durchaus nicht fortgehen, und bereiteten uns zuvor noch ein frugales, aber herrlich mundendes Frühstück, woran die ganze Familie zugleich Theil nahm. Der Tisch ward ohne viele Umschweife im Freien gedeckt, d. h. eine große trockene Ochsenhaut wurde von einer alten Negerin unter die Orangenbäume geschleppt und dort auf dem Grase ausgebreitet, worauf sich nachher die ganze Sippschaft sammt uns mit gekreuzten Beinen lagerte. Der Gegenstand unsrer hungrigen Erwartung war ein für uns ganz neues Gericht; nämlich eine hölzerne Schüssel voll zerschnittenes, halb gebratenes, geschmorrtes und gekochtes Affenfleisch, an einer leder-

braunen Brühe, worin sich noch etwa vierzehn Stück, ebenfalls geschmorrte Papagayen, wie Schiffstrümmer umher trieben. Einige Aehren gebratenes Wälschkorn versahen die Stelle des Brods, und ich muß gestehen, das Frühstück war lobenswerth, und mein Kürschner fraß sich mit der größten Gier den Wanst voll.

Bald hätte ich vergessen: bei dieser Gelegenheit kam ich wie durch Zufall neben die holde, junge Josephine, die Lautenschlägerin von gestern, zu sitzen, und ich weiß gar nicht, wie's zuging, wir wurden wechselsweise ein bischen roth im Gesichte. Glücklicher Weise nagte ich diesen Augenblick an einem Affenschenkel, und so konnte ich meine Verlegenheit mit den arbeitenden Kinnladen vor den andern Gästen verbergen. Endlich war die Affen- und Papagayenmahlzeit beendigt, und die guten Brasilier leckten sich anstandshalber noch die Finger ab, und wir Fußwanderer nahmen uns, bedankend, herzlichen Abschied von diesem gutmüthigen, armen, aber edeln Völkchen. Die allerliebste Hexe, Josephine, warf mir noch, ohne daß es die Umstehenden bemerkten, mit jungfräulichem Erröthen einen Handkuß zu, indem sie behende in die Hütte entschlüpfte. O Kupido, du verdammter Spitzbube! dachte ich; überall treibt der heillose Schlingel sein Spiel; indem ich forschend mit meiner tapfern Rechten nach der Herzgegend fühlte, und bemerkte, daß es dort nicht ganz richtig war.

Mit offenen Augen träumend folgte ich meinem Kameraden, ohne ihm Antwort auf seine Lobreden zu geben, die er dem genossenen Affenfleisch unaufhörlich ertheilte. Erzürnt über mein Stillschweigen brummte er einige Flüche in den Bart hinein, und machte lange Schritte wie ein Popanz, bis wir endlich in dieser Stimmung ein nettes, schattiges Lagerplätzchen erblickten, auf das wir im Sturmschritt zusteuerten und in Beschlag nahmen. Da mit meinem Kürschner, sonst eine gute, ehrliche Haut, aber ohne alle Bildung, nichts Vernünftiges zu sprechen war, so drehte sich sein ganzes Gespräch nur um das erwähnte Frühstück, während ich an die allerliebste Josephine dachte.

Ungeheure Staubwolken, welche bis zu unserm Lagerplatz drangen, und von einer großen, auf der Landstraße von vielen Tropeiros (Führern) getriebenen Viehherde herrührten, nöthigten uns, aufzubrechen, und unsern Weg fortzusetzen. Ungefähr Nachmittags ein Uhr erreichten wir das berüchtigte Dorf, Santa Maria da Serra, unser ehemaliges Feldlager, und quartirten uns bei einem verabschiedeten Soldaten aus unsrer Kompagnie ein, welcher sich nun einstweilen in dem Dorfe angesiedelt hatte, um als Schneidermeister sein Glück zu versuchen. Wir blieben hier drei volle Tage, und hatten uns vergebens bemüht, bei den Bauern der Umgegend Arbeit zu finden, denn überall waren schon deutsche Abenteurer, die uns zuvorgekommen waren. Unsre Börse war beinahe leer, und mein Kamerad jammerte ganz verzweifelt wie einst Sancho Pansa: „siehst du's jetzt, Schweizer! jetzt genießen wir die Freiheit; können nichts verdienen, und haben natürlich obendrein nichts zu fressen! Ach, wenn ich doch nur zum Bataillon könnte, da hatte man doch seine Ration Fleisch, und die Marketender gebrauchten das Kerbholz, wenn unsereiner kein Geld hatte!" Das Gejammer war mir höchst zuwider. „Alte Hure, schimpfte ich, geh doch hin zu dem verdammten Kamaschendienst; laß dir den Rücken zerpeitschen, und bis zum jüngsten Tag auf deine Löhnung warten; aber mir sollst du nicht die Ohren voll heulen! Jetzt reise ich nach S. Gabriel und nach der Grenze, da ist noch Geld zu verdienen; du aber kannst wieder nach der Garnison zurück und dich todt prügeln lassen, weil dir für deine Feigheit nichts anders gehört!" Nach solchen wohlerwogenen Gründen entschloß sich der Musjöh Vielfraß doch anders, und versprach mir zu folgen. Von Geld entblößt, waren wir genöthigt, um unsre Mäntel zu loosen, wer den seinigen zuerst verkaufen mußte, und richtig mein Kürschner zog den Kürzern. Das kostbare Kleinod kaufte ein Deutscher um ein Spottgeld, aber aus Mitleiden, wie er sagte, obschon er als Schuster einen sehr guten Verdienst hatte.

So waren wir denn wieder zum Abmarsche gerüstet,

und nachdem uns noch einige Deutsche vor das Dörfchen begleiteten, und uns zu guter letzt mit Branntwein bewirtheten, trollten wir herzhaft vorwärts.

Nachträglich gebe ich hier noch einige geographische und geschichtliche Skizzen über dieses Dörfchen Santa Maria und seine Umgebungen, als erläuternde Bemerkungen zu meinen spätern Reisen auf dem nahen Gebirge. Dieses Dorf ist der Marktplatz der umliegenden Weiler, und dessen Bevölkerung besteht ungefähr aus tausend Seelen. Seine Lage ist ziemlich vortheilhaft, da es zugleich an der Straße der Erbalen und den brasilischen Missionsdörfern liegt, und unweit dem Dorfe Saõ Martinho auf der Höhe des Gebirges (Cima da Serra) nordöstlich. Fünf Meilen von Santa Maria soll sich eine Goldader in südlicher Richtung befinden. Unweit des Städtchens Cassa Pava, etliche zwanzig Meilen weiter südlich, wird aus dem Flusse Camacua Goldsand gezogen. Eine Menge Flüsse und Bäche dieser Gegend führen Goldsand; aber die Methoden für Auswaschungen sind schlecht angewendet, und haben bis jetzt den Unternehmern keinen großen Gewinn abgeworfen.

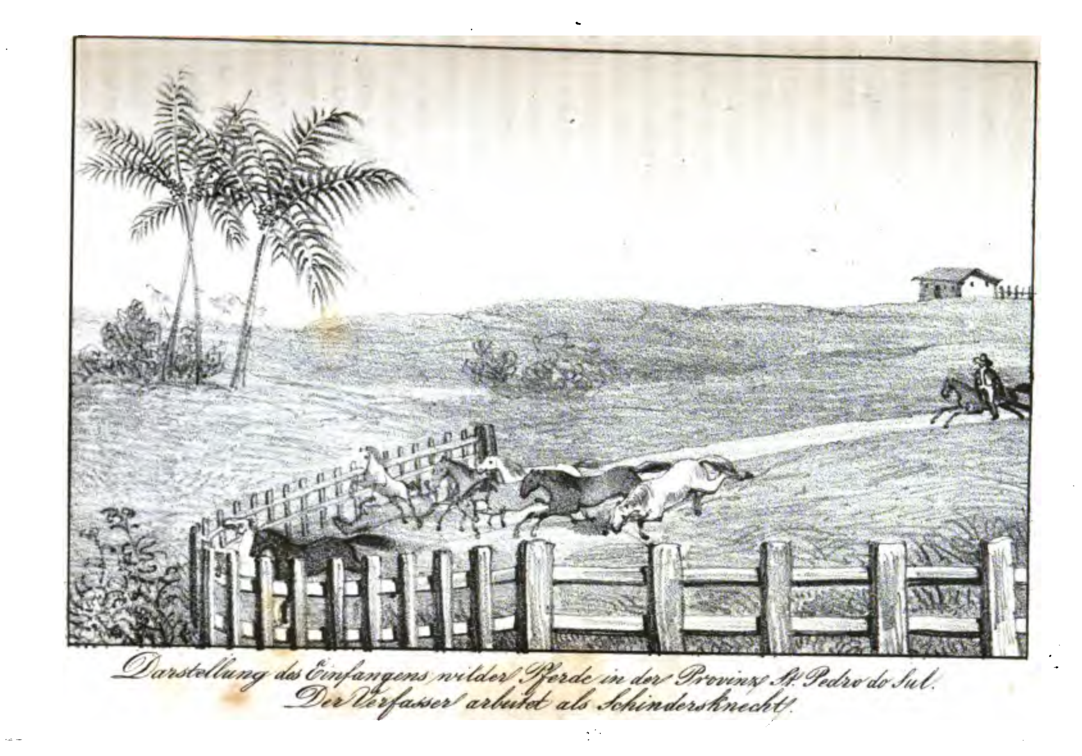
Nach dieser kurzen Unterbrechung möge der Leser uns armen Pilgern auf unserm Marsche weiter folgen.

Wir waren inzwischen muthig fortgetrabt, und erreichten mit Sonnenuntergang wieder eine Venda, dessen Besitzer ein europäischer Portugiese war, und uns zu unserm größten Vergnügen ein reichliches Nachtessen auftischte. Dieser Mann hatte sich in dieser Gegend frisch angesiedelt, und war daher Willens, seine enge Strohhütte mit noch solchen Anhängseln zu vergrößern. Er schien über unsre Ankunft erfreut, und bot uns Arbeit an, um ihm seinen vorhabenden Bauplan vollenden zu helfen; indem er jedem als Taglohn einen Pattak (ungefähr 15 Batzen) versprochen hatte. Wir wurden bald Handels einig, da er uns die fröhliche Nachricht ertheilte, daß das Bauholz zu seinem Pallaste bereits alles gehauen sei. Mit dieser neuen Hoffnung gestärkt, schliefen wir die Nacht ganz herrlich in einem bedeckten zweirädrigen Karren, der uns

von dem Portugiesen als unser einstweiliges Zimmer angewiesen wurde.

Frühzeitig begaben wir uns an die Arbeit, unter der Leitung des Portugiesen, welcher uns den Grundriß zu seinem Pallaste aus dem Stegreife erklärte. Zuerst wurden sechs tiefe Löcher einige Schritte auseinander in die Erde gegraben, und in diese Grundpfosten, bestehend aus oben gabelförmigen Baumstämmen, wie sie der Wald roh lieferte, eingerammelt und festgetreten. Diese Baumstämme, welche erst die Höhe des Hauses ausmachten, wurden nachher von jeder Seite mit sechs andern niedrigern Stämmen, die den Abhang des Daches bildeten, vermehrt, und über dieselben Querstämme gelegt. Das Dach wurde mit Stroh und Schilf gedeckt, welche uns nahe Sümpfe lieferten. Die Seitenwände verbanden wir von Innen und Außen mit Bambusrohren und Schlingpflanzen; und statt Kalk und Mauersteinen hackten wir ein tiefes Loch auf, in welches einige Fässer Wasser geschüttet wurden, um dann die lockere nasse Erde mit unsern bis an den Unterleib entblößten Beinen, zu einem Teige zu kneten. Mit diesem zubereiteten Material beschmierten wir eben nicht ganz kunstgerecht die Wände und die innern Abtheilungen, welche der Portugiese Nebenzimmer zu nennen beliebte. Einige Oeffnungen, die wir statt Fenster und Thüren frei gelassen hatten, wurden nachher ganz zierlich mit einigen Ochsenhäuten verrammelt, bis sich mit der Zeit ein Zimmermann finden möchte. Der Hauseigenthümer war höchst erfreut, als er unser Meisterstück der Baukunst vollendet sah, befahl uns jedoch, um, wie er sagte, den Wänden ein schönes Aussehen zu geben, eine große Partie frischen Kuhmist zu sammeln, und denselben statt des Kalks zu einer dem Auge sehr wohlthuenden grünen Uebertünchung zu gebrauchen, was uns auch wirklich trefflich gelang. So hatten wir denn also in Zeit von acht Tagen ein stattliches südamerikanisches Landhaus erbaut, und da der Portugiese einstweilen keine andere Beschäftigung für uns bereit hatte, so zahlte er seinen geschickten Baumeistern mit dem größ-





Darstellung des Einfangens wilder Pferde in der Provinz St. Pedro do Sul.
Der Verfasser arbeitet als Schinderknecht.

ten Lobe der Zufriedenheit, nach Abzug einiger Flaschen Branntwein, die wir in der Zwischenzeit getrunken, den wohlverdienten Lohn aus. Wir Herren Baumeister trollten uns nach genossenem Frühstück, welches uns nun der Portugiese als Prämie unsers Kunstfleißes zukommen ließ, mit dem höchst bescheidenen Rest unsrer Baarschaft in der Tasche von hinnen. Eine starke halbe Tagreise mochten wir in der drückendsten Hitze ganz ehrbar abgemacht haben, als wir in der ziemlich unbewohnten Gegend endlich zur Linken eine große Strohhütte gewahrten, auf die wir sogleich zusteuerten.

Eine etwas ältlich aussehende weiße Frau empfing uns an der Hausthüre, und lud uns freundlich ein, in das Innere ihrer Wohnung zu treten. Bei unserm Eintritte bemerkten wir drei artige Frauenzimmer, die mit kreuzweis geschlossenen Beinen auf einer an der Erde ausgebreiteten Kuhhaut saßen, und sich mit Klöppeln einer Art Spitzen oder sonst so etwas beschäftigten. Die niedlichen Mädchen bewillkommten uns recht herzlich, und luden uns freundlich ein, auf einer nahe stehenden grob gezimmerten Bank Platz zu nehmen. Ein naives, neugieriges Gespräch entspann sich nun zwischen uns und diesen holden Evastöchtern. Unter anderm fragten sie mich auch: ob ich schon getauft sei; was man in unserm Lande treibe; welche Religion; ob ich auch schon ein Mädchen so recht herzlich geliebt habe, u. s. w. Kurz, die drei Mädchen überhäuften mich mit einem solchen Schwall von Fragen, daß ich mich kaum zu retten wußte.

Mein gefräßiger Kamerad, der von der ganzen Unterhaltung kein zwei Worte verstund, ward am Ende ungeduldig und gab ganz dreist mit Pantomimen und radebrechendem Portugiesisch der ganzen Gesellschaft zu verstehen, daß sein Magen einige Verstärkung nöthig habe. Die Mutter dieser Töchter säumte auch nicht lange, und brachte uns in einer hölzernen Schüssel eine reichliche Menge Milch mit Mandiokmehl untermischt, wozu sich mein Kürschner durchaus anfänglich nicht verstehen wollte, und mich nöthigte, diese Familie für Fleisch

zu ersuchen; aber nur mit Mühe konnte ich ihn von seiner Unverschämtheit zurückhalten.

Nachdem wir die Schüssel rein aufgeleckt und die Mädchen ihre Plappermäuler wieder in die vorige Bewegung versetzt hatten, wurden wir überdieß noch durch ein anderes reizendes Schauspiel überrascht. Eine Menge hübsche Brasilerinnen kamen zur Thüre herein, und stellten sich der Reihe und dem Alterrange nach, nebst den andern drei Mädchen, die indessen von ihrer Beschäftigung aufgestanden waren, längs der Wand auf. Wir wußten gar nicht, wozu dieser Auftritt eigentlich veranstaltet war, bis uns die Mutter, die nebst ihren Kindern sich mit uns Ketzern einen Spaß machen wollte, erklärte, daß diese Mädchen alle ihre Töchter seien, und wir uns erklären möchten, welche die Schönste von allen sei, und uns zugleich aus ihrer Mitte eine Lebensgefährtin aussuchen sollten. Mein Kamerad, der die Sache für Ernst hielt, wollte gleich zutappen, aber mit kreischendem Lachen bedeckten sich die Mädchen mit ihren niedlichen Händen ihre lieblichen Gesichtchen, und riefen alle zugleich: nein Mutter, den häßlichen Pockennarbigen wollen wir nicht, wohl aber den andern jungen Menschen! Die boshaften Kinder hatten mich wirklich durch dieses Kompliment in die größte Verlegenheit gesetzt. Um aber der ganzen Komödie ein Ende zu machen, die uns allen wohl weiterhin lästig geworden wäre, wußte ich nichts bessers zu thun, als das ganze Glied von der ältesten Schwester bis auf die jüngste herab in die runden, hübschen Wangen zu kneipen, und jeder etwas Artiges und Schmeichelhaftes zu sagen. Die Mutter beglückwünschte ich, die beneideteste aller Frauen des Universums zu sein, da sie so schöne, reizende Töchter besitze. Hinsichtlich des Heirathens bemerkte ich allen: daß ich wohl wüßte, daß es bloß auf einen Scherz abgesehen sei; wenn ich jedoch aus voller herzlicher Ueberzeugung sprechen sollte, so würde ich, obschon unwürdig, ein so unschätzbares prachtvolles Kleinod zu besitzen, dennoch alle zusammen heirathen, da in der Schönheit alle voll-

kommen seien, und ich keiner deßhalb den Vorzug geben könne. Die sapperments Hexen wollten sich aber nicht zufrieden geben, und verlangten durchaus zu wissen, welche aus ihnen mir die Schönste scheine, bis endlich die ältern, etwas mit der Zeit häßlicher gewordenen Schwestern, meinen vorigen Wahlspruch durchaus billigten, und die andern zuletzt sich beruhigten, und mich mit drohenden Zeigefingern einen Spaßvogel hießen, der sich auf gute Manier aus der Schlinge gezogen habe.

Mein Kamerad war über sein Mißgeschick ziemlich verstimmt, und die guten aber dennoch boshaften Mädchen suchten ihn zu beruhigen, indem sie ihm durch ihre jüngste Schwester, ein wirklich allerliebstes munteres, feuriges Mädchen, eine Papier-Cigarre verabreichen ließen, die ihm jene auch wirklich mit dem freundlichsten Gesichte, brennend aus ihrem Rosenmündchen ziehend, liebreich auf die Schultern klopfend, doch ja nicht zu zürnen, in die Finger drückte. Aus Dankbarkeit, wie ich vermuthe, über meinen Wahlspruch, schenkten mir die drei ältern Schwestern jede ein Päckchen Papier-Cigarren, welche sie erst vor meinen Augen mit ihren niedlichen Fingern zusammengedreht hatten, und jede schien zu wetteifern, mir zuerst eine brennende Cigarre zu schenken. Um dem Ganzen noch einen herrlichen und fröhlichen Schluß zu geben, setzten sich die lieblichen Kinder alle auf die Erde, dicht zusammen gekauert, und spielten dabei die Guitarre abwechselnd, wozu die übrigen irdischen Engelskinder ihre Cherubimsstimmchen erschallen ließen, und hauptsächlich Lobsprüche der Liebe aus dem Stegreife verkündeten.

Obschon mir das freimüthige Betragen dieser Mädchen auffallend schien, so konnte ich mir's doch nachher erklären, da mir die Mutter derselben erzählte, daß ihr Mann nebst seinen Brüdern, die ebenfalls im Hause wohnten, eine Reise nach Rio Pardo unternommen hätten. Es war daher diesen niedlichen Mädchen keineswegs zu verargen, daß sie sich einen unschuldigen Scherz in Abwesenheit der argwöhnischen männlichen Hausbe-

wohner mit uns erlaubten. Der Abend war indessen ziemlich herangerückt, und die Mädchen bemerkten jetzt ganz freimüthig, daß sie uns unmöglich für diese Nacht beherbergen könnten, da sie späterhin, wenn es die eifersüchtigen Männer erführen, gewiß einen derben Verweis erhalten würden. Mein Kamerad, der ohnedieß etwas grämlich war, nöthigte mich auch zum Aufbruch, da uns die Alte bedeutete, daß auf unsrer Straße, anderthalb Meilen von ihrem Wohnhause, ein reicher Gutsbesitzer wohne, der uns gewiß sehr gastfreundlich aufnehmen werde. Wir nahmen nun herzlichen Abschied von diesem muthwilligen Mädchenvolke, und steuerten so herzhaft vorwärts, indem wir uns eben nicht die schönsten Vorstellungen von der Bildung der brasilischen Landbewohner und des schönen Geschlechts dieser Gegend machen konnten.

Wir erreichten bei ziemlich vorgerückter Dämmerung den uns bezeichneten Landsitz, fanden aber nicht die gehoffte Aufnahme, weil dessen Eigenthümer abwesend war, und uns sein Capataz (Verwalter) ganz frostig behandelte. Unser Nachtessen entsprach seinem Betragen, indem er uns durch einen Neger eine hölzerne Schüssel voll in Milch abgekochtem Wälschkorn ohne Fleisch unter dem freien Himmel vorsetzen ließ. Wir betteten uns diese Nacht wieder im weichen Grase unweit des Hauses, und setzten noch vor Tagesanbruch unsre Reise fort. Gegen Mittag desselben Tages lagerten wir uns wie gewöhnlich in einem schattigen Wäldchen, ohne in der Umgegend eine Wohnung angetroffen zu haben. Mein Kamerad hatte unterdessen in dem Wäldchen eine kleine Entdeckungsreise auf seine Rechnung gemacht, um einige genießbare Früchte aufzufinden. Die Folgen davon waren nicht die ersprießlichsten, da er aus wohlberechneten ökonomischen Vorsorgen die Schuhe ausgezogen und mit bloßen Füßen in einen großen Dorn getreten war, dessen giftig verletzender Stich ihm den rechten Fuß sogleich aufschwellen machte, ohne daß er seine Absicht ferner hätte erreichen können. Dieser widrige Vorfall nöthigte

uns, den ganzen Tag dort zu verweilen; unsre ganze Nahrung bestand in etwas Mandiokmehl, welches wir mit Wasser aus einem nahen Sumpfe anfeuchteten und zu Kugeln kneteten. Den andern Morgen erst, bei ziemlich hohem Wasserstand, marschirten wir langsam vorwärts, indem mein hinkender Kamerad mit schmerzlicher Mühe sich nachbewegen konnte. Nachdem wir auf diese Weise jämmerlich vier Stunden fortgeschritten waren, fanden wir die frische Spur von Rädergleisen, welche von einer durchpassirten Karrenkaravane herrührten, und einige fünfzig Schritt weiter ein großes Stück frisches Fleisch, das jene Karavane vermuthlich verloren hatte. Zu unserm größten Verdruß bemerkten wir, daß unser Feuerzeug verloren gegangen war, und uns daher kein anderes Mittel, um unsern Hunger zu stillen, übrig blieb, als das Fleisch roh zu verzehren, was wir denn auch ohne den geringsten Ekel, nebst zwei alten dürren Zwiebeln, die ich in meinem Schnappsacke gefunden hatte, ganz zierlich im Grase sitzend bewerkstelligten. Diese Mahlzeit war doch immer besser als gar nichts, und stärkte uns wieder zu neuen Abenteuern. Glücklicher Weise erreichten wir noch denselben Abend unweit dem Karrwege eine große Fazenda, deren Eigenthümer ein großes mit Ziegeln gedecktes Wohnhaus und zugleich eine Venda neu erbaut hatten. Hier trafen wir zugleich die Karrenkaravane, die ihr Lager unweit des Hauses aufgeschlagen hatte, und deren Führer, um lustig flackernde Feuer sitzend, plaudernd ihren beliebten Thee tranken und die Bratspieße drehten.

Der Gutsbesitzer, welcher bei unsrer Ankunft sich in seiner Venda befand, bewirthete uns sehr freundlich sogleich mit einer Flasche Branntwein und einem fetten Spießbraten, ohne Bezahlung anzunehmen. Ueberdieß lud er uns noch an seinen Tisch zum Nachtessen, wozu sich denn auch noch einige reisende Brasilier aus der Umgegend einfanden, deren ganzes Gespräch weiter nichts als schamlose, empörende Erzählungen und Witze über ihre niedrigen Ausschweifungen enthielt, die sich nebenbei

noch Bruchstücke aus ihren Reisen, mit lachendem Munde verübte Mordthaten an den Fingern abzählend, mittheilten.

Nach beendigtem Mahle bekreuzten sich die schuftigen Gäste und glaubten dabei ächte Christen zu sein, indem sie uns mit bedauerndem Abscheu fragten: warum wir nicht auch das heilige Kreuz schlügen. Wir wären gewiß keine Christen, sagten sie, denn Engländer und Deutsche, wie sie gehört haben, seien nicht getaufte Menschen. Spöttisch lachend erwiederte ich diesen aufgeblähten, unwissenden brasilischen Bauern, daß wir Ausländer alle so gut getauft seien, wie die Brasilianer; jedoch seien wir Beide, obschon wir als Protestanten uns nicht bekreuzten, dennoch bessere Christen, als selbst die Anwesenden; indem auf unsern Gewissen noch keine Meuchelmorde lasteten, und daher der Teufel auch öfters hinter dem Kreuze verborgen sei. Diese Kerls wußten mir hierauf nichts zu antworten, als daß die Beichte und Gebete einen Christen ganz von seinen Sünden befreie, und hauptsächlich einen fremden Ketzer todt zu stechen, wäre gar keine Sünde. Der klügere Hauswirth schien an dem ganzen Wortgezänke keinen Antheil zu nehmen, und lenkte daher das Gespräch auf die Lieblingsgegenstände dieser Steppenbewohner, Viehzucht, Hunde u. dgl. Ein gutmüthiger Neger, der die Leiden meines Kameraden bemerkt hatte, rief ihn bei Seite, als wir uns bald nach jenem Wortstreite mit den Bauern aus dem Wohnzimmer zurückzogen. Ein Heilmittel, welches der Neger aus Feldkräutern gekocht hatte, und nunmehr auf den wunden Fuß meines Kameraden schmierte, machte uns dem Erstern sehr verpflichtet, indem mein gefräßiger Kürschner während der Nacht, die wir Beide in einem bedeckten leeren Karren zubrachten, dadurch gänzlich wieder hergestellt war. Den andern Morgen begaben wir uns frühzeitig nach der Venda, um von dem Gutsbesitzer Abschied zu nehmen, der uns noch sehr großmüthig mit einer Flasche Schnapps und einer Elle schwarzem, dicken, brasilischen Stricktaback beschenkte, und mich

hauptsächlich warnte, künftighin seinen rachsüchtigen Landsleuten nicht mehr so derb die Wahrheit zu sagen, weil dieselben alle Schurken seien, und also die Wahrheit nicht verlangen könnten.

Dieser Mann erzählte mir, daß er von der Insel Santa Catharina gebürtig wäre, und erst seit kurzer Zeit hier angesiedelt sei. Ich versprach dem wackern Insulaner seiner Lehren eingedenk zu sein, und dankbar schieden wir von ihm. Mein Kamerad, der nun ganz im marschfertigen Zustande sich befand und von allen Schmerzen geheilt war, machte jetzt wieder große Schritte, und somit erreichten wir in dieser, nunmehr an Wohnungen reichern Gegend, gegen Abend eine große Fazenda, wo wir gute Aufnahme fanden, und den andern Morgen noch mit einem tüchtigen Frühstück von dem Besitzer bedacht wurden. Nach einem wohl dreistündigen Marsche gelangten wir an eine niedliche und sehr wohlgelegene auf einem Hügel stehende große Strohhütte, die rings herum mit artigen, gepflügten, aber eingezäunten Pflanzungen eine ziemliche Strecke entlang versehen war, und auf eine rege und Ordnung liebende Thätigkeit des Bewohners schließen ließ. Durch diesen Anblick des Aeußern ermuthigt, näherten wir uns der Hütte, deren Thüre ein stattlicher, hoher weißer Greis öffnete, und uns freundlich an der Hand nach dem Innern führte. Hier bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen ein sehr schönes, blühendes Mädchen, welches kaum fünfzehn Sommer mochte erlebt haben, und uns mit dem reizendsten Anstande, wiewohl etwas erröthend, begrüßte, indem es, wie es schien, nachdenkend sein lockiges Engelsköpfchen in der Hand gestützt hielt, bei unserm Eintritte aber halb erschrocken von seinem Stuhle aufstehend, sich verneigend uns Fremden näherte. Das holde Mädchen hatte sich bald von seiner reizenden, jungfräulichen Verschämtheit erholt, und hieß uns liebreich auf ein paar Strohsesseln, die es selbst herbeirückte, Platz nehmen. Ich war erstaunt, als ich meine Augen im Zimmer umherschweifen ließ, an den weißgetünchten Wänden einige

gute in Rahmen gefaßte Kupferstiche aus Napoleons Feldzügen zu bemerken, und sogar einen Klavierflügel in einer Ecke zu erblicken; Gegenstände, die ich gewiß in dieser Gegend, in einer Strohhütte am wenigsten, vermuthet hätte. Indessen knüpfte der Hausvater ein Gespräch mit mir an, welches mir deutlich verrieth, daß dieser Mann von europäischer Abkunft sei, und früher wohl bessere Tage erlebt haben mochte. Er erzählte mir auf meine bittenden Fragen, daß ich ihn für keinen gebürtigen Einwohner dieser Gegend halten könne, einen großen Theil seiner Lebensgeschichte, deren Verwicklungen und Leiden ihn bewogen hatten, sich hier anzusiedeln. (Das holde Mädchen hatte während der angefangenen Erzählung wieder die vorige Stellung angenommen, die es vor unserm Eintritte, das reizende Lockenköpfchen in der Rechten, auf dem Klavier stützend und auf seinem Tabouretchen sitzend, schon behauptet hatte.)

Dieser Mann war nach seiner Aussage ein spanischer Edelmann, und hatte sich als Marineoffizier nach Südamerika eingeschifft, erwarb sich jedoch nach einigen Dienstjahren einen ehrenvollen Abschied, und siedelte sich später in Buenos-Ayres an, wo er vermittelst eines kleinen Handels nach und nach zu großen Reichthümern und späterhin auch zu großen Ehrenstellen gelangte. Als jedoch die spanisch-südamerikanischen Königreiche gegen das Mutterland Spanien sich empörten und zu Freistaaten sich umgestalteten, verlor er sein beträchtliches Vermögen beinahe gänzlich, indem er nur noch mit einer mäßigen Summe nach dieser brasilischen Provinz flüchten konnte, und sich die jetzt im Besitz habende Länderei dafür ankaufte. Seine zweite Gattin, ebenfalls eine europäische Spanierin, hatte ihn auf seiner Flucht begleitet, starb ihm jedoch vor Gram in der schönsten Blüthe ihrer Jahre, und hinterließ ihm dieses holde Mädchen, das einzige Pfand der Liebe, weil seine erste Ehe kinderlos geblieben war. Dem ehrwürdigen Greise rannen die Thränen in den Bart, als er seiner Gattin erwähnte, und er schien in meiner herzlichen Theilnahme Trost zu finden, indem er mir offenherzig erklärte,

daß er den unwissenden Bauern, seinen Nachbarn, niemals so viel Zutrauen geschenkt, und bis jetzt nur mit seiner Tochter, der Stütze seines Alters, eine vernünftige Unterhaltung genossen habe. Indessen war die Mittagszeit herangerückt, und der alte Spanier wollte uns durchaus nicht fortlassen, ohne mit ihm gespeist zu haben. Sein holdes Töchterchen bot sich freundlich an, um den Vater und uns zu zerstreuen, einige spanische Lieblingsstücke auf dem Klaviere vorzutragen. Wirklich entlockte die Holde diesem Instrumente die schmelzendsten Akkorde, und begleitete dieselben mit einem so reinen harmonischen Engelsstimmchen, daß dem alten Vater und mir Freudenthränen in den Augen zitterten. Das Mittagsmahl war trotz seiner Einfachheit dennoch gut und schmackhaft zubereitet, und drei Flaschen guten Oportowein, die der Hausvater als alte Reliquen früher verwahrt haben mochte, mundeten uns allen vortrefflich, und machten unsern kleinen Gesellschaftskreis äußerst redselig; selbst das liebe spanische Mädchen nippte zuweilen etwas mehr ins Gläschen, als sonst ihre Gewohnheit sein mochte; denn wie bekannt, die Lebensweise der Südamerikaner Landbewohner ist höchst einfach. Unvermerkt entflohen uns in diesem liebreichen häuslichen Zirkel die Nachmittagsstunden, und obschon uns der gute Spanier bat, noch diese Nacht unter seinem Dache zu bleiben, so wollten wir doch nicht länger seine gastfreundliche Tugend belästigend auf die Probe stellen. — Dankbar gerührt schieden wir von diesen liebenswürdigen Menschen, wobei mein Herz kaum den brennenden Schmerz besiegen konnte, den mir die Trennung von diesen Menschenengeln verursachte. Beim Abschiede reichte mir die schöne reizende Spanierin ihr warmes Seidenhändchen, und ich armer Sterblicher hielt diese Grazien-Rechte wohl einige Minuten in göttlich süßer Verwirrung fest, und wagte es, nach einer geraumen Pause schüchtern um ihren Namen zu fragen: „Lucinde heiße ich, Ihre Dienerin!“ antwortete die holde Zauberin mit einem Erröthen in ihrem engelreinen Gesichtchen, mit einem Blicke — welchen — wieder zu geben kein Maler fähig wäre, und die

größten Meister bei dem ersten Versuche sich zu Pfuschern gestempelt hätten.

In dem damaligen elenden und heimathlosen Zustande, in welchem ich mich befand, empfand ich doppelt den Werth der menschlichen Geselligkeit und Nächstenliebe. Welch erquickende Wohlthat war für mein ehrliches gutes Herz, das unter Menschenhaß so viel gelitten hatte, diese liebenswürdige, ungeheuchelte Freundschaft!

Das Städtchen Saõ Gabriel war von dieser Gegend aus nur noch vier Legoas entfernt, und mit Doppelschritten erreichten wir nach Sonnenuntergang diese Villa. In der nächsten Straße kehrten wir in der Venda eines Weißen ein, der aus dieser Provinz gebürtig, und sich erst kürzlich nach beendigtem Kriege hier angesiedelt hätte. Dieser Mann bewirthete uns so gut wie möglich, und gab uns auf unsre Frage nach Arbeit, die freudige Nachricht, daß er eines ziemlich breiten und tiefen Grabens benöthigt sei, um seine Chacara (kleine Pflanzung oder Sommeraufenthalt) damit einzuzäunen. Wir waren bald Handels einig, die Brasse (zwei Ellen) oder zehn Handspannenlängen, die Breite und Tiefe des Grabens dazu mitgerechnet, zu vierzehn Vingtims (ungefähr sieben Batzen) zu liefern. Die Nacht war indessen ziemlich vorgerückt, und der Besitzer schloß daher seinen Laden, um uns selbst nach seiner Chacara zu begleiten und dort für diese Nacht unterzubringen. Dort angelangt, erblickten wir weiter nichts, als eine ziemlich baufällige Strohhütte, welche von einem alten Indianer, wie es schien als Pächter, nebst seiner kupferbraunen Familie bewohnt wurde. Rings herum bemerkte man einige schlecht unterhaltene und unregelmäßig angepflanzte Mandiok- und Maisfelder. Der Obhut dieses Indianers wurden wir nun von dem Kaufmanne empfohlen, und so sollte nach Abrede den folgenden Morgen unsere herkulische Arbeit beginnen, wozu uns der Indianer den Platz und die nöthigen Werkzeuge liefern mußte. Eine kleine Abtheilung dieser Strohhütte, welche den Hühnern und Enten zum Aufenthalte diente, ward uns nun als Schlafzimmer angewiesen. Der Kaufmann hatte sich

indessen wieder zurück ins Städtchen begeben, aber zuvor mit seinem Pächter von einem Abendessen für uns gesprochen, welches aber ziemlich karg ausfiel, da es nur in gekochtem türkischen Weizen und einigen Melonen bestund. Die Indianerfamilie kroch frühzeitig in das Innere der Hütte, um auf ihren Ochsenhäuten auszuschnarchen. Wir arme Pilger konnten jedoch in unserm Hühnerstalle vor giftigem Ungeziefer keine Ruhe finden, bis wir im Freien unter einem Orangenbaum ein Ruheplätzchen fanden, welches uns endlich die Ruhe gestattete, deren unsre müden Glieder so sehr bedurften.

Den folgenden Tag lieferte uns der Indianer zwei schlechte und stumpfe Hacken, nebst einem alten Grabscheit, welches zugleich die Stelle einer Schaufel vertrat. Mit diesen übelbestellten Geräthschaften begaben wir uns an den bezeichneten Ort unweit der Hütte, und da mein Kamerad schon einige Kenntnisse von dieser Arbeit hatte, so war denn auch bald die Breite des Grabens vermittelst langer Schnüre trotz dem besten Ingenieur von mir ausgesteckt und der obere Rasen abgehackt. Die Sonne brannte uns gewaltig auf den Rücken, und bittere Schweißtropfen drangen aus allen Poren, denn die Erde war zu dieser Jahrszeit äußerst hart, und zu unsrer größten Pein mit Kieselsteinen untermengt. Wir konnten daher das Grabscheit nicht gebrauchen, und nur mit der größten Anstrengung war es möglich, einige Finger tief mit den stumpfen Hacken in die kieselharte Erde eindringen. Auf diese Weise konnten wir von Sonnenaufgang bis in die späte Nacht nur mit der bittersten Anstrengung und bei höchst magerer, elender Kost Beide zusammen ungefähr vier Ellen Erde ins Gevierte und einer Tiefe von sechs Schuhen auswerfen. Wie oft dachte ich da an die Tagelöhner in der Schweiz, die, bei wirklich guter, nahrhafter Kost und bei einer Quantum Wein und anständigem Lohn denn doch nicht zufrieden sind, zuweilen unverschämte Forderungen, hauptsächlich in Zürich, zum Uebermaße stellen. Wie gerne hätte ich mit dem Hausknecht meines Vaters getauscht, der öfters über seine

reichliche und gute Nahrung murrte, und dessen Dienst-
verrichtungen gegen meine jetzige Arbeit ein Kinderspi[el]
waren. Mein Kamerad, der wegen seiner Gefräßigke[it]
bei dieser elenden Nahrung und schweren Arbeit imm[er]
unzufrieden war, verbitterte mir mit seinen dummen Zän-
kereien noch vollends das Restchen philosophischen Muths,
welches mir immer als Talisman gegen des Schicksals Tücke
diente. So hatten wir nun zehn Tage an dieser felsen-
harten Erde mit wenigem Erfolg unsre Kräfte erprobt,
als endlich mein Erlöser erschien.

Ein portugiesischer Kaufmann, der sich in dieser Villa
angesiedelt hatte, kam einst mit einem Trupp Bürger
von dorther in die Nähe unsers Grabens spazieren ge-
ritten, und sah unsrer peinlichen Arbeit mit Erstaunen
zu. Derselbe ließ sich in ein weitläufiges Gespräch mit
mir ein, und erkundigte sich hauptsächlich, ob ich der
portugiesischen Sprache hinsichtlich der Korrespondenz
u. s. w. mächtig sei; da ich ihm mit voller Zuversicht
dieses bejahen konnte, so lud er mich auf den nächsten
Sonntag in sein Haus im Städtchen ein, um bei ihm
die Stelle eines Ladendieners zu versehen. Hiemit schied
er höflich von uns, seinem Pferde die Sporen in die
Seiten drückend. Diese für mich so erfreuliche Nach-
richt war aber meinem Kameraden ein Herzensstoß, als
ich ihm dieselbe verkündete, denn nunmehr, meinte er,
könne er's allein bei dieser schweren Arbeit nicht aus-
halten. Die wenigen Tage, die ich noch an diesem
ägyptischen Graben zubringen mußte, war er nicht mehr
so zänkisch, und die bevorstehende Trennung schien ihn
zu schmerzen. Der von mir sehnlichst herbeigewünschte
Sonntag war nunmehr herangerückt, und des Morgens
begaben wir uns nach dem Städtchen, um zuvor unsern
Arbeitslohn zu theilen. Hierauf begaben wir uns nach
der Venda meines zukünftigen Patrons, um dort noch
eine Flasche Wein, dem glorreichen Andenken der hohen
Grabenmacherkunst zu Ehren, auszustechen. Der Portu-
giese begegnete mir sehr artig, und ließ mich zur Probe
einige portugiesische Briefe und Rechnungen in seiner

Gegenwart schreiben, mit deren Ausführung er wohl zufrieden schien. Keinem Fürsten konnte wohl sein Wein so herrlich munden, wie uns dieser Oportowein, dessen Genuß wir dem harten Schooße der Erde mit dem sauersten Schweiße abgerungen hatten. Das Städtchen wimmelte von Reisenden, Bauern und betrunkenen Indianern, die sich mit ihren Weibern und Mädchen in den Schnappsläden umhertrieben, und den Sonntag mit Gesang, Guitarrengeklimper und ihren heillosen Fandangos feierten. Mein Patron hatte alle Hände voll zu thun, und ich konnte ihm jetzt schon dienstfertige Handreichungen leisten und die Zahlungen einkassiren. Als sich das Getümmel und die Menge der Gäste nach einigen Stunden vermindert hatte, beschenkte uns der Kaufmann noch mit einer Flasche Wein, und erlaubte mir, mit meinem Kameraden zu spazieren, um den heutigen Tag noch in aller Freiheit zu genießen, und die Nacht noch außer seinem Hause zuzubringen, den folgenden Tag aber meinen neuen Dienst anzutreten. Wir spazirten nachher ein bischen im Dörfchen herum, um den Tanz der Indianer und Neger auf der Straße zu begucken, was uns eben nichts Neues war, und uns nur für den Augenblick in Ermanglung einer bessern Unterhaltung anziehen konnte.

Des betäubenden Lärms endlich überdrüssig, bewog ich meinen Kameraden, nach der Chacara zurückzukehren; dort lagerten wir uns nun auf dem gewöhnlichen Ruheplätzchen, unter dem Orangenbaum uns in die Arme Morpheus werfend. Den folgenden Tag begleitete mich mein Kamerad wieder nach dem Städtchen, und nunmehr ward ich von dem Portugiesen in mein neues Amt eingesetzt; indem er mir zugleich meine Pflichten und die Vortheile, die mein neuer Stand mit sich führe, näher erklärte. Mit Tagesanbruch sollte ich den Laden öffnen, und bis zehn Uhr Abends die Käufer bedienen; Alles so theuer als möglich verkaufen; zuweilen etwas Wasser unter das Getränke mischen, und die Wagschalen unvermerkt mit dem Finger zuschnellen; Niemanden,

auf meine Verantwortung, Kredit schenken, und überhaupt das Publikum auf eine ehrliche Art betrügen, weil er, der Patron, jährlich mit seiner Haushaltung viele Auslagen habe; und weil auch, wie ganz natürlich, ein Handelsmann aus seinem Gewinnste leben müsse. Mein Prinzipal fügte noch überdieß hinzu, daß diese Grundsätze in der ganzen Welt herrschend seien, aber hauptsächlich von Kaufleuten und Krämern mit wahrer Ueberzeugung müßten gehandhabt werden. Obschon ich nur ein geringer, unerfahrner Schüler Merkurs war, so mußte ich ihm doch hierin Recht geben, und dachte für mich im Stillen: die Welt ist doch eine Spitzbubenwelt auf solche Art! Als Ladendiener sollte ich nun per Monat mit sechs Milreis (ungefähr sechs Kronenthaler) besoldet werden, und freie Wäsche, guten Tisch und Schlafstelle (Notabene, auf dem schmalen Ladentisch eine alte Pferdedecke des Nachts ausbreitend) erhalten.

Um meinen Lesern eine kleine Idee einer brasilischen Venda zu geben, so werde ich mich ganz kurz über das Innere derselben befassen. Man denke sich ein Erdgeschoß, welches vermittelst zwei Thüren nach der Straße zu geöffnet ist, und somit dem Vorübergehenden den ganzen Waarenvorrath auf den ersten Blick anlockend sehen läßt. Im Innern, drei bis vier Schritte von der Thüre entfernt, ist ein Ladentisch angebracht, der die Eintretenden von dem Krämer und dem Waarenlager zugleich trennt, und auch zuweilen den Erstern als Sitz dient. Im Hintergrunde sind die Wein- und Branntweinfässer aufgeschichtet, und über denselben ist ein hölzernes Gestelle angebracht, in dessen Abtheilungen Kattunstücke, Leinwand und andere Ellenwaaren, nebst noch andern Artikeln aufbewahrt und zur Schau gestellt sind. Das eine Ende des Ladentisches ist mit einigen hölzernen Stäben vergittert, hinter denselben sind die Gläser, Flaschen und blechernen Maße zum Ausschenken aufgestellt. Unter dem Tische befinden sich dann gewöhnlich Reisfässer, Tabaksrollen u. dgl. Diese Kramladen, welche eigentlich die Stelle der Wirthshäuser versehen, sind zugleich das Absteigequartier der fremden

Durchreisenden und gewöhnlich der Versammlungsort des Pöbels, der hier immer seine Gelage hält, und sich mit Singen, Guitarrengeklimper und dem geilen, ekelhaften Sapatteio-Bayle und Fandango bis zur rohesten Ausschweifung belustigt. Mein neuer Stand hatte daher wenig Erfreuliches anfänglich für mich, denn den ganzen Tag hatte ich zu springen und zu klettern, um die Gäste zu bedienen, die mit stolzem Eigendünkel öfters alle Waaren auspacken ließen, und, mit ihrem Taschengelde erbärmlich prahlend, mich noch überdieß mit ihren elenden, dummen Gesprächen bis oft in die späte Nacht anekelten. Eine Hiobsgeduld gehörte wirklich zu diesem Geschäft, den stolzen, unwissenden, zudringlichen und unverschämten Brasiliern wie ein folgsamer Hühnerhund aufzuwarten, und viele waren so schmarotzend, daß sie sich gewöhnlich, um das amerikanische Gastrecht geltend zu machen, zum Mittagessen nicht nur in meinem Laden, sondern auch noch bei den andern Nachbarn einfanden; und da man sie durchaus einladen mußte, so fraßen sie wie die Wölfe, und ehe ich mir's versah, konnte ich meistens mit leerem Magen abziehen. In der Folge sah ich mich genöthigt, andere Maßregeln zu ergreifen, und so versteckte ich jedesmal mein Essen hinter die Fässer; die zudringlichen Gäste, welche nach wiederholten Versuchen nun immer leer abziehen mußten, schnitten jetzt freilich lange Gesichter. Die Negerin, eine hübsche, junge Sklavin des Hauses, hatte meine Vorsicht lobenswerth gefunden, und wußte mir manchen guten Bissen zuzustecken, weil sich der eifersüchtige Portugiese mit seiner Frau während dem Essen im Wohnzimmer einschloß, und kein männliches Wesen in ihrer Nähe dulden konnte. So verstrichen mir endlich drei Monate, und ich war dieser Lebensweise so ziemlich gewohnt, obschon mir der Verlust meiner Freiheit zuweilen schmerzlich genug war, da ich während dieser ganzen Zeit niemals ausgehen konnte. Mein ehemaliger Kamerad hatte indessen seinen mühseligen Graben unvollendet gelassen und sich nach dem Städtchen Cassapava verfügt. Mein Aufenthalt in St. Gabriel war nun auch von keiner langen Dauer mehr, da mich ein Deutscher,

der ebenfalls in dieser Villa als Ladendiener angestellt war, als Deserteur verrathen und bei dem Kommandanten, ohne Ursache zur Rache, aus bloßer gemeiner Niederträchtigkeit, verzeigt hatte. Mein Patron versicherte mich jedoch, daß ich deßhalb nichts zu befürchten habe. Dem ungeachtet traute ich dem Handel doch nicht ganz recht; auch sehnte ich mich nach einer freiern, thätigen Lebensart.

Aus meinem ersparten Gehalte hatte ich mir einige Civilkleider angeschafft, und noch blieb mir ein Restchen, woraus ich mir ein Pferd kaufen konnte. Ich nahm von meinem Principal Abschied, nachdem ich meine wenigen Habseligkeiten in einen Quersack auf mein Pferd geschnallt hatte; was drollig genug aussehen mochte. Da ich denselben als Sattel gebrauchte, trabte ich auf meiner magern Mähre, stolz wie ein Don Quixote, vorwärts nach neuen Abenteuern; obschon mir der scharfe Rückgrat meiner Rozinante, da ich ohnedieß des Reitens ungewohnt war, schmerzvolle Seufzer aus der Tiefe meines Herzens preßte.



1 Der Tamandua-Bandeira 2. La Anta, oder der Tapir. 3. El Tatu, oder das Gürtelthier

Zweiter Abschnitt.

Reise nach dem Grenzdorfe Alegrete. Verschiedene Abenteuer. In diesem Zeitraume treibt der Verfasser verschiedene Berufsarten: Holzhauer, Gärtner, Maurer, Schinderknecht u. s. w. Jugendlicher Leichtsinn. Schmerzliche Entdeckungen, die er endlich als Bräutigam in dieser Gegend macht u. s. w.

Sie rang voll Glut die schönen Hände
Und rief im allerletzten Akt:
„Ach, der Kontrakt! ach, der Kontrakt!"
Und damit ging das Stück zu Ende u. s. w.
Seume.

Als ich ungefähr eine halbe Meile in diesem peinlichen Zustande fortgetrabt war, gewahrte ich hinter mir mehrere Reiter, die einen Trupp Pferde zum Umwechseln vor sich hertrieben und mich auch bald eingeholt hatten. Die Reiter stutzten anfänglich bei meinem Anblicke und belachten meine traurige Figur; jedoch schien Einer aus ihnen besonders Mitleiden zu haben; er befehligte daher einen Neger, mit dem Lasso ein Pferd aus seinem Truppe zu fangen und für mich aufzuzäumen. Wirklich brachte mir der Schwarze einen schönen Falben, nahm meiner Mähre den Zügel ab, um denselben dem Falben anzulegen, und so jagte er meinen Schimmel unter die andern Pferde, mit dem Bedeuten, daß ich ihn auf der andern Seite des Flusses, den wir bald zu passiren hätten, wieder auswechseln könnte, und mir sein Herr diesen Falben bloß geliehen hätte, um mit seinen Begleitern in Gesellschaft reisen zu können. Mit Vergnügen nahm ich das Anerbieten an und schwang mich wohlgemuth auf des Falben Rücken,

und so ging's beinahe immer im gestreckten Galop vorwärts über fette Triften, Thäler und Hügel, bis wir endlich nach einem vierstündigen, scharfen Ritt einen Fluß erreichten, dessen Name mir entfallen ist. Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses stand unweit des Ufers eine große Strohhütte, welche zugleich die Wohnung des Fährmanns war, der die Reisenden in einer leichten Pirogue überschiffte, welche indessen die Pferde abgesattelt und durch den Fluß an das andere Ufer getrieben hatten. Indeß die Pferde auf der andern Seite weideten, verfügten wir uns nach der Wohnung, deren Eigenthümer zugleich eine Venda angelegt hatte. Hier regalirten mich meine Reisegesellschafter mit Branntwein und waren überdieß so gefällig, von dem Wirthe einen alten Sattel nebst einer abgenutzten Decke und einem Schafpelze für mich auszuwirken, welche mir der Letztere schenkte. Ein Neger, den ich mit Branntwein regalirte, schnitt mir noch einen Bauchgurt aus einem ungegerbten Stück Rindsleder und verfertigte mir geschwind ein Paar hölzerne Steigbügel, die mir eben so gute Dienste wie silberne leisten konnten. Dankbar schied ich nun von dem Wirthe und meinen bisherigen Begleitern, und so ausgerüstet trabte ich mit etwas mehr Bequemlichkeit auf meinem magern Schimmel vorwärts, der übrigens äußerst fromm und geduldig war. Gegen Abend erreichte ich, auf einem alten Karrwege forttrabend, eine Fazenda*), wo ich um Nachtquartier bat und auch

*) Wie früher erwähnt, ist bei den meisten Fazendas und Wohnungen eine offene Hütte angebracht, welche keine andern Mobilien enthält, als ein Fäßchen oder einen großen Wasserkrug und ein Horn zum Schöpfen, nebst einer bis zwei kleinen Bänken und zuweilen einem Bettgestelle, mit ungegerbten Lederriemen durchflochten, und einem Tische, wiewohl beides sehr selten. Diese Hütte nennen die Brasilier: „Caza dos Hospedes (Gasthaus)". Der Reisende zu Pferde oder zu Fuß nähert sich der Hauptwohnung aber immer außerhalb der Einzäunung oder in einer Entfernung von zwanzig Schritten, und ruft grüßend: Oh! de Caza (o! im Hause)!

sogleich von dem Hausbewohner, einem gutmüthigen, aber stumpfsinnigen Weißen, mit einem reichlichen Nachtessen, bestehend aus gekochtem Fleich und Spießbraten, bedacht wurde. Meinem Pferde spannte ich die Vorderfüße, damit es sich während der Nacht nicht zu weit entferne, währenddem ich mein Sattelzeug unweit des Hauses unter freiem Himmel ausbreitete und mich eines herrlichen Schläfchens erfreute. Der Hauswirth wollte mich den andern Morgen nicht ohne Frühstück scheiden lassen, und so konnte ich denn wohlgemuth meine Reise wieder fortsetzen, da mein Schimmel sich die Nacht hindurch mit fettem Grase vollgefüttert hatte. Gegen Mittag erreichte ich das Ufer des Jaguary-mini (kleiner Jaguary, ungefähr ein Fluß wie die Limmath). Der Ueberfahrtsplatz wird Passo do Rozario genannt. Hier war es, wo sich früher die brasilische Armee mit den Argentinern und Cisplatinern herumbalgte und im Jahre 1827 von denselben Truppen unter dem General Don Carlos Alvear bei Ituzaingo gänzlich geschlagen wurde.

---

oder sonst gewöhnlich: Cristo! Alsdann erscheint der Hausbesitzer oder sein Capataz, worauf man mit entblößtem Haupte nochmals grüßt und um Erlaubniß, sich zu nähern, bittet, und zur Antwort erhält: Vossa merced, pode apear (Sie können absteigen)! oder auch ziemlich mürrisch zuweilen: pode entrar (man kann eintreten)! Der gastfreundliche Ton und die Aufnahme sind in den stark bereisten Gegenden ziemlich frostig geworden und werden sich vermuthlich mit der Zeit, wie in Europa, nach und nach gänzlich verlieren. Die Bewohner der argentinischen und cisplatinischen Republik, wenn sie auf Reisen sind, rufen gewöhnlich: Ave Maria purissima (allerreinste Jungfrau)! und man antwortet von Innen: Sin peccado concebido (hat ohne Sünde empfangen)! Passa usted, adelante, caballero! kommen Sie näher, treten Sie herein u. s. w. Selten hat ein unbekannter Reisender bei den Brasiliern Eintritt in ihr Familienheiligthum, da Eifersucht eine ihrer größten Leidenschaften ist. Bei den Südamerikanern spanischer Abkunft herrscht jedoch das Gegentheil sehr kontrastirend.

Der Fluß war zu reißend, um mit dem Pferde so ganz ungenirt durchzuschwimmen, und deßhalb sattelte ich meinen Schimmel ab, um mich in eine Pirogue zu setzen, die ein Indianer als Ruderer handhabte, und so erreichte ich das jenseitige Ufer, währenddem ich mein widerspenstiges Pferd dicht am Seitenbord der Pirogue und an den Mähnen festhalten mußte, wodurch beinahe das schwankende Fahrzeug einen Purzelbaum machte, der mich am Ende das Bischen Leben hätte kosten können. Unweit dem Strande war die Wohnung des Fährmanns, wo ich ein wenig rastete und nun erst zu meinem größten Schrecken bemerkte, daß mein Pferd von dem alten, schlechten Sattel schwer gedrückt war und sogar in der Wunde bei der herrschenden Hitze schon Maden erzeugt waren. Hier ließ ich das arme Thier weiden, währenddem mir in Abwesenheit des Eigenthümers der Capataz durch einen Schwarzen einen Spießbraten reichen ließ. Nachdem sich die größte Hitze des Tages gelegt hatte, entschloß ich mich, meine Reise fortzusetzen und das arme Thier bloß leicht zu satteln und am Zügel zu führen. Eine halbe Stunde mochte ich auf diese Art mich fortgeschleppt haben, als ich mich genöthigt sah, das arme kraftlose Thier wieder ein wenig weiden zu lassen. Um wo möglich noch denselben Abend eine Wohnung anzutreffen, mußte ich endlich, wiewohl mit schmerzlichem Widerwillen, mein Pferd mit Peitschenhieben vor mir hertreiben und erreichte mit einbrechender Nacht eine große Fazenda, deren Eigenthümer mich sehr zuvorkommend aufnahm. Er half mir selbst mein Pferd absatteln, welches ich künftig nicht mehr gebrauchen wollte. Der Fazendeiro, dem ich diesen Entschluß mittheilte, versicherte mich, daß ich von seinem Hause nicht zu Fuße fortgehen müßte, und gab mir noch überdieß den erfreulichen Trost, daß er mir ein Pferd für den folgenden Tag besorgen wolle. Der Abend war wirklich wunderschön zu nennen, und der Fazendeiro lud mich daher ein, mit ihm auf einem abgehauenen dicken Baumstamme, der im Freien an die Hüttenwand angelehnt war, Platz

zu nehmen, um, wie er sagte, in der schönen, milden Abendluft zu plaudern und Mattee (Thee) zu trinken. Indem uns ein Sklave den Thee servirte, brachte uns eine alte Negerin ein Päckchen Papierzigarren nebst einem Feuerbrand, zugleich dem Herrn meldend, daß sie das Nachtessen bereiten werde. Ganz gemüthlich schlürften wir nun abwechselnd unsern Thee aus einem niedlichen Kürbißfläschchen, welches mit schwer massiver, altmodischer Silberarbeit überladen war, und ließen dabei die Zigarren dampfen. Mein Wirth wußte sich, als glänzende Ausnahme von den brasilischen Bauern, sehr gut in ein unterhaltendes Gespräch mit mir zu finden und äußerte sich zu meinem Erstaunen sehr deutlich und vernünftig über Politik und sogar über die Weltgeschichte, die er, wie er mir erzählte, vor einigen Jahren in der Stadt Saõ Paulo als Student ein wenig durchgemustert hatte. Von Napoleons Feldzügen und seinen Herrscherjahren konnte er nicht genug sprechen, und die Entstehung der Inquisition, der Jesuiten und überhaupt des ganzen Pfaffenthums bis auf die jetzigen Zeiten, so wie die Dummheit unsers erbärmlichen Menschengeschlechts in allen Graden verfluchte er in höchstem Grimme. Hierauf erzählte er mir noch eine Menge lustiger, schlüpfriger und auch niederträchtiger Pfaffen- und Klösteranekdötchen, die sich in der Stadt und der Provinz Saõ Paulo ereignet hätten. Da ich ihm ebenfalls mit solchen Geschichten aus unserm so sehr in der Kultur fortgeschrittenen Europa, die früher und in jüngerer Zeit dort vorgefallen waren, reichlich auftischen konnte, so wurde der junge Mann ganz zutraulich und offenherzig, da er mich so ziemlich mit seinen Ansichten einverstanden glaubte. (Nota bene, meine E. Leser! jeder wackere, edle Geistliche, der wirklich im wahren Sinne des Wortes ein ächter Christ oder vielmehr ein wahrer edler Mensch ist, ist für mich, wie jeder rechtschaffene, gefühlvolle Mitmensch, ein Gegenstand der offenherzigsten und liebevollsten Hochachtung, und alle solche Engelsmenschen möchte ich aus reiner Wonne brüderlich und freudig umarmen.) Natürlich gibt es

auf unserer irdischen Jammerkugel gar viele menschlich teuflische Ausnahmen, und in keiner Kaste, wie im geistlichen Stande, sind leider solche Ausnahmen so oft und so auffallend zu finden. Weit entfernt, irgend einer Religionssekte zu spotten, liebe und schätze ich den Mitbruder, der nach seinem Glauben und seiner Ueberzeugung glücklich und zufrieden lebt und ohne Fanatismus seinen Gott in der menschlich liebenden Bruderbrust umherträgt. Wahrheit soll doch immer Wahrheit bleiben, und wenn sie auch noch so bitter schmecken sollte.

Aber halt! Ehe ich einige Druckseiten über Fanatismus und Nächstenliebe, Freiheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Freundschaft und noch mehr so schön klingende Sachen schreiben will, finde ich diesen Augenblick doch für besser, mich nicht vergebens zu ärgern. Um meinen Gastwirth, der für einen so reichhaltigen Stoff, wie ihn höchst unverschämte Laien und nichtswürdige Ketzer unverzeihlicher Weise aus dem unbefleckten Lebenswandel der Minister Gottes wollten aufgehäuft haben, sehr wißbegierig und aufmerksam schien, so gut als möglich zu unterhalten, hatte ich, nebst vielen erbaulichen Nebenumständen, die glorreiche Geschichte der schönen, aber frechen und leider sehr unkeuschen Päpstin Johanna erzählt, von welcher der gute Brasilier noch nie etwas gehört hatte. Die Negerin hatte indessen das Wohngemach erleuchtet und uns zu Tische gerufen. Wir traten daher ins Innere, und wirklich fand ich dasselbe bequemer und besser, als bei andern Landbewohnern dieser Gegend, trotz aller Einfachheit dennoch mit haushälterischer Ordnung eingerichtet. Gekochtes, gebratenes und zerschnittenes, in Fett geschmortes Rindfleisch, nebst einem gebratenen Huhn, paradirte auf dem Tische. Ich war so eben in meiner Erzählung bei dem interessanten Akt stehen geblieben, „wie die Päpstin Johanna, liederlichen Andenkens, bei der großen Prozession am heiligen Pfingsttage, das Kruzifix in der Hand, auf der Thürschwelle der St. Paulskirche in Rom mit einem fetten jungen Päpstlein niederkam“, als mein Wirth vor Entzücken seinem Sklaven befahl, ein Fäßchen Wein

anzuzapfen und einige Flaschen damit zu füllen. Dieses Fäßchen sammt seinem werthen Inhalte hätte er sonst für Feiertage und besondere Umstände, da derselbe ihn sehr theuer zu stehen käme, aufbehalten, aber der Päpstin Johanna zu Ehren könne man überdieß mit einem werthen Gaste wohl auch einen Festtag halten. — Die Kinnladen wurden nun tapfer in Bewegung gesetzt, und mein Wirth bat mich, das Ende meiner Erzählung doch bis zum Nachtisch aufzusparen, um desto ruhiger den schönen Inhalt seinem Gedächtnisse einzuprägen. Die Brasilier trinken gewöhnlich nach Tische, und so erlabten wir uns herrlich an dem perlenden Oportowein, wozu wir in Ermanglung etwas Bessern einige frische Maiskuchen statt des Nachtisches aßen. Nunmehr erzählte ich meinem Wirthe das tragische Ende der Päpstin, welche sammt ihrer gebenedeiten Leibesfrucht lebendig verbrannt wurde. Als ich ihm aber zum Schlusse das Zeremoniel beschrieb, das man geschichtlich treu noch heutzutage bei einem neu zu wählenden Papst beobachtet, daß nämlich, „damit die christliche Kirche nicht wieder von einem Weibe getäuscht und beherrscht werde, sich seine päpstliche Heiligkeit auf einen durchlöcherten Stuhl setzen muß, um sich von einem Kardinal betosten zu lassen, der dann auch wirklich der himmlischen Gnade so gewürdigt ist, daß er einen herzhaften Untersuchungsgriff wagen darf, mit seinen geweihten Händen unter dem gespaltenen Thronsessel nach dem männlichen Geschlechte Seiner Heiligkeit zu forschen, und, nachdem er sich volle, genügende Ueberzeugung mit seinen geschäftigen Händen geholt hat, mit freudestrahlendem Antlitz sich gegen die Anwesenden wendet und mit einem lieblichen Cherubimsstimmchen in zierlichem Latein, aber in angenehmer Kürze den männlichen Reichthum seines höchsten heiligen Oberhirten singend verkündet: „Testiculos in quantitate!““ mußte sich der Brasilier den Bauch halten vor Lachen, aber ungläubig den Kopf schüttelnd, rief er, unter beständigem Lachen: O diabo! do braxeiro! (o, Teufels-Spaßvogel!) Die Nacht war indessen, unter vielem

Debattiren und Scherzen, ziemlich vorgerückt, und unsere Augenlieder, die uns zuweilen zufielen, da wir beide ziemliche Haarbeutelchen vom Oportowein trugen, mahnten uns, das Lager zu suchen. Mein Wirth begab sich in ein Nebenzimmer (oder vielmehr Lehmwand-Abtheilung), mir freundlich gute Nacht wünschend. Die alte Sklavin brachte indessen eine Wollmatratze, einige Decken und ein Kopfkissen, woraus sie mir auf einem mit Riemen durchflochtenen Bettgestelle ein herrliches Lager bereitete, was ich lange Zeit, seitdem ich Europa verlassen hatte, entbehren mußte. Bald hätte ich's vergessen: die Sklavin brachte mir, auf Befehl ihres Herrn, ein Fußbad, eine Ehre, die der Amerikaner eigentlich nur seinem werthesten Gaste erweist, und die mir während einem Aufenthalte von beinahe acht Jahren in diesem Tropenlande zum ersten und letzten Male widerfuhr. Dieser Gebrauch erinnerte mich so ziemlich an Abrahams und Loths Zeiten, und wirklich scheinen auch die Brasilier, ohne ihr Wissen, noch einige jüdische Gebräuche aus ihren ersten Eroberungs- und Bevölkerungszeiten aufbewahrt zu haben, indem aus Portugal alle Juden, so wie Verbrecher, zur ersten Ansiedlung nach Brasilien geschickt wurden. Diese Nacht schlief ich ganz ruhig, bequem und sorglos, bis mich endlich, bei ziemlich hohem Sonnenstand, der wackere Brasilier sanft bei den Schultern faßte, und aus dem Schlafe rüttelte, mir wohlmeinend zurufend: „Steht auf, Freund Spaßvogel! die Sonne steht schon hoch, und das Frühstück ist bereit!" Ich sprang von meinem Lager auf, und war augenblicklich angekleidet, indeß die Negerin mir zur Toilette ein Horn voll Wasser nebst einem Handtuche reichte. Nachher suchte ich meinen Wirth auf, der, hin- und herspazierend, seine Papierzigarre vor dem Hause dampfte, und seine Augen an einem Trupp seiner schönen Pferde weidete, welche so eben sein Neger, auf einem schönen Braunen galopirend, vor sich her nach einem Pferch unweit des Hauses trieb.

Mit unveränderter Freundlichkeit grüßte mich mein Wirth, der mir nun, auf halbem Wege entgegenkom-

mend, die Hand drückte und mich zum Frühstücke einlud. Zuerst schlürften wir wieder etwas Thee vor dem Hause, und nun ging es zu Tische, um einen delikaten Spießbraten zu frühstücken. Die Weinflaschen durften auch jetzt nicht fehlen, und die oberflächliche Höflichkeitsrinde, die zuerst sein Herz beengt hatte, thaute durch den Zauber dieses Nektars freundschaftlich auf. Er erzählte mir, daß seine verstorbene Mutter ihn eigentlich zu einem Theologen bestimmt hatte, wozu er sich anfänglich aus kindlicher Liebe entschlossen, aber nach ihrem Tode keine Neigung mehr fühlte, sich zu einem Kirchenlichte zu bilden, da er immer mehr zur Ueberzeugung gelangt sei, daß die meisten Geistlichen handwerksgemäß Heuchler sein müßten. Dieser Landsitz, den er einstweilen nur provisorisch bewohnt habe, sei ihm in einer Erbschaft zugefallen, und da er denselben gut verkauft, so habe er den Entschluß gefaßt, noch heute abzureisen, um sich wieder nach der Stadt Sao Paulo zu begeben. Nach beendigtem Frühstück nahm er herzlichen Abschied von mir, mit dem Bedeuten, daß ihn die Zurüstungen zur Reise drängen, obschon er ungerne meine Gesellschaft misse. Ein gutes Pferd, das ich Euch zum freundschaftlichen Andenken schenke, steht für Euch gesattelt; besteigt es, und ich werde Euch noch einige Schritte weit begleiten, so Ihr's verlangt, fügte er wohlmeinend hinzu, mich an der Hand vor die Thüre führend. Natürlich lehnte ich höflich seine Begleitung ab, um ihn nicht an seinen Geschäften länger zu stören. Dankbar schüttelte ich die Hand meines wackern Wirthes, der mir herzlich eine glückliche Reise wünschte, und bestieg nunmehr einen hübschen, muntern Braunen, auf dem ich lustig vorwärts trabte, unter Dankbezeugungen und Grüßen von diesem guten Brasilier scheidend. Ungefähr zwei starke Meilen mochte ich die Spur von Rädergeleisen verfolgt haben, welche die Landstraße nach Alegrete bildeten, als ich in einer Niederung, unweit eines Wäldchens, zwei Charretten gewahr wurde, deren Führer die Zugochsen ausgespannt hatten, um Mittagsruhe zu halten, und mir von ferne zuwinkten, mich

ihnen zu nähern. Ich lenkte meinen Braunen nach der Gegend hin, und wurde dort von den Führern zum Absteigen eingeladen. Die ganze Sippschaft bestand aus zwei Männern, die, Erba Mattne trinkend, sich um ein flackerndes Feuer gelagert hatten, und zugleich einen Spießbraten über den Kohlen drehten. Ohne weitere Umstände machte ich von ihrer Einladung Gebrauch, und band mein Pferd an eine lange Schlinge, die mir ebenfalls mein voriger Wirth geschenkt und an den Sattelknopf unbemerkt hatte festknüpfen lassen, um bei vorkommender Gelegenheit meinen Gaul sicherer weiden zu können. Als ich Jedem eine Papierzigarre als Freundschaftszeichen gereicht hatte, nahm ich an ihrem Feuer Platz, und wurde nun von ihnen mit Thee bewirthet, und nachher mit dem gar gewordenen Braten, wovon sich Jeder mit seinem großen Messer ein Stück herunterschnitt, als der eine Führer den Bratspieß in die Erde gepflanzt hatte. Die beiden Charrettenführer wurden nun immer zutraulicher und erzählten mir, daß sie auf ihren Charretten Handelswaaren geladen hätten, um sich in Alegrete anzusiedeln, und ersuchten mich, sie zu begleiten, um ihnen einige Dienste während der Reise zu leisten, wofür sie mich dankbar bezahlen wollten. Ich ließ mir die Sache gefallen, da die Männer mir als Taglohn einen Pottack versprachen, um die Ochsen und Pferde vor den Charretten herzutreiben und sonst zu allen Arbeiten behülflich zu sein. Die größte Mittagshitze war nun vorüber, und wir bereiteten uns zum Aufbruch. Ich funktionirte nun sogleich als wohlbestellter Ochsentreiber, und galopirte auf meinem Braunen im Felde herum, um die zerstreuten Zugochsen und Pferde zusammen zu treiben. Wir waren endlich nach einer halben Stunde marschfertig, und setzten unsere Reise bis tief in die Nacht bei klarem Mondschein fort, um an einem mit Holz und Wasser versehenen Lagerplatz unser Nachtquartier aufzuschlagen. Als das Zugvieh ausgespannt und die Pferde umgewechselt waren, machte ich Feuer an, und spielte den Koch in höchsteigner Person, da meine Patrone, die Brüder waren, mit dem Flicken

eines beschädigten Rades sich beschäftigten. Indessen hatte ich, da einstweilen nichts Besseres vorhanden war, einige Stücke dürres Fleisch in Würfel zerschnitten, in einem eisernen Topfe mit etwas altem ranzigem Talge geschmort und mit Mandiokmehl durchgerührt. Die blecherne Theekanne voll Wasser hatte ich ebenfalls ans Feuer gesetzt, um unsern Thee zu schlürfen, der durchaus in dieser Provinz ein unentbehrliches Erfrischungsmittel ist. Wir lagerten uns ganz patriarchalisch um den Topf herum, um mit unsern Messerspitzen den Inhalt heraus zu fischen, den Alle delikat fanden. Der Thee diente uns als Nachtisch und Präservativmittel, um den ranzigen Talggeschmack zu dämmen, der sich durch lautes Rülpsen kund gab. Bei den Brasiliern gilt das Rülpsen als gar nichts Unanständiges, und ist als löbliche Landessitte durchgängig, selbst bei höhern Ständen, mit hohem Privilegium eingeführt. Um zu verhindern, daß sich unsere Bestien nicht allzuweit während der Nacht zerstreuen, wechselten wir alle zwei Stunden ab, um die Zwischenzeit zum nähern Zusammenhalt des Trupps anzuwenden, und daher die Runde zu Pferde auf dem Weideplatz zu machen. Mit Tagesanbruch verfolgten wir unsre Reise weiter, bis uns die starke Hitze nöthigte, an den buschigen Ufern eines Baches Halt zu machen. Da wir gänzlichen Mangel an Lebensmitteln hatten und diesen Morgen mit nüchternem Magen abgereist waren, so entschloß sich das Brüderpaar, auf Raub auszugehen, und irgendwo in einer versteckten Niederung mit der Schlinge eine fette Kuh zu fangen und zu schlachten. Mir war indessen die Obhut der Charretten und der Bestien anbefohlen, bis sich endlich nach anderthalb Stunden die Brüder wieder sehen ließen, welche die Viertel und Fleischstücke nebst der Haut des geschlachteten Thieres in der Sattelcroupe mitgeschleppt brachten. Drei kolossale Spießbraten bekränzten nun unsern Feuerheerd und der Topf, der bis an den Rand mit delikaten Brustknochen angefüllt war, ließ uns eine gute Suppe erwarten. Nach beendigtem Mittagsmahle und einigen Beschäftigungen, die uns länger als ge-

wöhnlich versäumten, setzten wir unsre Reise wieder fort, bis wir dieselbe Nacht unweit Alegrete an dem linken Ufer des kleinen Flusses Garapuytaô bivouakirten, welcher von den Guranis-Indianern Ybiripita genannt wird und sich nördlich in den großen Fluß Ybicuy ergießt. Das Grenzdorf Alegrete selbst liegt ungefähr zwei Legoas weiter zur Rechten des Garapuytaô, auch ist dasselbe sehr gewerbig und bildet den Marktplatz der weitum liegenden Weiler und Estancias (Ländereien). Diese Nacht gingen uns trotz aller Vorsicht zwei Ochsen verloren, und wir hatten den folgenden Morgen mit Tagesanbruch wohl vier Stunden lang die Flüchtigen zu suchen, die sich endlich, sehr weit entfernt, in einem lichten Wäldchen vorfanden. Solche Widerwärtigkeiten, die bei Charrettenkaravanen so häufig vorfallen und vielen Zeitverlust verursachen, machten mir endlich mein Ochsentreiberamt überdrüßig. Ich forderte daher meinen Taglohn, welchen mir der ältere Bruder nach langem Zaudern ausbezahlte; sattelte meinen Braunen, schwamm über den Fluß, der stark angeschwollen war, und erreichte bald im Galop das Grenzdorf, welches seit wenigen Jahren, auf felsigen Anhöhen gegründet, außer einer höchst einfachen kleinen Kirche, ungefähr dreißig Häuser, meistens Strohhütten, zählt. Mitten im Dorfe auf einem ziemlich großen gevierten Platze, stieg ich bei der ersten besten Venda ab, wo ich mich mit etwas Brot und Branntwein erquickte. Mein Pferd konnte ich ganz ruhig vor dem Hause stehen lassen, weil diese Thiere schon dazu abgerichtet sind; und man sieht oft vor den Kaufläden ganze Trupps gesattelter Pferde stehen, die geduldig ihre Reiter erwarten, welche oft ganze Tage lang sich im Innern mit Kartenspielen, für das sie leidenschaftlich eingenommen sind, amüsiren. Indem ich in dem Laden ausruhte, kamen einige Bauern angeritten, welche in dieser Venda verschiedene Einkäufe machten und bei einer Flasche Branntwein von ihren Ländereien, Pferden u. s. w. ein prahlendes Geplauder hielten. Der Eine, welcher sich mit seinem Reichthum besonders hervor thun wollte, redete

mich an und fragte mich, ob ich Willens wäre, auf seiner Länderei einen Graben zu verfertigen, nebst andern Arbeiten, die er mir alle sehr gut bezahlen würde. Sein Anerbieten nahm ich bereitwillig an, da meine Börse sich in schlechtem Zustande befand und ich mich überhaupt nach einer Arbeit für längere Zeit sehnte, um wieder für neue Bedürfnisse und spätere Reisen ein schönes Geld zu verdienen. Der Bauer ermahnte mich nun, auf einen scharfen Ritt gefaßt zu sein, der wohl bis Mitternacht anhalten könnte, weil seine Estancia über dreißig Legoas entfernt wäre und er nebst seinem Begleiter bald aufbrechen wolle. Einstweilen hieß er mich seine gemachten Einkäufe in einen Quersack stecken und denselben nebst zwei großen Hörnern, mit Branntwein gefüllt, an meine Sattelcroupe festbinden. Nach vielem unnützen Geplauder bestiegen wir endlich unsre Pferde und im scharfen Trabe erreichten wir nach anderthalb Stunden eine große, mit vielen Nebengebäuden versehene, Estancia, wo wieder Halt gemacht wurde. Hier traf mein provisorischer Patron einen seiner Nachbarn, dessen Länderei von der seinigen vier Legoas entfernt war, und der einen großen Trupp Pferde in einem der Pferche dieser Estancia rasten ließ. Der Letztere bequemte sich sogleich, den Bitten meines Patrons Folge zu leisten, mir ein rüstiges Pferd zu leihen, um das Meinige, welches, durch die frühere Reise untauglich, vielleicht diesen weiten Ritt im Galop nicht aushalten könnte, einstweilen dagegen einzutauschen, den folgenden Tag aber beide Thiere wieder auszuwechseln. Ungerne schied ich von meinem schönen Braunen; da mir aber mein Patron hoch und theuer versicherte, daß er mein Pferd wieder von seinem Nachbar später abholen lasse, so willigte ich endlich ein. Nun ging's über Stock und Stein, ohne die Spur einer Straße nur zu bemerken, abwechselnd Trab und Galop ohne Unterbrechung immer vorwärts. Meine Führer hielten sich nur nach der Richtung, wo die Länderei sich befand, und ohne sich im Geringsten zu irren, gelangten wir schnurstracks nach der Wohnung meines Patrons, eine Stunde nach Mit-

ternacht. Wir waren kaum abgestiegen, als ein Sklave die ermüdeten Pferde absattelte und sie ins Freie jagte. Bald nachher brachte uns eine junge Negerin Thee, nebst einem kolossalen Spießbraten und Mandiokmehl, was uns nach dem herkulischen Ritt trefflich zu statten kam. Nachdem wir mit Heißhunger unser Nachtessen verschlungen hatten, streckten wir uns alle drei auf bereit gelegte, trockne Ochsenhäute, und entschliefen ohne Wiegenlieder bis zum späten Morgen.

Als ich erwachte, waren meine Glieder vom gestrigen Ritt noch ganz steif und nur mit Mühe konnte ich mich auf den Beinen halten, um mich zum Frühstücke einzufinden; aber dessen ungeachtet wünschte ich doch schon meine Arbeit anzutreten. Der Gutsbesitzer empfahl mir, Geduld zu haben und noch etwa zwei Tage auszuruhen, da er zuerst die nöthigen Werkzeuge zum Grabenmachen von einem Nachbar borgen müßte. Auf diese Art ließ mich der Fazendeiro volle vierzehn Tage vergebens trotz meinem dringenden Ansuchen auf Werkzeug und mein Pferd warten. Ich sah nun jeden Tag mehr ein, daß der Kerl ein schuftiger Prahlhans war; um jedoch der Sache ein Ende zu machen, verfolgte ich ihn täglich Schritt für Schritt, bis er mir endlich eines Morgens ein Pferd satteln ließ, um nach seinen Maisfeldern, welche theils auf freiem gepflügten Felde und in einem umgehauenen und verbrannten Wäldchen eine Legoa weit von seiner Strohhütte angepflanzt waren, die er seine Chacara zu tituliren beliebte, hinzureiten. Dort, meinte der Bauer, wäre ein großer Rancho (Hütte), wo ich wohnen könnte und weiter nichts, als Bohnen zu pflanzen, das Unkraut in den Feldern auszureuten und überhaupt für die Pflanzung Sorge zu tragen hätte, wofür ich dann als Taglohn einen Pottack erhalte. Mit diesem Antrag zufrieden, packte ich geduldig etwas getrocknetes Fleisch, Salz, einen eisernen Topf und zwei Hacken, nebst einem Säckchen dürre, schwarze Bohnen als Samen auf die Sattelcroupe, um auf seinen Befehl diesen kleinen Vorrath nach meiner Einsiedelei mitzuschleppen. Wir trollten nun Beide an Ort und Stelle,

um den Bestand der Pflanzung einzusehen, welche auch wirklich zur Besorgung und Reinigung rüstiger Arme bedurfte. Nachdem mir der Bauer die nothwendigste Arbeit angewiesen und mich immer mit frischen Lebensmitteln nebst Geld, so ich's bedürfte, zu versehen versprach, hieß er mich endlich unumschränkten Besitz von der Strohhütte nehmen und entfernte sich. Meine jetzige, wiewohl nicht beneidenswerthe, einsiedlerische Lage behagte mir recht wohl, indem sie mir zugleich die träumerischen Tage meiner Knabenjahre zurück rief, in denen ich mich so gerne mit Lesen von Robinsonaden und abenteuerlichen Romanen ganze Nächte hindurch beschäftigte, die sich nun tragikomisch genug, seitdem ich in Südamerika war, verwirklichten. Meine erste Beschäftigung war nun, die halb zerfallene Hütte wieder auszubessern und wohnbar zu machen, was ich denselben Tag noch bewerkstelligte. Der nahe Wald lieferte mir Bau- und Brennholz in Fülle, so wie die Pflanzungen Mais und delikate Wassermelonen. Ein krystallheller, freundlich murmelnder Bach schlängelte sich, in dem Walde entspringend, anfänglich über Felsklippen stürzend, in vielen Krümmungen um den Fuß des Hügels, worauf meine Einsiedelei gebaut war, grüßend vorüber. Die buschigen, schattenreichen Zwergweiden, die seine Ufer bekränzten, hätten selbst einer Susanna oder Bathseba getreuen Schutz gegen verwegene, lüsterne Männeraugen gewährt; nunmehr aber beschränkten sich diese bloß zu meinem Gebrauche als Bade- und Waschstelle. Mit Tagesanbruch nahm ich meine Hacke auf die Schulter und wanderte baarfüßig, ein lustiges Lied pfeifend, nach der Pflanzung, um das Unkraut auszujäten, bis ich endlich, von Schweiß triefend, gegen Mittag meine Hütte betrat, um auszuruhen und mein philosophisches Mahl zu bereiten. Statt des Brotes aß ich Maisähren, die noch grün am Feuer gebraten, äußerst zart und delikat schmeckten, besonders zum Fleische, welches ich bald am Spieße gebraten aß, bald auch mit nahrhaften Kürbismelonen abkochte. Nach beendigter Mahlzeit hielt ich nach Landessitte ein köstliches Mittagsschläf-

chen, meistens im Freien unter einem schattigen Baume, oder im Gebüsche am Ufer des Baches, bis sich die glühende Hitze gemildert hatte. Nun begann meine Arbeit von Neuem bis zur anrückenden Dämmerung, wo ich alsdann einen Streifzug zu Fuß (der Bauer ließ sein Pferd den ersten Tag schon wegholen) um die ganze Pflanzung machte, um die Papagayenschwärme aufzuscheuchen, die großen Schaden anrichteten. Des Abends nach beendigter Runde nahm ich gewöhnlich ein erquickendes Bad; dann kehrte ich nach der Hütte zurück, mein einfaches Nachtessen zu bereiten und die müden Glieder auf meinem Sattelzeuge, gewöhnlich im Freien im üppigen Grase, das azurne Sternengezelte über mir, auszudehnen, und fiel dann, meistens mich in die Blumengefilde der jugendlichen Phantasie verlierend, endlich Morpheus in die Arme. Mein alter Soldatenmantel schützte mich getreu gegen den frostigen Mehlthau, der in diesem Lande so herrschend ist, und neu gestärkt, sprang ich mit dem ersten Kuß Aurorens vom Lager auf. Diese einförmige Lebensweise wurde zuweilen, aber höchst selten, durch einen Besuch des Bauers oder seines Negers unterbrochen, um mir frisches Fleisch zu bringen. Meine Einsiedelei gefiel mir nur desto besser, denn ich haßte von Herzen den Umgang mit diesen pöbelhaften, rohen Menschen, mit denen kein vernünftiges Wort zu sprechen war. Des Sonntags beschäftigte ich mich regelmäßig mit dem Flicken meiner Wäsche und die wenigen Kleidungsstücke wusch und klopfte ich auf den Felsplatten im Bache, und während dieselben auf die Gebüsche gehängt, an der Sonne augenblicklich trockneten, nahm ich ein erquickendes Bad, worauf ich mit der größten Zufriedenheit meine reine Kleidung wieder anzog und mich nach der Hütte verfügte, um mein Mittagsmahl zu bereiten. Philosophische, laute Selbstgespräche (deren Inhalt oft seltsam genug ausfiel) vertraten mir die Stelle eines Gesellschaftszirkels. Gewöhnlich durchmusterte ich meine Stammbuchblättchen mit Erinnerungsversen und illuminirten Schweizerlandschaften, die mir von meiner theuern Mutter und Ge-

schwistern zum Andenken geschenkt wurden, oder schrieb mit Bleistift grammatikalische Uebungen u. s. w., um wenigstens auf diese Art mich an eine civilisirte, europäische Abstammung zu erinnern und die Leere meines Einsiedlerlebens dadurch zu ergänzen. Ein erquickendes Schläfchen und eine Promenade mit Sonnenuntergang um den Wald und die ganze Pflanzung herum, Insekten und Blumen zu sammeln, wanderte ich, mein grosses Messer im Gürtel und einen schweren Prügel in der Rechten, sehr stattlich und gravitätisch ab, welches gewöhnlich den Schluß des Sonntages ausmachte. So verstrichen mir zwei Monate, nach deren Verlauf ein reisender Taglöhner nebst seiner Frau, einer jungen, weißen Paraguayerin, zufällig in diese Gegend geritten kam und Abends an meiner Hütte ansprach. Gastfreundlich empfing ich die Reisenden und bewirthete sie, in Ermanglung etwas Bessern, mit schönen, rothen, erquikkenden Wassermelonen (Sandias). Der Taglöhner (ein Weißer aus Paraguay) erzählte mir nun, daß er Willens wäre, sich nach der Wohnung meines Bauern zu verfügen und denselben für Arbeit anzusprechen, indem er bald nachher mit seiner Ehehälfte bei eingetretener Dämmerung freundlich scheidend wirklich dahin aufbrach.

Indessen träumte mir nicht im Mindesten, daß künftighin diese Leute meine Gesellschaft ausmachen würden. Denn den andern Tag kamen Beide mit dem Bauer angeritten, welcher Letztere mir nun bedeutete, daß er diesen Paraguayer in Dienst genommen hätte, der nun zugleich mit mir in der nämlichen Hütte wohne, um mit mir Bäume zu fällen, womit später die Pflanzung eingezäunt werde. Ich willigte nur halb zufrieden in den Handel ein, da das Holzhauen eben nicht meine Lieblingsbeschäftigung war. Nachdem sich der Bauer entfernt hatte, logirte sich das Pärchen ganz vergnügt in die Hütte, und bald waren zwei Bettstellen, oder vielmehr eine Art Pritschen, von Bambusrohren, auf gabelförmigen, in die Erde gerammelten Baumzweigen ruhend, aufgerichtet, wozu ich behülflich war, und ebenfalls meine Pritsche nach einer andern Ecke der Hütte

versetzte. Die hübsche Paraguayerin hatte indessen meine Bad- und Waschstelle am Bache entdeckt und dieselbe auch zu ihrem Gebrauche, während wir sonst beschäftigt waren, benutzt, indem sie alle ihre Habseligkeiten, nebst ihrem irdischen Körperchen, in den keuschen Fluthen reinigte. Sie kam daher bloß mit einem leichten baumwollenen Hemde bekleidet nach der Hütte zurück, um das Mittagessen zu bereiten. Ländlich sittlich, dachte ich im Stillen, vermuthlich aber nicht so der Taglöhner, der mich bei dieser Erscheinung mit eifersüchtigen Augen anglotzte und mich deßhalb, aber höflich, bat, ihn nach dem Walde zu begleiten, um Holz zu sammeln, bis seine Frau die trockne Wäsche anziehen könne. Gern erwies ich dem armen Teufel diesen Gefallen und machte im Stillen die schönsten Vorsätze, die Tugend seiner Frau nie auf die Probe zu stellen. Nach unserer Rückkunft hatte das Weibchen wirklich ihr kattunenes Oberkleid angezogen, um meinen Blicken Vieles zu verbergen, worauf nur ihr Ehemann die gerechten Ansprüche machen konnte, der nun zufrieden schien. An ihrem versteckten, schelmischen Lächeln glaubte ich zu bemerken, daß sie sich an der Herzensangst ihres Gefährten, der ein halb verwelkter Fünfziger zu sein schien, boshaft ergötze. Der Tag neigte sich zu Ende, und nach einigen kurzen Gesprächen schlug ich mein Lager, wie gewöhnlich, im Freien auf. Den folgenden Morgen mit Tagesanbruch ergriffen wir die Aexte und begaben uns nach dem Walde, dessen schönste Bäume unter unsern Hieben niederfielen. Statt des erfreulichen, melodischen Gesanges der Vögel, welche den Wanderer und gefühlvollen Spaziergänger, der des Morgens in unsere europäischen Waldungen tritt, so göttlich begrüßen, hört man nichts als das widrige Gekreische zahlloser Papageienschwärme und das eintönige und wehmüthige Geheule der Affen, nebst dem Gesumse blutdürstiger Myriaden Muskitos, die mit ihren giftig brennenden Stichen wahrlich keiner süßen, melancholischen Stimmung, oder süßen, harmonischen, schmelzenden Seelenträumen, wovon uns Millionen Dichter immer vorgaukeln, Raum geben. Ein

trostloser Verliebter, der in diesen brasilischen Hainen Trost suchen wollte, würde wahrscheinlich von den grimmigen Muskitos zur Besinnung gebracht, oder wohl gar zu einem gänzlichen Narren werden.

Nach zehn Uhr Morgens, wenn die glühenden Sonnenstrahlen sogar durch die schützenden Baumkronen drangen, begaben wir uns nach der Hütte, wo uns denn die hübsche Marie (so hieß das Weibchen) das Essen bereitete, und nachdem wir Thee geschlürft, Mittagsruhe hielten, um nachher unsere Arbeit bis zur einbrechenden Nacht fortzusetzen. Innert vierzehn Tagen hatten wir eine große Menge Baumstämme gehauen, die ich meistens auf den Schultern aus dem Walde schleppte und unweit unserer Hütte, in deren Nähe die Einzäunung beginnen sollte, dieselben niederlegte. Bis jetzt hatten wir immer auf ziemlich freundschaftlichem Fuße gelebt und uns die Abendstunden mit mancherlei Erzählungen verkürzt. Dem Taglöhner war übrigens die Obhut des Viehes anbefohlen, welches wegen der bessern aber entferntern Weideplätze die Grenzmarchen des Nachbars überschritt, daher ihm denn auch die Pflicht oblag, bisweilen beritten die Runde zu machen und das Vieh zurückzutreiben. In seiner Abwesenheit bewirthete mich öfter die schelmische Marie mit Thee und erzählte mir dann Vieles über Paraguay, über den Diktator Francia, die Sitten ihrer Landsleute, und selbst sogar einige ihrer Liebesabenteuer, die sie mit einem jungen, schönen Paraguayer, einem gewissen Don Carlos, getheilt hatte, aber von ihren Verwandten gezwungen worden sei, ihren jetzigen Mann, der früher als Verwalter über die Ländereien ihrer Familie gesetzt war, zu heirathen. Späterhin hatte nach ihrer Aussage der Diktator einen Haß auf ihre Familie geworfen, weil sie mit dem Bischof von Paraguay nahe verwandt wäre, und um harter Gefangenschaft zu entgehen, hätte sie mit ihrem Manne, von allen Mitteln entblößt, die Flucht mit vieler Gefahr nach der brasilischen Seite unternommen und seit einigen Jahren sich in dieser Provinz kümmerlich durchgeholfen. Bis jetzt war ich

immer meinen Vorsätzen treu geblieben und hatte, den schmachtenden Augen zum Trotz, die mir bisweilen das junge Weibchen zuwarf, nie versucht, das zehnte Gebot zu übertreten. Ein Vorfall, der sich in einigen Tagen ereignete, führte jedoch Folgen herbei, welche ich nicht geträumt hatte und ein Müsterchen meines jugendlichen Leichtsinns ans Tageslicht brachten.

Eines Morgens war der Paraguayer über Feld geritten und ich arbeitete unweit der Hütte an dem Pferche, wozu ich eben einige Pfähle in die Erde rammelte. Plötzlich ward ich durch einen laut durchdringenden Schrei aufgeschreckt, der mir unfern der Hütte von Marien herzukommen schien. Schnell rannte ich nach der Gegend und fand das hochschwangere Weibchen, wie mir däuchte, in Kindesnöthen, leichenblaß, ohnmächtig zurücksinken, wo ich sie gerade noch in meinen Armen auffing, in die Hütte trug und auf ihre Bettstelle legte. Auf alle meine Fragen konnte mir das arme Weib nur mit unverständlichem, schmerzhaftem Stöhnen antworten, und ich konnte daher nicht anders denken, als daß sie vielleicht mit einem Liebespfand niederkommen werde. Bei diesem Gedanken rieselte mir der Angstschweiß in großen Tropfen über den ganzen Körper, und in meiner peinlichen Lage wußte ich keine Hülfe, wäre mir nicht diesen Augenblick plötzlich eingefallen, daß ich als Buchbinderlehrbursche während dem Bogenfalzen einst gelesen hätte, daß ein gebärendes Weib in eine etwas erhöhte, sitzende Lage müßte gebracht werden. Richtig, so machte ich's auch, es galt ja zwei Menschenleben zu retten, und rasch, indem ich die Worte: „Donnerwetter, nun muß ich wohl gar die Hebamme machen!“ in banger Hoffnung zwischen den Zähnen brummte, legte ich meinen Mantel nebst einigen Pferdedecken zusammengewickelt an die Rückwand ihres Bettes und brachte sanft die arme Dulderin in eine halb sitzende Lage. Erfreut über mein gelungenes Unternehmen, krempte ich wie ein Metzger die Hemdärmel bis über die Ellbogen zurück, stellte mich an den Fuß der Bettstelle und dachte: „das Uebrige wird sich schon finden! Aber Sapperment! wenn ich nur eine

Scheere hätte, wegen der Nabelschnur!“ — Während ich diese flüchtige Betrachtung gemacht hatte, wagte ich es mit unerklärbarer aber jugendlicher Schüchternheit, wie ein Truthahn bis über die Ohren erröthend, das Hemdchen nebst dem leichten Oberkleide der Besitzerin über die schönen, runden Kniee aufzurollen, mit züchtig niedergeschlagenen Augen das Erscheinen des Weltbürgers zu erwarten, ohne im Geringsten zu ahnen, daß die Scene so verschiedenartig sich umgestalten werde. — Der Ehemann, der von seinen Geschäften zurückkam, war wie ein Blitzstrahl vom Pferde gesprungen, da er bei seiner Annäherung schon durch die offene Hüttenthür meine chirurgisch-astronomischen Beobachtungen am Fuße des Bettes vor den entblößten Knieen seiner Frau bemerkt haben mußte und deßwegen mit gezogenem Messer wie eine Furie auf mich eindrang. Glücklicherweise erwischte ich eine mit langem Stiel versehene Axt, die ich ihm wüthend entgegen schwang, was den feigen Kerl augenblicklich stutzen machte; denn unfehlbar würde er für meine menschenfreundlichen Bemühungen mich mit extra guten Messerstichen regalirt haben. „Thor, laßt Euch nicht durch blinde Eifersucht verblenden,“ rief ich dem Kerl zu, „oder ich schlage Euch Dummkopf den Schädel mit der Axt entzwei; Eure Frau bekommt ein Kind, und ohne meine Hülfe wäre sie vielleicht um's Leben gekommen!“ Mit so vielen kräftigen Beweisen von der Wahrheit der Sache überzeugt, meinte der Kerl, er hätte es nicht so böse gemeint. Gern verzieh ich ihm seinen Argwohn, trieb ihn jedoch an, die Hülfe einer weiblichen Person anzusprechen und schnell nach der Wohnung unsers Bauern hinzureiten. — Indeß hatte sich das arme Weib ein wenig erholt und erzählte mir, daß sie über eine Schlange, die sie erblickt, erschrocken wäre und sich nun in ihren Umständen deßhalb schleuniger die Mutterwehen eingefunden hätten. Der Taglöhner kam bald wieder im Galop, die Sklavin des Hauses in der Sattelcroupe, zurückgeritten, und wirklich war ihre Hülfe höchst nothwendig, denn nach einigen Minuten erschien der neue Weltbürger. Na-

türlich war meine Anwesenheit nicht mehr nöthig, und ich war sehr froh, von diesem Hebammendienste befreit zu sein, und nie wünsche ich mich mehr in eine so peinliche Lage versetzt. — Den dritten Tag war die Wöchnerin völlig genesen und badete sich ganz lustig im Bache, ein Beweis, wie das freiere, ungezwungene Leben dem natürlichen menschlichen Zustande zuträglicher, als der europäische Luxus ist. Von nun an wurde das Weibchen immer liebevoller und freundlicher gegen mich und hieß mich beständig ihren lieben Retter, indem sie sehr bitter das rohe, eifersüchtige Verfahren ihres Mannes tadelte. Gelegenheit macht Diebe! Ich glaubte daher einiges Recht an die hübsche Paraguayerin zu haben und noch mehr einige Rache an dem alten Argus für seine damals gedrohten Messerstiche auszuüben. Drei Monate hatte ich nun bereits für diesen Bauer gearbeitet, ohne bis dahin einen Pfennig Geld für meine Arbeit eingezogen zu haben. Trotz der angenehmen Gesellschaft der hübschen Marie gefiel mir ein längerer Aufenthalt doch nicht mehr, besonders da ich den Verlust meines Pferdes dem prahlerischen Bauer zu verdanken hatte. Deßhalb wünschte ich selbst nach der Wohnung des Milizlieutenants Baptista, auf dessen Ländereien mein Pferd weiden sollte, hinzureiten und dort nähere Erkundigungen über diesen Gegenstand, so wie über Arbeit einzuziehen. Meine Freundin Marie borgte mir sehr bereitwillig selbst ihren eigenen Leibzelter sammt ihrem Sattelzeuge zu diesem Ritt. Der Taglöhner, der dort auch bekannt war, schilderte mir genau den Weg, den ich zu nehmen hätte, und bezeichnete mir einige Gebirge, deren Formen mir als Richtschnur über die verschiedenen Anhöhen und weitläufigen Triften, in Ermangelung einer gebahnten Straße, dienen mußten. Munter trabte ich nach der vorgeschriebenen Richtung vorwärts und erreichte endlich, nach einem dreistündigen scharfen Ritt, eine kleine Fazenda unweit dem beabsichtigten Ziel meines Spazierritts. Hier hielt ich an und wurde von dem Hausvater gastfreundlich nach dem Innern der Wohnung geführt, wo ich, als löbliche Ausnahme des

argwöhnischen brasilischen Benehmens, zwei hübsche Mädchen erblickte, die, auf einer Kuhhaut sitzend, sich mit Nähen beschäftigten und mich herzlich begrüßten. Der Hausvater hieß mich freundlich Platz auf einem großen Schemel nehmen, während ein altes Mütterchen den Thee herumbot und absichtlich, um mir Freude zu machen, mir jedesmal das Kürbisfläschchen durch die schönen Hände ihrer Engelstöchter zuwandern ließ. Die gute Alte war so närrisch, mich zu fragen, ob ihre Töchter nicht hübsch wären, was ich so galant als möglich mit vielen delikaten Aeußerungen bejahte. Daß sie mit meinen Komplimenten zufrieden waren, glaubte ich darin zu sehen, weil mir die ältere Tochter zum Abschiede ein Paar alte Nankinhosen von ihrem Vater schenkte. Später aber, als ich eben mein Pferd bestieg, bemerkte ich zu meinem größten Schrecken, daß meine Calçoês (Unterhosen), die ich nur nach Landessitte der mittlern Klasse angezogen und mit einem kurzen blauen Hüfttuche umgürtet hatte, an einer gewissen Stelle stark zerrissen waren. Jetzt erst konnte ich die peinliche Unruhe, die ich an dem Mädchen so räthselhaft fand, mir erklären. „Sapperment," dachte ich, „darum sind die Mädchen so unruhig hin- und hergerutscht und haben sich mit den Augen geblinzt, wegen — meinen verdammten Unterhosen und — aha! deßwegen haben sie mir die Hosen geschenkt! Hm!" Halb verdrießlich galopirte ich fort und stieg in einiger Entfernung vom Pferde, um hinter einer Aloehecke meine Unterhosen zu flicken, da ich immer Nadeln und Zwirn bei mir führte. Mit Sonnenuntergang erreichte ich die Wohnung dieses Milizoffiziers und wurde von demselben mit zuvorkommender Gastfreundschaft aufgenommen. Wir traten ins Innere und sein hübsches Weibchen grüßte mich freundlich; zugleich bemerkte ich zwei artige Mädchenköpfe, die verstohlen hinter der Thür eines Seitengemachs hervorblickten und mich wie ein fremdes Thier beguckten. Der Offizier, obschon sein Haupt ergraut war, verrieth dennoch, mit einer hohen, kräftigen Gestalt begabt, eine edle Haltung, so wie in seinen Gesprächen eine sehr gebildete Erzie-

hung. Ein Neger hatte indessen auf Befehl seines Herrn meinen Zelter abgesattelt und nach einem guten Weideplatz abgeführt. Der Abend war schon während unsers Gesprächs beim Theetrinken ziemlich vorgerückt, den Herrn Baptista schien daher die Lust anzuwandeln, sich im Freien zu ergehen, wozu er mich ebenfalls einlud. Das Nachtessen ward indeß zubereitet und hätte selbst dem wohlhabendsten Bürger bei uns, seines Inhaltes wegen, Ehre gemacht. Zur Mahlzeit fand sich noch sein Neveu, ein junger artiger Mann, nebst dem Verwalter und seinem Schwager ein. Im Nebengemach speiste die junge Gemahlin mit den beiden jungen Mädchen, von denen ich kurz vorher nur halb versteckt die Gesichtchen sehen konnte, aber in der Folge, als Bräutigam, Mehreres zur Belustigung des Lesers erwähnen werde. Das massive silberne Tafelgeschirr, so wie die Menge verschiedener Fleischgerichte und die gute, anständige Tischordnung bewiesen nicht allein die Wohlhabenheit des Besitzers, sondern zugleich eine gute, geregelte Ordnung, die man bei den brasilischen Steppenbewohnern nicht gewohnt ist anzutreffen. Die drei erwähnten Gäste hatten sich bald vom Tische entfernt und ich wollte ebenfalls, der Landessitte gemäß, mich verneigend entfernen, als der alte Offizier mir noch zu bleiben bedeutete, um ihm das Vergnügen zu gewähren, über Literatur, Geschichte und Politik ein wenig zu plaudern. Sein liebenswürdiges Weibchen kam nun auch, aus Neugierde getrieben, aus ihrem Versteck hervor und setzte sich neben ihren grauen Gefährten, der ihr sogleich befahl, eine Flasche Wein aufzutischen, ein Befehl, der meinen Ohren eine himmlische Musik däuchte. Nun erst thaute gegenseitig eine freundschaftliche Vertraulichkeit auf, woran seine Gattin freudig Theil nahm. Unser Gespräch drehte sich zuerst auf die Pfaffen und alle Nebenumstände, die seit dem Entstehen des Christenthums bis auf die jetzigen Zeiten dieser Kaste eigen waren, ein Thema, welches der Offizier eingeleitet hatte und von dem er beinahe nicht abbrechen wollte, beson-

ders da auch ich ihm die übel-berüchtigte Geschichte der Päpstin Johanna auftischte. In der Mythologie, in der Weltgeschichte und in der Geographie war der Alte ziemlich kundig, was er der Erziehung und den Studien, die ihm seine Eltern in Montevideo zukommen ließen, zu verdanken hatte, welche seinem aufgeräumten Kopfe und seinem hellen Gedächtnisse tief eingeprägt waren. — Während unserm freundschaftlichen Geplauder, welches bis Mitternacht dauerte, gab mir der Offizier seinen Wunsch zu verstehen, daß ich auf längere Zeit bei ihm bleiben und in Arbeit treten möchte. Der Antrag gefiel mir und ich willigte sogleich ein, obschon mir die Arbeit, mit welcher ich mich einstweilen beschäftigen sollte, ganz nagelneu und ekelig vorkommen mußte. Der Gutsbesitzer, welcher so zu sagen ein Fürstenthum, oder vielmehr ein Stück Land von vierzehn Meilen im Umfange sein Eigenthum nennen konnte, trieb nebenbei noch einen großen Fellhandel, weil seine Ländereien und Triften von unzähligen Heerden Hornvieh, zahmen und wilden zahlreichen Pferde- und Maulthierheerden wimmelten. Die letztern, hauptsächlich die wilden Pferde (cavallos bagaues), wurden bei Tausenden eingefangen und geschlachtet, bloß um die Felle abzuziehen, zu trocknen und zu versenden. Zu diesem Geschäft besoldete der Offizier viele Individuen, und so sollte ich denn nun einstweilen als Schindersknecht mein Brot verdienen, wozu ich mich wegen der Neuheit der Sache selbst bereitwillig entschlossen hatte. Das Weibchen erinnerte endlich ihren muntern, jovialen Alten an die Mitternachtsstunde, und nur nach vielem Zögern legte er seiner redseligen Zunge den Zaum an. Wir leerten nun noch vollends eine zweite Flasche, und bald wäre der Alte wieder zur vorigen Lebhaftigkeit zurückgekehrt, hätte ihn seine liebenswürdige Hälfte nicht in die Wangen gekneipt und mit ihrem schönen Händchen ihm den Mund zugehalten. Ich sehnte mich indessen selbst nach Ruhe und wünschte dem gastfreundlichen Paare eine gute Nacht. Ein Neger wies mir auf

Befehl seines Herrn meine Schlafstelle an, welche in einer Karettilla *), die unweit dem Hause in einem Schuppen stand, für mich bereitet war und nur aus einer Wollmatratze und einem Kopfkissen bestand. Diese Karettilla wurde sonst nur Ehrengästen in Ermangelung eines Zimmers angewiesen, was mir, da ich schon ziemlich die brasilischen Gebräuche kannte, nicht mehr lächerlich vorkam. Im prachtvollsten Federbett hätte ich jedoch schwerlich besser schlafen können, und den andern Morgen mit Tagesanbruch war ich, an Leib und Seele erquickt, schon wieder auf den Beinen und traf auch schon meinen Wirth, munter vor seinem Hause auf- und abspazierend, vergnügt seine Papiercigarre schmauchend. Herzlich begrüßte mich der wackere Militair, und als ich mich nach beendigtem Theetrinken wieder zurück nach meiner Pflanzung begeben wollte, um meine dort gelassenen Effekten und alles Uebrige abzuholen und in Ordnung zu bringen, nöthigte er mich, erst noch ein stärkendes Frühstück in seiner Gesellschaft einzunehmen. Ein gutes Frühstück ist für meinen gesunden Magen immer ein willkommenes Geschenk, und ich fand daher auch dieß Mal das Anerbieten meines Wirths sehr vernünftig. Der Tisch war, wie den vorigen Abend, reichlich besetzt, und eine Flasche Oportowein paradirte imponirend vor dem Teller des Offiziers. Nach beendigter Mahlzeit rüstete ich mich zur Abreise, wozu mir der Militair noch ein sehr gutes und schönes Pferd lieh, da das meinige von Alegrete her verloren gegangen war. Mit dem Versprechen, gegen Abend mich wieder in seiner Wohnung einzufinden, schied ich einstweilen von diesem gastfreundlichen Familienzirkel. Ich hatte jetzt das geliehene Pferd des Offiziers bestiegen und galopirte ohne Unterbrechung, den Zelter Mariens vor mir her-

*) Karettillas sind kleine zweirädrige, bedeckte Karren, deren Seitenwände mit hölzernem Getäfel und kleinen Jalousien versehen sind. Sie werden bloß von Frauenzimmern benutzt und, wie bei den Türken, auf Spazierfahrten von Ochsen gezogen.

treibend, schnurstracks nach der Richtung meiner ehemaligen Einsiedelei hin. Dort angelangt, traf ich zufällig meine Freundin allein an und erzählte ihr mein jetziges Vorhaben. Das gute Weibchen weinte bitterlich bei dieser Trauerpost und nöthigte mich durchaus, ein Paar gestickte, mit Fransen gezierte weiße Unterhosen (Calçoncillos, wie sie gewöhnlich in spanisch-amerikanischen Provinzen von den Landbewohnern getragen werden), als Andenken von ihr zu empfangen, da sie schon lange beabsichtigt hätte, mich mit einem solchen Geschenke zu überraschen. Ich dankte und tröstete das gute Kind, wie ich konnte, und versprach ihr, sie nochmals zu besuchen, wenn ich mit unserm Bauer erst abgerechnet hätte. Nun erst lernte ich den schuftigen Bauer recht kennen, da ich von ihm meinen Arbeitslohn forderte. Der Kerl glaubte mich zu betrügen, wenn er mir nur eine Hand voll Silber- und Kupfermünze zeige, und erwartete nicht im Geringsten, daß ich ihm meine Arbeitstage so genau ausgerechnet hatte. Er stellte sich entrüstet und zog drohend sein Messer, um mich damit zu schrecken, aber eben so schnell hatte ich auch das meinige gezogen und erklärte ihm, daß ich fest entschlossen wäre, Alles zu wagen, bis er mich bei Heller und Pfennig ausbezahle. Der feige Schuft, da er sich allein sah, indem alle Hausgenossen abwesend waren, die ihm Hülfe geleistet hätten, bequemte sich zähneknirschend, seinen Beutel zu ziehen und mich nach Verlangen gänzlich zu befriedigen.

Mit gefüllten Taschen bestieg ich nun vergnügt meinen Bucephalus und sprengte lachend davon, nach der Wohnung Mariens zurück. Mit einer feurigen Umarmung schied ich von Marien und erreichte bei eingetretener Nacht wieder die Wohnung des Milizoffiziers, der mich nun, wie früher, mit ungeheuchelter Freundschaft aufnahm. Es dauerte jedoch noch einige Tage, ehe die hinreichende Anzahl Individuen zum Einfangen, Schlachten und Schinden der wilden Pferde vorhanden war. Während dieser Zeit gab mir der Alte Unterricht in der portugiesischen Sprache; obschon ich derselben

schon ziemlich kundig war, so lernte ich doch täglich etwas Neues, besonders da er mich eine zahllose Menge Abkürzungen und Schwierigkeiten, wovon mir viele aus dieser Sprache unbekannt waren, kennen lernte und mich überdieß im Lesen schwieriger Handschriften einübte, besonders in gerichtlichen Aktenstücken, deren er eine ganze Schicht, von einem ehemaligen Prozesse herrührend, besaß. Inzwischen hob ich mit einem Brecheisen große Steine aus der Erde (die Gegend war ringsum steinig und felsig), um sie nach und nach aufzuhäufen und später eine große Mauer damit aufzuführen, die als Pferch, um das zahme Vieh zu ergreifen, dienen sollte. Nach Verlauf von zehn Tagen war Alles in Bereitschaft, um die Pferdejagd zu beginnen. Wir begaben uns, etwa vierzig Personen stark, worunter viele hülfeleistende Nachbarn der Umgegend, an Ort und Stelle. Der Offizier, der mich an seiner Seite haben wollte, erklärte mir die ganze Einrichtung und Vorsicht, die dieses Geschäft erfordere, deutlich genug, als wir endlich nach einem vierstündigen scharfen Ritt unser Reiseziel erreicht hatten. Wir hatten in einer tiefen Niederung Halt gemacht, und hier bemerkte ich am Fuße einer ziemlich steilen Anhöhe einen halbrunden, aus senkrecht tief eingerammelten Baumstämmen und mit starken Querstangen versehenen Pferch angebracht, der zwei Oeffnungen hatte, wovon die eine verschlossen, die andere aber gegen die Anhöhe geöffnet war. Beide konnten nach Belieben mit starken Stangen in zwei gegenüberstehenden durchlöcherten Baumstämmen auf- und zugemacht werden. An diesen Pferch schloß sich zur Linken und zur Rechten ein langer, ausgedehnter Zaun, der sich ebenfalls längs dem Fuße der Anhöhe weit hinaus verlor und das Ueberspringen der Pferde von diesen Seiten verhindern sollte. Nunmehr vertheilten sich die Reiter nach allen Gegenden hin, um die Heerden zu beobachten und nach und nach einen Zirkel zu bilden, der dieselben, die von allen Seiten her Menschen wittern, nöthigt, sich jener Gegend zu nähern, wo ihrer die verborgene Falle (Emserro) wartet. Diese Thiere halten ihre eigene

Republik: eine gewisse Anzahl Stuten wird von einigen Hengsten, die sich gewöhnlich um den Vorrang majestätisch auf ihren Weideplätzen bekämpfen, zugleich beschützt und auf der Weide in Ordnung gehalten. Die Hengste bilden gleichsam die Vorposten, indeß in ihrer Mitte die Stuten mit ihren Füllen ruhig weiden. Wittern jedoch die erstern Menschen oder sonstige Gefahr, so treiben sie die Heerde schnell zusammen, indem sie sich gegenseitig, wie Schildwachen, zuwiehern, um den andern nahen Heerden die Gefahr zu verkünden und zum Aufbruch zu mahnen, den sie im vollen Lauf nach der entgegengesetzten Seite unternehmen. Wird eine Heerde unvermuthet von einem Tiger, oder andern reißenden Thieren angefallen, so treiben sie ebenfalls die Stuten in die Mitte und bilden somit einen schützenden Kreis, indem sie, mit den Hinterhufen ausschlagend, gegen ihre Angreifer kämpfen. Um also mehrere Heerden einzufangen, bedienen sich die Bewohner dieser Gegend folgender Mittel: Gewöhnlich kennt jedes Individuum genau die Weideplätze, die diese Pferde lieben, und eben so die vielen Straßen, die durch die immerwährenden Streifzüge von den Hufen dieser Thiere nach und nach entstanden. Selten wird den Bewohnern, wenn sie vereint agiren, eine solche Jagd vereitelt, weil sie mit allen Nebenumständen so genau bekannt sind, die sie immer beinahe gewiß zu ihrem Vortheil benutzen. Die Pferche, die sie daher zu diesem Zwecke erbauen, sind immer in einer verborgenen Lage, meistens am Fuße einer Anhöhe, über die sich eine jener Straßen erstreckt, die diese Heerden am liebsten auf der Flucht erwählen, angebracht, und da sie von allen Richtungen her Menschen wittern, in verschiedenen Heerden vereinigt, von den sich immer mehr annähernden Reitern verfolgt, eine solche Straße erreichen müssen und, von der Sonne geblendet (die Unternehmer bauen deßwegen immer diese Emserros gegen Sonnenaufgang oder Niedergang), blindlings im schnellsten Laufe über die Anhöhe, von ihrer eigenen großen Anzahl, nebst den herzueilenden Verfolgern unaufhaltsam gedrängt, herunterstürzen, sich nun in dem

verborgenen Pferche gefangen sehen. (S. die erläuternde Kupfertafel.) Denselben Tag, als alle Reiter auf ihren angewiesenen Posten agirten, hatte ich mich mit dem Offizier in weiter Entfernung hinter eine Anhöhe verborgen, um so einstweilen das Resultat der Jagd zu beobachten und nöthigenfalls einige Dienstleistungen dabei zu verrichten. Ziemlich spät mit Sonnenuntergang hörten wir das dumpfe Pferdegetrappel, welches sich von fern wie ein grollendes, sich näherndes Gewitter vernehmen und auf eine zahlreiche Heerde schließen ließ. Immer näher und näher kam uns die Heerde, die wiehernd, schnaubend und brausend endlich die erwünschte Straße erreichte; hinter derselben schlossen sich die abgeschickten Reiter immer enger an, und ihren vereinten Anstrengungen gelang es, etwa fünfhundert Pferde einzufangen. Der Abend war nun schon zu sehr vorgerückt, um das Schlächter- und Schindergeschäft zu beginnen, und die ganze Gesellschaft kampirte am Saume eines nahen Wäldchens. Man verrammelte indessen den Pferch von allen Seiten, um das Ausbrechen der Pferde zu verhindern. Der Offizier ließ den nämlichen Abend noch eine fette Kuh schlachten und bald paradirten kolossale Spießbraten und mit Fleisch gefüllte Töpfe nebst der vollen Theekanne an den lustig flackernden Feuern, um die sich die ganze Mannschaft plaudernd und singend gelagert hatte und phlegmatisch ihren Thee schlürfte. Nach beendigtem Mahle lagerten wir uns alle auf unser Sattelzeug unter freiem Himmel, indeß die zahmen Pferde von einigen Knechten bewacht wurden, um während der Nacht nicht etwa mit einem vorbeirennenden wilden Pferdetrupp fortzulaufen, da sie uns zum Abwechseln in den Dienstverrichtungen unentbehrlich waren. Die ganze Nacht schliefen wir indeß ruhig und ungestört. Mit dem grauen Morgen begann jedoch das blutige Geschäft, das mir anfänglich durchaus nicht gefallen wollte, indem mir die barbarische Manier, womit ich so viele schöne, edle Thiere bloß um ihrer Haut willen tödten sah, den größten Abscheu verursachte. Drei berittene, mit Lanzen bewaffnete Män-

ner ritten in den Pferch, der hinter ihnen zugeschlossen wurde, und erstachen meistens in der Nierengegend innert wenigen Minuten über hundert Pferde, die sogleich von einigen andern, ebenfalls berittenen Männern noch lebend mit der Schlinge (Lasso) in Empfang genommen, durch die hintere Oeffnung des Pferchs ins Freie geschleppt, dort zu Boden geworfen und an die harrenden Schindersknechte, die sogleich mit ihren geschliffenen Messern den noch mit dem Tode kämpfenden Schlachtopfern den Bauch aufschlitzten, abgeliefert wurden. Nun sollte auch ich mein Probestück ablegen, wozu mir der Neffe des Offiziers die nöthigen Handgriffe zeigte. Ich bestand nun freilich die Probe schlecht, weil mich die schönen Thiere dauerten, und deßhalb auch noch mit Ekel, halbzitternd, nur mit der größten Anstrengung den ersten Tag zwei Felle abziehen konnte. Einige an diese Arbeit gewöhnte Knechte vollendeten ihr Tagewerk mit zwanzig abgeschundenen Häuten.

Gegen Abend wurden die Häute, die Jeder abgezogen, auf einer Ebene aufgespannt und mittelst Pflöcken in die Erde gerammelt, um an der Sonne zu trocknen. Einige schöne, zahme Pferde und Maulthiere, die von den Ländereien anderer Nachbarn sich unter die Wildlinge verlaufen hatten, wurden nebst einigen auserlesenen Hengsten, die man später zähmte und zum Reiten dressirte, von dem allgemeinen Blutbade verschont. Wir bivouakirten denselben Abend an der nämlichen Stelle. Gegen Morgen frühzeitig brachen jedoch die uns Hülfe leistenden Nachbarn nebst meinem Patron nach ihren Wohnungen auf und so wurde ich nun von dem Letztern seinem Neffen empfohlen, der mich ferner in dem Schinderhandwerk ausbilden sollte. Das blutige Geschäft begann nun wieder von Neuem und die ausgesuchten Wildlinge wurden nun einstweilen von einigen Knechten zugeritten und gezähmt. Die Methode, die sie bei solchen Wildfängen anwandten, fand ich, wiewohl barbarisch, dennoch erfolgreich und nothwendig. Das zu zähmende Thier wird von einigen Personen mit Schlingen zu Boden geworfen; indem ihm in dieser Lage

der Bereiter eine starke Halfter um den Kopf knüpft, kniet er dem Pferde zugleich auf den Hals und spannt ihm die Vorderfüße mit einem dazu verfertigten breiten ledernen Riemen. Ein heißes, bereit gelegtes Eisen, welches das Merkmal des Besitzers ist und entweder die Figur eines Buchstabens oder dgl. hat, wird dem armen Thiere entweder auf die Hinter- oder Vorderkeule aufgebrannt. Wenn diese Operation beendigt ist, wird das gepeinigte Thier aus seiner Lage aufgepeitscht, wo es sich alsdann bäumend, beißend und ausschlagend mit aller Kraftanstrengung von seinem Peiniger los zu reißen sucht, dem es indeß mit vieler Gewandtheit gelingt, den widerspenstigen Wildfang mit einem starken ledernen Stricke an einen tief in die Erde eingerammelten Pfahl festzubinden, wo er es alsdann zwei bis drei Tage in dieser Stellung hungern und dursten läßt. Nunmehr nähert sich der Bereiter; in der Rechten hält er schon den Sattel mit einer einfachen Lederdecke und dem zurecht gelegten Bauchgurte und versucht nun, indem seine Linke die Halfter kräftig ergreift, in einem Nu das Sattelzeug dem sich hoch bäumenden und tobenden Pferde auf den Rücken zu werfen, und mit vieler Geschwindigkeit und Uebung weiß er mit den Fußzehen, ohne sich zu bücken, den Bauchgurt zu ergreifen und noch schneller zuzuschnallen. Nun sucht er das tobende Pferd mit Betastungen, Schreien u. s. w. an die menschliche Nachbarschaft zu gewöhnen. Endlich, wenn es sich etwas ruhiger zeigt, wird der Halfterstrick vom Pfahle durch eine andere Person losgebunden, von beiden zugleich das Pferd zu Boden geworfen, um ihm nunmehr einen starken Zügel anzulegen; aber statt eines eisernen Gebisses bindet man ihm starke, gedrehte Lederriemen ins Maul, die hart hinter der Kinnlade festgeknüpft werden. Während Einer den Halfterstrick zu mehrerer Sicherheit um den Pfahl schlingt und festhält, sucht der Andere das Pferd zu besteigen. Die Steigbügel sind zur Festigkeit des Reiters im Sattel ganz geeignet, denn sie bestehen nur aus einfachen starken Lederriemen, die an dem einen Ende mit einem hölzernen Querstäbchen ver-





Gauchos im Militär & Feiertägl. Costume, auf dem Pferdefange sich erlustigend. etc.

sehen sind, welches der Reiter zwischen der grossen Fußzehe mit aller Leichtigkeit und Sicherheit festhalten kann und auf diese Art immer gewiß im Bügel bleibt. Diese Erfahrung habe ich auf solchen Wildfängen selbst gemacht, denn mit beschuhten Füßen wäre es unmöglich, sich im Bügel zu halten. Gelingt es dem Reiter nicht, das Pferd zu besteigen, so schwingt er sich mit einem behenden Sprunge in den Sattel, zugleich den Bügel und Halfterstrick ergreifend. Sein Gehülfe hat indessen ein zahmes Pferd bestiegen, um den Reiter zu begleiten, dessen Pferd, da es die ungewohnte Last fühlt, furchtbare Sprünge und Purzelbäume versucht, und endlich, nachdem es alle seine Versuche erfolglos sieht, im schnellsten Laufe das Weite zu erreichen sucht und wieder die nämlichen Kapriolen beginnt, bis es endlich, von Hunger, Durst und Anstrengung erschöpft, immer mehr dem Zügel gehorcht. Nach beendigtem Ritt wird das Pferd wieder an den Pfahl gebunden, belastet, geschmeichelt und alle sonstigen Kunstgriffe versucht. Nachdem es noch einige Stunden gesattelt und angebunden blieb, wird es endlich zur Tränke geführt, mit einem starken Strick, nachdem ihm die Vorderfüße wieder gespannt sind, an einen Pfahl gebunden, wo es nunmehr ein wenig grasen kann. Zur Nachtzeit jedoch wird es, ohne Nahrung genießen zu können, wieder festgebunden. Diese Versuche werden nun öfters wiederholt, und gewöhnlich ist ein solcher Wildling innert vierzehn Tagen völlig zahm zugeritten.

Um den Leser mit den übrigen Beschäftigungen des Südamerikaners in diesen Steppen vertraut zu machen, sehe ich mich genöthigt, das Reitzeug und dessen Beschaffenheit näher zu beschreiben, wozu sich bis jetzt keine Reisenden zum Nutzen des Lesers bemüht, und daher bloß oberflächlich berührt haben. Der Sattel ist bei drei Spannen lang und inwendig mit Bast oder Stroh ausgefüttert, um den Rückgrat des Pferdes zu schützen; er ist übrigens von unsern englischen Sätteln sehr verschieden. Eine lederne Caronna, oder vielmehr zwei große, in der Mitte umgelegte, gegerbte Lederstücke,

nebst zwei bis drei gefärbten, wollenen Decken, bilden die Unterlage des Sattels. (Auf Reisen führt man zuweilen eine zusammen gelegte, weiche, ungegerbte Kuhhaut, die beim Durchschwimmen über Flüsse sehr wohl zu statten kommt, von deren Nothwendigkeit und Gebrauch ich bei einer spätern Gelegenheit mehr anführen werde.) Der Sattelgurt besteht aus zwei starken, breiten, rohen Lederstreifen, die an jedem Ende mit massiven, eisernen Ringen durchnäht und wieder mit starken Lederstreifen auf der einen Seite in zwei Ringe zusammengehängt sind. Der untere Ring ist öfters noch mit einem beweglichen, eisernen Stäbchen mit einem Ringe an dessen Ende versehen, in welcher der Lasso eingeknüpft wird. (Der Lasso nebst den Bolas (Fangkugeln) sind des Südamerikaners Hauptangriffs= und Vertheidigungswaffen, sowohl gegen Menschen, als wilde Thiere, und werden von den Eingebornen mit vieler Geschicklichkeit gehandhabt, die nur von früher Jugend an durch beständige Uebung, da sie weiter nichts zu thun haben, erreicht werden kann.) Um sich des Lassos zu bedienen, muß der Sattelgurt hauptsächlich gut zugeschnallt und stark sein, weil das mit der Schlinge gefangene Thier an den Gurt festgeknüpft ist, und alsdann Reiter und Pferd in großer Gefahr sind, zu stürzen, was besonders bei dem Einfangen wilder Ochsen geschieht und mir öfters Bewunderung ablockte, wie ein armes Pferd zuweilen ganz allein, ohne zu stürzen, diese Anstrengung eine geraume Zeit aushalten konnte. Auf den Sattel legt man einen Schafpelz, der zuweilen auch noch mit einem gegerbten, leichten Rehfell bedeckt wird, und das Ganze ist durch einen leichten, schmalen Uebergurt gehalten. Die Steigbügel sind bei Armen meistens von Eisen oder Messing. Der Kopfzaum ist, obschon höchst einfach, dennoch dauerhaft und schützt den Reiter gegen alle Tücke des Pferdes; das Gebiß ist einfach, aber sehr nützlich und bequem für Reiter und Pferd, indem der mittlere erhöhte Theil des Gebisses einen eisernen Ring einfaßt, der den Dienst einer Kinnkette versieht; es genügt daher, bei dem Widerstande des

Thiers nur die Zügelstränge kurz anzuziehen, um durch diese schmerzende Bewegung das Pferd zurecht zu weisen. Die Zügelstränge sind gewöhnlich aus rohen Lederstreifen rund geflochten und endigen in einem kleinen Ringe auf der Schulterhöhe des Pferdes; an jenen Ring ist übrigens noch ein Lederstreifen, ebenfalls rund geflochten, angebracht; diese Verlängerung wird, in Ermanglung einer Reitpeitsche, gebraucht, und hilft diese nicht, so müssen die kolossalen Sporen, die aber meist nur von Bereitern, Indianern, Knechten u. s. w. gebraucht werden, dieselbe ersetzen. Der Lasso ist der unzertrennliche Gefährte des Südamerikaners und hängt als Zierde und Waffe immer am Sattel. Diese Schlinge ist ein fingersdicker, an hundert bis hundertfünfzig Fuß langer Strick, aus rohen Lederstreifen geflochten, wovon das eine Ende in einem eisernen Ringe läuft und auf diese Art die zulaufende Schlinge bildet; das andere Ende ist immer an der rechten Seite in dem Ringe des untern Bauchgurtes, zu jedem Dienste bereit, eingeknüpft. Die Fangkugeln, so wie alles übrige Reitzeug, was zum wenigsten aus Leder besteht, verfertigt der Landbewohner mit vieler Geschicklichkeit und Nettigkeit selbst. Diese Bolas, eine noch fürchterlichere Waffe in den Händen dieser Steppenbewohner und von diesen selbst erfunden, bestehen aus drei runden, schweren Steinen, die, wenn sie zurecht geklopft und ziemlich gerundet sind, in nasses Leder eingenäht und an starke, gedrehte, lederne Stricke, wovon jeder ungefähr zwei Ellen lang ist, festgebunden werden. Die eine Kugel ist jedoch um vieles leichter, wie die andern, so daß sie in der Faust verdeckt werden kann, auch ist der daran befestigte Strick um vieles kürzer; diesen Theil hält nun der Reiter während dem Galopiren fest und schwingt die übrigen Kugeln so lange über dem Kopf, bis er die gehörige Schwungkraft und den geeigneten Augenblick, dieselben dem zu verfolgenden Thiere in die Hinterbeine zu werfen, gefunden zu haben glaubt. Das getroffene Thier ist auf diese Art schon gebunden, indem sich die Kugeln augenblicklich so um die Beine ver-

wickeln oder verdrehen, daß seine Flucht bedeutend gehemmt und es dann von dem verfolgenden Reiter bald mit der Schlinge eingefangen wird. Oefters wenden sie auch diese Waffen zur Viehdieberei und zum Straßenraube an, denn der beherzteste, stärkste Mann ist, wird er von einer dieser Waffen getroffen, nicht vermögend, sich zu vertheidigen. Mancher sonst tapfere, europäische Abenteurer ist auf diese schändliche Art ums Leben gekommen. Die Indianer bedienen sich der Kugeln auch im Handgemenge bei kleinen Streitigkeiten, um sich gegenseitig die Hirnschädel damit einzuschlagen. Um sich den Brasilier und die andern südamerikanischen Landbewohner in diesen Steppen recht anschaulich zu machen, so denke man sich das gelbe, sonneverbrannte, mit einem fingerlangen Bart besäete Gesicht von einem gewaltigen Stroh- oder Filzhute mit großem, breiten Rande, den Körper mit einer leichten Jacke von buntfarbigem Kattún und Hosen von Sommerzeug, oder auch Unterhosen mit einem farbigen Hüftentuche bekleidet, gewöhnlich baarfuß und nur an der rechten Ferse einen Sporn tragend. Die dicken, massiv-silbernen Steigbügel in Form eines Körbchens, nebst mehreren Silberplättchen an dem Riemenzeuge des Zügels, sind seine einzigen Luxusartikel. Um sich gegen die rauhe Witterung zu schützen, ist er mit einem fünf bis sechs Ellen langen und zwei Ellen breiten Stück Zeug bekleidet, welches gewöhnlich bei den Bemittelten von gutem blauen Tuche mit einem rothen oder farbigen Wollenstoffe gefüttert ist; in der Mitte desselben ist ein schuhlanger Schlitz, um den Kopf durchzustecken, angebracht. In diesem Poncho (Mantel), der ihm den freien Gebrauch seiner Arme gestattet, hat er sich nun nach Beschaffenheit der Witterung entweder eingehüllt oder denselben schürzenartig um die Hüften gebunden. Des Nachts, wenn er im freien Felde schläft und auf Reisen ist, auch wohl im Hause, vertritt derselbe die Stelle einer Decke und macht also, wie schon erwähnt, mit dem Sattelzeuge die ganze Bettgeräthschaft des Brasiliers und seiner spanisch-amerikanischen Landsleute aus. Der Brasilier ist zu

Pferde fast immer bewaffnet; ein Stoßdegen, zwei Pistolen im ledernen, breiten Gürtel, an dem ein Patronenbehälter zugleich angebracht ist, nebst einem großen, langen Messer mit Scheide, das er entweder in den Gürtel oder auch oben in den Stiefel steckt, dürfen ihm selbst auf kleinen Spazierritten, wie zu den Eroberungszeiten seiner Vorväter, nicht fehlen.

Nach dieser nothwendigen Unterbrechung erlaube ich mir, den E. Leser wieder zu meinen frühern Beschäftigungen hinzuführen: Nach drei Tagen war die eingefangene Anzahl Pferde völlig abgeschlachtet und ihre Häute längst getrocknet und aufgeschichtet. Es wurde also wieder ein ähnlicher Fang veranstaltet, der auch ziemlich ergiebig ausfiel. Diese Lebensart hatte ich ungefähr vier Monate so fortgesetzt und war endlich ein ziemlich geübter Schindersknecht geworden, indem ich zuletzt vierzehn bis fünfzehn Häute in einem Tage abziehen konnte. Die Gewinnsucht und zugleich die Nothwendigkeit hatten mich gegen diese barbarische, ekelige Beschäftigung ziemlich gleichgültig gemacht. Außer den abgezogenen Häuten, für welche ich per Stück acht Kupferreale, ungefähr einen halben Reichsgulden erhielt, hatte ich noch eine andere ehrenvolle Beschäftigung, die diesem edlen Fache nahe verwandt war und die ich zu gleichen Theilen mit meinem Patron hielt, nämlich die Pferdeschwänze und Mähnenhaare zu sammeln, zu waschen und zu reinigen. Ich zweifle, ob der Leser, wenn er mich in dem damaligen Zustande hätte sehen können, mich für einen Europäer gehalten hätte. Man denke sich gefälligst meine Wenigkeit unter einigen tausend halbverwesten Pferdekadavern, mit einem zerrissenen Strohhütchen auf dem Kopfe, sonst ganz nackt, um mein einziges Hemd zu schonen, aber, nota bene, mit einem bescheidenen Hüftentuche, wie dasjenige ungefähr, das der Täufer Johannes im Jordan mochte umgebunden haben, das mir bis halb an die Kniee reichte. So stand ich denn nun, von der Sonne schwarzbraun gebraten, an dem halb abgeschundenen Kadaver eines wilden Pferdes und arbeitete mit Händen und Füßen,

um eine elende Haut abzuziehen. Doch auch hier blieb mir die liebe Philosophie getreu, und ich erinnere mich, daß ich öfters, trotz dem ungeheuern Gestank, den diese Menge verfaulter Kadaver hervor brachte, mich auf ein todtes Pferd setzte und ruhig ein auf den Kohlen halb roh gebratenes Stückchen Fleisch ohne Salz oder andere Speise (deren wir hier gar nicht erhielten) verzehrte. Zuweilen fanden unsere Leute einige Nester Straußeneier, die uns zur Abwechselung sehr erwünscht kamen. Die ganze Umgegend wimmelte von Straußenheerden. Die Brasilier behaupteten mit Bestimmtheit, daß die Männchen die Eier ausbrüten; ob es wirklich so ist, überlasse ich dem Entscheid der Naturforscher; ich habe nirgends volle Ueberzeugung darüber einziehen können. Eine Menge wilder Hunde *), die sich, wegen des Nahrungsvorrathes, den sie hier fanden, ungeheuer vermehrt hatten, machten öfters den isolirten Arbeitern alle Vorsichtsmaßregeln nothwendig. Zahllose große Tatu's **), die sich ebenfalls vom Aase nähren, waren

*) Diese Hunde stammten nur von zahmen, verlaufenen Haushunden her und waren nicht von der eigenthümlich brasilischen Race, die, wie bekannt, ganz nackt sind und nur auf dem Kopfe oder am Schweife ein Büschel Haare besitzen. Die letztern sind entweder fleischfarben oder schwarz und sehr scheu und furchtsam.

**) Tatu (Dasypus). Die Naturforscher sind bis jetzt noch nicht über die Klassenbestimmung dieses sonderbaren Säugethieres einig geworden. Don Felix von Azara erwähnt deren acht Sorten, obschon dieselben mich sehr zahlreich dünken. Sie haben insgesammt an dem untern Theile des Kopfes und des ganzen Körpers eine Menge schuppiger Knötchen, auf denen lange seidenartige Haare stehen; an den Pfoten sind jedoch diese Schuppen von knochiger Natur, hart und mit einer Haut überzogen, die wie Firniß aussieht. Der obere Theil des Körpers, die Seiten und der Schwanz, jedoch bei allen mit Ausnahme des Halses, sind mit ähnlichen Schuppen in Form von Mosaik bedeckt. Die Schuppen am Vorderkopfe, auf den Schultern und dem Kreuze sind nicht beweglich,

so dreist geworden, daß sie öfters zu meinen Füßen von dem nämlichen Kadaver, woran ich arbeitete, ganz ungestört fraßen und, große Löcher aufkratzend, sich nicht an meine Bewegungen kehrten. Diese traurige Beschäftigung wurde mir endlich immer mehr zur Last und däuchte mir denn doch für einen ehrbaren Buchbindergesellen gar zu abstechend. Wenn die Andern am

---

diejenigen an dem ganzen übrigen Körper hingegen sind in Querstreifen geordnet und jede durch eine Haut von der andern getrennt, vermittelst welcher diese Thiere in den Stand gesetzt werden, ihren Körper nach Gefallen zu verlängern und zu verkürzen. Die Schnauze läuft spitzig zu; die Ohren sind mit sehr kleinen Schuppen bedeckt, aber dessenungeachtet biegsam; die Augen sind klein; die Zunge ist sehr lang und äußerst biegsam, und der Hals sehr kurz, so wie auch die Pfoten; die Klauen an den kurzen, sehr starken Zehen sind sehr lang, außerordentlich stark und vorn krumm gebogen, so daß man offenbar sieht, daß sie bloß zum Graben und Umwühlen der Erde bestimmt sind. Diese Thiere haben kein Scrotum, aber ihre Ruthe ist im Verhältniß zu ihrem Körper länger, als bei irgend einem andern Thiere. Sie sind übrigens sehr stark und graben sich mit einer außerordentlichen Leichtigkeit und Geschwindigkeit Löcher in die Erde, in denen sie sich verbergen und worin auch ihre einzige Vertheidigung besteht. Da jedoch diese Löcher niemals sehr tief sind und das Thier auch an Geschwindigkeit den Menschen wenigstens nicht übertrifft, so werden alle verschiedenen Arten desselben wohl in kurzer Zeit von der Erde vertilgt sein; denn die Einwohner stellen ihnen wegen ihres vortrefflichen, wohlschmeckenden Fleisches eifrig nach. Wegen dieses leckern Fleisches verlohnte es sich auch der Mühe, sie nach Europa zu verpflanzen, und man könnte sie daselbst ohne allen Zweifel sehr leicht als Hausthiere aufziehen. Sie sind dabei außerordentlich fruchtbar, saufen niemals und nähren sich von Würmern, Insekten, Ameisen und allen Arten von todtem Fleische, wenn es auch gleich schon in Verwesung übergegangen ist. Alle Naturforscher sind bisher der Meinung gewesen, daß die Anzahl der beweglichen Streifen zugleich die Klassenbestimmung

Feuer saßen und Thee tranken, war ich beim Mondschein öfters in die späte Nacht mit meinen Roßschwänzen beschäftigt und auch zuweilen des Sonntags. Die wilden Pferdeheerden waren durch die vielen Jagden theils sehr gemindert, theils auch nach entferntern Gegenden entflohen, und deßhalb sah sich denn der Gutsbesitzer für einige Zeit genöthigt, dieses Geschäft ruhen zu lassen, was mir um so erwünschter war, da ich ohnehin

---

jeder einzelnen Art ausmache. Verschiedene Arten von Tatus besitzen die nämliche Anzahl Streifen, und dagegen ist wieder die Anzahl der Streifen bei der nämlichen Art sehr häufig verschieden. Die nach diesem Grundsatz eingerichtete Klassifikation ist deßhalb nicht geltend. — Diejenigen, die ich bei meinem Schindergeschäft bemerkt habe, gehören zu den haarigen Tatu's (Tatu peludo). Der haarige Tatu wird nur vom 35sten Grade an gegen Süden angetroffen, wo er aber in großer Menge vorhanden ist. Er läßt sich auch bei Tage sehen und verschlingt mit der größten Begierde alles Aas von Pferden und Kühen u. s. w., das er antrifft. Er ist vierzehn Zoll lang und sein Schwanz fünf Zoll, seine Körperhöhe die eines ausgewachsenen Mopshundes. Die Anzahl seiner Schuppenreihen ist von derjenigen aller seiner Arten sehr verschieden. Die Schuppen auf der Stirne und auf den Schultern sind mit spitzigen Stacheln versehen und scheinen ihrer ganzen Länge nach in drei Theile abgetheilt zu sein. Der mittlere Theil derselben besteht aus einem einzigen Stück, die übrigen Theile aber sind aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Er hat in Allem zweiunddreißig Backenzähne, fünf Zehen an jeder Pfote und nur zwei Zitzen. Die beiden Seiten des Körpers und der Schwanz sind mit sehr feinen, ungefähr drei Zoll langen, braunen Haaren bedeckt; ähnliche Haare hat er auch über den ganzen Obertheil des Körpers, allein diese letztern sind weit kürzer und durch das beständige Reiben des Körpers in den unterirdischen Nestern größtentheils ausgefallen. Die Haut, welche die beweglichen Schuppenreihen von einander trennt, ist von schwarzer Farbe; die Schuppen selbst aber an dem ganzen Körper sind dunkelbraun, und nur die an den vier Pfoten haben eine blasse Orangenfarbe.

dieses blutige Handwerk aufgeben wollte. — Bei dieser Gelegenheit lohnt es sich jedoch der Mühe, einen Blick auf die ungeheure Vermehrung aller dieser Viehheerden zu werfen, besonders wenn man sich um dreihundert und etliche Jahre, die Eroberungszeit Südamerika's, zurück denkt, wo vor der Entdeckung dieses Landes weder Pferde, Schafe, noch Hornvieh einheimisch waren und nur nach und nach von ankommenden Kolonisten mitgebracht wurden, sich aber in den unermeßlichen Weiden und Triften so vermehrt haben, daß öfters das Futter nicht mehr genügend war. Bejahrte, glaubwürdige Leute haben mich versichert, daß das Hornvieh noch vor dreißig Jahren als Gemeingut, wegen der ungeheuern Anzahl, betrachtet wurde. Man schlachtete öfters eine Kuh oder einen fetten Ochsen bloß, um die delikatern Theile desselben, wie die Zunge, Rippen u. dgl., als Spießbraten zu benutzen und die Haut für Reitzeug zu zerschneiden. Die Weiden waren öfters in ungeheuern Strecken ganz kahl abgefressen, so daß endlich die Habsucht und der Uebermuth so herrschend waren, daß tausende von fetten Kühen (man denke sich diese tolle Vertilgungswuth) nach den Charqueadas (siehe erster Theil S. 223 in der Anmerkung) zum Schlachten transportirt wurden. Wilde Ochsen und Pferde wurden bei Tausenden eingefangen und bloß wegen der Haut getödtet, oder um die Hörner und den Talg zu benutzen, was zwar freilich den Landeigenthümern viel Geld einbrachte, aber auch die traurigen Folgen hatte, daß die Viehzucht sich eben so stark verminderte, wie sie früher unermeßlich war. Spätere Kriege brachten sogar bedeutenden Mangel an diesen Thieren hervor, der um so schmerzender diesen Leuten sein mußte, da ihre einzige Nahrung in Fleisch besteht und sie zum Pflanzen zu träge und zu unwissend sind. Wenige Jahre des Friedens und der Ruhe ersetzten zwar freilich den drückend gewordenen Mangel, indem sich bald die Heerden vermehrten. Die wilden Pferde sind indeß so selten geworden, daß zu befürchten ist, die Südamerikaner werden ihre voreilige Vertilgungswuth einst bitter be-

reuen. Die armen jungen Füllen, die bei diesen grausamen Schlächtereien, denen ich beiwohnte, ihre Mütter verloren hatten, blieben zuweilen in der Nähe der Kadaver, bis sie vor Hunger endlich auch umkamen. Dieser Anblick entlockte mir Anfangs manche Thräne, aber es war mir unmöglich, diesem Uebel abzuhelfen. Ein geschickter Gerber hätte vielleicht alle diese Umstände vortheilhaft zu benutzen gewußt, und immer kann ich nicht begreifen, wie die Fußbekleidung in diesen Gegenden so theuer war, indem mich ein Paar gute Striefeln sechs bis acht Silberthaler kosteten. Ich muß gestehen, sehr oft bereute ich, daß ich in meiner Jugend in Europa so manche Gelegenheit, verschiedene Geschäftszweige u. A. m. zu beobachten, versäumte, was mir in einem Lande wie Südamerika trefflich hätte dienen können. Daher möchte ich jedem Jünglinge freundschaftlich rathen, keine Gelegenheit, etwas Nützliches zu lernen oder zu beobachten, vorbei gehen zu lassen, denn man kann auf dieser Welt nie zu viel lernen, indem Keiner weiß, in welche Ecke dieses großen Narrenhauses er durch des Schicksals Launen hingeworfen wird. Für meinen jugendlichen Leichtsinn und Unbeständigkeit habe ich denn freilich manche bittere Erfahrung machen müssen. Während der wenigen Monate, die mir aber auf diesem Schindanger sehr lang vorkamen, hatte ich ein schönes Stück Geld verdient. Der Offizier hatte mir einige junge, schöne Wildfänge geschenkt, die ich nebst andern, welche ich angekauft hatte, zähmen und zureiten ließ. Mit diesen Wildfängen nebst drei zahmen Reitpferden hatte ich nun wohl an zweiundsechzig Stück zusammen, die ich mit andern zahmen Pferden meines Offiziers zusammen kuppeln ließ, um sie an einen stillen, abgesonderten Weideplatz zu gewöhnen. Da das Schindergewerbe beendigt war, so entließ mein Patron den größten Theil seiner Knechte, und ich war nun wieder im Hause angestellt, wo ich, wie zuvor, den kleinen Spazierwagen als mein Zimmer bewohnte. Ich vollendete nun den steinernen Pferch mit Hülfe einiger seiner Sklaven, aber ohne im Geringsten Kalk oder

andere Bindemittel zu gebrauchen, sondern die einzige Kunst bestand darin, die schweren Steine mit kleinern so zu schichten, daß sie auf keine Weise wanken konnten, und es wird hoffentlich mein Meisterstück der Baukunst heutigen Tages noch fest stehen. Nachher verfertigte ich noch einen breiten und tiefen Graben und bestimmte ein großes Viereck Land, das ich zierlich mit Rasenwänden zu einem Garten einzäunte, wo ich eine große Anzahl Beete von allerlei geometrischen Formen, mit Straßen und Kreuzwegen durchschnitten, ganz künstlich, wie mir und dem Offiziere däuchte, verfertigte. Der alte Militair wurde täglich zutraulicher und liebevoller gegen mich und eröffnete mir einst nach beendigtem Mittagsmahle einen Vorschlag, der mich anfänglich etwas überraschte: „Senhor Henrique!" hob er an, „mein Freund! Sie sind schon lange in meinem Hause und haben immer wacker gearbeitet; ich liebe solche Leute, und da Sie mit unserer Sprache und Sitten so bekannt sind, wie ein Brasilier selbst, so denke ich doch, es wäre so am klügsten, wenn Sie eine Frau aus unserm Lande nähmen und unsern Herrgott einen guten Mann sein ließen. Das Frauenzimmer, das ich so frei bin, Ihnen vorläufig in Wahl zu bringen, ist zufälliger Weise ein Pathenkind von mir, dessen Eltern frühzeitig gestorben sind und das ich nun so als Pflegetöchterchen auferzogen habe. Freilich kann ich nicht behaupten, fuhr er fort, daß sie eine Bildung wie ich genossen habe, als ich in Montevideo studirte, aber hier in unserer Provinz, hauptsächlich auf dem Lande, nimmt man das Ding nicht so genau, und ist auch gar nicht nothwendig; denn je gelehrter der Mensch ist, desto verkehrter! sagt das Sprichwort und hat in dieser Hinsicht meistentheils nicht gelogen. Ihre Zukünftige kennt daher nur das Unser Vater auswendig und das Ave Maria, was ihr alte Weiber vorgeplauscht haben, denn ich war beständig auf Reisen, und konnte leider sehr wenig für ihre Erziehung leisten; aber was man hier zu Lande braucht, versteht das Mädchen Alles: sie näht Hemden und Unterhosen fix und fertig, auch verfertigt

sie sehr hübsche Pferdedecken, was doch keine Kleinigkeit ist. Das sage ich Euch, meine Kinder, Ihr sollt herrlich ausgestattet werden: eine Quadratmeile Land, fünfzig Kühe und hundert Pferde, nebst zwei zahmen Ochsen und etlichen hundert Schafen, kurz, von Allem etwas zum Anfangen; aber am besten ist's, ich lasse das Frauenzimmer rufen, sie wird im Nebenzimmer (Lehmwand-Abtheilung) bei meiner vielgeliebten Tochter Manoela sitzen, und für meinen Schwager ein Paar Unterhosen nähen. „Oh Senhora Anastasia Escolastica, de Castilhos Amarro da Silva Perreira!“ *) — Schwere Noth! meine Zukünftige hat einen ellenlangen Namen, seufzte ich für mich im Stillen, tief Athem holend. Die Holde erschien auf jene Zauberformel. (Die beiden Mädchen sah ich auch zuweilen auf ihren Spaziergängen um's Haus, auch belauschten sie mich öfters des Morgens früh insgeheim, wenn ich mich ankleidete.) „Herr Pathe, Sie haben mich gerufen?“ „Ja wohl, meine liebe Pflegetochter! es handelt sich hier um eine Heirath“, versetzte der Alte, indem sich die Kleine das Antlitz bedeckte. „Wollen Sie, meine vielgeliebte Pflegetochter, diesen jungen, fleißigen Mann? zwar ein Fremder, aber er wird Ihnen schon gefallen, dieser Don Henrique, — hm — nicht wahr?“ „Heirathen? Ich weiß nicht recht — aber — Herr Pathe, wenn Sie's wünschen, so will ich wohl!“ sagte sie stotternd. Nun war die Reihe an mir, auch meinen Theil bei der Sache zu sprechen. So galant und anständig als möglich erhob ich mich von meinem Sitze, und näherte mich gravitätisch der sich zierenden und widerspenstigen Verheißenen,

*) Es ist eine der Lieblings-Verrücktheiten der Spanier und Portugiesen, sich eine Menge Titel und Namen anzuhängen. Auch mit Höflichkeitsbezeugungen werfen sie gewaltig um sich. Man sieht öfters zerlumpte Kerls, weiße Mestizen und schwarze, sich mit zahllosen Kratzfüßen beehren und mit noble Cavallero (edler Ritter), Euer Gnaden, Eure Herrlichkeit, Don und Senhor gegenseitig betiteln, was sich zu ihren bloßen Füßen und zerrissenen Lumpen seltsam genug anhören läßt.

ergriff ihre Hand so zierlich und ritterlich, wie kaum der Amadis aus Gallien es gethan haben mochte. Erröthend und tief verschämt bedeckte sie mit ihrer Linken das von mir abgewendete Gesichtchen, indeß ich zuckersüß einige Worte sammelte, die ungefähr so, wie hier folgt, lauten mochten: Geehrteste Senhora (Fräulein)! Von Ihrem freien Willen soll es abhangen, ob ich je durch Ihre theure Hand beglückt werden kann, und ob meine Gedanken in den Blumengefilden der Hoffnung sich erdreisten können, zu schwelgen, ein solches Kleinod der weiblichen Schöpfung, wie Sie, Senhora, meine Gebieterin! an meiner höchst unwürdigen Seite einst liebenswürdigste Freundin zu heißen. Auf diese, wie mir däucht, beinahe poetische, galante Anrede im portugiesischen gewohnten weitläufigen Style wußte der Stockfisch gar nichts zu antworten, sie entriß mir plötzlich ihre Hand und floh ins Innere ihres Gemaches. Der Offizier erklärte mir indeß ihre Schüchternheit: „Das gute Kind ist ja nie unter Leuten gewesen und daher sehr furchtsam, besonders wenn man vom Heirathen spricht, das ist eine gar delikate Sache für Frauenzimmer und erregt in ihnen immer sonderbare Gefühle, u. s. w. Die Sache ist jetzt abgemacht, Sie sind Bräutigam, und ich, als höchst beglückter und beehrter Brautwerber, werde mein Möglichstes thun, diese Bande von einem Priester, weil die Welt so verrückt ist, bald möglichst fester schmieden zu lassen. Prüfet Euer jugendliches Herz indessen im Stillen, und laßt uns von andern Beschäftigungen sprechen, die wir für den Augenblick in unserm Hauswesen vornehmen könnten. Seit Jahr und Tag habe ich ein Faß nordamerikanisches Mehl in meinem Hause, und kann dasselbe nicht benutzen, weil ich keinen Backofen habe; aber Ihr seid ein Teufelskerl, Ihr habt mir einen schönen Garten, einen schönen steinernen Pferch verfertigt und sonst Allerlei dazu, — wie wär's? versucht doch, einen Backofen aufzurichten! O, das wäre schön, sehr schön, wenn wir an Euerm Hochzeitstage frisches Brot backen könnten!“ Ich ließ mir den Vorschlag gefallen, und versprach dem Offizier, mein

Herz sowohl über den Backofen, als über den Heirathsantrag zu prüfen, und entfernte mich, das Freie suchend, um frische Luft zu schöpfen. — Was Teufels! rief ich lachend aus, als ich mich im Freien befand, nun soll ich am Ende gar heirathen! Eh bien! wie ist denn aber eigentlich das Persönchen beschaffen, an deren Arm ich die Thäler der irdischen Trübsale durchwandern soll? Hübsch ist die Senhora Escolastica, mit ihrem ellenlangen Namen, eigentlich so ziemlich, ihr Gesicht ist niedlich, obschon sie eine stolze Stumpfnase hat, schüchtern wie eine wilde Gans, ist sie in ihrem Benehmen noch ein Kind, denn sie ist noch nicht dreizehn Jahre alt, aber schon mannbar; verdammt früh, sehr frühzeitig, aber hier zu Lande ist das so Mode, sie scheint auch einen schönen vollen Busen zu haben. Wer weiß, am Ende ist sie vielleicht in Allem besser beschaffen, als ich denke, und der Verstand kommt mit den Jahren; also frisch daran! Ich möchte doch Spaßes halber wohl sehen, was aus dieser Heirath wird, und bei dieser Gelegenheit lerne ich die närrischen Gebräuche hier zu Lande besser kennen. Kurz und gut, ich will's probiren! Mit diesem Entschluß, den ich damals in jugendlichem Leichtsinn faßte, machte ich mich an die Erbauung des Backofens, der mir aber, da ich weder Kalk, noch rechte Steine zum Aufrichten hatte, wol fünf Mal innert einem Monat zusammenstürzte. Endlich gelang es mir, in der Umgegend eine Art weicher, kalkartiger Steine zu finden, die ich, nebst Lehm, zerklopfte und mit Wasser zerknetete und vermischte, und nun mit diesem Bindemittel ein Meisterstück zuwege brachte, was eher einer türkischen Moschee, als einem Backofen gleichen mochte.

Während der Zeit meines Bräutigamsstandes hatten sich mehrere Umstände ereignet, die mich so ziemlich allarmirten. Meine sechszig Wildfänge, nebst einem schönen zahmen Pferde, waren aus Nachlässigkeit der Knechte unter eine Heerde wilder Stuten gerathen, die, wie ich später erfuhr, über den Fluß Guarany setzten, und in den ungeheuern Steppen der cisplatinischen Re-

publik sich zerstreuten, wo es mir unmöglich gewesen wäre, je wieder zu meinem Eigenthum, das ich auf 300 Silberthaler schätzen konnte, zu gelangen. Mein Patron suchte mich mit der versprochenen Mitgift zu trösten, aber er hatte mir bis jetzt, trotz meiner Bitten, nichts Schriftliches darüber gegeben, wohl aber sein Versprechen immer aufgeschoben. Meine Braut hatte ich in dieser ganzen Zeit weder sprechen, noch viel weniger umarmen können, da sie mich beständig floh. Die Sache kam mir denn doch ziemlich seltsam vor, und ich befragte darüber den Alten, ob es denn in Brasilien Mode wäre, daß ein Brautpaar niemals vor der Hochzeit näher zusammen komme, um sich freundschaftlich zu unterhalten, so ein Bischen ganz unschuldig zu liebeln und zu kosen, wie es in meinem Vaterlande, Gott sei's gedankt, eingeführt sei? „Ich will eben nicht sagen, daß dieser Gebrauch in Brasilien herrschend sei", erwiederte der Offizier, „aber in den entfernten Provinzen, auf dem Lande ist man so weit zurückgezogen, daß, ehe und bevor ein Pärchen vom Priester eingesegnet ist, vertrauliche Zusammenkünfte bis zum priesterlichen Aktus selbst vermieden werden, weil ja nach der Einsegnung noch Zeit genug dazu ist." Das däucht mir ein närrisches Vorurtheil zu sein, entgegnete ich dem Offizier. Weit entfernt, daß ich vom steilen Pfad der Tugend weichen wolle, so finde ich, daß ein Bräutigam das Recht habe, mit seiner Braut zuweilen zu plaudern, und das Gegentheil scheint mir durchaus nicht einleuchten zu wollen. „Allerdings, mein lieber Don Henrique! mögt Ihr nicht ganz unrecht haben, aber fügt Euch jetzt einstweilen in diesen Gebrauch, weil das arme Kind noch so schüchtern ist. Inzwischen könnt Ihr mit Hülfe meiner Sklaven ein Häuschen bauen, das dort auf jenem Hügel sich stattlich ausnehmen wird, und so lasse ich den Pfaffen vom benachbarten Flecken Alegrete innert sechs Wochen hieher berufen, um mir zugleich ein halbes Dutzend Sklaven zu taufen." Diese triftige Antwort, die mir der Offizier entgegnete, besänftigte mich einstweilen, und ich leistete nachher thätige Hülfe an dem

wirklich beginnenden Baue des Strohhüttchens, welches späterhin das bescheidene Obdach meiner helvetischen Person, nebst meiner südlichen Geliebten und meinen künftigen Sprößlingen, werden sollte. Eines Abends bemerkte ich zufällig, daß meine Braut sich vor dem Wohnhause im Gespräche mit einer Mulatten-Sklavin befand, und sogleich Reißaus nahm, als sie mich erblickte. Ich sprang eben so behende um die Ecke des Hauses herum, und erhaschte noch zu rechter Zeit die Flüchtige in meine Arme, und da sie mir diesen Augenblick recht hübsch vorkam, so drückte ich ihr recht feurig einige Küsse auf Mund und Wangen, die sie, halb sträubend, aber stillschweigend duldete. Natürlich machte ich ihr meine höflichsten Entschuldigungen über meine Dreistigkeit, woran nur ihre Reize schuld wären. Sie entwand sich glühend meinen Armen, und flüchtete sich ins Innere der Wohnung, worauf auch ich mich zurückzog und nun erst bemerkt zu haben glaubte, daß Amor vielleicht bei mir spucken möchte. Einige Tage später ereignete sich ein Vorfall, der zur gänzlichen Heilung meiner verliebten Blindheit beitrug. In einer üppigen, heißen, aber von schweren, drohenden Gewitterwolken verfinsterten Nacht suchte ich vergebens, einzuschlafen; die schwüle Hitze nöthigte mich, von meinem Karren herunterzusteigen, um frische Luft zu schöpfen. Indem ich sinnend an einem Pfosten des Schuppendaches angelehnt war, und am fernen Horizonte die zuckenden Blitzstrahlen, welche durch die schwarzen Wolken flammten, anstaunte, bemerkte ich eine Schattengestalt, die sich um die eine Ecke des Hauses schlich, und gerade an einer Fensterlücke pochte, wo, so viel ich wußte, meine Dulcinea schlummern sollte. Mit einem Gemische von Zorn, Rache, Neugierde und Verachtung zugleich war mein Inneres erfüllt. Anfänglich hätte ich große Lust gehabt, mit gezogenem Messer auf den Unbekannten einzustürzen, aber zu rechter Zeit gab ich der Stimme der Vernunft Gehör, und beschloß, ruhig den Ausgang dieses nächtlichen Besuches abzuwarten, um, wenn ich von der Schlechtigkeit meiner Verheißenen genügend überzeugt

wäre, dieselbe den andern Morgen mit Hohn und Verachtung zu behandeln. Es dauerte nicht lange, so öffnete die Treulose den grob gezimmerten Fensterladen, der statt eines Glasfensters angebracht war, und mit halbvorgelehntem Oberleibe, bemerkte ich deutlich, hatte sie ihre Arme um den Nacken jener Schattengestalt geschlungen, die ich jetzt genau als den jungen Schwager des Offiziers erkannte. Ein leises Geflüster entspann sich nun zwischen Beiden, worauf sich bald nachher der Bursche in die Fensterluke schwang und nach Innen verschwand. Aha, dachte ich, die Niederträchtige! Das ist also das arme, schüchterne Kind! Daß doch alle Millionen Teufel eine solche Schüchternheit holen möchten! Aber warte nur bis morgen, du Schlange! Als ich noch mit mehreren herzhaften Kernflüchen meinen ersten Aufwallungen Luft gemacht hatte, beging ich noch die Thorheit, mich dem Fenster zu nähern, da ich bis jetzt von dem Nachtwandler nicht bemerkt worden war, um das allfällige Gespräch dieser saubern Sippschaft zu behorchen. Das Horchen an den Wänden ist sonst nicht meine Sache, aber bei einer solchen Gelegenheit, wo Eifersucht, gekränkte Liebe und dergleichen mit im Spiele sind, ist dieses, hoffe ich, der menschlichen Schwachheit wohl zu verzeihen. Genug, ich horchte, und vernahm zu meinem größten Verdrusse das Schnaizen einiger Küsse und die öfters unterbrochenen Worte, die Beiden zuweilen je in gewissen Pausen entfielen: „Aber, Herr Vetter, Sie sind allzu dreist! — ach! — Sie wissen den Ehekontrakt — mit — dem Fremden, mit D. Henrique, den mein Pflegevater — so gewiß — ver — anstaltet — hat!“ „Ach der Kontrakt — holde — Base — macht — Euch — keine — Grillen!“ — Der Teufel hätte in meiner jetzigen Lage länger horchen mögen! Wuthentbrannt klopfte ich an dem Fensterladen, bloß um das lasterhafte, falsche Paar zu erschrecken; aber ohne mich durch die Stimme oder Bewegung zu erkennen zu geben, entfernte ich mich nach meiner Schlafstelle, um dort über meinen Racheplan zu brüten. Die übrige Nacht erquickte mich der Schlaf sehr wenig,

und daher war ich mit Tagesanbruch schon auf den Beinen, um, wo möglich, in der kühlen, angenehmen Morgenluft die Grillen zu verbannen. Wie gewöhnlich, fand ich den Alten auch schon vor dem Hause auf- und abspazierend und seinen Thee schlürfend. Ich näherte mich ihm mit gewohnter Vertraulichkeit, und ein gleichgültiges Gespräch mit ihm anspinnend, vermied ich indessen, des nächtlichen Vorfalls zu erwähnen; jedoch ersuchte ich ihn, mir ein gutes Pferd zu leihen und zugleich mir den noch schuldigen Rest meines Soldes auszubezahlen, da ich einige Einkäufe im Grenzdorfe Allegrete beabsichtige. Der Alte schüttelte hierauf mißtrauisch sein graues Haupt, erfüllte indessen meine beiden Bitten, mit der Ermahnung jedoch, mein Geld nicht zu verschwenden und baldigst zurückzukehren. Mit dem festen Vorsatze, niemals wieder dieses Haus zu betreten, bestieg ich mein Pferd, wohlbewaffnet und frohen Muthes. Vom Pferde herab hielt ich meine Abschiedsrede an den Offizier und sein Weibchen, welche, unter der Thüre stehend, mir noch ihr Lebewohl zubrachten, und dankte ihnen innigst und herzlich für ihre bisherigen wohlwollenden Freundschaftsbezeugungen. Indessen bemerkte ich meine treulose, heuchlerische Braut, die aus jener berüchtigten Fensterluke sich vorlehnte, und mir ebenfalls mit einem weißen Tuche, die falschen feurigen Augen etwas bethränt, ein Lebewohl zuwinkte. Behende schwenkte ich meinen Gaul herum, und höhnisch lachend rief ich ihr zu: Adieu, falsche, geile Dirne, ich verachte Dich! Sei jetzt die Braut oder die Metze Deines Vetters, und erfülle den Kontrakt, den ich als Deckmantel Deiner verfluchten Schande, als Fremdling annehmen sollte! Hämisch lachend kehrte ich nun der leichenblaß gewordenen Sünderin den Rücken, schwenkte trotzig mein Strohhütchen, grüßend gegen die Umstehenden, die höchst erstaunte Ohrenzeugen meiner bündigen Herzenserleichterung waren, drückte meinem Pferde die Sporen in die Seiten und galopirte triumphirend lachend über Hügel und Thäler vorwärts.

Dritter Abschnitt.

Der Verfasser hat seine treulose Braut bald verschmerzt. Er verdingt sich bei einem reichen Gutsbesitzer wieder als Holzhauer, und knüpft nunmehr ein zärtliches Liebesverständniß mit einer jungen, schönen, feurigen Indianerin an, die ohne priesterliche Einsegnung seine einstweilige Lebensgefährtin wird, um unter dem bescheidenen Dache einer Strohhütte sein philosophisches Loos mit ihm zu theilen. Tragischer Tod seiner Geliebten. Abenteuer, Jagdpartien auf Löwen, Tiger und wilde Schweine am jenseitigen Ufer des Guarani- (oder auch Quarainflusses). Reise nach Montevideo und zurück bis an die Ufer des Ybiqui-Uguaçuflusses. Verschiedene närrische und lächerliche Abenteuer, die dem Verfasser auf dieser Reise zugestoßen sind.

Wer durchzählt die zahlenlosen Leiden,
Welche Schwachheit oder Bosheit schafft?
Die Zerstörungen so vieler Freuden
Durch die Riesenwuth der Leidenschaft?
Seume.

Ich mochte wohl eine gute Stunde in beständigem Galop fortgeritten sein, als ich an dem Ufer eines kleinen, aber reißenden Flusses anlangte, und mich nunmehr genöthigt sah, abzusteigen, um mein erhitztes Pferd abzusatteln und abzukühlen. Indessen hatte ich Zeit, meine Gedanken zu sammeln und über die unternommene Reise eine bestimmtere Richtung auszusinnen. Nun erst freute ich mich, von jenem Hause entfernt zu sein, und meine falsche Dulcinea der wohlverdienten öffentlichen Beschämung preisgegeben zu haben. Vergnügt zählte ich nun meine Baarschaft nach, die ich mit sauerm Schweiße und unter mannigfaltigen Entbehrungen mir erworben hatte, und deren Betrag sich auf 160 Thaler belief. Das geliehene Pferd war noch jung, schön und

kräftig, und däuchte mir des Tausches wohl werth zu sein, da ich meine zwei ziemlich guten Reitpferde dort zurückließ. Obschon der Dämon der Eifersucht mir den Verlust meiner treulosen Braut fühlbar genug machte, so hoffte ich doch, mit der Zeit bald Alles zu vergessen, obschon ich im entgegengesetzten Falle im Besitz eines hübschen Mädchens gewesen wäre. Aber nun schämte ich mich selbst, so voreilig gewesen zu sein, meine Jugend so früh an ein solches Wesen fesseln zu wollen, und somit als brasilischer Bauer und vielleicht als Hahnrey ein zweckloses, stumpfsinniges Leben zu führen. Mit Selbstzufriedenheit sattelte ich wieder mein Pferd, bestieg es und setzte frohen Muthes über den Fluß, jenseits einen guten Galop anschlagend, bis ich, auf Gerathewohl hin, nach drei starken Stunden, von ferne auf einer Anhöhe eine Wohnung erblickte, auf die ich sogleich einlenkte. Dort angelangt, empfing mich ein Capataz, der mich mit einem Spießbraten und Thee bewirthete, indeß mein abgesatteltes Pferd weiden konnte. Hier erkundigte ich mich nach der Richtung, die nach dem Dorfe Alegrete führte, weil weder Straße, noch Weg dahin zu finden waren. Dieser Verwalter wies mir demnach einige Waldungen und Anhöhen, die mir als Richtschnur dienen mußten, und nun bestieg ich wieder meinen Rappen, um meine Reise zu beschleunigen. Bei ziemlich eingetretener Nacht erreichte ich endlich Alegrete, und stieg, von diesem scharfen Ritte an allen Gliedern ermüdet, vor einer bedeutend scheinenden Venda vom Pferde, um nunmehr mit einem tüchtigen Glase Branntwein und Maiskuchen die Lebensgeister aufzuwecken. Nach Verfluß einer kleinen Stunde kam zufällig ein Guarany-Indianer, der als Knecht bei einem Estancieiro diente, und von seinem Herrn beauftragt war, im Dorfe einige Einkäufe zu machen. Dieser Knecht suchte ein Gespräch mit mir einzufädeln, und da ich ihm unter Anderm erzählte, daß ich wegen einem guten Weideplatz für mein Pferd und einer sichern Lagerstelle für mich im Dorfe verlegen sei, so lud er mich gastfreundlich ein, ihn bis zu seiner Hütte, die an den

Grenzmarchen seines Patrons, um die Viehheerden bes- ser zu beobachten, aufgebaut sei, zu begleiten. In die- sen Vorschlag, der mir gerade gelegen kam, willigte ich sogleich ein, und bald bestiegen wir unsere Pferde, und so erreichten wir, nach einem fünfstündigen, scharfen Ritte, das ersehnte Ziel. Der gutmüthige Indianer, nebst seiner Frau und einer sechsjährigen Tochter, such- ten mir, nach allen ihren Kräften, die zuvorkommendste Gastfreundschaft zu erweisen, und bewirtheten mich mit einem delikaten Spießbraten nebst Thee. Als Nacht- lager, nachdem mein Pferd von dem Indianer an einen guten Weideplatz gebunden war, reichte mir die India- nerin eine Hängematte, die ich vor der Hütte zwischen zwei Palmbäumen hocherfreut festknüpfte. Wir begaben uns nun sämmtlich zur Ruhe, und ohne mehr an meine Braut zu denken, schaukelte ich mich in meiner Hänge- matte, über mir das azurne, sternenbesäete Himmels- gewölbe, in einen süßen, erquickenden Schlaf ein. Mit anbrechendem Morgen zündete die Indianerin, die für hübsch gelten konnte, unweit meiner Lagerstätte ein großes Feuer an, und ließ mich zugleich durch ihr niedliches Töchterchen aufwecken, um das Frühstück, gebratenes Fleisch und Thee, mit der Familie einzunehmen. Mein Wirth ersuchte mich, noch einige Stunden am Feuer zu verweilen, indessen er einen kleinen Ritt auf das Feld machen und einige zahme Kühe und Pferde in den Pferch treiben werde. In seiner Abwesenheit schäkerte ich mit seiner Ehehälfte und dem Töchterchen, welche, da ich ihnen einige Papierzigarren schenkte, mir ganz offenherzig einige Bruchstücke aus ihrem häuslichen Le- ben erzählten. Besonders rühmte die Frau die Gut- herzigkeit und Freigebigkeit des Landeigenthümers, und empfahl mir dringend, denselben um Arbeit anzusprechen, wo ich denn in diesem Fall öfters einen Besuch in ihrer Hütte abstatten könnte, was mir um so angenehmer sein werde, da späterhin ein blutjunges, schönes Mädchen, nämlich ihre jüngste Schwester, bei ihr wohne. Inzwi- schen war der Indianer mit dem Vieh zurückgekehrt und lud mich ein, noch einige Hörner voll Milch zu trinken.

Er war noch so dienstfertig, mir mein Pferd zu satteln, und versprach mir, mich nach der Wohnung seines Patrons hinzubegleiten, um denselben zu meinen Gunsten besser vorzubereiten. Zum Abschied beschenkte ich seine Frau mit einem Kamme, über den sie hocherfreut schien, und so galopirte ich mit meinem Indianer nach der Wohnung seines Patrons, die wir nach zwei starken Stunden erreichten. Der Estancieiro, ein munterer Vierziger, empfing uns sehr freundlich, und war bald mit mir handelseinig, einen großen Wald gänzlich umzuhauen, um theils das Bauholz zu benutzen und das übrige in Brand zu stecken, und das Land zum Pflanzen urbar zu machen. Mein Begleiter, der seinem Herrn über den Viehbestand Nachricht ertheilte, entfernte sich wieder. Denselben Tag verweilte ich noch in der Strohhütte meines neuen Prinzipals, der, obschon kein Gelehrter, dennoch ein äußerst freisinniger Kopf war, und, ungeachtet seines großen Reichthums, weder dummen Hochmuth, noch sonstige Vorurtheile kannte, Eigenschaften, die sonst bei seinen Landsleuten herrschend sind, und die hauptsächlich in unsern wohlweisen, vortrefflichen europäischen Athens und Krähwinkels so stinkend zum Vorschein kommen. „Seht da, mein lieber Fremdling!“ rief mein Patron, indem er mir einige, bis an den Rand mit harten Piastern angefüllte Kisten zeigte, „hier liegt der elende Quark, den das erbärmliche Menschengeschlecht als seinen Gott anbetet. Der Schuft, der in dessen Besitz gelangt, wenn er Jahre lang das Mark seiner Mitgeschöpfe ausgesogen hat, heißt ein ehrlicher Mann, ein Biedermann, der auf guten Füßen steht. Der ehrliche, aber arme Mann wird an seiner Statt ein Schuft genannt. Junge, blühende Mädchen verachten den einfachen, thätigen, aber unbemittelten Handwerker, den wackern, rechtschaffenen Bürger, und werfen sich in die Arme des reichen, auf dem Siechenbette modernden Wollüstlings, verhöhnen und besudeln die göttliche Natur mit dem Gaukelspiel des priesterlichen Ehesakraments, um an der verwesenden Seite eines geilen, entnervten, schurkischen oder meistens schaafsköpfigen,

geckenhaften Greisen zwecklos zu verblühen, und, gleich den Klostermädchen und Nonnen, vor der dummen Welt mit Tugend zu heucheln. Gegen baare Bezahlung liest der Pfaffe Seelenmessen, spricht den Ehesegen, die Tauf- und Begräbnißformel und fügt (wenn er Notabene gut bezahlt ist), indem er die versilberten Augen gen Himmel, den er so eben verhöhnt hat, wendet, mit heiliger Salbung hinzu: „Alles zur Ehre Gottes“! Der unfehlbare, allerheiligste Oberhirt der christlichen, allein selig machenden Kirche wird gegen baares Geld gewiß nicht zögern, den größten Schurken zum größten Heiligen zu kanonisiren. Um Krieg zu führen, muß man auch Geld haben, obschon man in diesem Fache ziemlich ökonomische Fortschritte gemacht hat. Regierungen, Beamtete, Aerzte, Advokaten, Wucherer, Geschäftsagenten und das ganze Blutigelgefolge bis auf den letzten Polizeidiener und Nachtwächter herab, sind sehr dienstfertig gegen — Geld. Freundschaft und Liebe (man vermuthet, es sei ein idealisches Pärchen) kommt häufig zum Vorschein und verschwindet noch häufiger wegen Geld. Gerechtigkeit und Freiheit kosten auch — Geld. Kurz und gut, das verfluchte und elende Geld! Und die elenden Menschen!“ — Hier unterbrach ich meinen Patron, der, in purem Geldeifer begriffen, wer weiß wie lange noch so fortgeplaudert hätte, und suchte ihn, da mir diese traurigen Wahrheiten ohnedieß früher schon im Gedächtniß eingeprägt waren, auf andere würdigere Gegenstände zu lenken. Ich gratulirte ihm zu seiner strotzenden Gesundheit, seinem genügsamen, frohen und freimüthigen Sinn, was Alles nicht mit Geld zu erkaufen wäre, und so gelang es mir endlich, ihn nach und nach zu besänftigen; indem wir uns ins Freie verfügten und während wir Thee schlürften, eine herrliche Abhandlung über die guten und schlechten Eigenschaften seiner Haus- und Jagdhunde hielten. Während unsers Gesprächs rückte unvermerkt die Nacht heran und so wurden wir von einer Negerin zum Nachtessen abgerufen. Mehrere fremde Gäste, meistens Bauern und Nachbarn meines neuen Patrons, hatten sich nebst zwei Verwaltern und einigen jungen

Anverwandten des Don Gaspars Camoës, Silveiro de Panama ꝛc. (so hieß der Gutsbesitzer) zu Tische eingefunden. Einen wirklich großen, aber grob gezimmerten Tisch fand ich gedeckt und zum Wunder noch einige hölzerne Stühle und Bänke, Mobilien, die nicht in jeder Hütte dieser Gegend anzutreffen waren und daher schon auf einen begüterten Besitzer schließen ließen. Uebrigens bewies das schwere, massive, silberne Tafelgeschirr, nebst zwei mit Wein gefüllten Flaschen, die auf dem Tische paradirten, so wie die Ehrfurcht, welche die Gäste dem Hauswirthe bezeugten, den hohen Stand D. Gaspars. Das Tischgespräch war indessen, da dessen Hauptbestand Pferde, Hornvieh und sonstige nichts bedeutende Sachen berührte, langweilig genug und eben so ecklig, wie das Rülpsen, dem sich die Brasilier ungescheut bloß gaben. Ein Zufall ließ mich jedoch von D. Gaspars Freisinnigkeit ein genügendes Beispiel erblicken. Ein Tagelöhner, der in dessen Diensten stand, kam gerade während dem Nachtessen zur Thüre herein gestolpert, um Verhaltungsregeln und neue Befehle für den folgenden Tag bei seinem Herrn einzuziehen. Senhor D. Gaspar u. s. w., redete denselben der Taglöhner an: „Befehlen Eure Herrlichkeit auch, daß morgen, welcher ein Festtag zu Ehren der monatlichen Reinigung unsrer lieben Frauen ist, Bäume gefällt werden, da dieser Tag doch gewiß einer der heiligsten Feiertage ist, der — — Was? schrie erzürnt D. Gaspar, ohne Jenen ausreden zu lassen: „Glaubt Ihr denn, daß an einem solchen Tage nicht gearbeitet wird, weil vor einigen hundert Jahren ein Judenweib auf diese Art sich incommodirt fühlte!? Gerade morgen muß tüchtig gearbeitet werden! Ihr, nebst meinen Verwaltern, Knechten und Sklaven, müßt von allen Seiten auf der Weide alles Vieh zusammen treiben und hieher nach dem großen Pferche bringen, um die noch mit meiner Marke nicht bezeichneten Bestien als mein Eigenthum zu stempeln“! Der Taglöhner entfernte sich, kopfschüttelnd und mißtrauisch sich bekreuzigend. Die übrigen Gäste schienen auch über diese Lästerung furchtsam und mißtrauisch geworden zu sein

und entfernten sich schleunig vom Tische. Don Gaspar lachte über seine Tischgenossen aus vollem Halse und ersuchte mich indessen, noch am Tische zu bleiben, um eine Flasche Wein mit ihm auszustechen. Bald waren wir Beide in ein hitziges Gespräch verwickelt, worin ich überzeugt genug war, daß dieser Mann bei einer gemäßigten Bildung ein reichliches Quantum gesunden Menschenverstand besaß. Die Folge bewies mir, daß er seinen Reichthum höchst uneigennützig zur Unterstützung Bedürftiger anwendete und im Wohlthun sein größtes Vergnügen fand. Nach Mitternacht schieden wir, um unser Lager aufzusuchen. Eine junge, hübsche Negersklavin begleitete mich nach dem meinigen, welches sie auf Befehl ihres Herrn mir anweisen mußte und nach ländlicher Sitte mir wohl zugerichtet hatte. Den andern Morgen, nachdem ich einer erquickenden Ruhe genossen und gähnend noch meine müden Glieder reckte, kam D. Gaspar selbst an mein Lager und lud mich zu einem erfreulichen Spazierritte ein. Behende sprang ich vom Lager auf, indeß mein Patron die Pferde satteln ließ und mir eine schöne Sklavin Waschwasser reichte. Vor dem Hause erwartete mich schon D. Gaspar, der behaglich seinen Erba Mattee schlürfte und mir ebenfalls durch die aufwartende Sklavin einige volle Kürbisfläschchen davon reichen ließ. Wir bestiegen nun die bereit gehaltenen, schönen Pferde, und wirklich hatte mir mein Patron einen vorzüglichen guten Braunen satteln lassen, welcher schnaubend und wiehernd freudig mit mir forttanzte. D. Gaspar erzählte mir unterwegs mancherlei, was mir viele nützliche Beiträge zur Schilderung seiner Gegend und Landsleute lieferte. Während wir im scharfen Trabe nach der Niederung seiner ausgedehnten Ländereien zuritten, die nach seiner getreuen Aussage an 24 Legoas im Umfange ausmachten, (ein ansehnliches, europäisches Fürstenthum, wenn dieses sein Stück Land nach Verhältniß bebaut und bevölkert gewesen wäre; statt dessen aber weideten zahlreiche Hornvieh-, Pferde- und Maulthierheerden auf seinen üppigen Triften), trafen wir sehr viele Tatus peludos an, hingegen

mehr dieser Thiere von der kleinern Sorte Mulitas, deren Fleisch äußerst zart und wohlschmeckend ist und die sich bei Hunderten in dieser Gegend aufhielten, denn oft stolperten unsere Pferde in ihre zwar nicht tiefen Löcher. In den unabsehbaren Ebenen von Buenos Ayres ist diese Sorte am zahlreichsten anzutreffen und wird auch von den dortigen Gourmands hauptsächlich geschätzt. Die uns begleitenden Hunde, deren jeder Estancieiro in dieser Gegend wegen Nahrungsüberflusses eine große Menge besitzt, verfolgten diese armen Thierchen bis in ihre Höhlen und brachten derselben wohl an vierzehn Stück herbei geschleppt, die der uns begleitende Leibsklave, ein junger, hübscher, behender Neger D. Gaspars, freudig an seine Sattelcroupe knüpfte.

Die mit üppigem Gras bewachsenen Ländereien meines Patrons waren abwechselnd von zahlreichen kleinen Flüssen und Bächen durchschnitten, deren Gewässer etwas salzig schmeckten und daher vieles zur Mastung des Viehes beitrugen, welches auch wirklich mit vorzüglicher Schönheit und Fettigkeit ausgestattet war. Die Erde selbst schien salpetrige Theile zu enthalten, was mich einige Knochen und Holzstückchen vermuthen ließen, an denen ich einen gewissen Grad vorgeschrittener Versteinerung bemerkte. Ein betäubender, gräßlicher Gestank erhob sich eine kleine Strecke weiter, der uns beinahe den Athem entzog und von einem Thierchen herrührte, das die Spanier und Portugiesen, so wie die Brasilier Zorillo nennen, welches von unsern herumstreifenden Hunden aufgejagt und verfolgt war. Dieses Thier ist eine Art von Wiesel und hält sich im freien Felde auf, flieht nicht vor den Menschen und scheint sich überhaupt gar nicht um sie zu bekümmern; wenn es aber sieht, daß man es wirklich verfolgt, oder sich ihm unvermuthet nähert, so bläst es sich auf, legt den Schwanz auf den Rücken, wie ein Eichhörnchen, und spritzt seinem Verfolger, ohne jemals zu fehlen, auf die Weite einer Ruthe eine Feuchtigkeit entgegen, die so fürchterlich stinkt, daß, wie schon bemerkt, Menschen und Hunden beinahe der Athem dadurch entgeht und sie umkehren

müssen, ohne sich dem Zorillo (das man auf Deutsch eigentlich Stinkthier nennen könnte) weiter nähern zu können. Wenn nur ein einziger Tropfen dieses Urins auf die Kleidungsstücke fällt, so muß man diese sogleich wegwerfen, weil sonst der Alles durchdringende Gestank sich überall und im ganzen Hause verbreiten würde; dabei läßt sich auch derselbe durch nichts vertreiben, und wenn man gleich das Kleidungsstück zwanzig Mal hinter einander wäscht. Dieser Gestank verbreitet sich bis in die Entfernung von anderthalb Stunden und war mir auf meinen Reisen öfters lästig, da diese Thiere bis nach der Gegend von Rio Pardo und weiterhin häufig anzutreffen sind. D. Gaspar erschoß im größten Aerger mit seiner Pistole einen seiner Hunde, der von diesem Stinkthiere angespritzt war. Ich glaube, wenn ein solches Thier mitten in Paris oder London seine Feuchtigkeit von sich spritzte, man würde den Gestank in allen Häusern riechen. Diese Feuchtigkeit soll, wie mich Eingeborne versicherten, welche diese Beobachtung an zufällig getödteten Zorillos gemacht haben wollen, in einem kleinen Beutel enthalten sein, der sich dicht bei dem Uringange befindet, und diese beiden Feuchtigkeiten sollen zu gleicher Zeit herausgespritzt werden. Die Länge des Thiers beträgt übrigens nicht volle anderthalb Fuß und die des Schwanzes ohne die Haare ungefähr sechs Zoll. Es ist durchaus schwarz, außer daß von der Schnauze an zwei schöne, weiße Streifen über die Stirn auf den beiden Seiten des Halses und des Körpers bis zum Schwanze hinlaufen. Manche von ihnen haben jedoch diese Streifen nicht, und bei andern sind sie mehr oder weniger breit. Man hält den häßlichen, betäubenden Gestank dieses Thiers für ein spezifisches Mittel gegen das Kopfweh oder die Migraine, und glaubt auch, daß das Seitenstechen durch eine kleine Dosis von der im Schatten getrockneten und alsdann gepulverten Leber des Zorillos geheilt werden könnte. Eben so hält man auch dieses Pulver, in einem Glase Wein oder einer Tasse Fleischbrühe eingenommen, für das allerschweißtreibendste Mittel, das existirt. Wir

hatten indessen, obschon fortwährend im scharfen Trabe geritten, kaum einen Viertheil im Durchmesser der Ländereien D. Gaspars durchstreift, als wir von weitem das Hundegebell, so wie das Jolen und Schreien der vor Tagesanbruch schon nach der Niederung der Felder abgesandten Knechte und Sklaven vernahmen, welche das Vieh von allen Seiten auf einen Haufen in eine Thalebene hinjagten, ein großer, von den zusammengeströmten Heerden kahl getretener Platz, den diese Landbewohner alle, die Viehzucht treiben, Rodeo heißen. D. Gaspar ersuchte mich nunmehr, ihm Gesellschaft auf dem größten Rodeoplatze zu leisten, indem hauptsächlich das wildere Vieh hieher getrieben wurde, um somit die strengere Arbeit zu beginnen. Für das zahmere Hornvieh nebst den Pferden und Maulthieren fanden sich in diesen großen Ländereien andere Plätze vor, wohin die zahlreichen Knechte und Sklaven ebenfalls zur Arbeit vertheilt waren. Die Arbeit begann nun auf dem größern Rodeo mit dem Einfangen junger wilder Stiere mit dem Lasso, um dieselben zu verschneiden, theils um diese Thiere für die Mastung empfänglicher zu machen, theils auch, um einige desto eher zum Pflügen und Ziehen benutzen zu können. Das Verschneiden der Stiere und Hengste bewerkstelligten diese Leute mit vieler Behendigkeit und gleichgültiger Grausamkeit, nach südamerikanischer Gewohnheit aller Viehzucht treibenden Bewohner. Zwei Reiter beschäftigten sich ausschließlich mit dem Fangen dieser armen Thiere, und sobald ein Stier durch den einen Reiter vermittelst eines geschickten Wurfs mit dem Lasso um die Hörner gefangen ist und in wilden Sprüngen vergebens zu entspringen sucht, dann aber schnell mit gesenkten Hörnern und emporragendem Schweife brüllend und wüthend auf den ersten Reiter zurückrennt, so hat dessen Gefährte schon die Schlinge dem rasenden Thiere um die Hinterfüße geworfen, indeß Jeder nach einer entgegengesetzten Seite hinsprengt, worauf das Thier zur Erde fällt. Ein Dritter sprengt herzu, dem Thiere die Füße zu binden; indeß er mit vieler Behendigkeit das Scrotum

des armen Thiers packt, mit seinem gewöhnlichen Messer einen tiefen Kreuzschnitt darauf vollbringt, reißt er zugleich die Hoden heraus und entledigt sich der daran hängenden Nerven und Fasern ebenfalls mit einem raschen Schnitt. Findet sich zufällig in der Nähe eine Quelle oder ein Bach, so holen die übrigen Knechte und Sklaven einige Hörner voll Wasser, welches dem Thier auf den verwundeten Fleck als Blutstillung gegossen wird; öfters aber nehmen sich diese Leute, wenn sie auch könnten, diese Mühe gar nicht und lassen das Thier, von seinen Banden befreit, entlaufen. Der Stierfang ist oft gefährlich, denn zuweilen verunglücken Reiter und Pferd, wenn dasselbe von dem wüthenden Stier eingeholt wird. Später war ich einst Augenzeuge, wie ein so eben verschnittener Stier ein Pferd einholte und demselben mit den Hörnern den Bauch aufschlitzte. Der Reiter war ebenfalls schwer verwundet und wurde nur mit vieler Mühe durch seine Gefährten gerettet. Die Hengste, Widder und übrigen Hausthiere werden auf diese Art ebenfalls verschnitten. Während diese Arbeiten auf dem Rodeo Statt fanden, mußte ich öfters lachen über einige Stiere, welche noch mit dieser Operation verschont waren und zufällig die an der Erde liegenden Hoden ihrer Kameraden bemerkten und berochen, ein fürchterliches Klagegebrüll anstimmten, mit den Vorderfüßen die Erde aufwühlten und alsdann plötzlich, wie im Vorgefühl der sie bedrohenden Gefahr, Reißaus nahmen. Inzwischen beschäftigte sich noch ein Theil der Arbeiter, die Rinder und Kälber niederzuwerfen, mit einigen heißen Eisen, welche die Anfangsbuchstaben D. Gaspar's verschlungen darstellten und in einen zwei Fuß langen eisernen Stiel mit einem Heft endigten, die Vorder- und Hinterkeulen zu bezeichnen. Der Leibpage hatte auf Befehl seines Herrn eine kleine Mahlzeit für die Anwesenden zubereitet, denn herrlich paradirten sechs Mulittas nebst einigen Dutzend Stierenhoden, an hölzernen Spießen gebraten, um unsern Heerd herum. D. Gaspar ließ nun seine Leute ein wenig ruhen, um sich mit den vor-

handenen Leckerbissen zu stärken. Ein Horn voll Branntwein, nebst etwas Mandiokmehl in einem Beutel, welches beides der Neger vorher in der Sattelcroupe mitgeschleppt hatte, mundete uns allen als Zugabe herrlich. Mein Patron hielt den Stierenhoden eine große Lobrede und versicherte mich, daß diese delikate Speise noch dazu die nämliche Wirkung hervorbringe, wie ungefähr die Maikäferlatwerge u. dgl. in Europa bei geschwächten Jünglingen und Greisen. Das Letztere mag ich nicht behaupten, wohl aber fand ich diese Speise sehr schmackhaft, ungefähr wie gebackene Eier. Nach beendigtem Mahle bestiegen wir wieder unsere Pferde, und nachdem D. Gaspar eine geraume Zeit noch weitläufige Beschäftigungen für seine Leute angeordnet hatte, ritt er mit mir und seinem Pagen nach seiner Wohnung zurück. Den Rest des Tages verplauderten wir traulich, bis endlich seine Leute mit sinkender Nacht vom Felde heimkehrten. Das Nachtessen dampfte bald nachher auf dem Tische und mundete Allen vortrefflich. Der bigotte Verwalter, die Taglöhner und einige durchreisende, als Gäste gegenwärtige Bauern schnitten verdrießliche Gesichter über die Statt gefundene Entweihung dieses hohen Festtages. — D. Gaspar lächelte stillschweigend und erwiederte frostig die herzlosen Grüße der scheidenden Tischgenossen, welche ihm nach beendigtem Mahle Gute Nacht wünschten. Als er sich nun mit mir allein sah, ließ er sich eine Flasche Portwein, wovon er mir auch ein Glas voll schenkte, wohl schmekken, und scherzte und polterte nach seiner Art recht treuherzig über die menschlichen Tollheiten, bis uns unsere von dem heutigen scharfen Ritte ermüdeten Glieder ernstlich zur Ruhe mahnten. Schon vor Tagesanbruch fand sich die Negersklavin mit einem Horn voll Wasser an meinem Lager ein und meldete mir, daß ihr Herr mich zum Matteetrinken erwarte. Inzwischen trieben zwei Neger einen Trupp Pferde in den Pferch, und bald kam mir D. Gaspar vor dem Hause entgegen, sich freundlich nach meinem Befinden erkundigend und mir zugleich meldend, daß wir nach dem Frühstück

fortreiten würden, um das Stück Wald zu besichtigen, welches ich laut Uebereinkunft im Taglohn umhauen sollte. Sein Leibpage sattelte, indeß wir uns vor dem Hause ergingen und Thee schlürften, unsere Pferde und pflanzte noch vor der Abreise einen kolossalen Spießbraten auf, den wir im Freien verzehrten. Wir bestiegen alsbald unsere Pferde; der Page nebst einem andern Neger, welche Beide mit Aexten und einem Viertel frischen Fleisches, einer Theekanne, einem eisernen Topfe und etwas Erba Mattee in der Sattelcroupe beladen waren, folgten uns. Im raschen Trabe ritten wir östlich nach den Niederungen der Ländereien, bis wir endlich drei starke portugiesische Meilen mochten zurückgelegt haben und nunmehr an einem ziemlich ausgedehnten Walde im Schatten einer Palmgruppe Halt machten. Die Sklaven entsattelten die Pferde, machten Feuer an und bereiteten uns einen tüchtigen Spießbraten und Thee, während wir uns im üppigen Grase ausdehnten.

Nach beendigtem Mahle verfügte sich mein Patron mit mir und einem Neger, indeß der andere die Pferde hütete, selbst in die Waldung, um den Holzschlag zu besichtigen. Auf dem andern Ende der Waldung erreichten wir eine schöne, einladende freie Waldebene, von einem ziemlich breiten Bach durchschnitten und an mehreren Stellen mit Palmgruppen geziert, zwischen welchen unweit dem Bach eine große, halb eingefallene Hütte, von frühern Arbeitern herrührend, hervorguckte, in die wir sogleich eintraten. D. Gaspar befahl seinem Sklaven, einige Holzstämme zu hauen und langes Gras herbeizuschaffen, um mir hernach beim Ausbessern der Hütte und bis nach Sonnenuntergang im Holzschlage behülflich zu sein. Indessen nahm D. Gaspar herzlichen Abschied von mir, empfahl mir gute Geduld und versprach, mich öfters zu besuchen, auch mir alle acht bis vierzehn Tage frischen Proviant und ein Pferd zum Spazierritt zu schicken, wenn ich nach seiner Wohnung oder in die Umgegend verlangte. Auf die Rückkehr des Negers harrend, deckte ich einstweilen das halbe Hüt-

tendach auf, befestigte die lockern Querstangen mit Baumbast und stellte endlich nachher mit Hülfe des Negers, der indeß meinen Proviant und Sattelzeug, nebst seinem eigenen Pferde, zur Hütte geschleppt hatte, das Ganze wieder in bewohnbaren Zustand. Der Tag verstrich uns bald unter fortdauernder Beschäftigung, und somit verließ mich auch der gutmüthige Schwarze, welcher den Befehl hatte, nach der Estancia zurückzukehren. Ich war nun wieder zum Einsiedler geworden, was mir zwar anfänglich nicht behagen wollte, jedoch fand ich, daß auch diese Lebensart seine gute Seite habe und brüllte, um mir die Grillen zu vertreiben, indeß ich, an eine Palme gelehnt, die untergehende Sonne betrachtete, aus voller Kehle: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen? u. s. w." Das Lied hatte mich in eine frohe Stimmung versetzt, und wohlgemuth machte ich ein großes Feuer an, schnitt mir einen tüchtigen Spießbraten zurecht, holte Wasser und füllte damit meine Theekanne und meinen Fleischtopf. Beim Schimmer des Feuers ordnete ich mein Sattelzeug zum Lager und musterte meinen Proviant und die übrigen Mobilien, welche aus zwei Aexten, einem kleinen Schleifstein, der sich in der Hütte schon vorfand, zwei Töpfen, der Theekanne, einer Kürbisflasche, meinem Quersack und einem abgebrochenen Säbel bestanden, um meine Hütte auszuschmücken. In meinen alten Soldatenmantel gehüllt, setzte ich mich neben den Feuerheerd, bereitete mein einfaches Abendessen und schlürfte meinen Thee, indem ich zugleich einen hölzernen Löffel schnitzte. Die silberne Sichel des Mondes beleuchtete freundlich und mild meine Einsiedelei. Die tiefe Stille, welche rings um mich herrschte und nur zuweilen durch das Säuseln der hohen Palmgipfel, von einem grüßenden sanften Nachtwinde bewegt, unterbrochen wurde, versetzte mein Inneres in unnennbare Gefühle. Die Aexte aber, welche mir zufällig im Mondschein entgegenblitzten, erinnerten mich an mein saures bevorstehendes Tagewerk und mäßigten dadurch mein schwärmerisches Entzücken. Mit einem schweren Seufzer, indem ich an

meine Heimat dachte und zugleich einen oberflächlichen Vergleich zwischen dem Falzen und Heften von Broschüren und dem fatalen Holzhauen machte, ergriff ich meinen Spießbraten und unterdrückte hastig diese aufsteigenden Skrupel mit einigen tüchtigen Bissen. Einige Löffel Fleischbrühe dienten mir als Nachtisch; dann zündete ich mir eine Papierzigarre an und machte noch zuletzt, mit dem Säbel in der Hand, die Runde um die Hütte herum. Die prachtvolle Mondnacht bewog mich, trotz dem starken Thau, mein Sattelzeug wieder aus der Hütte zu nehmen, und somit bettete ich mich unter eine dicht bezweigte Palme, bis mich der wohlthätige Schlaf überraschte. Affengeheul und das kreischende Geschrei auffliegender Papageischwärme weckten mich aus meinem süßen Schlummer und verkündeten mir zugleich den Anbruch des Tages und meiner sauren Arbeit. Fröhlich sprang ich vom Lager auf, an den nahen Bach hin, um von dem herrlichen Quellwasser zu trinken und mich damit zu waschen, kehrte dann zu meiner Hütte, um die umherliegenden Gegenstände darin aufzuräumen, und marschirte, die Axt auf der Schulter, ein fröhliches Lied vor mir hersingend, nach dem Holzschlage hin. Die Muskitos peinigten mich tüchtig, denn ich hatte mein Hemd ausgezogen, um ungehinderter arbeiten zu können, theils auch aus Sparsamkeit, weil mich ein einfaches baumwollenes Hemd in dieser Gegend über zwei Gulden kostete. Gegen Mittag kehrte ich ermüdet nach meiner Hütte, verzehrte meine frugale Mahlzeit und schrieb dann mit Bleistift auf einige Fetzen Papier, die mein Tagebuch bildeten, etwas weitläufiger das hier schon Bemerkte seit meiner Entfernung von der treulosen Braut. Die nämliche Lebensweise beobachtete ich täglich mehr oder weniger, ohne besondere Ereignisse, bis nach Verlauf von vierzehn Tagen, nachdem ich schon ein beträchtliches Stück Waldung umgehauen und der nützlichern und leichtern Baumstämme wohl einige Hundert auf den Schultern ins Freie geschleppt hatte, mich D. Gaspar nebst seinem Pagen besuchte und zugleich einlud, ein mitgebrachtes Pferd zu

besteigen, um einige Tage in seiner Wohnung auszuruhen. D. Gaspar war indeß abgestiegen, drückte mir freundlich die Hand und reichte mir zur Erquickung sein Schnapshorn, dessen er sich ebenfalls auf meine Gesundheit bediente und mich dann nach dem Holzschlage begleitete, um meine Arbeit zu besichtigen. Der Neger hatte indessen mein Pferd gesattelt und den Thee bereitet, mit dem er uns nach unserer Rückkunft bediente. Mein Patron spendete mir reichliches Lob für meinen Fleiß und versprach, mich noch überdieß in seiner Wohnung mit einigen guten Gläsern Portwein zu regaliren. Freudig bestieg ich nun mein Pferd, nachdem ich alles Entbehrliche wohl verborgen und die Hütte verrammelt hatte. Wir ritten im gestreckten Galop und erreichten nach Sonnenuntergang das gastfreundliche Haus. Mehrere Tage lebte ich nun wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuße mit D. Gaspar, innert welchen ich auch zugleich die Indianerfamilie besuchte, deren ich im Anfange dieses Abschnitts erwähnte und welche mich nunmehr wieder mit der größten Freude bewillkommnete. Die Hausfrau stellte mir nun ihre Schwester vor, die indeß von einer andern Länderei, wo sie erzogen wurde, angelangt war und sich wirklich zu einem reizenden Indianermädchen gestaltet hatte. In Folge mehrerer Besuche fand ich das naive, gutmüthige Mädchen immer anziehender und liebenswürdiger, denn sie war wirklich für eine Indianerin, selbst im Vergleich mit einigen meiner seltenen, edlen, anspruchslosen, bescheidenen und sittsamen Mitbürgerinnen, ein wahrhaft edles Mädchen, wie es sich in der Folge bewies. Unsere Herzen fanden sich bald, jene unerklärbare Seelenstimmung, welche nicht innert vier Pfählen unter den Augen von alten Basen und Klatschweibern, unter Judenseelen und Alltagsgesindel zu finden ist und so lange von diesem Insektenschwarm gepreßt, gemodelt und zugeschnitten wird, bis man endlich jenen Götterfunken, Dank der europäischen Kultur, zur bloßen Convenienz, bon Ton u. dgl. heruntergepfuscht hat. Ein kleiner Unfall, der mir zustieß, fesselte mich unzertrenn-

lich an dieses edle Mädchen. Indem ich zufällig, bevor ich mich wieder nach meinem Holzschlage verfügen wollte, mich durch Zuspitzen einiger Pfähle den Arbeitern D. Gaspar's behülflich zeigte, war mir die Axt vom Stiele geflogen und hatte mir das linke Knie so stark verwundet, daß ich mich genöthigt sah, über zwanzig Tage das Lager zu hüten. D. Gaspar ließ mich zwar durch seine Sklavinnen bestmöglichst verpflegen und trug noch mehr durch seine freundschaftlichen Besuche zur Linderung meiner Schmerzen bei, aber alle diese Liebesdienste wären nicht hinreichend gewesen, den tausendsten Theil der treuen Liebe, der innigsten Theilnahme und der herzlichsten Pflege dieses Engels aufzuwiegen. Louise da Cruz (so nannte sich mein liebenswürdiger künftiger Genius) hatte kaum von meinem Unfall gehört, als sie eiligst von ihrem entfernten Wohnorte hergeritten kam, ohne Beobachtung irgend einer jener weitläufigen brasilischen Höflichkeitsformeln gegen die Hausbewohner vom Pferde sprang, die erste Person, die ihr zufällig entgegentrat, beim Arm ergriff und mit ungeduldiger, liebender Hast sich nach mir erkundigte, dann jene Person, am Arme mit sich schleppend, zwang, ihr mein Krankenlager zu zeigen. Kaum hatte mich Louise erblickt, als sie auf mich zusprang und meinen Mund mit glühenden Küssen bedeckte, indeß ihr die hellen Zähren über die schönen braunen Wangen perlten, als sie mehrere Male seufzend ausrief: „Geliebter! — Henrique! — Du bist krank! — O mein Leben! — Meine Seele!" — Doch plötzlich, als hätte ein betrübender Gedankenflug ihre schöne Seele durchzuckt, bedeckte sie schluchzend und schamhaft mit ihren Händchen ihr schönes, bethräntes Antlitz und seufzte klagend: „Ach! wenn ich Arme doch nur überzeugt wäre, daß Du mich liebst!" — Diese Worte bluteten mir im Herzen, denn das edle Geschöpf lebte längst schon in meiner Seele, und nur so lange hatte ich das kostbare Geheimniß in meiner Brust bewahrt, um von Louisens Gegenliebe überzeugt zu sein. — Jetzt war ja der göttliche Beweis vor meinen Augen enthüllt, denn reine Liebe hatte ja diesen

Engel, auf den Flügeln der Sehnsucht, an mein Krankenlager geleitet. — Bittend breitete ich meine Arme nach ihr aus, und das herrliche Weib sank an meine hochschlagende Brust, ihre Thränen vermischten sich mit den meinigen und unsere Lippen besiegelten mit heißen, heißen Küssen den Bund, der unsere Seelen längst umschlungen hielt. — O! dieser Augenblick war bis dahin die schönste Rose der Erinnerung, welche auf meinem bedornten Lebenspfade von der allgütigen Mutter Natur mir gereicht wurde! — Welcher Künstler hätte diese Gruppe malen oder meißeln können!? Arme Stümper sind die Menschen, wenn sie sich erkühnen, nur einen Schein der Meisterwerke unserer göttlichen Natur nachzuäffen!

„Du liebst mich also?“ lispelte nach einigen göttlichen Augenblicken an meiner Brust das schöne, edle Weib und trocknete sanft lächelnd meine Thränen mit ihren üppigen schwarzen Locken, die aufgelöst über ihre schönen entblößten Schultern rollten. — „Ewig bist Du meine Geliebte!“ rief ich innigst bewegt und preßte sie mit dem Gefühl der edelsten Liebe, mit reiner, glücklicher Wonne an meine treue Brust, welche mit unnennbarem Entzücken die Pulsschläge ihres üppigen, hochwallenden Busens, der das Mieder ihres einfachen, blendend weißen Kleides zu zersprengen drohte, erwiederte. — Wir wurden aus unserm zärtlichen Taumel durch D. Gaspar aufgeweckt, der, von uns unbemerkt, an der Thür bis jetzt stumm dieser Scene zugesehen hatte und uns nunmehr mit wohlwollender, bewegter Stimme begrüßte: „Seja Deos com vos, meus filhinhos!“ (Gott sei mit Euch, meine Kinderchen!) Schamhaft erschrocken barg Louise ihr Köpfchen an meiner Brust, indeß D. Gaspar sich uns genähert und mit beiden Armen uns sanft an seine Brust drückte. „D. Henrique,“ sagte er nach einer kleinen Pause in traulichem Du zu mir, seine Stellung verändernd, „Du bist glücklich, von diesem Mädchen geliebt zu werden! Ein edles Herz schlägt in dem Busen dieser Indianerin und Du bist ihrer würdig, denn Du hassest jene elen-

den Vorurtheile, womit sich die dumme hochgebildete; feine Welt das Leben vergiftet. Schäme Dich ja nicht Deiner Thränen; desto mehr Achtung hege ich für Dich, weil Du dankbar gerührt bist, für die treue Liebe, womit Dich dieses edle Naturkind beschenkt hat. In Deinem Lande, auch anderswo, gäbe es Kothseelen genug, die Deine Gefühle spöttisch belächeln und begeifern würden. — Herzlose einfältige Affendämchen, gehässige alte Beaten, verwelkte Jungfern, welche zu dumm, zu häßlich und anmaßend waren, um Männer zu finden, und sich nun mit Tugend brüsten, und endlich jene bedauernswerthen Weiberthiere, die für alle edle Gefühle unzugänglich sind, die Liebe und ihren Brodkorb, den Gatten, nur nach dem papiernen Thermometer des Ehekontrakts und des Inventarzettels kennen, und sammt den verruchten Klatschschwestern tausend Mal verächtlicher sind, als selbst die niedrigsten feilen Straßendirnen, würden hochmüthig die Nase rümpfen und mit ihren giftigen Zungen über Deine edle Louise geifern und lästern. Kurz und gut, ich wünsche von Herzen, daß der Teufel das Alltagsgeschmeiß holen möge, weil es uns die Luft verpestet!“ So schloß der wackere D. Gaspar seine etwas rauhe Herzensergießung, die dennoch christlich gut gemeint war. — Nach einer kleinen Pause ergriff er unsere Hände, fügte sie zusammen wie zur Trauung und sagte uns freundlich und liebreich wie ein gütiger Vater: „Liebet Euch herzlich, meine Kinder! Seid glücklich! Von jetzt an will ich Euch Vater sein, Ihr sollt immer in meiner Nähe wohnen, und ich selbst will Alles thun, um die erbärmlichen leiblichen Sorgen von Euch zu entfernen! Du aber, Henrique, mußt nun als Sohn meinen Rath befolgen: Kehre nicht mehr nach dem infamen Judenlande, nach Europa, wo Deine Heimat liegt, zurück, wo Bürgertugend und Vaterlandsliebe zur Prozentchengaunerei und Wucherlist heruntergesunken ist, wo abwechselnd Millionen Dummköpfe sich durch Jesuiten, Sophisten, hochmüthige Narren, politische Flicker, herzlose Juristen, Hebräer und Christenjuden, Heuchler, Fanatiker,

Despoten und Bonzen, kurz durch Schurken von allen Farben, am Narrenseil herumführen lassen!“ — [Niemand möge es indeß dem edlen D. Gaspar verargen, wenn er sich bei jeder Gelegenheit so bitter über gewisse Sorten Menschenteufel äußert, denn sein Herz hatte nur zu viel schon erduldet, wie er mir später im Vertrauen durch die Erzählung seiner engern Lebensgeschichte bewies, die ich gelegentlich in gedrängter Kürze meinen Lesern mittheilen werde.]

Eine Sklavin, welche die Ankunft zweier Gäste meldete und sich nach Befehlen zur Bereitung des Mittagsmahles erkundigte, unterbrach das Gespräch D. Gaspars, der vermuthlich diesen reichhaltigen Text noch länger fortgesetzt hätte. Er fertigte die Negerin kurz ab, befahl ihr, die Gäste mit Thee zu bewirthen und ihn selbst zu entschuldigen, daß er jetzt denselben seine Aufwartung nicht machen könne, ließ sich dann eine Flasche Wein und Gläser herbringen, die er mit uns leerte, wobei wir uns natürlich gegenseitig mit Toasten beehrten. Meine Louise hatte sich nun auch schon von ihrer Schüchternheit erholt, und so plauderten wir denn alle Drei recht herzlich zusammen. D. Gaspar hatte sich uns gegenüber auf eine Bank gesetzt, indeß ich mit Louisen am Rande meines Bettes saß, den linken Fuß auf einen Schemel gestützt, in welcher Stellung sie mich erstlich überraschte und nun als meine Gattin mir zur Rechten saß, indem wir uns noch zärtlich unter den Armen umfaßt hielten. D. Gaspar lenkte nunmehr unser Gespräch auf unsere häusliche Zukunft hin, und so wurde denn vorläufig in unserm Kleeblatt beschlossen, daß Louise einstweilen bis zu meiner Genesung in D. Gaspars Hause wohne, dann aber mit mir nach dem angefangenen Holzschlage sich verfüge, wo ich noch bis zur Beendigung ein schönes Geld verdienen könne, was, vereint mit meinen übrigen Ersparnissen, immer einen Nothpfennig bilde. — An priesterlichen Firlefanz dachten wir nicht im Geringsten, denn wozu nützt diese leere Formel freien Menschen, die sich mit unverdorbenen Herzen, gesundem Verstand und reiner, natürlicher

Liebe paaren. Der vernünftige Leser weiß wohl, daß ich unter priesterlichem Firlefanz nicht das Heilige der Handlung oder vielmehr die heilige Bedeutung derselben meinen kann, sondern den Mißbrauch darunter verstehe. Wirklich gute Menschen bedürften allerdings keinerlei Gesetze, die, von Menschen gemacht, ihnen als Richtschnur bestimmt wären; denn die ersteren fühlen sich von sich selbst, zufolge ihrer göttlichen Bestimmung, gedrungen, ihre Pflichten zu erfüllen, und daher däucht mir, daß zwei Menschen beiderlei Geschlechts, welche sich mit reinem Herzen vor Gott und der Natur Liebe und Treue schwuren und sie auch wirklich als heiligen Schwur befolgen, eben so wohl und mit mehr Recht sich verehlicht nennen können, als solche Ehepaare, die sich durch Priesterhände und Gesetzesformeln gegen baare Bezahlung der gebräuchlichen Taxen und Gebühren ehlich trauen lassen, um dann verheirathet zu heißen; gleichviel, ob sie auch ihre Eidschwüre brechen. Das heilige Sakrament der Ehe, welches unser göttliche Jesus gestiftet hat, sinkt daher durch das Brechen solcher Eidschwüre wirklich zum Firlefanz herunter, und noch mehr, wenn Fälle von Ehescheidungen vorkommen, die unter obrigkeitlicher und priesterlicher Erlaubniß Statt finden. Der Werth eines Versprechens besteht doch wohl in der Erfüllung desselben und nicht im leeren Versprechen selbst. Fortwährend gefiel sich D. Gaspar, mit väterlicher Freude von unserm häuslichen Glücke zu plaudern, versprach dann, beim ersten Knaben oder Mädchen Pathenstelle zu vertreten, wobei Louise reizend verschämt ihr Gesichtchen an meiner Brust barg; lachend über Louisens Verlegenheit, fuhr er dann fort, an den Fingern einige gute Landstücke abzuzählen, wo ich in der Nähe seiner Behausung meinen Wohnsitz aufschlagen könne u. s. w., bis endlich die Sklavin das bereit stehende Mittagsmahl anmeldete. D. Gaspar befahl ihr, einen Tisch mit drei Gedecken nebst zwei Flaschen Wein herzubringen, denn er wollte sich, wie er sagte, seine fröhliche Stimmung und diesen schönen Tag nicht durch jene brasilischen Bauern verhunzen lassen, die nichts als

Ochsen und Pferde kennen. Unter fröhlichen Gesprächen, durch die heutigen Ereignisse in die wonnevollste Seelenstimmung versetzt, zechten wir wie die Götter. D. Gaspar, in ausgelassener Freude, ließ sich seine Guitarre holen, deren er sich sonst sehr selten bediente, und schmetterte wie ein Herold in die Saiten, spanische und portugiesische Liebesromanzen und Schlachtenlieder aus voller kräftiger Brust singend. Ziemlich erschöpft, nachdem er eine geraume Weile seiner Begeisterung Luft gemacht hatte, reichte er die Guitarre Louisen, welche uns, nach einigen Augenblicken Nachsinnens, etwas schüchtern, aus dem Stegreife die Freuden und Leiden der Liebe besang, welche sie mit den Blumengefilden des schöpferischen Frühlings verglich; den Letztern aber, in den schmelzendsten Akkorden bald steigend, bald sanft und leise verhallend, mit den Farben der feurigsten Phantasie, indem ihr schöner Busen ungestüm zu wogen schien, als einen jugendlichen, freundlichen Gott malte, wie er unsichtbar, sanft und wohlwollend die Liebenden umschwebt und ihnen so selige und beglückende Gefühle einhaucht, daß sie, wonnetrunken, die Gewitter nicht bemerken, welche den schönen hellen Himmel der Liebe zu verfinstern drohen. — Aehnliche noch feurigere Phantasiegemälde begleitete sie ebenfalls nach einigen Pausen mit der Guitarre, bis inzwischen der Abend hereingebrochen war, und D. Gaspar nun für einige Augenblicke von uns Abschied nahm, um einen kleinen Spazierritt zu unternehmen. Auch Louise entfernte sich; zärtlich empfahl sie mir gute Geduld, indeß sie mir ein Heilmittel suchen wolle. — Nach einigen Minuten kehrte sie mit einer Hand voll Rinde vom Seibobaume zurück, der die Thäler mit seinem herrlichen Grün und seinen incarnaten Blüthen schmückt, und die Ufer der Flüsse und Bäche freundlich beschattet, welche sie unweit des Hauses in einem Thälchen erspäht hatte. Sie bereitete mir nun selbst schleunigst einen Absud von dieser Rinde, befeuchtete und wusch die Wunde mit lauwarmen Umschlägen, bestreute den tiefen Hieb mit einem Theil der zu Pulver

gebrannten Rinde, und verband dann sorgfältig mein Knie, indem sie mich sanft aufs Lager drückte, um in dieser Lage die Heilung zu befördern. Bis zur Rückkehr D. Gaspars versüßte sie mir ihre Gegenwart durch Liebkosungen und Gesang; dann schlürften wir im traulichen Trifolium unsern Thee, und verzehrten dann eben so fröhlich unser einfaches Abendmahl. D. Gaspar wünschte uns bald eine freundliche gute Nacht, und empfahl mir halb scherzend, die Freuden der Brautnacht bis zu meiner vollen Genesung aufzusparen. — Eine Sklavin bereitete nachher, auf Befehl ihres Herrn, dicht neben meinem Lager ein Bett für Louisen, und somit endigte sich dieser schöne Tag, denn bald entschlief ich sanft in ihren Armen. — Die treue Pflege, womit mich meine Geliebte beglückte, so wie die freundschaftliche, liebende Theilnahme D. Gaspars, wirkten auf mein ganzes Selbst so wohlthätig, daß nach Verlauf von 8 Tagen meine Wunde völlig vernarbt war, und ich mich an Louisens Arm im Freien ergehen konnte. Bald war ich nachher im Stande, ein Pferd zu besteigen, und somit rüsteten wir uns in wenigen Tagen, um nach meiner alten Einsiedelei aufzubrechen, wohin uns D. Gaspar begleitete. D. Gaspar ließ uns, am Bestimmungsorte angelangt, sogleich eine fette Kuh schlachten, und durch seine Neger einen geräumigen Anhängsel an die Hütte noch an demselben Tage aufrichten, um uns eine etwas bequemere Wohnung zu verschaffen, und mir zugleich die größte Arbeit zu ersparen, da ich ohnedieß in den Freistunden mit Einrichtung der Hütte genug zu schaffen hatte. Louise bereitete indessen das Mittagsmahl; die Rippen und andere leckere Theile der geschlachteten Kuh paradirten duftend am Heerde; der größte Leckerbissen der Brasilier, das ungeborne Kalb, schmorte zerstückt knisternd im eisernen Topfe, und so hielten wir unsere Tafel nach gewohnter Landessitte. Der Rest des Tages theilte sich in mancherlei Beschäftigungen, denn vor allen Dingen bedurfte das Fleisch schleuniger Vorsorge, um nicht durch die große Hitze und durch die ungeheure Menge Fliegen in Fäul-

niß überzugehen. Auf meinen Reisen mußte ich mich öfters wundern, mit welcher Schnelligkeit sich die Eier dieser Fliegen in Maden umwandeln. Nach einem warmen Regen kommen sie unversehens wie aus der Erde oder den Wolken in ungeheuren Schwärmen hervor, lagern sich auf alle Gegenstände von Menschen und Thieren, die einigermaßen befeuchtet sind, hauptsächlich auf Wollstoffe u. dgl., welche ihnen der Instinkt als geeignet zu ihrer Vermehrung anweist. Unsre Mäntel und Kleidungsstücke waren öfters wie überschneit von ihren Eiern, und wimmelten voller Maden in wenigen Minuten, so daß wir dieselben mit den Messern abschaben mußten und in der heißen Sonne nur durch Trocknen retten konnten. In gewissen Länderstrichen, je nach Verhältniß der Witterung, sind diese Schmeißfliegen wie rasend zudringlich, und nur mit aller Mühe kann man sie vom Leibe halten; denn sie suchen gleichsam mit Geschicklichkeit in alle offenen Theile des Körpers zu dringen. Welche Verheerungen und Leiden auf den Schlachtfeldern diese Insekten verursachen, können die Aussagen der geretteten Verwundeten aus den letzten Kriegen gräßlich bekräftigen. Eine Probe habe ich selbst als Soldat erfahren, indem ich einst im Bivouak während des Tages schlief, und bei meinem Erwachen unter den brennendsten Schmerzen die zahlreichen offenen Beinwunden voll wimmelnder Würmer fand. Im rasendsten Schmerz rannte ich wie toll herum, und hätte unser Bataillonsarzt nicht glücklicher Weise noch etwas Merkur gefunden, den er auf die Wunden streute, und somit die Würmer tödtete, ich wüßte wahrlich nicht, wozu ich fähig gewesen wäre. Ein anderer Soldat, dem Würmer in die Gehörgänge geriethen, wurde vor Schmerz wahnsinnig, und da man erstlich die Ursache seines Zustandes nicht erfahren konnte, so hätte dieser Mensch unter den gräßlichsten Schmerzen sterben müssen; zufällig hatte aber ein Einwohner seine wahre Krankheit errathen, und vermittelst Einspritzens eines Kräutersaftes und Merkur in dessen Ohren seine Heilung bewirkt. Ich meinerseits halte

Foltermartern für eine Kleinigkeit gegen diesen Schmerz. Thiere aller Art und das Vieh auf den Weiden, hauptsächlich beim Gebären, an den Geburtstheilen, neugeborne Kälber, Füllen, Schafe u. s. w. sind öfters am Nabel dadurch angefressen und es krepiren jährlich Viele. Thätige Gutsbesitzer, die auf Viehzucht halten, nehmen daher ihr größtes Augenmerk, diese Plage zu beschwichtigen, indem sie das Vieh auf den Rodeoplätzen und Pferchen mit den Schlingen einfangen, um die Wunden mit Merkur zu bestreuen. Viele Bauern bedienen sich auch sympathetischer Heilmittel, die aber öfters nichts fruchten, z. B. dem Thiere ein rohes Stück Leder oder auch ein Säckchen mit Schrotkörnern und Weidenblättern an den Hals zu hängen. Das Fleisch hatte ich während des Gespräches mit einem Sklaven bald in dünne Charque zerschnitten, eingesalzen und an die Sonne zum Dörren gehängt. Der herannahende Abend mahnte endlich D. Gaspar mit seinen Sklaven zum Aufbruche, und er nahm nun herzlichen Abschied von uns, mit dem Versprechen, uns öfters zu besuchen. Dieser Augenblick der Trennung schmerzte uns sehr, denn diesen Biedermann hatten wir als Vater lieb gewonnen. Er hinterließ uns zu allfälligem Bedarf ein Pferd, zu unserm Vergnügen seine Guitarre, ein Feuergewehr nebst etwas Vorrath von Kugeln, Schrot und Pulver, nebst zwei seiner besten Hunde; mit den nothwendigsten Lebensmitteln und übrigen Geräthschaften waren wir hinlänglich versehen. Ungefähr vier Monate lebte ich sehr glücklich mit meiner Geliebten, ohne den gräßlichen Schlag zu ahnen, der uns später trennen sollte. — Unsere Hütte hatte ich inzwischen mit Rasenwänden umgeben und, so weit es sich thun ließ, zierlich aufgeputzt; ein großes, weiches, reichlich mit Moos gefülltes Lager, auf Pfählen ruhend, war unser glückliches Ehebette, das durch nichts entheiligt wurde, was irgend den Gebräuchen unserer feinen civilisirten Christenwelt verwandt war: Ziereien, Empfindlichkeiten, Zank und Ausbrüche der Eifersucht; noch viel weniger glich es jenem erbärmlichen Betteln oder Schachern, wodurch das Ehe-

bette zum Marktplatze und zur Trödelbude herunter-gewürdigt ist, weil der Gatte sich die Gefälligkeiten der Frau Gemahlin durch Versprechungen von Putzsachen, Spazier- und Badreisen u. s. w. erkaufen muß. — Immer neuer und reizender waren uns die Freuden der Liebe (nicht die rohe Befriedigung des thierischen Bedürfnisses), sondern reine Liebe erhöhte den unschuldigen natürlichen Reiz jener süßen Triebe, welche sich durch ein schüchternes Verlangen, ein leises Widerstreben in ein sanftes Hingeben sich verlierend, in unsern unverdorbenen Herzen kund gaben, um als edle Werkzeuge, die gebietenden Winke der allgütigen Natur, zu befolgen. Die schönen hellen Mondnächte, die einladenden schattenreichen Gebüsche und Palmgruppen, die balsamisch duftende Luft, überhaupt die ganze liebende Natur in ihren Wunderwerken, schien uns zu umarmen, und also zu Umarmungen aufzufordern. — Leser und Leserinnen, ihr werdet mir beistimmen, wo nicht, so wisset, daß ich nicht für Engel und Pharisäer dieses schrieb, sondern nur für Menschen! — Frei und glücklich lebten wir diese vier Monden hindurch, welche uns wie Minuten dahin schwanden. — Wenn ich, ermüdet von der Arbeit, schweißtriefend zur Hütte kehrte, küßte mir die liebende Gattin die Schweißtropfen von der heißen Stirne, erquickte mich mit ihren liebkosenden Trostworten, und würzte mir durch zärtliche Neckereien das frugale Mahl. Die harte Arbeit versüßte sie mir durch ihre liebevolle Gegenwart, mit Küssen mich aufmunternd, und errieth meine kleinsten Wünsche. Die Kürbisflasche voll kühlen Quellwassers durfte mir im Holzschlage nie mangeln; auch beschenkte sie mich öfters mit wildem Honig, den sie selbst von dem tapfern Bienenvölkchen erobert, und muthig mit ihren eignen Händen, um mich freudig zu überraschen, achtete sie keine Schmerzen, um von Bienen besetzte Bäume zu fällen. Zuweilen ritten wir auf die Jagd, in Gesellschaft D. Gaspars, der uns öfters besuchte, und kehrten selten ohne einige erlegte Rehe zurück, die sich in dieser Gegend sehr zahlreich vorfanden. In den Ruhe-

stunden erfreute sie mich durch ihren Gesang und Saitenspiel; Nahrungssorgen drückten uns nicht, denn D. Gaspar ließ uns nichts mangeln. Auch lieferte uns die Jagd Wildpret zur Genüge, und unsere treuen Hunde schleppten reichlich Tatus mulitas herbei. Kosend und schäkernd badeten wir uns beinahe täglich in einer angenehmen, von Erbabäumen und Zwergpalmen beschatteten Vertiefung, welche die schäumenden Wellen eines kleinen Wasserfalles in ihren Schoß empfing. Im üppigen Grase gelagert, auf dieser malerischen Stelle, erzählte mir einst Louise mit vieler Naivetät einige Skizzen aus ihrer Jugendzeit, die mich, ungeachtet ihrer edeln Aufrichtigkeit, ein wenig alterirten. Louise hatte ihre Erziehung einer alten Offizierswittwe, welche Besitzerin einer Länderei bei Alegrete war, zu verdanken, welche sie auch aus der Taufe gehoben und ihr diesen Namen zugetheilt hatte. Die Wittwe hatte später das Mädchen an Kindesstatt angenommen und es wuchs nun mit ihrem einzigen Sohne auf, der etwas älter war. Die beiden Kinder wurden, wie es die Verhältnisse des Landes mit sich brachten, im Schreiben, Lesen, Guitarrengeklimper u. s. w. etwas unterrichtet, und somit war es denn ganz natürlich, daß sich zwischen Beiden mit zunehmenden Jahren eine zärtliche Annäherung finden mußte, welche Umstände mit sich führte, die Mutter Natur nur allzugütig zu begünstigen pflegt. Ganz naiv, wenn auch schon etwas sträubend, erzählte mir Louise, daß sie damals selbst nicht wußte, wie es zugegangen wäre, daß sie in einen unerklärbaren, kleinen Sinnentaumel gerathen sei, während ihr Jugendgenosse ihr ein gewisses Etwas, das man Keuschheit, auch Unschuld zu nennen beliebt, zu rauben suchte, was dem Jünglinge indessen doch nicht vollkommen gelungen sei. — Ich runzelte freilich ein Bischen die Stirne bei dieser Nachricht, von welcher ich bis jetzt in meiner Unerfahrenheit nichts geahnt hatte, brummte und fluchte ein Bischen zwischen den Zähnen über gepflückte Rosen. — Louise erröthete und war etwas erschrocken über meine Ungeduld und bat mich sanft, doch erst ihre Erzählung

bis zum Ende anzuhören und dann über sie zu urtheilen: „Ich wußte ja nicht, fuhr sie fort, daß eigentlich etwas Böses dadurch begangen werde, es war ja ganz natürlich, daß ich den Jüngling liebte; jedoch machte mir meine Pflegemutter, welche uns beide in diesem Augenblicke überraschte, viele Vorwürfe und erklärte bitter, daß man so etwas Unkeuschheit und Lasterhaftigkeit nenne. Der Jüngling mußte aber innert wenigen Tagen auf Befehl seiner Mutter eine junge Weiße heirathen; auch wurden wir von jenem unschuldigen Augenblicke an von der Mutter scharf beobachtet und gleichsam getrennt. Die junge Frau betrachtete mich, auch ohne die geringste Ursache zu haben, seitdem sie sich im Hause befand, mit mißtrauischen Augen und wollte mich einst sogar kränkend mißhandeln, indem sie mir meinen niedrigen Stand als Indianerin vorwarf. Meine alte Pflegemutter nahm sich zwar meiner an; da sie aber vor Altersschwäche bald nachher starb, so flüchtete ich mich zu meiner Schwester, wo ich Dich, Geliebter, das erste Mal kennen lernte. Ich liebte Dich bald, denn ich sah in Dir einen armen verwaisten Fremdling, der des Trostes eines theilnehmenden Herzens bedurfte und gleich mir in die kalte fremde Welt hinausgestoßen war. Meine Schwester selbst konnte nie satt werden, Dich mir als einen herzensguten Jungen anzupreisen. Deine wiederholten Besuche ließen mich ziemlich gewiß vermuthen, daß ich Dir nicht ganz gleichgültig sei, obschon Du mir zwar mündlich kein offenes Geständniß über Deine Gegenliebe ablegtest. — Als ich nun gar die Kunde Deiner Verwundung vernahm, eilte ich, ohne andere Ursachen, als aus reiner Liebe, in Deine Arme. Bis jetzt lebten wir ja so friedlich und glücklich, daß ich nicht hoffe, Du werdest so einfältig sein und meine kleine, für Dich so ärgerlich scheinende, Geschichte zu Vorwürfen mißbrauchen. Du mußt übrigens gerecht sein und bedenken, daß Du vor unsrer Liebe gewiß mehrere derartige Zufälle in höherm Grade wirst genossen haben und daher nicht mit vollem Recht verlangen kannst, dafür durch die Vorzüge eines nie gefallenen Mädchens belohnt zu werden.

Diese deutliche Demonstration war genügend, mich erröthen zu machen, denn unwillkürlich dachte ich an mein Soldatenleben und an Marie, die schöne Paraguayerin; so fand ich denn nach meiner Gewohnheit, die Fehler der Sterblichen auf alle mögliche Weise zu entschuldigen, und selbst dem größten Verbrecher noch durch irgend eine Erörterung eine gute Seite abzugewinnen, die ihm doch wenigstens Mitleiden, statt gänzlicher Verdammung, gewähren kann, daß in Erwägung A) in Betreff der Rosenpflückerei, ich selbst ein armer Sünder sei; B) die Sache selbst durch die Naturgesetze bezüglich A herbeigeleitet wurde; C) die vollkommene Ausführung des quest. Casus nicht Statt fand und selbst von Seite der schuldig sein Sollenden ein sanftes Widerstreben herrschte; das Ganze sofort abzuweisen und den menschlichen Schwachheiten zuzuschreiben, hauptsächlich aber der wahren, christlichen Nächstenliebe und versöhnenden Nachsicht anheim zu stellen und von ihr zu beurtheilen sei, dieweilen es sich ergeben 1) daß seit Menschengedenken weibliche Geschöpfe aus allen Ständen, welche sich in dem Casus, wie Louise, befanden, die Rosen der Unschuld früher oder später pflücken ließen; 2) eine Jungfrau deßhalb ungeachtet ein tugendsames Weib sein könne, wenn, wohl erwogen, der quest. Casus nicht allzu leichtfertig wiederholt wird und selbst ein Weib, das aus Häßlichkeit und sonstigen Ursachen nicht Gelegenheit habe, einen Rosenverlust zu befürchten, sothane Gelüste aber hegen würde, keineswegs deßhalb tugendhafter sei, als ihre ersten Mitschwestern, welche die verbotene Frucht gekostet und sogar außerehliche Kinder gebaren; folglich durch diese Hauptgründe vorliegender Casus sattsam gerechtfertigt und ich verpflichtet sei, sothane fatale Historia entweder zu vergessen, oder mit Geduld, wie viele andere glückliche Ehemänner, zu ertragen. Actum rc. rc. Nichts störte seitdem mehr unser Liebesglück; ich belachte von Herzen meine kleine Aufwallung, liebte und küßte, wie zuvor, meine Louise, ließ mich von ihr in der Sprache ihres Stammes (der Guaranys) unterrichten, worin ich schon ziemliche Fertigkeit erlangt hatte, und so verstrichen denn, wie schon erwähnt, vier

glückliche, frohe Monden, innert welchen ich meine Arbeit geendigt hatte. Das nöthige Bauholz zu Pferchen, Hütten u. dgl. hatte ich abgesondert ins Freie geschafft und es wurde inzwischen, auf Karren geladen, von den Negern D. Gaspars abgeholt. Das übrige gefällte Holz und Gestäude lag bunt durch einander zur Erde, von der heißen Sonne splitterdürr getrocknet, zum Verbrennen bereit. Der Wald war nunmehr seiner schönsten Zierde beraubt, bis auf wenige Gebüsche und die Bäume am Bache, nebst den Palmgruppen vor unserer Hütte. D. Gaspar hielt in diesen Tagen noch die letzte Besichtigung, ließ dann noch etwas Bauholz nebst den übrigen Geräthschaften auf einen Karren laden; alsdann wurde die Roça, so nennt man dort die zum Pflanzen urbar gemachten Wälder, von allen vier Seiten angezündet und so war denn auch kein Bleiben mehr für uns in diesem so romantischen Oertchen, denn die Flammen griffen wüthend um sich und schon hüllten uns dichte Rauchwolken ein. Wir galopirten nun mit D. Gaspar nach seiner Wohnung zurück, um dort ein Mehreres für unser häusliches Glück zu bewerkstelligen. D. Gaspar hatte indeß mehrere Vorkehrungen schon getroffen und mir ein Häuschen auf einer Anhöhe erbauen lassen, in einer sehr angenehmen Gegend, die ich, wie er aus frühern Aeußerungen wußte, besonders liebte, mit einer Legoa Land im Gevierten, als Eigenthum zu meiner Ausstattung, nebst einigen Pferden, Hornvieh und Schafen, bestimmt, womit er mich nun freudig überraschte. Ich gelobte ihm meinen herzlichsten Dank und war nun fest entschlossen, Europa nie wieder zu betreten, sondern an der Seite meines geliebten Weibes in der Nähe D. Gaspars die Wiege der Civilisation, des Despotismus, der Inquisition, des Adels und der Privilegien, das große Treibhaus sammt seinen Mistbeeten, wo Juden, Wucherer, Jesuiten und Bonzen von allen Farben üppig gedeihen und endlich jene 22 alt- und neumodischen, baufälligen, mit übel riechendem Firniß getünchten Tollhausgemächer, trotz ihren schönen Gemälden von Schneebergen, Wasserfällen u. s. w., sammt

dem unvergleichlichen Athen und der Erinnerung meiner schändlich gebrandmarkten Rosenzeit meiner Jugend so viel wie möglich der Vergessenheit zu überliefern. Mein Tagebuch hatte, seitdem ich Louisen kannte, keine Berührung mehr erlitten; nur das Bild meiner theuern, alten Mutter tauchte zuweilen in meiner Seele wohlthätig auf. Reines Glück schien mir jetzt zu lächeln und ich ahndete nicht, daß mir Armen der Paradiesesfluch (wenn es je einen gab) an den Fersen klebte und mein schönstes Glück zertrümmerte. D. Gaspar hatte einige Veränderungen in seiner Landökonomie vorgenommen und einen alten Sklaven nebst einer Negerin in Ruhestand versetzt, indem er denselben als Wohnort die Hütte meines Schwagers nebst etwas Pflanzland geschenkt hatte. Mein Schwager wurde hingegen mit einiger Soldzulage an die äußersten Grenzmarchen am Guarayflusse hingewiesen, um sich in der frühern Dienstbestimmung dort anzusiedeln. Damals ging meine Schwägerin hochschwanger und bedurfte deßhalb der Hülfe Louisens, um ihre nahe Entbindung abzuwarten; obschon ich ungern meine Geliebte vermißte, so willigte ich natürlich in diesem dringenden Falle in ihr Begehren. Mehrere Tage waren nun seit ihrer Abwesenheit verflossen, als ich eines Abends im traulichen Gespräche mit D. Gaspar bis nach Mitternacht vertieft war und wir so eben Louisen einen Besuch auf den folgenden Tag abzustatten verabredeten, wurden wir durch einen fürchterlichen Rumor von nahe an der Wohnung vorbei stürmenden wilden und zahmen Pferdeheerden aufgeschreckt. Als wir ins Freie kamen, bemerkten wir deutlich, daß die Pferde sowohl, als das Hornvieh, welches angsthaft brüllend in gestrecktem Galop davon rannte, entweder von Menschen oder reißenden Thieren verfolgt sein mußte. Tod und Teufel! schrie D. Gaspar seinen Leuten zu. Zu Pferde! Zu Pferde! Die Indianer, die Charruas sind in der Nähe! Im Pferche waren nur wenige Pferde die Nacht durch aufbewahrt und untauglich zu einem entfernten Ritte, und unsre Leute konnten nur mit der größten Mühe in diesem Wirrwarr einen Theil der Schimmeltruppe, welche

D. Gaspar aus den schönsten Pferden eigens für große Reisen und besondere Ereignisse gesammelt hatte, zusammen finden. Alles, was Hände hatte, war bewaffnet, um den Feind zu empfangen. D. Gaspar ließ seinen Verwalter mit der Hälfte Leute zur Bewachung der Wohnung zurück, setzte sich mit mir zu Pferde, und jagte dann mit seinen übrigen Leuten mit verhängtem Zügel nach der Niederung seiner Länderei zu. Ueberall fanden wir Spuren der größten Aufregung, zerstreute, brüllende Viehheerden suchten nach allen Seiten hin sich zu flüchten; Straußen und Rehe schnurrten wie verdutzt bald rückwärts, bald vorwärts. — Schaum-bedeckt waren schon die Pferde und stöhnten von dem rasenden Ritte, als wir noch in weiter Ferne plötzlich eine aufflackernde Feuerlohe bemerkten. Erschreckt rief D. Gaspar an meiner Seite: „Henrique, das Feuer scheint daher zu kommen, wo Deine Louise wohnt! Vorwärts! vorwärts! Grimm und Verzweiflung im Herzen, hieb ich wüthend meinem Renner die Sporen in die Flanken, daß das edle Thier stöhnend einen starken Vorsprung nahm. À elles (drauf los)! schrieen D. Gaspar und seine Begleiter, und als ob die herrlichen Pferde die drohende Gefahr erkannt hätten, rafften sie noch ein Mal die letzte Schnellkraft ihrer Sehnen zusammen; wie im Fluge durchschnitten wir die Nebelhülle des grauenden Tages; theilweise schimmerte uns die blutfarbene Morgenröthe entgegen, die Feuersäule jedoch war verschwunden. D. Gaspar hatte leider nur zu sehr recht gehabt; denn endlich hatten wir die Brandstätte erreicht. Unmöglich ist's mir, die dumpfe, gräßliche Verzweiflung und Zerknirschung meiner Seele zu schildern: — Louise lag auf der Erde in ihrem Blute, von zahllosen Lanzen- und Messerstichen durchbohrt; in weniger Entfernung lagen ihr zu jeder Seite ein wilder Indianer, mit aufgeschlitztem Unterleibe und heraushängenden Eingeweiden; in ihrer Rechten hielt Louise ein langes Messer eingekrallt, und krampfhaft hatte ihre Linke ein Halstuch, das ich ihr einst schenkte, zusammengeballt. Auf den rauchenden Trümmern der Hütte

lagen die gemordeten Leiber ihres Schwagers und ihrer Schwester, der Säugling gräßlich zerfleischt in den Armen seiner Mutter. Das Herz wollte mir zerspringen bei diesem gräßlichen Anblick; mit einem fürchterlichen Fluche über die Mörder meiner Liebe, den mir der brennendste Schmerz auspreßte, sprang ich vom Pferde, warf mich auf die theure Leiche hin, und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Ihre schöne Seele war schon entflohen, aber im Uebermaße meines Schmerzes hielt ich halb bewußtlos mehrere Stunden ihren Körper umschlungen. D. Gaspar überließ mich ungestört den ersten Ausbrüchen meines grenzenlosen Schmerzes, und suchte erst hernach mir einige Trostworte zuzuflüstern; doch, ich war taub und gefühllos gegen Alles, was indessen um mich her vorging; auch erzählte mir Don Gaspar erst am folgenden Tag Abends den nähern Verlauf und die Umstände der Statt gefundenen Ereignisse. Die Bewohner der umliegenden Gegend waren inzwischen ebenfalls in Allarm gerathen, und einige derselben in der Wohnung D. Gaspars angekehrt, um sich bei dessen Verwalter näher zu erkundigen, der so eben, auf die Nachricht seines Herrn durch einen zurückgesandten Eilboten, einen bespannten Wagen und frische Pferde, nebst der gehörigen Mannschaft, nach der Brandstätte abschickte. Die Nachbarn schlossen sich nun an jene an und fanden sich, bei stark vorgerücktem Tage, auf dem Sammelplatze ein. Die übrigen Leute D. Gaspars, deren Pferde nicht zu sehr ermüdet waren, erspähten die Küsten des Guaray, und endeckten dort die frischen Spuren der flüchtigen Indianer und des gestohlenen Viehes. Bald hatten sich eine große Anzahl Gutsbesitzer mit den erstern vereinigt, welche nunmehr frische Pferde bestiegen und wohl bewaffnet die Fährte des Feindes verfolgten. D. Gaspar hatte mich inzwischen gebeten, die theure Leiche, nebst denen meiner Verwandten, auf den Wagen legen und mit grünen Zweigen dicht bedecken zu lassen, um sie nach seiner Wohnung hinzuführen. Die todten Charruas überließ man den Aasvögeln, die Fangkugeln, die sie um die Hüften

befestigt hielten, und ihre Lanzen hatten die Knechte mitgenommen. Man hatte mir zugleich ein frisches Pferd gesattelt, und so ritt ich mit dumpfem Schmerz neben D. Gaspar und dem übrigen Trauerzuge langsam nach der Wohnung zurück. Kaum angelangt, fühlte ich nun erst recht die Nachwehen der ausgestandenen Leiden; tief erschüttert, bewegt und an Kräften erschöpft, warf ich mich zur Erde unter einen Baum, um meinen empörten Gefühlen freien Raum zu lassen. Die Natur forderte ihre Rechte, denn in diesem erschöpften Zustande versank ich in einen tiefen Schlaf, bis mich gegen Sonnenuntergang D. Gaspar tröstend aufweckte und am Arme ins Innere der Wohnung führte, wo er nicht eher ruhte, bis ich etwas Speise und Wein genossen hatte. Armer Junge! sagte er liebreich zu mir, ich achte Deinen gerechten Schmerz, aber Du mußt denselben auch männlich ertragen können; ich hoffe doch, als Dein Freund auch einige Liebe und Befolgung meines Rathes von Dir fordern zu können. Muth gefaßt, junger Kämpe! Noch hast Du heute Abend die letzte traurige Pflicht an Louise zu erfüllen — ihr das Grab zu bereiten; für die Bestattung der andern Leichen will ich selbst sorgen, auch haben sich meine Indianerknechte schon bereitwillig anerboten, ihre Stammgenossen zu beerdigen. D. Gaspar fand meine Wahl in der Grabesstätte am geeignetsten unter einer Gruppe von blühenden Seibobäumen, unweit seiner Wohnung, in dem früher erwähnten reizenden Thälchen. Mit Hacke und Grabscheit bewaffnet, machte ich mich an den letzten Liebesdienst, und wählte den schönsten Seibobaum zu ihrem Denkmal, dessen theilweise abgeschälte Rinde mich an ihre treue Liebe und Pflege während meiner Krankheit erinnerte. Innert zwei Stunden hatte ich ein drei Schuh tiefes Grab ausgeworfen. Dicht neben Louisens Grabe hatten nun die Knechte inzwischen die Familiengruft beendigt, indem, in Begleitung D. Gaspars und der übrigen Hausgenossen, zugleich der Wagen mit den Leichen ankam. Bereits trugen die Leichen Spuren der Verwesung, als wir die Zweige lüfteten, womit sie bis

jetzt bedeckt blieben. Ich bemächtigte mich zuerst Louisens Körper, hüllte ihn, statt des Sarges, in meinen Mantel ein, der uns so oft gewärmt und gedeckt hatte, und senkte ohne fremde Hülfe, mit Ueberwindung aller der Gefühle, die mein Herz zerrissen, die theure Hülle ihrer edlen Seele in den kühlen Schooß der Erde; über ihrem Haupte neigte trauernd der Seibobaum seine Zweige; dann bestreute ich sie mit grünem Laubwerk, indem mir heiße Zähren über die Wangen rollten, und schaufelte die Erde, in Form eines Kreuzes einen kleinen Hügel bildend, über ihr zusammen. Die Knechte hatten, da sie sich gegenseitig Hülfe leisteten, schon etwas früher diese traurige Arbeit vollbracht, und sich mit den übrigen Hausgenossen entfernt. Nur D. Gaspar leistete mir noch Gesellschaft und suchte mich liebreich zu trösten; zuletzt ergriff er mich beim Arme, da die Nacht schon ziemlich vorgerückt und Louisens Ruheplätzchen nun vollendet war, und führte mich, trotz meiner Weigerung, freundschaftlich dringend nach seiner Wohnung zurück, wo ich von ihm schied, herzlich für seine Theilnahme dankend, und, mir nun selbst überlassen, mich aufs Lager warf. Eine fernere Schilderung der Stürme, die nun in meinem Innern tobten, zu entwerfen, ist, wegen der verschiedenen Denkungsart meiner Leser, unpassend; möge jedem sein eigenes Zartgefühl und das Bewußtsein seiner eigenen Schwachheiten, von denen kein Mensch frei ist, mein Urtheil diktiren. Ich begnüge mich, zu bemerken, daß ich kein Romanenmährchen geschrieben, sondern Alles wahr und getreu erzählt habe, wie es die Bewohner jener Gegend, denen die barbarischen Charruas noch lange im Andenken sein werden, bezeugen können. Ueber diesen Indianerstamm werde ich im eilften Abschnitt im Allgemeinen Mehreres melden. Den folgenden Tag brachte ich mit beruhigterem Gemüthe beständig an D. Gaspars Seite zu, den diese Ereignisse, wie man es seinem edlen Herzen zutrauen konnte, niedergebeugt hatten. Armer Junge! sagte er gegen Abend, die Hand auf sein beengtes Herz legend, Du bist noch nicht so unglücklich, wie ich es einst war.

Höre die Erzählung meiner Lebensstürme, die mich wie ein Ball umherwarfen, dann wirst Du dich nicht mehr wundern, wenn ich so öfters in Flüche über eine gewisse Sorte Menschenthiere ausbreche, eine Sorte sage ich, die selten Ausnahmen hat.

D. Gaspars eigne Worte hier anzuführen, wäre zu weitläufig, daher ich meinen Lesern nur einen gedrängten Auszug derselben liefere. Er war der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns in Lissabon (in dieser Gegend hielt man ihn für einen Brasilier aus St. Paulo) und hatte eine sehr gute Erziehung genossen. Als er im Alter von 19 Jahren einst eine Geschäftsreise nach Madrid unternahm und deßhalb einige Monate dort verweilte, traf ihn das Unglück, daß unterdessen sein Vater durch, von Pfaffen gedungene Banditen meuchlings erdolcht wurde. D. Gaspar, welcher von dieser Greuelthat weder etwas geahndet, noch vernommen hatte, begab sich nach beendigten Geschäften auf die Rückreise, und vernahm mit Entsetzen die gräßliche Kunde. Sein väterliches Haus fand er gerichtlich versiegelt und beschlossen; der reiche Erbe, welcher vor seiner Abreise mit einer reichen, adeligen, sehr schönen Dame verlobt war, sah sich nun urplötzlich wie ein Betteljunge auf die Straße geworfen. Betäubt und wie vom Blitze getroffen, starrte er eine geraume Weile das öde Gebäude an, das einst seine Wiege und der Schauplatz seiner harmlosen Kindheit war, welches er einst als Mann mit seiner Gattin bewohnen und in dem er den Wohlstand seines Vaters fortpflanzen sollte. Er erinnerte sich diesen Augenblick an den ersten süßen Kuß, den ihm einst seine Verlobte in Gegenwart seines greisen Vaters gab; wie dann der edle Greis hochentzückt das schöne Brautpaar innig an seine Vaterbrust drückte, dann lächelnd seine Silberlocken schüttelte, indem ihm Freudethränen in den Wimpern perlten, und, die Wangen der schönen Braut streichelnd, vor Wonne bebend, ausrief: „Nicht wahr, herzliebe Kinderchen! Ihr macht euerm Väterchen einst Freude, und schenkt ihm einige schöne Enkelchen, die er dann auf den Knieen schaukeln kann?

Diese Erinnerung mußte dem Jüngling in solchem Zustande das Herz zerreißen. Er, der bisher keine traurige Veränderung seiner glänzenden Verhältnisse geträumt, viel weniger erduldet hatte, rang nun mit den gräßlichsten Seelenleiden; mit dem Ungestüme der Jugend rief er bald den tauben Himmel an, bald wünschte er in ungeheuern Flüchen die Qualen der Hölle auf die Häupter der Urheber seines Unglückes herab. Erschöpft sank er endlich auf der vorspringenden Terrasse des Hauses nieder; Thränen der ohnmächtigen Wuth tröpfelten unaufhaltsam und reichlich über seine Wangen und benetzten die kalten steinernen Treppenstufen, so kalt und hart wie viele Menschenherzen. — Als sich der Jüngling satt geweint und dadurch einige Erleichterung gewonnen hatte, fing er an, über seine Lage nachzudenken, und ein schöner, trügerischer Hoffnungsstrahl durchzuckte seine Seele: Ich Thor! sagte er, weine hier wie ein Kind! Noch bin ich weder verlassen, noch unglücklich, besitze ich denn nicht eine liebende Braut, die meiner mit Sehnsucht harren wird, und habe ich an ihrem Vater nicht selbst meinen zweiten Vater gefunden!? — Bei diesen Worten sprang er ermuthigt von seinem Sitze auf und bemerkte nun erst, daß die Nacht schon tief eingebrochen war, denn er war mit dem Vorsatze, seinen Vater freudig zu überraschen, erst am späten Abend angelangt. In der Hoffnung, im Hause seines Schwiegervaters mit offenen Armen empfangen zu werden, durchflog er die Straßen Lissabons. Er fand den Palast des alten Fidalgos hell erleuchtet; Gläsergeklirre, begleitet von lärmenden Toasten und gellenden Vivats, schmetternde Zimbeln und Pauken, gellende Schalmeien schallten von der Straße her dem erstaunten Jüngling entgegen. Eine finstere Ahnung durchzuckte jetzt sein Inneres; Zorn und Wuth kochten in seinen Adern; er sprang durch den erleuchteten Vorhof die Palasttreppen hinan, packte den ersten Bedienten, dem er begegnete, beim Arme, fragte ihn um die Ursache des Festgelages, welcher ihm erschrocken erwiederte, daß das Verlobungsfest des gnädigen Fräuleins gefeiert werde, da sie sich

kürzlich mit einem Cavalheiro von Oporto zärtlich befreundet u. s. w. D. Gaspar hatte in Sprüngen den Gesellschaftssaal erreicht, wie ein Blitz sich unter die Anwesenden, an die Seite des alten Fidalgos gedrängt und ihn mit Donnerworten der zornglühenden Rache zur Rede gestellt: „Kennst Du mich, Fidalgo!? Ich komme, meine Rechte geltend zu machen und meine Braut von Dir zu fordern! Hältst Du also Wort, greiser Sünder!?“ Die Dame war, als sie ihn erkannte, mit einem Schrei des Entsetzens in Ohnmacht gefallen, wie es solche Dirnen von hohem Stande mit Anstand zu thun pflegen. Die verblüffte Gesellschaft betrachtete regungslos die unverhoffte Scene. Der alte Fidalgo ließ bestürzt den Becher fallen, den er so eben in seiner Eigenschaft als Hauswirth auf das Wohl seiner Gäste, am Ehrenplatze neben dem Brautpaare stehend, leeren wollte. Vor dem Racheengel war er einige Schritte zurück geprallt und konnte nur nach einer geraumen Pause sich einigermaßen fassen. „Ist Keiner unter Euch, Cavalheiros! hier“, rief er, „der die Ehre meines Hauses zu vertheidigen wagt? der diesen frechen Fremdling für seinen Frevel züchtigt? Dieser zudringliche Abenteurer“, fuhr er fort, da er einige Gäste die Waffen ergreifen sah, „dessen Vater ein Bankerottirer, der Sohn selbst ein Betteljunge ist und sich nun erfrecht, die Hand meiner sehr edlen Tochter, der Senhora von &c., zu fordern, die ihm zweifelsohne aus besonderer Gnade, rücksichtlich früher besessener, wiewohl in bescheidener Quantität — —“ Hier endigte die alte adelige Bronzeseele; denn D. Gaspar hatte bei den letztern Worten, bewaffnet, wie er von der Reise kam, seinen Degen gezogen und ihm für den Betteljungen den Schädel gespalten. Von allen Seiten drangen die bewaffneten Gäste auf ihn ein; der neue Verlobte, ein fader Geck und eine kriechende Höflingsseele, war zuerst mit dem Degen auf ihn eingedrungen, aber D. Gaspar hatte ihm die Waffe aus der entnervten Hand, den traurigen Ritter aber selbst mit einem Fußtritt zur Erde geschleudert. Wüthend hieb nun der

ritterliche Jüngling um sich, aber rücklings von den Feigen zur Erde gerissen und unfähig, länger sich zu vertheidigen, schleppte man den Schwerverwundeten ins Gefängniß. — Ohne Pflege, eine elende Bohnensuppe täglich einmal zur Nahrung, schmachtete der Arme, am Wundfieber und an unbeschreiblichen Seelenleiden darnieder liegend, in einem dumpfen Loche, auf einem von Ungeziefer bedeckten, modernden Strohlager. Die dienstbaren Geister der Justiz hatten ihm Alles, was er an Werth auf dem Leibe hatte, gestohlen, bevor man ihn in diesen Kerker warf; so blieb ihm denn nicht die geringste Erleichterung möglich, seine Lage zu mildern. Absichtlich schienen seine Feinde Alles versucht zu haben, ihn in seinem Kerker verfaulen zu lassen; denn innert diesen qualvollen Tagen hatten ihm die Richter weder einen Arzt, noch ein Verhör bewilligt. Der Zufall, Gott oder die Vorsehung, wie sich viele Menschen auszudrücken pflegen, hatte dem Jüngling einen Retter gesendet: einen alten, grauen Diener seines Vaters, der beinahe unter allen Potentaten Europa's und Mynen Heeren von Holland bald als Soldat, bald als Matrose gedient hatte, aber immer desertirte, wo es ihm nicht gefiel, oder wo man ihn schlecht behandelte; ein gutmüthiger, treuer, ergebener und herzhafter Bursche, der sich in allen Rollen, die ihm das boshafte Schicksal so mannigfach zugetheilt hatte, eine solche Schlauheit, Gewandtheit und Geistesgegenwart zugeeignet hatte, daß er würdig gewesen wäre, eine jener höchsten Stellen zu bekleiden, die so oft von Ignoranten und Schurken vertreten werden, denn in seiner Brust schlug ein wahrhaft edles Menschenherz. Der Alte lernte als Matrose den Vater D. Gaspars kennen, als er einst von Goya nach Lissabon zurückkehrte, und gewann so die Zuneigung des etwas kränkelnden Herrn, welchem er tausend kleine Gefälligkeiten und Dienstleistungen erwiesen hatte, und ihm dadurch in gewissen Rücksichten durch seine andern Vorzüge unentbehrlich geworden war. Der alte Graukopf machte nicht lange Umstände, das Anerbieten des Kaufmanns anzunehmen, für immer in

seine Dienste zu treten, wo er dann in seinem Hause sich die größte Achtung erwarb, und eigentlich den jungen D. Gaspar, der damals ein fünfjähriger Knabe war, unter seinen Augen groß zog. Dieser Diener hatte sich nach dem ereigneten Unglücke mit D. Gaspars Vater aus dessen Hause entfernen müssen, und, da er in seinen alten Tagen nichts Besseres anzufangen wußte, einen kleinen Kramladen aus seinen Ersparnissen sich angekauft. Die Schreckensnachricht konnte er dem Sohne nicht melden, da er dessen Aufenthalt nicht deutlich genug kannte und ihn auf der Rückreise vermuthete. Durch die Diener des alten Fidalgos hatte er das schon Erzählte mit allen Umständen erfahren, und beschloß daher, seinen Liebling schleunigst zu retten. Der Gefangenwärter war ein alter Kriegskamerad des Dieners, ohne jedoch zu wissen, in welchem Verhältniß er mit dem Gefangenen stand. Diego, so hieß unser Alte, wußte den Wärter ganz für sich einzunehmen; er rief ihm das alte Soldatenleben wieder ins Gedächtniß zurück, und brachte es endlich durch Geld und Geschenke so weit, daß er den Gefangenen sehen und besser verpflegen konnte. Durch Diego's Ueberredungskünste und gegen eine große Belohnung bewogen, entfloh endlich der Wärter selbst mit seinem Gefangenen nach Spanien. An dem ganzen Unglücke, welches das Haus D. Gaspars betroffen, waren, laut Aussage Diegos, und so weit der Sohn selbst Kenntnisse von seinen Familienzuständen hatte, die Pfaffen, im Verein mit andern Schurken, schuld. Beinahe täglich kam der Beichtiger seiner Mutter ins Haus geschlichen, wo er die edelste Gastfreundschaft stets genossen, und dessen Ordenshaus selbst von dem alten Kaufmanne sogar jährlich bedeutende Summen erhielt, welche zur Erreichung frommer Zwecke dienen sollten. — Der alte Kaufmann haßte nichts desto weniger diese gefährliche Race; theils aus Klugheit und Vorsicht, und um den Glanz seines Hauses auf diesem Fuße zu zeigen, hatte er sich zu solchen Geldopfern geneigt gezeigt, um einigermaßen mit diesen Teufeln in Ruhe zu leben. — Der Unglückliche hatte

sich hierin jedoch gröblich verrechnet, denn seine Reichthümer hatten die Geldgier jener Ungeheuer gereizt und sie einen Plan zu schmieden veranlaßt, der diesen Schurken, wie wir schon gesehen, leider nur allzusehr glückte. Der Beichtiger hatte aus Dankbarkeit, oder weil der Zweck das Mittel heiligt, das schwachsinnige Weib bethört, ihr den Kopf von himmlischen Freuden und seligen Genüssen des gottergebenen Klosterlebens u. dgl. voll geschwatzt, bis es endlich dem schuftigen Buben nach einer Reihe von Jahren gelang, die Abwesenheit des Sohnes zu benutzen und der dummen Frömmlerin eine Verschreibung ihres Vermögens zu Gunsten seines Klosters abzulocken, worin die Geberin sich verpflichtete, sogleich die Hälfte zu bezahlen, den Schleier dann zu ergreifen, und die letzte Hälfte sollte nach Absterben ihres Gemahls demselben Ordenshaus gänzlich zufallen. Der alte Kaufmann ließ sich um so eher bereden, die Urkunde zu unterzeichnen, da er sich dadurch von seinem Hauskreuze und den Pfaffen gänzlich befreit glaubte, und seine übrigen Reichthümer ohnedieß für genügend hielt, seinem Sohne eine glückliche Zukunft zu bereiten. Die Minister Gottes glaubten, keine Zeit mehr verlieren zu dürfen, und beförderten daher mit Extrapost den alten Kaufmann in das Reich der Todten, um dann mit den übrigen Gläubigern ihre Forderungen geltend zu machen, wo sie zugleich nicht ermangelt haben werden, zur größern Ehre Gottes Zahlen und Schriftverfälschungen anzubringen. Der alte Diego hatte diesen Wirrwarr nicht unbenutzt gelassen, da ihm seine Erfahrungen schon oft genug Beispiele zeigten, wozu Pfaffen fähig sind, denn er war noch im Stande, ihren Klauen eine bedeutende Geldsumme und Kostbarkeiten für den Sohn zu entreißen, den er als seinen Zögling väterlich liebte; noch mehr, als es seinen Nachforschungen gelang, die großmüthige Absicht dieser Pfaffen zu erfahren, den Jüngling bei dessen Rückkehr durch Banditen von Nahrungssorgen zu befreien. Es konnte also diesen Schurken nichts erwünschter sein, als das Unglück, worin sich der

Jüngling durch den Auftritt im Palaste des alten Fidalgos verwickelt hatte, denn dadurch konnte sich ja das Gotteshaus einen kostbaren Banditensold ersparen, weil die Justiz diese süße Sorgfalt nunmehr auf sich nahm, und überhaupt in lobenswerthem Wetteifer mit den Priestern: Mord und Raub nach Regeln und Grundsätzen im schützenden Schatten der Gesetze auszuüben befugt ist. Diego befreite nun also seinen Schützling aus dem Gefängnisse und unterstützte ihn mit Geldmitteln. So hatte nun D. Gaspar Cadix erreicht und sich mit seinem Begleiter nach Brasilien eingeschifft, welcher jedoch während der Seereise starb. Ob er sich in Fernambuk oder Bahia u. s. w. ausschiffte, weiß ich nicht mehr genau; in einer dieser Provinzen hatte er sich jedoch angesiedelt und einen kleinen Handel angefangen, der ihm ziemlich glückte. Später hatte er sich im Innern ein Besitzthum gekauft, wo er sich theils mit Landökonomie beschäftigte, zuweilen aber auch große Geschäftsreisen unternahm, und zuletzt mit einem reizenden aber armen Mädchen, jedoch ohne priesterliche Ceremonien, sich verheirathete, welche er unaussprechlich liebte und sich nun tausendfach für seine erste adelige Braut entschädigt wähnte. Zwei Jahre bereits verlebte D. Gaspar in kinderloser, aber glücklicher Ehe, als endlich, während er mehrere Monden in Geschäftsreisen zubringen mußte, ein verwünschter Bonze abermals sein häusliches Glück zerstörte: Ein benachbarter Gutsbesitzer hatte mehrere Sklaven von einem frisch angelangten Transport aus Afrika sich angekauft und sich aus der Hauptstadt einen jungen brasilischen Priester mitgebracht, der in der Umgegend einige Paare trauen, Kinder und zugleich diese Sklaven taufen sollte. Da der Priester während seines Aufenthaltes in dieser Gegend auch D. Gaspars Wohnung besuchte, da aber nichts zu trauen und zu taufen fand, so suchte er ganz natürlich mit dem jungen schönen Weibchen andere Zwecke zu erreichen. Er hatte sich dem arglosen, unerfahrnen Weibe als Beichtiger aufgedrungen, ihr das Geständniß abgelockt, daß sie mit D. Gaspar nicht priesterlich

getraut war, und ihr nach und nach das Sündliche und die Ungültigkeit einer solchen Ehe, im Gefolge des Fegefeuers, bei Verlust der Gnade der allerreinsten Jungfrau Maria u. s. w. gräulich vorgemalt. Er suchte ferner D. Gaspar als einen Mann von ketzerischen Grundsätzen zu schildern, was ihm nahe und fern von glaubwürdigen Personen zu Ohren gekommen sei, und daß ihm, dem Priester, deßhalb schon drei Mal die heilige Jungfrau im Traume erschienen, und ihm befohlen, das in sündigen Umarmungen eines Ketzers verstrickte Weib väterlich zu beschützen, und ihr seinen priesterlichen Segen angedeihen zu lassen. Obschon das arme Weib dem Priester wegen seinen Jungfrauträumen seinem väterlichen Schutz und Segen verpflichtet und von seinen Jesuitenkniffen umgarnt war, so war es dem Pfäfflein bis jetzt noch nicht gelungen, Gaspars Ehebette zu besudeln. Er versuchte daher das einzige und letzte Mittel (wodurch sich unbesonnene und entartete Weiber meistens eher als durch Geschenke und Schmeicheleien zum Falle verleiten lassen) als Belagerungsgeschütz auf das Bollwerk der ehelichen Treue abzufeuern: er wußte nämlich, durch fein ausgesonnene Lügen die Eifersucht in ihrem Herzen zu erregen. Der Heuchler faltete die Hände und verdrehte die Augen, holte dann einen tiefen Seufzer aus der Schurkenbrust hervor und lispelte endlich in abgebrochenen Worten: „Schönes, anbetungswürdiges Weib! ich beweine Euer Unglück! Ihr wähnt von Eurem Manne geliebt zu sein, und doch habe ich auf meiner Herreise Euren Mann selbst gesehen, wie er im Geleite seiner Dienerschaft mit einer Dirne im Lande herumzog, auf der Reise in allen Gebüschen und schattigen Hainen, im Bivouak an den Ufern der Flüsse und Bäche u. s. w. einen zweifelsohne sehr sünd- und lasterhaften Umgang mit ihr pflog.“ — „O Gott!“ rief das bethörte Weib aus, „mein Mißtrauen war also gerecht!“ Der Bube, da er die Wirkung seiner giftigen Zunge mit teuflischer Freude bemerkte, fügte dann mit priesterlicher Salbung hinzu: „Edle und tugendhafte Senhora! mäßigt Euren ge-

rechten Unwillen und verzeiht dem Unwürdigen, der ein solches Kleinod nicht zu schätzen weiß! Freilich", fuhr er dann fort, langsam das brennende Gift in die Wunde träufelnd, „habe ich lange dieses schmerzende Geheimniß aus christlicher Liebe, wie es hauptsächlich meinem Gott geweihten Stande geziemt, in meiner Brust bewahrt; aber die Pflicht gebietet dem Arzte, die gefährliche Wunde sogar mit Feuer zu reinigen, um die — Heilung zu erzwecken u. s. w." Die Folge dieser und anderer Unterredungen war, daß der arme D. Gaspar Hörner davon trug und obendrein dieser Priester die Verwandten seiner Frau bewegen konnte, ihn zu berauben, was die ganze Sippschaft jedoch schon nach seiner Rückkehr bei einer günstigen, finstern Nacht bewerkstelligte. Ein treuer Neger, der schon Zeuge alles früher Geschehenen war, hatte ihm den schändlichen Plan entdeckt. Das Ganze endigte damit, daß D. Gaspar mit seinem Sklaven die Flüchtigen einholte, zwei Brüder seiner Frau, sie selbst sammt dem Pfaffen zusammenschoß und gräßlich zersäbelte. Natürlich flüchtete er sich aus dieser Provinz mit Allem, was er in der Eile retten konnte, kam glücklich in Rio de Janeiro an und reiste später nach der Insel Santa Catharina; mit Beschwerden aller Art kämpfend, handelte er dort mit Contrebande und mußte sich dann nach der Provinz St. Pedro flüchten, wo er nach und nach in allerlei Verhältnissen sich ein bedeutendes Vermögen erwarb, sich dann in dieser Gegend für immer ansiedelte und seinen gegenwärtigen Reichthum hauptsächlich durch Viehzucht erworben hatte. D. Gaspar hatte während und nach seiner Erzählung nach Herzenslust geflucht. Höhnisch lachend sagte er unter Anderem: „Ist nicht ein Straßenräuber ein Gott im Vergleich mit einer schurkischen Justiz, die mit todten und kalten Gesetzen und Rechtsregeln einen Menschen von seinem Eigenthum wegjagt, mit einem einzigen Federstrich oft edle Menschen für immer entehrt und sie in Lagen versetzt, wo sie Hunger und Elend zu Verbrechen zwingt; wenn sie in menschlichem Wahnsinn und richterlichem Dünkel

das Oberste zu Unterst gekehrt, die Grundlage zu allem menschlichen Elend und unvermeidlichen Verbrechen gebildet hat, dann wühlt sie wie der Aaskäfer in ihrem Paragraphenkehricht und weiß nicht genug Kerker, Fesseln, Galgen, Räder und Schwerter aufzutreiben, um ihre armen Mitgeschöpfe, die, unwissend gezwungen, an dem Gerechtigkeitskehricht sich besudelten, damit zu bestrafen und Verbrechen auf Verbrechen zu häufen. Gegen den Angriff eines Straßenräubers kann man sich vertheidigen und öfters Sieger bleiben, aber wer kann sich gegen privilegirte Schelmen und Seelenmörder wehren!? Wer durchbricht ihre Paragraphenwälle, wenn sie ihr verfluchtes: derohalben, wasmaßen, ihr erwägen und einmüthig beschlossen u. s. w. von sich geifern? Polizeispione, Schergen, Henker und Kerker mit andern menschenfreundlichen Apparaten erwarten das arme Opferthier, wenn es die unfehlbare Weisheit seiner Mitgeschöpfe, aus purer Gnade, reiflich dafür erwogen hat. — Doch was sage ich“, fuhr D. Gaspar in seinem Eifer fort, „von diesen traurigen Sesselreitern und Aktenseelen, die sich vom Schweiße des Volkes nähren, die niemals ein Stück Brot ehrlich erwarben oder mit Thränen aßen, Menschenwürde nach Prozenten taxiren und die ganze übrige Welt für einen Geldsack ansehen, der ihre bodenlosen Taschen füllen soll; diese sind eigentlich nur die Satrapen jener Großen, die mit Hülfe von Bajonetten und Geschützen Länder erobern und berauben, Tausende von Dummköpfen zur Schlachtbank führen, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie das Privilegium besitzen, Alles selbst im höchsten Grade auszuüben, was sie ihren untergebenen Dummköpfen wohlweislich verboten haben. — Aber D. Henrique, obschon die schöne Erde durch dieses Ungeziefer schändlich verhunzt ist, so ist es dennoch theilweise in einigen Länderstrichen erträglich anzusehen; aber da hat sich das dumme Menschengeschlecht noch vollends zur Schande seiner Vernunft eine Ruthe aufgeheftet: die Bonzen von allen Sekten und Farben; ja, das menschliche Elend wäre ohne diese Teufel noch

heilbar! — Welch herrlicher Wirkungskreis ist diesen angewiesen, worin sie, als wohlthätige Engel, das menschliche Lastthier bis zum ewigen Schlafe am göttlichen Bande der Bruderliebe einlullen könnten! — Aber auf allen Blättern der Geschichte sind ihre Schandthaten mit Blut aufgezeichnet!“ Hier schöpfte D. Gaspar Athem, und dem edlen Manne rollten Thränen der Liebe, die seinen menschlichen Mitgeschöpfen galten, über die schönen braunen Wangen in den Bart. — Die Unterhaltung war nun abgebrochen, denn eine neue Scene gestaltete sich vor unsern Augen: ein ansehnlicher Trupp bewaffneter Reiter tauchte hinter der Anhöhe, wo unser Wohnhaus stand, hervor; ihre Waffen blitzten in der scheidenden Abendsonne und in kriegerischer Haltung kamen sie an die Einzäunung herangeritten. Es waren die Nachbarn der Umgegend und eine kleine Abtheilung von D. Gaspars Leuten, welche vorgestern die Fährte der Indianer verfolgten. D. Gaspar empfing sie alle sehr gastfreundlich und lud sie sämmtlich zum Abendessen und Nachtlager ein. Unser Capataz hatte die kleine sechsjährige Marie, das Töchterchen meiner verstorbenen Schwägerin, mitgebracht, welches an jenem Schreckenstage von den Charruas entführt wurde. Weinend fiel mir die liebe Kleine um den Hals und wollte sich fast nicht mehr aus meinen Armen loswinden, selbst nicht um D. Gaspar zu begrüßen, der die kleine Waise zu liebkosen kam. Für die zahlreichen Gäste wurde nun eine fette Kuh geschlachtet, und da der Abend schön und hell war, tafelten wir im Freien. Die Gäste hatten guten Appetit mitgebracht, und da nun derselbe einigermaßen gestillt war, erzählten sie den nähern Hergang ihrer ausgestandenen Abenteuer. Die Reiter trafen auf der andern Seite des Guarayflusses zuerst viele zerstreute Pferde an, die ihren Nachbarn gehörten und welche die Indianer in der Eile nicht mit forttreiben konnten; diese Thiere jagte man nun wieder über den Fluß zurück auf brasilisches Eigenthum; dann verfolgten die Reiter an der Küste des Flusses die fernere Fährte der Diebe; sie entdeckten endlich Rauch in der

Ferne, der sie auf schwierigen Wegen durch niedrige, dornige Gebüsche führte, und überraschten nunmehr mehrere nackte Indianerinnen und Kinder, welche ihren Männern nicht nachfolgen konnten, da sich jene mit der errungenen Beute schleunigst geflüchtet hatten. Schwerlich hätten unsere Leute den Schlupfwinkel gefunden, wenn nicht dieser schwache Rauch, den wahrscheinlich die Kinder unachtsamer Weise verursacht hatten, ihnen zur Richtschnur gedient hätte; denn diese Indianer gehören zu der schlausten und vorsichtigsten Klasse. Hier fand sich auch unsere kleine Marie vor, welche die Charruas ebenfalls zurücklassen mußten. Das Mädchen, welches gut portugiesisch sprach, zeigte uns nun einige Hütten, die sehr sorgsam im Gebüsche versteckt lagen und zugleich eine bedeutende Menge geraubter Effekten bargen. Die Weiber und Kinder wurden gleich Anfangs, da sie auf alle Fragen keine Antwort geben konnten und wollten, ohne Weiteres grausam ermordet, was auch ohnedieß geschehen wäre; mit trotzigem Muth und kalter Todesverachtung starben sie unter den größten Qualen, ohne ihren Feinden die Freude zu gönnen, den geringsten Schmerzenslaut von sich zu geben. Indeß die Hälfte der Mannschaft sich mit Plündern und Besichtigung der vorhandenen Effekten beschäftigte, streifte die andere in der Gegend herum, wo sie endlich in einem abgelegenen Wäldchen, das einen schönen, versteckten Weideplatz umkränzte, einen schönen Trupp Pferde, alle von schwarzer Farbe (Tropilla de Negros), entdeckten, welche sämmtlich die vorige Nacht D. Gaspar geraubt wurden, die man nun in vollem Triumph wieder zu den übrigen Gefährten zurückjagte. Bei der Plünderung fand man auch das Sattelzeug meiner Louise, nebst dem Poncho und einigen Effekten meiner Verwandten, die mir richtig nachher eingehändigt wurden. Das Uebrige wurde vertheilt, so gut es anging, und alsdann kehrte der ganze Zug mit der wieder eroberten Beute zurück. Nach beendigtem Mahle beredeten sich die Gutsbesitzer nach einiger Zeit unter einander, mit den Charruas später Friede zu schließen, ihnen Geschenke anzubieten

und sie nach einer Estancia hinzulocken, um wo möglich einen Theil derselben meuchlings morden zu können. Dieser Plan gelang ihnen auch wirklich ungefähr ein Jahr später. Ungefähr zwanzig Charruas, worunter einige Minuaner, deren Verbündete, wurden durch vielfache Geschenke, Kühe, Pferde, Branntwein u. dgl., durch Vermittlung ihrer Kaziken, nach einer Länderei an den Grenzmarchen des Guarans hingelockt. Dort regalirte man sie mit einer fetten geschlachteten Kuh, Thee und Branntwein, indeß die Friedensunterhandlungen absichtlich in die Länge gezogen wurden; während sie sich gütlich thaten, fiel eine zahlreiche Schaar Brasilier über sie her, erschoß und ermordete sie meuchlings, wiewohl die Charruas gegen die weit stärkere Zahl sich muthvoll vertheidigten, ungeachtet ihre Feinde sich ihrer Pferde und Waffen verrätherisch versichert hatten. Diese grausame Handlung ist gewissermaßen zu entschuldigen, wenn man ebenfalls die Gräuel, welche die Charruas an ihren Feinden begehen, und welchen Schaden sie immer anrichten, in Anschlag bringt. Den Spaniern und Portugiesen ist zur Zeit der Eroberung manche Grausamkeit zu entschuldigen, wenn man bedenkt, daß heutzutage die eigentlichen Amerikaner, die weißen Eingebornen, nun meistens zu Mestizen herabgesunken, so schändlich an ihren eigenen Brüdern, noch grausamer als die ersten Eroberer, sich vergehen. Einen gründlichen Beweis lieferten neulich die freiheitsliebenden Nordamerikaner, welche sich eigens abgerichtete Schweißhunde von Cuba ankauften, um eine gänzliche Vertilgungsjagd unter den Rothhäuten zu beginnen, die ihnen in Canada zur großen Schande nur allzusehr glückte. Nach dieser Abweichung wollen wir uns D. Gaspar mit seinen Gästen schon schlafend denken. Die arme Marie, welche indessen nie von meiner Seite gewichen, war endlich, von der weiten Reise ermüdet, eingeschlafen; ich nahm die arme Waise mit mir auf mein Lager und deckte sie mit meinem Poncho. Den andern Morgen sehr frühzeitig hatten sich die Gäste auf die Heimreise begeben und ich schlürfte nun mit meinem Freunde wieder ge-

müthlich Thee, während uns die kleine Marie erzählte, wie Louise sich so tapfer gegen die Charruas vertheidigt hatte und selbst zwei davon erlegte, welche sie entführen wollten. Die übrigen Indianer geriethen darüber in die größte Wuth und mordeten daher die ganze Familie mit solcher Grausamkeit. Marien, die vor Todesangst und vor dem Anblick der geschehenen Gräuel bewußtlos da lag, hatte ein Indianer vor sich her aufs Pferd geworfen und mit seinen Gefährten mit der übrigen Beute über den Fluß gesetzt. Ungeachtet der stets erneuerten Freundschaftsbeweise D. Gaspar's gefiel mir der Aufenthalt in dieser Gegend, wo ich mein Theuerstes verloren, nicht mehr; ich bedurfte Erholung und Zerstreuung, denn Alles, was mich umgab, erinnerte mich schmerzend an den Verlust meiner Louise; selbst die unschuldigen Liebkosungen der armen Marie quälten mich, statt Trost in ihnen zu finden, denn doppelt mußte mir Louisens Bild dadurch vor der Seele schweben. D. Gaspar suchte inzwischen, mich durch seinen frohen Humor und durch scherzhafte Erzählungen aufzuheitern und zu zerstreuen; so wollte er einst bei guter Laune, etwas spöttisch lachend, mich versichern, daß man sich in Lissabon mit der Sage herumtrage, der König D. Miguel sei der Sohn eines Gärtners, welcher der unbeschreiblichen Gnade genoß, den Schaoß der Königin zu segnen, wovon vermuthlich der verstorbene Landesvater Joao VI. nichts wußte. Uebrigens behauptete D. Gaspar nicht ohne sträfliche Verwegenheit, daß edle Familien, selbst gekrönte, schon öfters durch solche unedle Verzweigungen wieder erneuert und veredelt worden wären, wie es ja mit der Baumzucht auch der Fall sei. Ich wiederhole hier nur die Worte D. Gaspar's, denn wie könnte ich es wagen, so unbescheidene Witzeleien in der Nähe von Königreichen auf meine eigene Rechnung zu machen, da es ja nur einer Notensendung bedarf, um mich als Schweizerbürger festnehmen zu lassen. Da D. Gaspar sich nun recht im Geleise derartiger Erzählungen befand, so holte er unter seinen Papieren eine alte Proklamation hervor, die einst an

und sie nach einer Estancia hinzulocken, um wo möglich einen Theil derselben meuchlings morden zu können. Dieser Plan gelang ihnen auch wirklich ungefähr ein Jahr später. Ungefähr zwanzig Charruas, worunter einige Minuaner, deren Verbündete, wurden durch vielfache Geschenke, Kühe, Pferde, Branntwein u. dgl., durch Vermittlung ihrer Kaziken, nach einer Länderei an den Grenzmarchen des Guarans hingelockt. Dort regalirte man sie mit einer fetten geschlachteten Kuh, Thee und Branntwein, indeß die Friedensunterhandlungen absichtlich in die Länge gezogen wurden; während sie sich gütlich thaten, fiel eine zahlreiche Schaar Brasilier über sie her, erschoß und ermordete sie meuchlings, wiewohl die Charruas gegen die weit stärkere Zahl sich muthvoll vertheidigten, ungeachtet ihre Feinde sich ihrer Pferde und Waffen verrätherisch versichert hatten. Diese grausame Handlung ist gewissermaßen zu entschuldigen, wenn man ebenfalls die Gräuel, welche die Charruas an ihren Feinden begehen, und welchen Schaden sie immer anrichten, in Anschlag bringt. Den Spaniern und Portugiesen ist zur Zeit der Eroberung manche Grausamkeit zu entschuldigen, wenn man bedenkt, daß heutzutage die eigentlichen Amerikaner, die weißen Eingebornen, nun meistens zu Mestizen herabgesunken, so schändlich an ihren eigenen Brüdern, noch grausamer als die ersten Eroberer, sich vergehen. Einen gründlichen Beweis lieferten neulich die freiheitsliebenden Nordamerikaner, welche sich eigens abgerichtete Schweißhunde von Cuba ankauften, um eine gänzliche Vertilgungsjagd unter den Rothhäuten zu beginnen, die ihnen in Canada zur großen Schande nur allzusehr glückte. Nach dieser Abweichung wollen wir uns D. Gaspar mit seinen Gästen schon schlafend denken. Die arme Marie, welche indessen nie von meiner Seite gewichen, war endlich, von der weiten Reise ermüdet, eingeschlafen; ich nahm die arme Waise mit mir auf mein Lager und deckte sie mit meinem Poncho. Den andern Morgen sehr frühzeitig hatten sich die Gäste auf die Heimreise begeben und ich schlürfte nun mit meinem Freunde wieder ge-

müthlich Thee, während uns die kleine Marie erzählte, wie Louise sich so tapfer gegen die Charruas vertheidigt hatte und selbst zwei davon erlegte, welche sie entführen wollten. Die übrigen Indianer geriethen darüber in die größte Wuth und mordeten daher die ganze Familie mit solcher Grausamkeit. Marien, die vor Todesangst und vor dem Anblick der geschehenen Gräuel bewußtlos da lag, hatte ein Indianer vor sich her aufs Pferd geworfen und mit seinen Gefährten mit der übrigen Beute über den Fluß gesetzt. Ungeachtet der stets erneuerten Freundschaftsbeweise D. Gaspar's gefiel mir der Aufenthalt in dieser Gegend, wo ich mein Theuerstes verloren, nicht mehr; ich bedurfte Erholung und Zerstreuung, denn Alles, was mich umgab, erinnerte mich schmerzend an den Verlust meiner Louise; selbst die unschuldigen Liebkosungen der armen Marie quälten mich, statt Trost in ihnen zu finden, denn doppelt mußte mir Louisens Bild dadurch vor der Seele schweben. D. Gaspar suchte inzwischen, mich durch seinen frohen Humor und durch scherzhafte Erzählungen aufzuheitern und zu zerstreuen; so wollte er einst bei guter Laune, etwas spöttisch lachend, mich versichern, daß man sich in Lissabon mit der Sage herumtrage, der König D. Miguel sei der Sohn eines Gärtners, welcher der unbeschreiblichen Gnade genoß, den Schooß der Königin zu segnen, wovon vermuthlich der verstorbene Landesvater Joao VI. nichts wußte. Uebrigens behauptete D. Gaspar nicht ohne sträfliche Verwegenheit, daß edle Familien, selbst gekrönte, schon öfters durch solche unedle Verzweigungen wieder erneuert und veredelt worden wären, wie es ja mit der Baumzucht auch der Fall sei. Ich wiederhole hier nur die Worte D. Gaspar's, denn wie könnte ich es wagen, so unbescheidene Witzeleien in der Nähe von Königreichen auf meine eigene Rechnung zu machen, da es ja nur einer Notensendung bedarf, um mich als Schweizerbürger festnehmen zu lassen. Da D. Gaspar sich nun recht im Geleise derartiger Erzählungen befand, so holte er unter seinen Papieren eine alte Proklamation hervor, die einst an

das portugiesische Volk, ich weiß nicht mehr genau unter welchem König, erlassen wurde, welche eine getreue, aber Schauder erregende Sittenschilderung jener Zeit, so wie der jetzigen theilweise liefert, und wahrlich auf den Portugiesen als ein ekliger Nationalschandfleck haftet. Der schleppende Curialstyl dieses Aktenstückes bezeichnete die landesväterliche Vorsorge, womit dieselbe sich höchlich beschäftigte, die Mehrung des Reiches in der Fortpflanzung ihrer getreuen Unterthanen hauptsächlich zu erwägen; zugleich malte er mit zartem biblischem Pinsel und salomonischer Gründlichkeit das schmutzige Gemälde der unnatürlichsten Laster, worin die heldenmüthigen Lusitanier vegetirten. Ich scheue mich, Ausführlicheres aus diesem Aktenstücke wörtlich anzuführen, obschon unbefangene Geschichtsfreunde und Menschenforscher darin traurige Belege zu ihrem Studium fänden; auch gestattet mir der Raum nicht, trotz meinem guten Gedächtnisse, das traurig interessante Aktenstück vollständig zu liefern. Vernünftigen, nachdenkenden Lesern, welche Interesse an Geschichtsstudium und Völkerkunde nehmen, bin ich jedoch einige Rücksicht schuldig und liefere daher denselben, trotz meiner sträubenden Feder, einen gedrängten Auszug. Zartfühlende Frauenzimmer, auch naseweise Dummköpfe, mögen, bevor sie mich unüberlegt als unsittlich beschuldigen, die folgende Stelle überschlagen: „Das Sittenverderbniß des portugiesischen Volks war damals so empörend, daß endlich selbst die äußerst träge und nicht minder lasterhafte Regierung sich gleichsam bei den Haaren herbeigezogen sah, dem Uebel nur durch die schärfsten Maßregeln entgegenzutreten. Auf allen öffentlichen Plätzen und in vielen öffentlichen Häusern in Lissabon und andern Städten und Orten des Reiches fanden sich eine Menge junger Knaben und Mädchen, selbst Jünglinge und Männer vor, welche den Vorübergehenden, in den Häusern aber den Besuchenden, gegen Bezahlung auf Verlangen vermittelst Onans Kurzweil, und auf dem Wege der Päderastie dasjenige leisteten, was sonst alle von Natur gut gearteten Männer in den Armen des

Weibes suchen müssen und finden. — Diese schändlichen Laster waren dem Volke so zur Gewohnheit und Sitte geworden, daß erwachsene Mädchen und Weiber deßhalb gänzlich verachtet und ihrer göttlichen Bestimmung ungeachtet von den mehr als viehischen Männern gar nicht mehr gesucht wurden. Die Bevölkerung nahm merklich ab und das schändlich entartete Volk war seinem Untergange nahe. — Das erwähnte, von der Regierung erlassene Dekret enthielt nun das Verbot, bei schwerer Leibes- und Geldstrafe sich eines fleischlichen, unnatürlichen Umganges mit dem männlichen Geschlechte zu enthalten. Um das Uebel bei der Wurzel anzufassen, wurden die Ertappten, hauptsächlich zuvörderst solche verworfene Kinder, mit ihren Eltern für mehrere Jahre in Gefängnisse gesperrt und zu Zwangsarbeiten angehalten, mehrere sogar gänzlich aus dem Reiche verbannt. Zahlreiche öffentliche Frauenhäuser wurden überall, vorzüglich unter obrigkeitlichem Schutze, errichtet; Familienvätern, welche Zwillinge und viele Söhne in gesetzlicher Ehe dem Staate lieferten, wurden Prämien aus dem königlichen Schatze zugetheilt. — Gut eingerichtete Findelhäuser erhoben sich wie die Phönixe aus der Asche und harrten sehnsuchtsvoll willkommener Pfleglinge entgegen. — Selig gepriesen und in hohen Ehren gehalten wurde von nun an Alles im Lande, was fruchtbar war und sich mehrte.« —

Mit fröstelndem Abscheu hatte ich das schauderhafte Aktenstück fertig gelesen und hätte kaum geglaubt, daß die Menschen so gräßlich entmenscht sein könnten, wäre ich nicht durch den Aufenthalt unter den Brasiliern, die Nachkommen der Portugiesen, von ihrer Sittenlosigkeit überzeugt gewesen. D. Gaspar fluchte nun gesellschaftlich mit mir nach Herzenslust über die menschliche Verworfenheit; nebenbei erzählte er mir noch Mehreres über Lissabon und Madrid, was zwar sehr interessant, aber hier zu weitläufig wäre. Mehrere Tage waren seit Louisens Tode nun verstrichen, weder D. Gaspar, noch mir war es gelungen, wieder die vorige frohe Stimmung zu erlangen. Mein Freund rieth mir nun selbst,

als das beste Heilmittel für meinen Zustand, eine Reise den Küsten des Uruguays entlang nach Montevideo zu machen und dann wieder in seine Arme zurückzukehren. Ohne Zögern war mein Entschluß gefaßt, seinen Rath anzunehmen, und ich rüstete mich nun nach Kräften zur Abreise. D. Gaspar versprach mir mit feierlichem Handschlage, was er jedoch bereits schon beabsichtigt hatte, für die Erziehung und das künftige Wohl meiner lieben Waise zu sorgen und bewahrte die mir als Erbe zugefallenen Effekten Louisens nebst einem artigen Sparpfennige, den sie mir früher anvertraute und nunmehr alles Marien als Eigenthum abgetreten hatte. D. Gaspar bezahlte mir nun mit freundschaftlicher Großmuth meinen Arbeitslohn und beschenkte mich mit einem vortrefflichen Pferde, da das meinige seit jenem Vorfall verschwunden war. Einen Säbel und Pistolen nebst Gurt, und andere nothwendige Effekten hatte ich mir inzwischen schon aus meinen Ersparnissen angeschafft und war nun vollkommen reisefertig. Mit welchen Gefühlen ich von meinem Freunde, von Louisens Grabe, der lieben Waise und den übrigen Hausgenossen schied, mag sich der wohlwollende Leser denken. — Der Leibpage D. Gaspars, welcher der Gegend überall kundig war, begleitete mich auf Befehl seines Herrn in gerader Richtung auf sichern Wegen nach dem Guaray hin, den wir zu Pferde eben nicht am bequemsten Orte durchschwimmen mußten. Auf der andern Seite angelangt, rasteten wir ein wenig, setzten dann in gestrecktem Galop durch niedrige, dornige Gebüsche und mannshohes Gras, Straußen und Rehe aufscheuchend, unsern Weg fort.

Unsere Pferde waren von dem schweren Ritte schon ziemlich ermüdet, und nur mit einbrechender Nacht erreichten wir im langsamen Schritte das Ziel unserer Tagereise, einige Hütten, welche von einem brasilischen Capataz und wenigen Knechten bewohnt waren. Gastfreundlich beherbergte uns dieser Verwalter, theilte wohlwollend seinen letzten Spießbraten und Thee mit uns. Mein Begleiter konnte nun natürlich nicht den-

selben Abend zurückkehren, er trieb daher unsere müden Pferde etwas seitwärts auf eine schöne Weide, wo sie frei herumlaufen und von den Knechten des Verwalters leicht wieder am andern Morgen geholt werden konnten. Vor dem Schlafengehen bewirthete ich den Verwalter nebst seiner Familie, bestehend aus seiner jungen Frau, einer hübschen Indianerin und zwei unerwachsenen Kindern, mit etwas Branntwein aus meinem Horne, welches mir D. Gaspar zur Erquickung auf die Reise gefüllt und an den Sattelknopf gebunden hatte. Die Freundschaft ward bald geschlossen, denn ich beschenkte sie noch überdieß mit etwas Tabak, worüber sie sehr erfreut waren, weil im Umkreise von vier Meilen keine Venda mit solchen Bedürfnissen zu finden war. Die Hütte des Verwalters war zu eng, um uns zu fassen, was mir gleichgültig war, da ich auf meinen Reisen immer vorzog, bei guter Witterung im Freien zu schlafen. Den folgenden Morgen frühzeitig ließ der Verwalter eine fette Kuh schlachten und bewirthete uns mit dem Besten, was er hatte. Er hatte inzwischen von meinem Begleiter meine vorhabende Reise vernommen und rieth mir deßhalb, noch etwa vierzehn Tage bei ihm zu verweilen, ihm auf seinen Jagdzügen und in seiner Hütte Gesellschaft zu leisten, indem innert diesen Tagen ein bejahrter aber ehrlicher Guarani von der Länderei seines Herrn hier durchreisen müsse, um Briefe an einen Kaufmann in Belem am Uruguay abzuliefern und somit mir als treuer Führer in der unsichern, öden Gegend dienen könnte. Ich willigte dankbar in seine Einladung, da ich sowohl die Jagd liebte, als auch einen Führer auf dieser Reise gewünscht hatte. Nach beendigtem Frühstück schied nun der treue Schwarze von mir; Thränen rollten ihm über die Wangen, als er meine Hand an sein ehrliches Herz drückte; ich beschenkte ihn mit einem Geldstück und den herzlichsten Grüßen an D. Gaspar und Marie. Auf dem letzten sichtbaren Hügel schwenkte er mir zum letzten Male grüßend seinen Hut entgegen. Thränen der Liebe und Dankbarkeit weinte ich ihm nach, sie galten dem edlen

Freunde Gaspar und jener Verklärten, deren Bilder mich immer wohlwollend umschweben. — Der Verwalter, ein gutmüthiger, gefälliger, junger Mann, schlug mir einen Spazierritt vor, um mich zu zerstreuen, und ließ mir eines seiner eigenen Pferde satteln. Aus Sorgfalt für mein Pferd, damit es sich nicht verlaufen könne, wurde es auf seinen Befehl mit einem andern zahmen Pferde zusammengekuppelt, um sich eher an die Heerde zu gewöhnen. Wir ritten nun ganz gemächlich, Jeder mit Feuergewehren versehen, nach den Niederungen der Länderei hin, längs den Ufern des Guaranis, und plauderten von den Charruas und ihrem letzten Einfall in das Gebiet der benachbarten Estancias; diese Indier hatten sich in dieser Gegend nie gezeigt, wie mir Evaristo (so hieß der Verwalter) meldete, denn in der Nähe auf der brasilischen Seite, hart am andern Ufer des Flusses, lag eine detaschirte Wache von ungefähr zwanzig Mann stark, und eben so hielt sich unweit unserer Wohnung ein kleines Detaschement cisplatinischer Soldaten auf, um die Grenzen zu bewachen, und selbst des Nachts Streifpartien zu unternehmen. Evaristo erzählte mir nun, daß sein Herr ein brasilischer Oberst sei, der sich einige Legoas Land auf dieser Seite wegen besserer Weide angekauft habe; sonst fänden sich weiterhin keine Wohnungen mehr, da die Provinz Cisplatina oder Montevideo, auch Banda Oriental genannt, seit sie sich von Brasilien getrennt habe, beständig ein Schauplatz des Bürgerkrieges sei. Die frühern brasilischen Bewohner hätten ihre Wohnplätze verlassen und ihre Heerden nach der Provinz St. Pedro do Sul getrieben, und so wären die schönen, ergiebigen Ländereien nutzlos verödet; seine Aussagen fand ich auch wirklich auf meiner spätern Reise bestätigt. Bis dahin hatten wir noch keine Wildfährte bemerkt; als wir jedoch um eine große Waldecke bogen, begegneten wir einem Trupp brasilischer Soldaten, welche eben eine Jagdpromenade machten und Evaristo und auch mich gut kannten, da sie mich in Sao Gabriel, wo ihr Regiment garnisonirt war, als Ladendiener sahen, wo ich mit Einigen öfters

mein Mittagessen theilte und ihnen sonstige kleine Gefälligkeiten erwiesen hatte. Die Soldaten benachrichtigten uns, die Fährte von einem Rudel wilder Schweine entdeckt zu haben und führten uns selbst an Ort und Stelle, uns zu überzeugen; in dem sumpfigen Waldboden fanden wir auch wirklich die Spur von zahlreichen Schweinen und Ferkeln, die, nach der Fährte zu schließen, nicht weit entfernt sein konnten. Unsere Hunde waren schon längst der Spur gefolgt, und da wir nicht zu Pferde in das Dickicht eindringen konnten, so ließen wir unsere Pferde vor dem Walde stehen, indeß drei Mann Wache hielten, um die allfällig durchbrechende Heerde auf der Flucht ins Feuer zu nehmen. Die Hunde hatten indessen die Heerde aufgetrieben und gerade nach der Richtung, wo unsere Pferde standen, hingejagt. Einigen meiner Gefährten gelang es, erfolgreiche Schüsse auf die Heerde abzufeuern. Ich befand mich nebst einem Soldaten unweit am Ausgange des Waldes auf Anstand und hätte beinahe an dem schönen Abenteuer für mein ganzes Leben genug gehabt, denn im furchtbarsten Grimme, mit Blitzesschnelle, kam die angeschossene Heerde wie das wilde Heer angeschnaubt, so daß ich keine Minute Zeit hatte, einen anderen Standpunkt zu nehmen. Ein nahe stehender, kaum fünf Schuh hoher Dornbaum, der in dieser Gegend so häufig in einzelnen zerstreuten Gruppen wächst, rettete mir mit Hülfe eines verzweifelt schnellen Sprunges wahrscheinlich das erbärmliche Leben. Meine Lage hätte, trotz der drohenden Gefahr, einem ruhigen Zuschauer in diesem Augenblick possirlich scheinen mögen, denn unter und neben mir ras'te das wilde Heer, von Hunden gehetzt, das schlanke Bäumchen baumelte wie eine Glocke, von meinem furchtbaren Sprunge und meiner Körperschwere niedergezogen, daß ich alle Augenblicke glaubte, indem ich in Todesangst die Beine, wie ein Beduine im Sattel, hoch in die dornigen Zweige des Bäumchens gesteckt hatte, mit dem Hintern die Erde zu berühren, oder von den rücksichtslosen Säuen in diesen unedlen Körpertheil gebissen zu werden befürchten mußte. Mein Nachbar,

der Soldat, hatte sich ebenfalls, aber auf einen höhern Baum gerettet und befand sich ungefähr in derselben Lage, mit dem Unterschiede jedoch, daß dort weniger Säue passirten, weil mein Asyl gerade das Centrum im Durchpaß dieses wilden Heeres war. Die gehetzte Heerde hatte nunmehr schon den Ausgang des Waldes gewonnen und wurde nun von unsern Wachen mit Flintenschüssen empfangen, welche ein schreckliches Blutbad unter den Ferkeln anrichteten; unsere Pferde hatten beim Annähern der Heerde, und durch die Flintenschüsse erschreckt, Reißaus genommen. Nach und nach kamen die übrigen Jäger, das erlegte Wild mit sich schleppend, nebst mir und meinem Leidensgefährten aus dem Walde zurück. Der Rest der Heerde hatte sich indessen in den Fluß gestürzt und das andere, sichere Ufer gewonnen. Die übrigen Jäger brachen in ein wieherndes Gelächter aus, als wir ihnen unsere mißliche Lage auf den Bäumen erzählten. Unsere berittenen Gefährten waren inzwischen den entlaufenen Pferden nachgeeilt, um sie einzufangen und zurückzubringen, während wir Uebrigen den Bestand unserer Beute betrachteten, die reichlich ausgefallen war: eilf Ferkel, drei Mutterschweine und ein Eber waren von dem tödtlichen Blei getroffen. Ein großes Feuer ward nun angezündet, der Eber und einige Ferkel ausgewaidet, in große Stücke zerschnitten und an Bratspieße um das Feuer in einem Kreis aufgesteckt. Das waren nun freilich bessere Aussichten für mich, als die, welche ich noch kürzlich, an dem schwankenden Bäumchen klebend, hatte; es wäre doch wahrlich ein wenig Schade für meine Wenigkeit gewesen (mit Ihrer Erlaubniß, werthe Leser und Leserinnen), wenn ich so eines schmerzlichen und ruhmlosen Todes hätte sterben müssen, von uncivilisirten Säuen zerrissen und zertreten zu werden. Binnen einer Stunde waren an der fast höllischen Kohlenglut die Braten gar geworden, und wir harrten nur noch unserer entfernten Gefährten, welche auch bald nachher mit den eingeholten Pferden anlangten, um nun gemeinschaftlich den Schmaus zu beginnen. Das Fleisch war wirklich sehr schmackhaft,

obschon wir weder Brot noch Salz dabei hatten; denn ich bemerke hier zum letzten Male, daß Brot von den Einwohnern wunderselten genossen, oder wenigstens fast nie in dieser Gegend gefunden wird, und in Ermangelung des Salzes man sein Stück Fleisch nur ein Bischen in etwas reine Asche tunkt, was ungefähr den nämlichen Dienst leistet, jedoch salpetrig schmeckt. Die wilden Schweine zeichnen sich hier zu Lande vor den zahmen dadurch aus, daß sie sich ausschließlich nur von Vegetabilien nähren und selbst, wenn man sie als junge Ferkel im Hause zahm aufziehen läßt, wovon ich mich mehrmals selbst überzeugte, außer Milch weder Fleisch, noch Koth und Unrath verschlingen, wie das zahme Hausschwein, auch nie so fett wie jenes werden, oder eine solche Menge Speck ansetzen, daher denn auch ihr Fleisch nur verhältnißmäßig mit Fett durchwachsen und deßhalb gesunder und delikater zu genießen ist; ihre Größe übersteigt die der europäischen Art nicht. Nach beendigtem Schmause wurde Jedem sein Antheil der ausgewaideten Thiere überliefert, den Jeder an seinem Sattelknopfe befestigte, und nun ritten wir alle in guter Harmonie nach der Wohnung Evaristo's zu. Die Weiber waren höchst erfreut, als wir ihnen solche Leckerbissen zubrachten, und das Schmausen ging nun ihrerseits von Neuem an, während wir, im Schatten gelagert, Papiercigarren schmauchten und Thee schlürften. Einer der Soldaten, ein kreuzfideler Kerl, ein europäischer Portugiese, welcher Dienste in diesem Corps genommen hatte, weil ihm die Arbeit, wie er sagte, nicht schmecken wollte, borgte sich von Evaristos Frau die Guitarre, spielte und sang uns allerlei Liebes- und Schelmenliedchen nebst Tanzmelodieen vor, bis das Zeug zuletzt dem ganzen anwesenden Völkchen in den Beinen juckte und natürlich mit ihrem heillosen Fandango endigte. Nachdem sie sich müde gestrampelt und im Schweiße gebadet hatten, legte sich die ganze Sippschaft auf den Bauch und hielt ihren Mittagsschlummer. Gegen Abend verspürte man wieder Appetit und nun ging die Schmauserei und das Theeschlürfen wieder an, worauf sich denn

auch unsre Gäste wieder nach ihrem Posten zurückzogen. Evaristo konnte mir nicht genug das Reizende dieser freien, unabhängigen Lebensart schildern und meinte, es würde mir mein Lebenlang bei ihm behagen; er versprach mir, daß, wenn ich bei ihm bleiben wollte und mich mit Holzhauen und dergleichen beschäftigen könnte, er für Lohn bei seinem Herrn sorgen würde; auch wüßte er irgendwo eine hübsche China (junge Indianerin), welche er dann hieher berufen wolle, damit ich auch eine Frau, wie er, hätte. Ich dankte ihm für das Letztere und gab ihm sonst im Uebrigen Beifall, ohne jedoch ernstlich an einen längern Aufenthalt zu denken; nur wollte ich in diesem Augenblick sein gutes Herz nicht mit Ausflüchten kränken. Innert vierzehn Tagen besuchten uns abwechselnd die brasilischen und auch die orientalischen Soldaten und wir hinwieder dieselben in der besten Eintracht. Bald machten wir Streifzüge den Ufern entlang oder ins Innere, das Gewild aufzujagen, oder auch nur mit der Absicht, zum Vergnügen weitläufige Spazierritte zu unternehmen. Wir hatten seitdem auch wieder eine Saujagd gehalten, welche dießmal glücklicher für mich ablief, denn ich hatte nun mehr Vorsicht gebraucht und zwei ergiebige Schüsse in die Heerde abgefeuert. Evaristo gerieth einst auf die Spur eines Löwen und versammelte deßhalb alle Nachbarn, um gemeinschaftlich auf das Raubthier Jagd zu machen; dessen Schlupfwinkel war aber auf dem andern Flußufer unzugänglich; auch getrauten sich unsere Hunde nicht, den Fluß zu durchschwimmen, um den Waldkönig mit einem Besuche zu belästigen, daher wir denn auch mißmuthig abzogen. Den ganzen Tag hindurch schien uns Diana zu foppen; nicht einmal ein armes Reh war aufzutreiben. (Ueber den südamerikanischen Löwen werde ich im fünften Abschnitt Mehreres melden.) Glücklicher waren wir jedoch einige Tage später: ein Tiger war so dreist gewesen, eines Abends unweit dem Pferche einem jungen Maulthiere auf das Genick zu springen, den Hals umzudrehen und sogar in die Nähe der Wohnung zu schleppen, wo er ruhig seine Mahlzeit hielt. In der Wohnung

befand sich diesen Augenblick niemand, als die Familie Evaristos und die Weiber der Knechte, da wir Männer alle mit den Nachbarn einen Streifzug unternommen hatten und erst spät zurückkehrten. Die Weiber waren Augenzeugen des ganzen Vorfalls gewesen und hatten vergebens durch ihr Geschrei den Tiger zu verscheuchen gesucht, der sie wohl sah und hörte, aber sich nicht im Geringsten bei seiner Mahlzeit genirte; überhaupt fürchtet der Tiger die Menschen gar nicht. — Wir hatten kaum die Nachricht erhalten, als wir auch schon die Jagd auf den frühen folgenden Morgen festsetzten. Mit Tagesanbruch waren wir alle wie ein Kriegsheer gerüstet und nachdem wir unsere Waffen besichtigt, an den Gewehren das Zündloch aufgebohrt, Pulver auf die Pfanne geschüttet und dem Magen einige Bissen Fleisch zugetheilt hatten, brachen wir nach dem Schlachtfelde auf, um zuvörderst den Platz, wo die Knochen des Maulthieres lagen, zu besichtigen. Dort angelangt, verfolgten unsre Hunde mit Leichtigkeit die Fährte des Tigers, denen wir nun eiligst folgten, nach dem Walde vordringend. Die Pferde wurden zwei Knechten zum Hüten in einer nahen halbmondförmigen Waldecke übergeben; dann arbeiteten wir uns mit vielen Schwierigkeiten, nach mehreren Seiten vertheilt, durchs Dickicht. Bald merkten wir an dem Kläffen der Hunde in der Tiefe der Waldung, wovon einige mit vor Furcht gesträubten Haaren zurückkehrten, die Nähe des Tigers. Hier galt es nun Vorsicht, denn mit dieser Art Oberförster ist nicht zu spaßen; langsam schritten wir vorwärts und behutsam umblickend, denn dieser Musjöh konnte im hohen Grase oder im Gebüsche versteckt liegen und irgend Jemand eine unerwünschte Umarmung angedeihen lassen, als wir plötzlich das schmerzliche Geschrei eines Hundes hörten, den der Tiger zerrissen hatte, ungefähr siebzig Schritte vor uns, in einem großen Rohrdickicht. — Lauter kläfften nun die Hunde; unser tobendes Hallohgeschrei, das sich aus allen Kehlen hundertfach wiederholte, so wie nun unser rasches Vordringen feuerte die wackern Rüden von Neuem an, bis

endlich der Tiger betäubt auf einen etwas schräg stehenden Baum sprang und gräßlich von seinem erhabenen Sitze auf seine Verfolger herabgrinzte. Glücklicherweise waren die Zunächststehenden durch einige dicke Bäume und Rohrgebüsche vor einem allfälligen Sprunge etwas geschützt. Eine bessere Lage, um seinen Tod zu erhalten, hätte der Tiger nicht wählen können, denn nur so konnte man ihm mit Feuergewehren recht nahe kommen. Evaristo stand neben mir, wir beide schlugen zusammen auf den Tiger an und ebenso unsere Gefährten. Wie aufs Kommando krachten die Flinten; in die Brust, in die Flanken und die Weichen waren dem Meister Fleckrock die Kugeln eingedrungen; meine bescheidene Kugel hatte ihm nur die linke Vorderklaue zerschossen. Mit edelm Schmerze dehnte sich das prächtige Thier längs dem Stamme, rollte dann furchtbar die gelben Feueraugen und peitschte mit dem mächtigen Schweife den Baumstamm, daß heulend vor Furcht die Hunde davon liefen und sich an die Menschen, Schutz suchend, schmiegten. Plötzlich sprang die gräuliche Katze mit der letzten zusammengerafften Kraft vom Baume, blickte rund um sich mit Höllenaugen, um ein Racheopfer zu zerreißen, zuckte dann unter gräßlichem Grinzen im Todeskrampfe zusammen, die riesigen Glieder hingestreckt. — Der Riesenkatze war aber auch jetzt noch nicht zu trauen, weil diese Race ein äußerst zähes Leben besitzt; daher denn Evaristo noch einmal sein Gewehr lud und zu guter Letzt dem Tiger noch eine Kugel in den Kopf jagte. Wir warteten indeß noch einige Minuten, dann drängte sich ein behender Bursche herbei, warf ihm seine Schlinge um den Kopf und so wurde der noch kürzlich gefürchtete Feind mit Hohngelächter zwischen den Gabelästen eines nicht sehr hohen Baumes von den Anwesenden in die Höhe gezogen. Das war das erste Mal in meinem jungen Leben, daß ich mich auf einer Tigerjagd befand, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir trotz allem Muth das Herz wie ein Lämmerschwänzchen wackelte, als ich mich durch das hohe Gras und die Rohrgebüsche zwängte und alle Augenblicke glaubte, von Meister Fleckrock um-

armt zu werden; dem ungeachtet drängte ich mich mit Vorsicht hervor, was mir niemand für Feigheit auslegen kann, ausgenommen man müßte mir denn ebenfalls auf einer Tigerjagd persönlich zeigen, ob ein solcher Tadler Muth genug hätte, derartige Katzen hinter den Ohren zu kratzen. — Die ganze Jagdgesellschaft war nun inzwischen herzugetreten, um den stattlichen Waldbürger deutlicher zu begucken, was ich natürlich auch nicht versäumte. Die anwesenden Guaranis nannten das Thier Jaguarete-pope; nach meiner Ansicht hielt es gewiß über vier Fuß Länge, auch war sein Schweif wohl zwei Fuß lang. Sein Fell schillerte mehr ins Dunkelbraune, als ins Gelblichte, und war übrigens durchaus schön gezeichnet; doch werde ich Mehreres über die Tigerracen im eilften Abschnitt melden. Evaristo fing nun an, das Thier auszuwaiden und beim Oeffnen des Magens fanden sich noch viele unverdaute, kennbare Ueberreste des Maulthieres vor, welche aber mit einem zähen Schleime überzogen waren. Das Fell hatte ihm nun mein Freund bis an die Stelle, wo die Schlinge angebracht war, mit vieler Sorgfalt abgezogen, und um wo möglich dasselbe vollständig zu gewinnen, wurde der Kadaver zur Erde gelegt und die Operation beendigt. Die Anwesenden alle hatten Evaristo die Haut als Eigenthum abgetreten und so wurde denn im Triumphe der Rückzug nach Hause angetreten, wo uns Evaristo vor Freuden mit einer seiner eignen fetten Kühe bis zum späten Abend bewirthete. Siebzehn Tage mochte ich nun bei meinem neuen Freunde diese unabhängige, freie Lebensweise zugebracht haben, eine Lebensweise, die zwar allerdings ihre schöne Seite hatte und die man in Europa auf solche Art nicht finden kann, in anderer Hinsicht doch als eine Faulenzerei zu betrachten ist, als endlich mein ersehnter Führer anlangte. Ich rüstete mich, trotz den Bitten Evaristos und seiner Hausgenossen, zur Abreise, denn alle hatten mich in dieser kurzen Zeit lieb gewonnen. Da mich mein künftiger Begleiter benachrichtigte, daß wir in diesen einsamen Gegenden vor Ueberfall nicht sicher wären, so hatte ich mich ganz ärm-

lich gekleidet, meinen Geldgurt auf den bloßen Leib, wie immer, festgeschnallt. Ein geflicktes, aber reines Hemde, eine einfache Weste und die mit Franzen besetzten weiten Unterhosen, worüber ich ein Hüftentuch gürtete, ein paar abgenutzte Stiefeln, waren nebst einem Strohhütchen und meinen Waffen der ganze Flitterstaat, womit meine Wenigkeit behangen war. Der Führer brachte seinen jungen Sohn ebenfalls mit, nebst einem kleinen Trupp Pferde, wovon ich ihm einen hübschen Braunen für fünf Thaler abkaufte. Mein Schimmel, den mir D. Gaspar geschenkt hatte, war auf der fetten Weide seitdem kugelrund geworden und stand fertig gesattelt; prächtig paradirte auf der rechten Seite am hintern Sattelknopf meine zusammengerollte Schlinge und an der Linken mein Schnapshorn; unter dem Schaafpelze ragte zu beiden Seiten der gestopfte Quersack hervor, welcher meine wenige Habe barg. Evaristo packte meinem Führer noch einige Pfund dürres Fleisch in die Sattelcroupe, und so schieden wir gegenseitig mit dem herzlichsten Danke und unter Glückwünschen von hinnen. Unsere Reise ging nun rasch vorwärts, denn meine Begleiter ergriffen den nächsten Weg in gerader Richtung, sorgfältig Thäler und Gebüsche vermeidend, wo sich nach ihrer Berechnung räuberisches Gesindel aufhalten konnte. Nicht ein einziges Stück zahmes Vieh war auf den prächtigen üppigen Triften zu finden, obschon sich reichliche Spuren von Rodeoplätzen und Brandstätten seit dem letzten Kriege vorfanden und den ehedem blühenden Zustand dieser Gegend vermuthen ließen. Drückend heiß brannte die Sonne, aber vergebens schienen uns schattige Gebüsche und Wälder zur Ruhe einzuladen, weil es meine Begleiter nicht für rathsam hielten, in diesen Einöden zu rasten. Selten wurde die Stille durch einige vorbeischnurrende Straußen und Rehe unterbrochen; zuweilen schnoben kleine Trupps wilder Pferde neben uns vorüber, welche uns zur größten Vorsicht anspornten, unsere kleine Reserve in Obacht zu nehmen, damit sie nicht mit jenen durchgehe. Gegen Mittag waren wir genöthigt, eine etwas sumpfige, aber weitläufige

Niederung, mit mannshohem Gras bewachsen, zu durchstreifen, und nachdem wir glücklich auch diese Tortur überstanden hatten, gewann die einförmige Landschaft nach und nach ein freundlicheres Ansehen; Anhöhen reihten sich an Anhöhen, und in weiter Ferne war endlich eine Wohnung zu erspähen, so wie auch einige Stück Hornvieh. Die Gegend war jedoch nordwärts in Rauchwolken eingehüllt, ungefähr in der Entfernung einer Meile, was uns bewies, daß diese Umgebungen ziemlich bewohnt sein mußten, weil die Bauern öfters das Gras anzünden, damit sich die Weiden verbessern; auch leckt das Vieh gerne die salpetrige Asche, was ihnen, nebst dem frisch hervorkeimenden Grase, sehr gesund ist, indem sie dadurch purgirt und später sehr fett werden. Das Feuer hatte nach und nach mit Riesenwuth um sich gegriffen, und wir befanden uns in dem peinlichsten Zustande, von Rauch und glühender Hitze umgeben, und mußten selbst einige Strecken durch die noch glühende Asche reiten, worüber die Pferde so ungeduldig und störrisch wurden, daß wir uns genöthigt sahen, mitten in diesem Aschenlager Halt zu machen, unter besänftigendem Zurufen und Liebkosen sie zu ergreifen zu suchen, dann je eines dem andern an den Schwanz zu knüpfen und zuletzt die ganze Reihe an den Schweif des Reitpferdes des Knaben zu binden, der nun den Vorreiter machte und die ganze Schaar mit sich schleppte, während ich mit dem Vater hinten nachtrabte und die Widerspenstigen antrieb. Ohne diese Vorsicht wären uns wahrscheinlich die Pferde entlaufen und vor Durst und unerträglicher Hitze, Gott weiß wohin geflohen. Wir hatten ohnedieß die größte Mühe, unsere Reitpferde in Ordnung zu halten, die weder auf Zügel, noch Sporen mehr gehorchen wollten. Auf vielen Umwegen, die uns große Sumpfstrecken und das brennende Gras zu machen nöthigten, erreichten wir endlich jene erwähnte Wohnung, wo mein Führer gut bekannt war, und deren Eigenthümer uns gastfreundlich aufnahmen. Hier sattelten wir die müden Pferde ab, und ließen sie Wasser und Weide suchen. Der Bauer

besaß in seiner Hütte in diesem Augenblicke keine andern Lebensmittel, als etwas Milch und dürre Maisähren, wovon er uns gerne mittheilte, und erlaubte uns, in seinem Topfe unsere Charque zu kochen, womit uns Evaristo beschenkt hatte; er ließ sich's auch nachher mit seiner Frau, einer alten China, an unserm Schmause mit unverschämter Gefräßigkeit wohlschmecken. Meine Gefährten, wie ich, hatten bei dieser Reise brennende Kopf- und Augenschmerzen davon getragen, daher wir uns denn auch an einem schattigen Ort auf den Bauch ins Gras streckten und durch einen erquickenden Schlaf, der bis gegen Abend währte, von unserm Uebel geheilt uns erhoben. Die Dämmerung war jetzt nahe und eine angenehme Kühle umwehte uns; wir beschlossen daher, unsere Reise fortzusetzen und unser Nachtlager ungefähr zwei Legoas weiter, bei einem Bekannten meines Führers, aufzuschlagen. Wir erreichten noch vor gänzlicher Nacht unser Ziel, und kamen gerade zur rechten Zeit, um an einem herrlichen Schmause Theil zu nehmen, dessen bloße Erinnerung mir jetzt noch die Kolik verursachen könnte. Der Hausvater, ein alter, eingeschrumpfter Indier, nebst zwei mumienähnlichen, alten Weibern, befand sich vor der Hütte, ganz nackt, auf die Fersen niedergekauert, zu faul, sich nur zu setzen; in ihrer Mitte befand sich eine hölzerne Schüssel voll Speise, und an zwei aufgesteckten hölzernen Bratspießen prangte etwas Fleischähnliches. Diese niedliche Sippschaft bewegte sich bei unserer Ankunft nicht von der Stelle, weil sie die Stimme meines Führers erkannt hatten, der ihnen in Guaranisprache von ferne zurief, sich unsertwegen nicht zu rühren. Wir waren daher auch ohne weiters abgestiegen und hatten uns auf ihre einladenden Winke und Geberden neben die Schüssel und den Braten hingesetzt. In der Schüssel war wenig mehr vorhanden; auch hatte ich keine Lust, etwas daraus zu fischen, weil die Uebrigen sich mit ihren fünf Fingern den Inhalt heraus holten. Ich war der Erste, der sich von dem einen Braten ein Stück herunter schnitt; als ich es zu Munde führte, gewahrte ich mit Schrecken,

daß es wildes Stutenfleisch war; ich schlang wohl ein Stück herunter, warf aber den Rest, von der hohen Gesellschaft unbemerkt, zur Seite. Die zierliche Sippschaft hatte sich indeß, zu mehrerer Bequemlichkeit, ganz zur Erde gesetzt, um sich an den Braten zu erlaben, und die schönen Damen im adamischen Négligé genirten sich weiter nicht, als daß sie in ihrer neuen Lage mit zarter Verschämtheit die Beine dicht zusammen kniffen, ohne daß wir lose Männer etwa maliciös dabei gelächelt hätten. Mein Führer ermuthigte mich, mir das Essen schmecken zu lassen und streckte mir den einen Bratspieß hin, mit dem Bedeuten, daß es ein sehr delikater Flügel des Straußenvogels wäre. Die Neugierde, dieses Fleisch zu kosten, trieb mich an, ein Stück herunter zu schneiden; jedoch einen wildern, ekligern und beißendern Geschmack kann man sich kaum denken, und nur grenzenlosem Hunger, oder Gaumen, wie sie diese Menschen haben, ist es möglich, solche Speisen zu verschlingen; aber das Schlimmste, welches mir aufbewahrt war, wog hundert Mal die Tortur dieses scheußlichen Fraßes auf: Zufällig warf ich einen Blick auf die Damen, wovon die eine mir das Stück Fleisch bettelte, welches ich nicht essen konnte und ihr an meiner Messerspitze darreichte, worauf beide mich anstierten, ihre Stellung ändernd, um über meinen Ekel zu lachen, wodurch ich gerade den Unterleib jeder zu sehen bekam und mit sonderbarem Entsetzen bemerkte, daß beiden ein fingerslanger, geschwollener Bauchnabel herum baumelte. Nun übermannte mich denn doch der Ekel; ich sprang von der Tafel auf und sattelte mein Pferd ab, ohne mich zu getrauen, wieder zu der reizenden Gesellschaft zurückzukehren. Auf meinen spätern Reisen sah ich jedoch noch mehrere Personen, Männer und Mädchen, die ebenfalls so ungestaltete Nabelfehler hatten, was ganz einfach daher kommt, daß im Innern der Provinzen in einsamen Gegenden viele Frauenspersonen ganz allein und ohne irgend einen fremden Beistand niederkommen, und da viele es nicht verstehen, wie die Nabelschnur unterbunden werden muß, der hier erwähnte Fall sich ereignet,

deßwegen bei Einigen der Nabel vier bis fünf Zoll lang ist und dabei weich und geschwollen aussieht, daß man erstaunt, nicht weiß, was man davon denken soll. Meine Begleiter besorgten nun inzwischen die Pferde, indem ich mein Sattelzeug ausbreitete und auf meinem Lager einige Papiercigarren schmauchte. Einen reichlichen Schadenersatz für meinen Schrecken bot mir der Anblick des brennenden Grases auf den entfernten Anhöhen dar. Prachtvoll war das Schauspiel, Feuerwogen schienen sich von den Höhen in die Thäler zu wälzen, dann wieder wie einzelne Kriegsheere Schwenkungen zu machen, in einzelnen Punkten plötzlich zu verschwinden und mit erneuerter Kraft überall wieder hervorzublitzen. Die Südamerikaner brennen das Gras nicht allein zum Nutzen ihres Viehes ab, sondern wenden auch diese Methode in Kriegszeiten zum Schaden ihrer Feinde an, was oft unzuberechnende Folgen, zuweilen für beide Theile, nach sich zieht. Die Wilden bedienen sich dieser Methode ebenfalls, oder sie rührt vermuthlich von ihnen ursprünglich her, wodurch sie nicht allein Kriegslist, sondern auch andere Zwecke zu erreichen suchen. Jedenfalls geht durch diese Brände viel schädliches Ungeziefer zu Grunde; auch mögen frühere Thierarten dadurch gänzlich zu Grunde gegangen sein. Waldbrände finden selten Statt, weil die Vegetation derselben zu üppig, die Bäume und Gebüsche zu grün und saftig sind. Ist jedoch ein Wald durch einen solchen frühern Brand von der allzunahen Hitze ausgedörrt, so muß er sich bei einem zweiten Brand entzünden. Mit hungrigem Magen, aber ermüdet von dem heutigen Ritte, schlief ich dennoch süß und erreichte den folgenden Morgen frühzeitig das Dorf Santa Rosa, seit dem letzten Kriege Bella-Union betitelt. Mein alter Führer, welcher vor dem Dorfe ein eignes Hüttchen nebst etwas Pflanzland besaß, nöthigte mich durchaus, sein Gast zu sein, um mich, wie er sagte, in seinem Hause für den gestrigen schlechten Fraß zu entschädigen. Sein Anerbieten schien mir nicht allzuverwerflich, da wir mit nüchternem Magen von unserm reizenden Quartier fortgeritten wa-

ren. Ich fand sein kleines Eigenthum sehr niedlich, die Hütte reinlich, wenn auch ärmlich nach Landessitte; seine Pflanzung in gutem Stande mit allem Uebrigen. Der Mann suchte sich gewöhnlich mit seinem Knaben als Knechte bei den brasilianischen Estancieiros ein Stück Geld zu erwerben, während seine Frau mit zwei hübschen Töchtern die kleine Pflanzung und den Haushalt besorgte, und er dann mit seinen Ersparnissen von Zeit zu Zeit heimkehrte. Seine Frau mit ihren Töchtern hatte die größte Freude mit dem Caray punnäh (guter weißer Mann, wie sie mich nannten); während mich die Mädchen mit Thee bewirtheten, bereitete die Alte aus unserm mitgebrachten Charque und aus zerstoßenen Maiskörnern, in Milch gekocht, das Frühstück. Die bettelnden Nachbarn, welche sich zum Essen drängen wollten, fertigte sie mit einem Stück rohen Rehfleisches ab, welches der Knabe gestern mit seinen Fangkugeln erbeutet hatte, und brachte dadurch zu Stande, daß wir ungestört unsern Hunger stillen konnten; hierauf brachte sie noch einige erfrischende Sandias und grüne, am Feuer gebratene Maisähren. Ich war nunmehr Willens, das Dorf zu besichtigen und etwas Lebensmittel für meine künftige Reise einzukaufen, worauf mir mein Wirth versprach, zu meinem Pferde indeß Sorge zu tragen, denn sonst wären seine Brüder (die hier ansäßigen Guarany's) im Stande, mir dasselbe unter den Augen wegzustehlen, weil die gegenwärtige Armuth zu groß und sonstiges Diebsgesindel in Menge vorhanden sei. Aus gutgemeinter Vorsicht gab er mir seinen Sohn als Begleiter mit, und ich hatte wirklich Ursache, ihm dafür Dank zu wissen, indem ich mich selbst von diesem Diebsgesindel überzeugte. Das Dorf mochte damals wohl zweihundert größere und kleinere Hütten zählen und war hauptsächlich von Guarany's bevölkert, welche Don Fructuoso Ribeiro aus den brasilischen Missionsdörfern während dem Kriege mit dem Kaiserthum mit sich geschleppt und zum Militärdienste gezwungen hatte. Der Knabe führte mich nun zu einer Pulperie (Kaufladen), welche einem

Franzosen gehören sollte, aber, wie ich später hörte, Eigenthum der Gebrüder Thedy aus Bern, wohnhaft im Flecken Salto, war. Der Ladendiener war ein Franzose und empfing mich Anfangs ziemlich frostig; da ich aber Murrkatergesichter wie die Pest hasse, so forderte ich ungestüm eine Flasche Wein und fragte ihn etwas aufgebracht: „Qu'avez-vous donc, Monsieur? il me semble que je vous incommode!“ Der Franzose hatte mich verstanden und wurde nun zusehends höflicher und zuletzt ganz zutraulich, indem er mir von dem Zustande dieses Dorfes einige Notizen ertheilte: Die Armuth und der Hunger dieser Bevölkerung war so groß, woran ihre Faulheit viel Schuld trägt, daß Mütter ihre Töchter, welche noch Jungfrauen sein sollten, im Alter von sieben bis acht Jahren dem Ersten Besten, der sich ihrer bedienen wollte, gegen ein Stück fettes Kuhfleisch, ein buntes Tuch, Branntwein, Zucker und Erba u. dgl., hauptsächlich Lebensmittel, gleichsam verliehen; da überhaupt im Durchschnitt, mit einzelnen Ausnahmen, die Indianerinnen sich allen Mannspersonen, ohne Unterschied des Standes und der Farbe, preisgeben, so wurde hier Cypris im ausschweifendsten Grade gehuldigt. Der Franzose warnte mich höchlich, auf die Indianer Acht zu geben, damit mir nichts gestohlen würde; denn wenn sich ein Fremder in einer Pulperie sehen läßt, so finden sich alsbald Gauchos *)

*) Gauchos (sprich Gautschos) sind durchgängig Subjekte, die sich hauptsächlich mit Viehstehlen und Plündern abgeben, auch, wenn sie's gerade für gut finden, es auf einen Mord mehr oder weniger nicht ankommen lassen. Sie streifen überall in allen Kneipen herum, die Wirthe zu betrügen, Karten zu spielen, Händel anzufangen, alle Schelmereien und Liederlichkeiten auszuüben; sie sind in Südamerika ungefähr dasselbe, was die Beduinen in Afrika. Ist es ihnen zuweilen unmöglich, auf krummen Wegen Geld zu erhaschen; so verdingen sie sich bei den Bauern als Bereiter, wozu diese Tagediebe am besten zu gebrauchen sind; sobald es ihnen nicht mehr gefällt und sie etwas Geld verdient haben, machen sie sich fort,

und Chinas ein, welche auf einen Schluck Branntwein lauern, den man ihnen durchaus anbieten muß; denn man mag essen oder trinken, so findet sich in dieser Gegend alles Gesindel ein, welches so bettelhaft zudringlich ist und dabei zu stehlen sucht, was ihm nur möglich ist, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. Mein Begleiter hatte die Pflicht auf sich genommen, den Schelmen aufzupassen; denn sonst wäre mir vermuthlich mein Pferd mit Sack und Pack gestohlen worden. Wehe demjenigen, der in einer Venda etwas genießt und nicht allen Umstehenden davon anbietet, oder auch, wenn er von ihnen z. B. ein Glas Schnapps dargereicht erhält, aus Ekel oder übel angebrachter Scheu mit solchen Halbwilden keinen Umgang haben will; Beschimpfungen und Messerstiche kann er sicher erwarten. Ein Gaucho, welcher sich gerade vorfand und stutzermäßig nach Landessitte aufgeputzt war: mit einem buntgestreiften Hemde, weiten, weiß baumwollenen Calçoncillos, mit handhohen Fransen und Stickereien besetzt, einem großen, farbigen Shawl um die Hüften (ein Geschenk seiner Geliebten), mit einer rothen Schleife umgürtet, in der das lange Messer stack, einer blutrothen Weste, einem kleinen spitzen Hut und endlich mit Bottas de potros *), woran die koloſ-

---

weil Zwang und Arbeit ihnen durchaus verhaßt sind. Meistens sind es Mestizen, von Weißen und Indianerinnen abstammend, auch öfters von Negern und China's.

*) Wörtlich übersetzt: Stiefel von Füllen. Die Gauchos gehen meistens baarfuß oder reiten vielmehr; wenn sie jedoch die Stutzer machen wollen, wie dieser, von dem ich eben spreche, so suchen sie von einem jungen Pferde die Haut von den Vorderbeinen in der Brustgegend ringsum mit einem Einschnitt zu trennen und dann dieselbe wie einen Strumpf über das Knie bis nahe an die Hufen abzustreifen. Hieraus entsteht nun wirklich eine Art Stiefel ohne Naht, und die Kniehöhlung der Haut bildet ganz zünftig die Ferse sammt der Leistenhöhe. Die Haare schaben sie nachher ganz rein mit ihrem

salen Bereitersporen befestigt waren, bekleidet, hatte sich auf den Ladentisch gesetzt und dem Wirthe die Guitarre gefordert, worauf er aus dem Stegreife mir ein Willkommungs- und Loblied sang, das sich jedesmal mit dem Refrain endigte: „Viva nuestro amigo, el Cavalleiro Don Henrique de Alemania!“ worin das andere Gesindel im Chor einstimmte. Meinen Namen hatte der Kerl von meinem Jungen erforscht, und die ganze Farce bezweckte weiter nichts, als daß ich dem Gesindel für diese musicirende Bettelei zwei Flaschen Branntwein regaliren mußte, wozu ich mich ohne Mahnung bequemte; denn, wenn ich ihrer Bettelei nicht nachgekommen wäre, oder nach ihrer Behauptung den Anstand zum Besten meines Beutels verletzt hätte, so wären mir wohl einige Messerklingen übers Gesicht oder in den Magen gefahren. Das Gedränge nahm mit dem Rasseln der Guitarre zu und ich konnte nun natürlich keine Lebensmittel einkaufen, daher ich klüglich den Wirrwarr benutzte, heimlich dem Franzosen das Geld für das Getränke bezahlte, um so wenig als möglich Geld sehen zu lassen, und unbemerkt zur Thüre hinaus entschlüpfte, wo der Junge schon zu Pferde saß, mich erwartend. Als wir durch das Dorf ritten, wies mir mein Führer einen länglichten, niedrigen, mit Stroh bedeckten Schuppen oder Hütte, die damals noch nicht beendigt schien, denn kunstfertige Indianer beschmierten eben die Seitenwände mit Koth, oder höflicher zu sagen, mit aufgehackter, genäßter Erde; in kindlicher Einfalt bemerkte mein Führer, daß das die Kirche sei, indem wir uns zugleich derselben näherten. Wirklich sah ich auch einen bescheidenen Glockengalgen, woran zwei kleine Glocken paradirten, nebenan stehen. Unweit des Gotteshauses neben

Messer ab, reiben dann täglich das Ganze mit Fett ein und fahren so fort, bis die Stiefeln mit der Zeit ganz weich und geschmeidig werden, welchen sie alsdann vorn die Spitze abschneiden, damit die Zehen hervorgucken können, um sich besser im Bügel zu halten; denn andere Fußbekleidung ist ihnen durchaus verhaßt.

einer Hütte sah ich im Freien einen Haufen Glocken aufgethürmt, welche Dn. Fructuoso Ribeiro in den Missionen geplündert hatte und hieher bringen ließ. Vom Pferde herab konnte ich auch ganz deutlich in die Kirche hinein blicken und sah weiter nichts, als einen höchst einfachen Altar, der gerade auf eine so sinnreiche Art aufgestellt war, wie meine einfache Bettstelle in jener Waldhütte, die ich mit Louisen bewohnte, mit dem einzigen Unterschiede, daß ein rothes Altartuch das schöne Architekturstück bedeckte. Ein Mutter-Gottesbild mit halber Nase und einem zerbrochenen Fuße, die sie vermuthlich auf dem Transporte hieher eingebüßt hatte, prangte in einiger Erhöhung inmitten des Altars, wahrscheinlich mit den Füßen auf einen Pfahl genagelt, welche Befestigung aber mit einem rothen Lappen verhüllt schien. Zu beiden Seiten prangte ein großes Heiligenbild, und im Hintergrunde erhob sich über das Marienbild ein kolossales Kruzifix, das bis an die Dachspitze reichte. Getreuer, im wahren Sinn des Wortes, konnte man durch diesen sehr bescheidenen Tempel sammt seinem Inhalt Christi ursprüngliche Armuth nicht nachahmen und verehren, als wie es hier geschah, und ich zweifle sehr daran, ob der Stall, wo das Kindlein Jesus zwischen Ochsen und Eseln in der Krippe lag, so einfach aussah. Wenn der Papst mit seinen Satelliten sich auch so bescheidener Wohnungen bedienen würde, was sie laut ihrem Gelübde der Armuth schon längst hätten thun sollen, so bliebe in diesem Punkte nichts Vollkommneres zu wünschen übrig. Ventre saint gris! diese Raritäten sind doch wohl die zwei Flaschen Schnapps werth, die ich den verdammten Gauchos bezahlen mußte! brummte ich vor mir hin, indem ich mein Pferd umwendete. Aber verflucht possirlich ist's! rief ich, lachend hinzufügend: „Ist das nicht zum rasend werden, wie das Volk so dumm ist! Keiner kümmert sich, wie erhaben der Gedanke ist: mit gestohlenen und mit Blut eroberten Glocken zum christlichen Gottesdienst zu läuten, und vor hölzernen Götzen, die man auf eben dem saubern Wege in diese Kirche gesteckt hat, in gläubiger

Einfalt betend niederzustürzen"! Wohl bekomm's! rief ich und sprengte lachend nach der Hütte meines Führers zurück. Ich hatte nun Herrlichkeiten genug gesehen, um dieser Bella-Union den Rücken zu kehren; ich wollte nun ohne weiters abreisen und drückte meinem alten Guarani einen Thaler in die Hand, den er aber durchaus nicht annehmen wollte und sich zuletzt höchlich erzürnte, mir bedeutend, daß er sich Gastfreundschaft nie bezahlen lasse, und meinte es wirklich im Ernste damit. Ich konnte ihn endlich bereden, das Geld anzunehmen, um mit seiner Familie eine Flasche Schnapps auf meine Gesundheit zu trinken; ich hätte ohnedieß nie beabsichtigt, seine Gastfreundschaft zu bezahlen, weil ich überzeugt sei, daß ich nie im Stande wäre, ihm diese zu vergelten. Das war nun wieder ein schöner, menschlicher Charakterzug und überdieß von einem Guarani in solcher Lage unverhofft. Ich hatte Mühe, mich von diesem Völkchen und den Nachbarsweibern loszuwickeln, welche mich ganz ungenirt einluden, bei ihnen zu schlafen, wenn ich an Mädchen Gefallen fände; mir stiegen jedoch keine derartigen Gedanken zu Kopfe, sondern ich that, wie wenn ich's nicht gehört hätte, während der Junge das Pferd sattelte, welches ich von seinem Vater gekauft hatte und meinen Schimmel an der Halfter demselben an den Schweif kuppelte, um mich im Reiten nicht weiter zu hindern. Geschwind drückte ich nun den Umstehenden die Hände recht herzlich zum Abschiede und sprengte den Hügel herab nach der Straße zu, hintennach der Knabe, der mich noch bis zum nächsten Kreuzweg auf Befehl seines Vaters begleiten mußte. Nun trabte ich munter vorwärts nach Belem, und will indessen meinen Lesern nachträglich noch Einiges über Bella-Union bemerken, was zur nähern Erläuterung in politischer und geographischer Hinsicht nöthig ist. Dieses Dorf ist der letzte und der erste Grenzort, wenn man aus den brasilischen Missionen und dem Distrikt Alegrete kommt, oder dahin reisen will, und liegt am Ausflusse des Guarays oder Quarains, welcher sich in den Uruguay ergießt. Den Uru-

guay aufwärts am Ufer befindet sich die erste brasilische Wache bei dem kleinen Weiler St. Anna. Die zweite in Itaquy ebenfalls am Ufer, gegenüber dem Flecken La Cruz, südlich in der Provinz Corrientes. Den Grenzfluß Guaray aufwärts befindet sich, drei kleine Legoas von Bella-Union, die erste brasilische Wache im Distrikt Alegrete, die zweite in der Gegend von Evaristos Wohnung, von der ich meinen Lesern schon erwähnte; die dritte und letzte bei der Estancia Sta. Rosa, wo sich weiter hinauf nach meiner Berechnung der Guaray als Seitenarm des großen Ybiquy-Guazus bildet. Der Ybiquy bildete früher die alte Grenze der Provinz Montevideo; seit dem letzten Kriege, als Brasilien den schmachvollen Frieden mit Buenos-Aires schließen und die Unabhängigkeit der Banda Oriental anerkennen mußte, wurde gütlich zwischen beiden der Guaray als Grenzmarche angenommen, oder vielmehr durch die Sieger diktirt, wo die Brasilier gute Miene beim bösen Spiel machten. Ein Zollbüreau und ein Militärkommandant wurden nun an diesem Orte stationirt und von Guaranis bevölkert, wie ich schon erwähnte; nunmehr erhielt der Ort, weil eine hier gelegene Estancia den Namen Sta. Rosa führte, den Titel Bella-Union, bei deren Benennung jedesmal die Rio-Grandenser empfindlich die Nase rümpfen. Ein starker Regen hatte mich bis nach Belem tüchtig durchweicht, wo ich zufällig bei der Venda eines europäischen Portugiesen abstieg. Von Bella-Union bis hieher sind es ungefähr vier Legoas, und von Evaristos Wohnung aus mit den erforderlichen Umwegen im Ganzen wohl zwanzig Legoas. Ich muß mich nur wundern, wie viele arme Deutsche sich zu Fuße durch jene sumpfigen Gegenden und das mannhohe Gras durchgefunden haben; freilich sind viele in diesen Einöden beraubt und ermordet worden. In dieser Venda konnte ich mich wenigstens ruhig erquicken, denn zufällig waren keine Gauchos gegenwärtig; der Portugiese lud mich wohlwollend ein, die Nacht bei ihm zuzubringen, was mir sehr erwünscht war. Inzwischen konnte ich bis zur einbrechenden Nacht meine Pferde in der Nähe weiden

lassen und meine Effekten bei dem Wirthe in guter Verwahrung wissen. Während der Nacht band ich mit Sicherheit meine Pferde in dem mit Pallisaden verschlossenen Hofraum fest. Der Portugiese führte einen für diese Gegend ziemlich guten Tisch und war sehr redselig und unterhaltend; auch ließ er den Wein nicht mangeln, besonders, da sich noch ein europäischer Spanier mit Handelscharretten eingefunden hatte, der uns auf seine Rechnung mit einigen Flaschen Portwein traktirte. Als ich mich im Hofraum auf mein Sattelzeug bettete, kam ein besoffener Pole angestolpert, der mich auf deutsch um eine Decke bat, und eine Kuhhaut dicht neben mein Lager ausbreitete. Er erzählte mir, etwas nüchtern geworden durch die Freude, eine deutsche Zunge zu vernehmen, daß er zu Fuße die Reise von Montevideo hieher unternommen hätte, als Zimmermann an allen Orten sich herumgetrieben und endlich unweit dem Dorfe Salto, besoffen an der Straße liegend, von diesem durchreisenden Spanier aufgefunden und auf seinem Karren die Reise hieher gemacht hätte. Das war die rührende Vorrede der Schicksale dieses liederlichen Polen, der früher unter D. Pedro im zweiten Grenadierbataillon gedient hatte; er erzählte mir, oder drang meinen Ohren noch manches Bruchstück aus seinem schmierigen Lebenslaufe auf; aber da ich fingirte zu schlafen, so wälzte er sich endlich zur Ruhe auf seiner Kuhhaut. Den folgenden Morgen sehr frühe stand der Pole mit mir zugleich auf, gab mir ganz höflich die geborgte Decke zurück und nahm gerne ein Glas Branntwein an, das ich ihm, weil er vor Frost zitterte, darreichte; er fand nun bei dem Wirthe Arbeit, dem er die Karren flicken und einige Geräthschaften verfertigen mußte. Belem ist, im Vorbeigehen gesagt, ein kleiner Weiler von vierzehn Strohhütten und einer Kirche, die von Außen noch einfacher schien, als die in Bella-Union, denn sogar die Glocken mangelten ihr. Ich trabte nun vorwärts und erreichte ungefähr nach zwei Stunden den Fluß Arapey, der hier ziemlich breit und reißend ist; auf der andern Seite wohnte ein Fährmann, der

so eben beschäftigt war, einen Trupp Soldaten überzuschiffen, die nach Belem detaschirt wurden. Die Uniform sah bei einzelnen leidlich aus, nach europäischen Militärbegriffen, doch waren alle baarfuß, mit langen Säbeln und Lanzen bewaffnet; einigen steckten Pistolen im Säbelgurt und viele trugen auf dem Kopfe militärische Mützen und zerrissene Strohhüte. Ich mußte nun natürlich in der heißen Sonne warten, bis diese Werkzeuge republikanischer Willkür übergeschifft waren. Zwei Soldaten schifften zuerst herüber, indem sie ihre Pferde an den Mähnen dicht an der Pirogue festhielten; diese bestiegen nun ihre Pferde und erwarteten den übrigen Trupp, der durch den Fluß gejagt wurde, denen zur Seite der Fährmann in seiner Pirogue folgte, um die Thiere mit Schreien und Rufen zum Schwimmen aufzumuntern. Am jenseitigen Ufer saß unter einer Weide der Kommandant dieses Korps, der auf die Rückkunft der Pirogue wartete, die mich mit meinen zwei Pferden überschiffte, wobei ich beinahe den Braunen einbüßte, den der Strom abwärts trieb, indeß mein wackerer Schimmel schon das Ufer erreicht hatte, und nur mit Mühe konnte ich ihn bei den Mähnen ergreifen, was ich dem Schiffer zu verdanken hatte. Dieser Offizier, ein fetter Indianer, der eine abgeschabte Uniform trug, ebenfalls baarfuß und mit einem Strohhute bedeckt war, und eher einem Straßenräuber, als einem Offizier ähnlich sah, rief mich zu sich, und, auf dem Rücken liegend, mit verschränkten Armen an den Baum sich lehnend, fragte er mich nach meinem Paß und dem Zweck meiner Reise. Ich bemerkte dem Großmogul, daß ich keinen Paß bei mir führe, weil ein solches Papier für freie Menschen in einem freien Lande ein lästiger Gegenstand sei, und nichts weiter bei meiner Reise beabsichtige, als die schöne Republik der Banda Oriental zu besichtigen und die vollkommenste Freiheit zu genießen. Das Kompliment schien dem Republikaner zu gefallen; er richtete sich höflich auf und wünschte mir eine glückliche Reise; dann verfügte sich seine Hoheit mit sanftem Schritt in die Pirogue; am andern Ufer harrten in

ehrerbietiger Stellung seine Getreuen, indeß ich dem Fährmann seine Forderung von vier Silberrealen bezahlen mußte. Meinem Schimmel spannte ich die Vorderfüße und ließ nun beide Pferde ruhig weiden, während ich im Schatten ruhte. Mit der Abendkühle setzte ich meine Reise fort und hielt endlich mein Nachtquartier in der Hütte eines armen, aber gastfreundlichen Indianers, der freilich nichts, als eine Massamora (gekochte Maiskörner, worunter einige Würfel gedörrtes Fleisch) mit mir und seiner Familie theilte. Von Belem bis nach Salto sind es zu Lande fünfzehn Legoas, welches Dorf ich, nachdem ich noch drei unbedeutende Flüsse passirte, den folgenden Tag Nachmittags erreichte. In Salto stieg ich vor der Pulperie der Gebrüder Thedy ab und erquickte mich mit Wein und Brod. Diese Herren sind oft sehr gastfreundlich gegen Eingeborne, reisende Kaufleute, Italiener und Franzosen, wenn auch letztere unbemittelt sind, und viele dieser haben dem einen Bruder, Antonio, auch den Namen père des Français gegeben; gegen mich als Landsmann betrug sich Herr Antonio, der eben gegenwärtig war, wenn auch nicht gerade frostig, doch zurückhaltend, vielleicht aus übler Laune. Ich bezahlte meine Zehrung und ritt im Dorfe herum, um allfällig bei einem Spanier oder Portugiesen anzukehren; als ich eben um eine Straßenecke wendete, grüßte mich auf spanisch sehr freundlich ein junger weißer Mann vor seinem Hause innert einer Einzäunung und sagte mir sehr zuvorkommend, daß ich meine Pferde in seinem Hofe anbinden könne, wenn ich bei ihm absteigen wollte. Höchst erfreut nahm ich dankbar seinen Antrag an und begleitete ihn ins Innere seiner Wohnung, wo er mich mit Thee und einem Spießbraten bewirthete. Sein Weibchen, eine junge, artige Brasilierin, war sehr zuvorkommend und freute sich innig, wie sie sagte, wieder nach Herzenslust portugiesisch zu plaudern, besonders, da ich ihr auf ihre Nachfragen über das Befinden ihres ältern Bruders und dessen Familie genügende Notizen mittheilen konnte; es war zufällig jener gastfreundliche Mann, dessen ältere

Tochter mir ein paar alte Nankin-Hosen geschenkt hatte. Natürlich genirte ich mich jetzt, seiner Schwester das Hosenabenteuer zu erzählen, ermangelte jedoch nicht, der Gastfreundschaft ihrer Verwandten bis auf die kleinsten Umstände dankbar zu erwähnen. Die braven Leutchen nahmen nun meine Erzählung für die beste Empfehlung auf und drangen in mich, mein Nachtlager bei ihnen zu nehmen, was mir bei so angenehmen Aussichten höchst willkommen war. Wir unterhielten uns nun ganz traulich vor dem Hause unter einer Rammade (einer Art offene Laube, flüchtig verfertigt aus vier aufgerichteten Pfählen, mit Querstangen und grünen, abgeschnittenen Zweigen bedeckt), Thee schlürfend; auch ließ inzwischen mein Wirth durch einen Knecht meine beiden Pferde zur Tränke und an einen Weideplatz führen. Dem jungen Mann mußte ich nun Vieles über die frühern Schicksale unsers europäischen Militärs unter D. Pedro erzählen, wogegen er mich mit Skizzen über Montevideo, wo er studirt hatte, und der Erzählung einiger kleiner Liebesabenteuer erfreute, bis uns sein Weibchen zum Nachtessen abholte, das, wenn auch einfach, doch Allen während herzlichem Geplauder trefflich mundete. Die guten Leutchen wollten mir hernach ein Lager in ihrer Wohnung bereiten, was ich jedoch höflich ablehnte, um über meine wieder im Hofe angebundenen Pferde zu wachen, und breitete deßhalb unter der Rammade mein Sattelzeug zum Lager aus. Den andern Morgen frühstückte ich noch zum Abschiede mit dem gastfreundlichen Ehepaar, das mir liebevoll eine glückliche Reise wünschte, welche ich nun ungesäumt antrat, da ich das Dorf schon inzwischen besichtigt hatte. Das Dorf Salto zeichnet sich, außer fünf bis sechs von Stein erbauten, geweißten und mit Azoteas (flachen Dächern) versehenen Häusern, nebst einigen Strohhütten, nicht besonders aus; es liegt auf einem felsigten Hügel, der, nebst der Umgegend, keinen erfreulichen Anblick gewährt, weil eine Menge kahler Felsblöcke, wie durch Erdbeben hin und her wie Ruinen aufgehäuft scheinen. Die Straßen sind, wenn auch mit vielen Häuserlücken, dennoch in gerader

Linie gezogen und theilweise mit Trottoirs versehen, aber ungepflastert. Die Kirche ist weiter nichts als eine Strohhütte und hatte nebenbei jenes einfache Gerüst, woran zwei kleine Glocken hingen. Der Handel ist nicht sehr bedeutend, obschon einiger Verkehr mit den Missionen und den übrigen Orten der Banda Oriental Statt findet. Wenn der Uruguay angewachsen ist, so können kleine Goeletten am Quai landen. Der Salto oder der Wasserfall, welcher dem Dorfe seinen Namen gibt, ist der Salto grande, fünf Meilen nördlich flußaufwärts, dessen senkrechte Fallhöhe 29 Fuß beträgt. Der kleinere, Salto Chico, ist zwei Meilen vom Dorfe aufwärts entfernt, hat jedoch nur 5 Fuß Fallhöhe. Diese Wasserfälle sind zur Regenzeit nur durch ihren reißenden Lauf bezeichnet; der Uruguay ist dann bis in die Missionsgegenden sogar für größere Fahrzeuge schiffbar. Ein Militairkommandant, der zugleich Polizeichef ist, ein Hafenkommandant, ein Friedensrichter und ein Zollaufseher theilen sich in die Verrichtungen der Justizpflege; auch existirt auf Kosten der Regierung eine Elementarschule. Bevor ich abreiste, war ich noch Augenzeuge, wie sich zwei Gauchos vor der Thüre einer Pulperie herumfochten und sich mit ihren Messern zerfleischten. Die Kerls hatten sich beim Kartenspiel entzweit und sich mit den Worten: „Se tu tiénes cojones, sáles á fuera! (Wenn Du Testikel hast, so komm heraus!)" vor die Thüre in die Straße begeben. Niemand mischte sich in ihren Streit, während Jeder seinen Poncho um den linken Arm wickelte, beide die Messer schwangen, sich gegenseitig auf die Fußspitzen traten und ganz kaltblütig mit den Worten: „al Tajo! (auf Hieb!)" sehr geschickt fochten, den linken umwickelten Arm als Schild gebrauchend. Dem Geübtern gelang es jedoch bald, seinem Gegner einen Kreuzhieb über die Stirn bis an die Mundecken anzubringen, und ehe sich Jener sammeln konnte, war er schon auf sein Pferd gesprungen und davon gejagt. Der Verwundete begnügte sich, zu sagen: „Dieser Sohn einer großen Hure ist mit mir fertig geworden!" Ob er seinen Gegner nachher

verfolgte, weiß ich nicht, denn ich ritt mit empörtem Gemüth weiter. Diese Kerls gehörten noch in die Klasse ehrlicher Kämpfer, denn später sah ich öfters einige, welche nicht so ehrenvoll die Kampfart bestimmten, sondern verrätherisch und plötzlich ihre Gegner mit Messerhieben und Stichen überfielen. Zuweilen, wenn ein Streit cavaliermäßig geschlichtet werden soll, wird à punnalada (auf Stich), gewöhnlich in den Unterleib, der Kampf ausbedungen, ohne daß bei solchen Raufereien die Umstehenden als Vermittler auftreten, oder nur im Geringsten sich darum bekümmern. Unterweges begegnete mir ein Peon (Knecht), ein Mestize, welcher in Aufträgen seines Herrn nach dem Flecken Paysandu reiten mußte und mir nun bis an den Fluß Daiman Gesellschaft leistete. Dieser Fluß ist sonst zu Pferde leicht zu passiren; auch waren keine Piroguen vorhanden, die uns übergesetzt hätten, aber zufällig war derselbe stark angeschwollen; meine Pferde waren ziemlich ermüdet, daher mein Begleiter, welcher mich aus Gutmüthigkeit nicht allein lassen wollte, mir anrieth, den Fluß in der Pelota zu passiren. Ich hatte mich auf einen solchen Fall schon früher vorbereitet und deßhalb eine große Caronna gekauft, welche ich als Satteldecke und Unterbett bisher gebrauchte, nämlich die trockne Haut einer jungen Kuh ins Viereck geschnitten, welche beständig tüchtig mit Fett eingerieben sein muß, um sich weich und geschmeidig zu erhalten, dann, zwei Mal zusammengelegt, gerade die Größe einer Satteldecke ausmacht. Um dieselbe als Pelota zu gebrauchen, wird sie auseinandergebreitet, die Haare nach Innen gekehrt, und alsdann die vier Zipfel mit ledernen Riemen zusammengezogen und gebunden, wodurch sich an allen Seiten ein handlanger Rand bildet und das Ganze dadurch ein viereckiges Schiffchen vorstellt, welches sich auch auf dem Wasser gut flott hält; man kann sich sodann hineinsetzen, das Sattelgeräth und allfällige wenige Effekten einladen und die ganze Pastete sous la garde de Dieu dem Pferde an den Schwanz binden, welches nun mit seiner Ladung an das andere Ufer schwimmt.

Dieses Ueberschiffen ist sehr gefährlich, besonders wenn man sich allein befindet und das Pferd nicht ganz zahm und zuverlässig ist, wo durch irgend eine Bewegung die Pelota Wasser schöpft, oder, wenn das Pferd kein guter Schwimmer oder ermüdet ist, man stromabwärts getrieben wird. Ich hatte mein Pferd abgesattelt und bloß dem Schimmel die Zügel über den Hals gebunden, um ihn am andern Ufer besser fangen zu können, und alsdann beide Thiere in den Fluß gejagt. Während meine Pferde durch den Fluß schwammen, hatte mein Begleiter die Pelota verfertigt, sich nackt ausgezogen und sein Sattelzeug nebst dem meinigen und unsere Kleider in diese lederne Schachtel gelegt; dann spornte er meine Wenigkeit an, mich in diesen Muschelwagen zu setzen, was ich nicht ohne peinliche Verlegenheit bewerkstelligte und leise fluchend von Herzen Südamerika mit allen seinen Flüssen und Pelotas zum Teufel wünschte. — Mein Tritone hatte sich nun auf sein Pferd gesetzt, den Riemen, welcher am Vordertheil meiner Muschel befestigt war, um die rechte Hand gewickelt und kutschirte mich auf diese Art glücklich hinüber. Der Fluß war an einigen Orten beträchtlich tief, denn das Wasser reichte dem Manne oft an die Brust; doch glücklicher Weise war derselbe nicht reißend, sonst wäre ich wahrscheinlich nicht am besten weggekommen, denn die Pelota ging tief im Wasser. Auf meinen spätern Reisen mußte ich diese Kutscherei noch einige Male in Anwendung bringen, weil ich nicht schwimmen kann. Diese beschwerlichen Umstände verbitterten mir öfters meine Reiselust. Am andern Ufer kleidete sich mein Begleiter schnell wieder an und half mir meine Pferde erhaschen. Der Muschelwagen wurde nun wieder zusammen- und unter den Sattel gelegt, und dann ging es im scharfen Galop vorwärts. Die Landschaft gewann je länger je mehr an Abwechslung; üppige Triften und Waldungen, von länglichten Höhen und Hügeln durchschnitten, schlossen sich in unabsehbarer Ferne zusammen. Meine Pferde konnten zuletzt den beständigen Galop, den mein Gefährte während zwei Stunden

eingeschlagen, nicht länger fortsetzen, und somit trennten wir uns freundschaftlich; denn trotz seiner Gutmüthigkeit wollte er sich doch nicht zu einem regelmäßigen Trabe verstehen.

Ich erreichte noch zeitig die Estancia del Herwidero, deren Besitzer ein europäischer Spanier sein soll, und wurde von dem Majordomo (Verwalter) unter ein offenes Schuppendach gewiesen, um mein Pferd abzusatteln; das war auch für einstweilen die ganze Gastfreundschaftsbezeugung. Diese Estancia liegt nahe am Uruguay und ist zugleich ein Saladero, worin mehrere Arbeiter beschäftigt waren, welche mit vieler Geschicklichkeit und Behendigkeit das Fleisch von den Knochen trennten, dann mit dem Messer in große, breite Stücke zerschnitten, in Peloten, welche jedoch die Haare nach Außen gekehrt hielten, statt hölzerner Gefäße aufschichteten und mit Salz bestreuten. Andere breiteten das Fleisch wieder auf großen, im Freien stehenden Hurden aus, um an der Sonne zu dörren, indeß Einige die Markknochen mit kleinen Beilen zerschlugen und das Mark in Fässer leerten. Einer der Knechte brachte mir auf Befehl des Verwalters ein Stück rohes Fleisch, mit dem Bedeuten, dasselbe in der großen Küche am Feuer zu braten. Diese Küche war weiter nichts, als eine große Strohhütte ohne Kamin, wie es in Brasilien und dem übrigen Südamerika auf dem Lande gebräuchlich ist, wo der Rauch sich durch die Thüröffnung und andere Löcher hinauszieht. Das ganze Ameublement dieser Küche bestand in einem Dutzend Ochsenschädeln, die statt Stühlen an den Seitenwänden und nahe am Feuerheerd herumlagen, einigen hölzernen Bratspießen und drei großen mit Fleisch gefüllten Töpfen, welche das Nachtessen für die Knechte enthielten. Der Heerd in solchen Küchen besteht jedoch aus keiner gemauerten Erhöhung; darunter ist nichts anders verstanden, als das bloße Feuer, das man auf der Erde in der Mitte der Hütte angezündet hat. Ich spießte hier mein Fleisch in die Erde, und eine alte China, welche die Töpfe besorgte, häufelte mir mit einem Feuerbrande einige Kohlen um

den Braten herum, den sie mir auch bis zum Garwerden besorgte, während ich meine Pferde zur Tränke führte und an einen guten Weideplatz band. Bei meiner Rückkehr speiste die Alte, freundlich grinzend neben mir sitzend, einige Stücke von meinem Braten und spießte dann mit meinem Messer ein schönes Stück Fleisch aus dem Topfe, welches sie mir mit vieler Liebenswürdigkeit als Nachtisch überreichte. Ich benutzte die übrige Zeit mit Besichtigung des Saladeros, den ich nur Anfangs oberflächlich überblickt hatte. Die Wohnung des Spaniers war aus Stein erbaut und hatte viel Aehnlichkeit mit einer Burg, oder vielmehr mit einem viereckigen Thurme, denn die Azotea war mit Schießscharten versehen, aus welchen auch wirklich zwei Böller hervorguckten; zwei Stück vom nämlichen Kaliber lagen auf der Erde. Die Lage des Gebäudes war gut gewählt, ganz dicht am Flusse auf einem Hügel, wo das Auge weit ins Innere der Umgegend schweifen konnte. Die übrigen Wohnungen waren alle Strohhütten, die theils als Magazine, theils als Werkstätten gebraucht wurden, woran sich noch eine Menge Hüttchen anschlossen, welche die Knechte mit ihren Weibern bewohnten, wodurch das Ganze den Anschein eines Dörfchens hatte. Ein großes Terrain nahmen zwei ungeheure Viehpferche nebst dem Estacciador ein (der Platz, wo die Häute aufgespannt und getrocknet werden). Ein Engländer, mit welchem ich mich bis zur Dämmerung unterhielt, arbeitete hier als Zimmermann; er sprach sehr gut spanisch und erzählte mir eben nicht viel Gutes über Verdienstaussichten in der Banda Oriental und Buenos Ayres. Er gab mir noch den wohlgemeinten Rath, nach dem ruhigern Brasilien umzukehren, weil diese Provinz neuerdings revolutionairen Umtrieben ausgesetzt sei. Ich dankte ihm zwar für seinen Rath, behauptete jedoch, die angefangene Reise bis nach Montevideo zu beschließen. Der Eigenthümer des Saladeros spazierte in Begleitung eines Kaufmanns, beide wohlgekleidet, auf der Terrasse des Hauses herum und rief den Engländer zum Nachtessen herbei. Nun konnte

ich allein dastehen, denn Niemand rief mich zu Tische, was mich denn doch ein Bischen verdrießlich machte, das südamerikanische Gastrecht mir vor der Nase entziehen zu sehen, unter Landsleuten oder wenigstens Europäer gegen Europäer, in einem Lande, wo Freiheit und Gleichheit immer das zweite Wort im Gespräche sind. In Brasilien ist es öfters der Fall, daß durchreisende Gäste nicht mit dem Hauswirthe am nämlichen Tische essen, aber in dieser Provinz ist es desto auffallender. In einigen Häusern ist es gebräuchlich, bloß dem Gaste ein Stück rohes Fleisch zu geben, welches er braten kann, wo er will und ohne daß man sich weiter für ihn interessirt, wie ich später in Gesellschaft eingeborner Reisenden in einigen Estancias öfters mich überzeugte. Die vielen Civilkriege, das herumstreifende Gesindel und die Menge Reisender mögen wohl die Einwohner zu Mißtrauen und Vorsichtsmaßregeln gezwungen haben, weil gewiß viele Fälle Statt fanden, wo das Gastrecht durch Reisende schändlich verletzt wurde. Meistens kehrte ich seitdem in bescheidenen und unansehnlichern Häusern ein, wo ich zwar öfters nicht reichlich bewirthet wurde, aber mich doch bei dem Wenigen, das man freundlich und liebevoll mit mir theilte, glücklicher und zufriedener fühlte, als mit dem Ueberflusse bei kalten, gefühllosen Reichen. Während die Herren Europäer speisten, spazierte ich, über die kleinliche Zurücksetzung ein Bischen leise fluchend, auf dem Felde herum, wo die Knechte einige Stunden vorher eine Heerde fetter Kühe und Ochsen geschlachtet hatten und deren Gerippe sammt den Köpfen, woran doch noch ziemlich viel Fleisch hing, der Verwesung preisgegeben waren. Wie viele Familien hätten sich hievon ernähren können, und wie viele sonstige Vortheile hätten sich aus diesen Ueberbleibseln ziehen und in Geld verwandeln lassen! Um mich nicht weiter zu ärgern, kehrte ich nach der Wohnung zurück und sah von Weitem das alte Mütterchen, welches mir mit beiden Händen zur Eile winkte. Ich hatte kaum unter dem Schuppendache Posto gefaßt, als mir das gute Weib einen schönen Spießbraten,

einen Teller voll Guisado (Fleisch in Würfel zerhackt und in Fett geschmort) nebst einem blechernen Löffel und einem andern Teller mit gekochten delikaten Brustknochen darreichte, indem sie freundlich grinzend sagte: Ich habe für Dich gesorgt, mein weißer Sohn, daß Du keinen Hunger zu leiden hast! Diese Worte waren mir Ersatz genug für den Herrentisch; ohnedieß konnte ich nun auch ganz ruhig meine Mahlzeit verzehren. Dem Mütterchen wollte ich aus Dankbarkeit einen Silberreal zu Branntwein schenken, konnte sie aber durchaus nicht zur Annahme bewegen, worauf sie mir etwas mürrisch gute Nacht wünschte. Unter dem Schuppendache hielt ich nun mein Nachtlager, war aber schon vor Tagesanbruch auf den Beinen und begegnete dem Engländer, der mich zur Küche führte und mich mit Thee und einem Stück Braten bewirthete; dann sattelte ich meinen Gaul und zog wieder meine Straße. Nachmittags erreichte ich die Estancia eines Franzosen, Namens Sacristen, von Marseille, der sich als Unitario von Buenos Ayres hieher geflüchtet und diese Länderei sich angekauft hatte. Die Wohnungen waren äußerlich schön geordnet und bildeten einen großen Hofraum, dessen Vorderseite mit schönen Pappeln besetzt und ringsum mit mannshohen zugespitzten Pallisaden eingezäunt war, welche eine einzige Oeffnung hatten, die man ebenfalls fest zuschließen konnte; im Innern des Hofes war eine große Rammada zur Aufnahme der Gäste angebracht; im Hintergrunde befand sich ein Gemüsegarten und eine Maispflanzung. Ich band meine Pferde an die Einzäunung, als eine Mulattin mir auf meinen Gruß zurief: „Passa usted, adelante!“ Die Mulattin betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann etwas mürrisch: „Die Sennora ist allein zu Hause und unpäßlich, und der Herr ist mit den Knechten ausgeritten, um eine Kuh zu schlachten; Sie müssen also einstweilen unter der Rammada warten, wenn Sie ein Stück Fleisch wünschen“, und trollte bei den letztern Worten nach der Küche. Ich war eben im Begriff wegzureiten, als die Leute mit einem Trupp

Vieh angesprengt kamen. Der Verwalter verfehlte zweimal mit dem Lasso eine Kuh, als der Franzose mit vieler Behendigkeit selbst seinen Lasso schwang und auf den ersten Wurf das Thier bei den Hörnern erfaßte, dann tüchtig sein Pferd herumtummelte und den beschämten Knechten zurief: „Tambien los gringos *) son capaces, de hacer semejante trabajo, que los Creollos tiénen por una obra maravillosa! (die Gringos sind eben so wohl im Stande, eine solche Arbeit zu verrichten, welche die Creolen für ein Wunderwerk halten!)" Die Knechte hatten indeß dem Thiere die Schlinge um die Vorder- und Hinterfüße geworfen, während ein Reiter vom Pferde sprang, den Schweif des Thieres erhaschte, dann von der linken Seite her, um sich vor den ausschlagenden Hufen zu sichern, mit einem Hieb seines Messers die Sehnen der Hinterbeine entzwei hieb, wodurch das Thier in die Stellung eines sitzenden Hundes gerieth; sofort näherte sich der Knecht, den Schweif noch in der Rechten haltend, dem Halse des Thieres und führte nun einen kräftigen Stich mit der Linken, der die Halsröhre zerschnitt. Das Thier wurde nun alsbald zu Boden geworfen und war in solchem Zustande nicht mehr fähig, sich aufzurichten, während die Uebrigen nun die Haut abzogen, die Eingeweide herausnahmen, die Viertel von den Knochen mit einer Axt trennten, dann die Rippen, den Kopf vom Halse und die Knochenstücke des Rückens in zwei Theile zerhackten, was innert wenigen Minuten bewerkstelligt wurde. Zum Schlachten sind gewöhnlich zwei Personen genügend; nur bedarf es guter Pferde zu diesem Geschäfte, einen äußerst starken Sattelgurt, hauptsäch-

*) Gringos, auch Carcamanes und Saracenos, sind Schimpfnamen, welche die Creolen (Eingebornen) den Europäern aus Verächtlichkeit beilegen, weil sie sich nicht sogleich in ihre Gebräuche und Arbeiten finden. Chapetones betiteln sie die europäischen Spanier, welches Wort so viel als blinder Tölpel bedeutet. Der Franzose gebrauchte hier nun Gringo als Stichwort auf die Creolen.

lich Uebung, Geschicklichkeit und selbst Geistesgegenwart; ich sah einige Eingeborne, denen vier Finger außer dem Daumen an der rechten Hand durch Unvorsichtigkeit bei allzu plötzlichem Schnellen des Lasso's zu Stummeln zerschnitten waren. Meine Leser werden mich entschuldigen, daß ich die Viehschlächterei diesen Augenblick so umständlich beschrieb, und sich zufrieden geben, weil diese Methode von der europäischen so verschieden ist und in Bezug auf die Beschäftigungen der Südamerikaner wohl eine deutliche Schilderung verdient, die ich bis jetzt unterlassen hatte. Es ist zu bemerken, daß das Fleisch eines auf diese Art geschlachteten Thieres zuweilen nicht so schmackhaft zu genießen ist, wie nach unsern Schlächtergebräuchen, weil durch das Jagen und Fangen das Vieh zur Wuth gereizt und ermüdet wird. — Der Franzose war nach Beendigung seiner Geschäfte abgestiegen und in den Hofraum geschritten, wo ich ihn auf französisch begrüßte. Er fragte mich, aus welcher Provinz Frankreichs ich gebürtig sei, und veränderte in etwas seine Mienen, als ich mich für einen deutschen Schweizer erklärte, fügte jedoch artig hinzu, daß ich mit ihm einen frischen Braten speisen solle, meine Pferde absatteln und, falls ich's wünschte, mein Nachtquartier bei ihm aufschlagen könne; hierauf entfernte er sich, Geschäfte vorbeugend, militärisch grüßend. Dieser Mann hatte eine hohe, kräftige Gestalt, eine edle, militärische Haltung; Kühnheit blitzte aus seinen Augen; ein dicker, rother Backenbart beschattete die etwas finstern Züge, welche den abgehärteten Seemann und den an Strenge gewohnten, das Kommando ertheilenden Offizier auf den ersten Blick bezeichneten. (Er hatte auch, wie ich später erfuhr, als Korsarenchef im letzten Kriege den Brasiliern öfters heiß gemacht.) Seine gegenwärtige Kleidung war vollkommen die eines Gauchos, nur hing ihm ein gewichtiger Säbel an der Hüfte, in dessen Gürtel noch ein langes Messer stack. Mit diesen Waffen, konnte man wohl schließen, war er stets bereit, seinen verrätherischen oder ungehorsamen, mauligen Knechten und Unter-

gebenen den Schädel zu spalten, denn nur auf diese Art kann ein Mann diesen Gauchos imponiren, der ihnen an Körperstärke, Gewandtheit und Reitergeschicklichkeit gleich oder überlegen ist. Diplomatiker, Pedanten, Federfuchser, Stutzer und Schnürleibermännchen sind von ihnen äußerst verachtet. — Bald zeigte sich der Franzose wieder mit seinem Verwalter unter der Rammada, wo wir uns alle Drei auf eine Kuhhaut zur Erde setzten und einen Spießbraten verzehrten, den ein Knecht vor uns aufpflanzte. Den Rest des Tages wollte ich zur Fortsetzung meiner Reise benutzen und machte daher meinem Wirthe die erforderlichen Ehrenbezeugungen. Nach Sonnenuntergang erreichte ich eine mittelmäßige Estancia, deren Eigenthümer abwesend war, wo ich von dem Verwalter ein Bischen frostig empfangen wurde. Dieser meldete mir, als ich kaum abgestiegen war, daß hier zwei meiner Landsleute, wenigstens sind es Deutsche, fügte er hinzu, anwesend wären, und wirklich schritt ein baumlanges Individuum über den Hofraum mir entgegen und grüßte mich in deutscher Sprache. Es war ein ehemaliger brasilischer Grenadier, welcher mich nun traulich an der Hand in den Hofraum führte; sein Kamerad, der unter der Rammada saß und aus einem thönernen Stummel dampfte, stand nun auf und reichte mir grüßend seine Hand, worauf mich dann Beide mit Fragen über meine Reise u. s. w. bestürmten. Ich befriedigte sie einstweilen, so gut ich konnte, und besorgte dann meine Pferde, wozu mir Beide behülflich waren, indeß uns der Verwalter bald nachher zum Nachtessen rief, das wir im Freien verzehrten und natürlich nichts als Spießbraten und gekochtes Fleisch war. Diese Deutschen erzählten mir nun, daß sie von Porto alegre aus über St. Franzisco de Paula, über den Fluß Jaguaron nach Maldonaldo, St. Carlos und Montevideo gereist wären, ohne ersprießliche Beschäftigung finden zu können; in der Umgegend von Montevideo hätten sie endlich das Glück gehabt, in einem Saladero angestellt zu werden, wo sie als Knechte die niedrigsten Arbeiten verrichten mußten,

doch endlich sich einige Kleidungsstücke und Jeder ein Reitpferd verdienen konnte, worauf sie aus Mangel an Arbeit die Reise hieher antreten mußten. Wir lachten nun bei allem Elend recht herzlich über die verschiedenen Rollen, die uns die launige Fortuna in diesem Lande zugetheilt hatte, und legten uns brüderlich neben einander schlafen. Den folgenden Morgen fragte uns der Verwalter, ob wir nicht Lust hätten, einige hundert Bäume zu fällen; er wolle uns Fleisch genug liefern, auch bezahle er zwei volle Silberpiaster von hundert fertig gehauenen Stämmen, indem er uns die Pallisaden seines Hofes als Muster anwies. Wir nahmen gerne den Antrag an, um wieder einige Geldstücke zu verdienen und den abgematteten Pferden einige Tage Erholung zu gestatten. Der Verwalter ritt nach genossenem Frühstück sogleich mit uns an Ort und Stelle, an die Küsten des Uruguays hin, etwa anderthalb Legoas von der Wohnung entfernt. Eine eigentliche Waldung war zwar nicht vorhanden, nichts als weitläufig entfernte Gruppen von Dornbäumen und an den Küsten dicht verwachsene Rohrbüsche und junges Laubholz. Wir ritten nun wieder zurück, um uns mit Aexten zu versehen, die uns der Verwalter ohne Stiel überlieferte, mit dem Bedeuten, daß wir die Aexte, falls sie zerbrechen würden, per Stück mit zwei Piastern bezahlen müßten; die Stiele, meinte er, können wir selbst dazu machen, weil er keine vorräthig besitze. Das waren nun wieder reizende Aussichten für diesen schönen Beruf; denn im ganzen Hause war weder taugliches trockenes Holz, noch das geringste Werkzeug außer unsern Messern vorhanden, um diese Stiele zu verfertigen. Nach langem Fragen endlich erfuhr ich von einem Knecht, daß eine halbe Meile von da ein alter Indianer wohne, der uns diese Arbeit verrichten könnte, wohin ich ohne Säumen mit unsern Aexten ritt und glücklicher Weise die Hütte des Indianers auffand, der sich gegen Erstattung von zwei Silberrealen für jedes Stück verpflichtete, nach Sonnenuntergang dieselben nach der Estancia hinzubringen, und auch wirklich Wort hielt.

Wir benutzten den Rest des Tages zum Flicken unserer Wäsche und rüsteten einige alte Lumpen zurecht, die bei dieser beschwerlichen Arbeit gut genug waren, und hatten am Abend vollauf zu thun, um die stumpfen Aexte auf einem flachen Steine zu schleifen. Der Verwalter hatte uns versprochen, unsere Pferde indessen sorgfältig mit einigen aus seiner Heerde zusammen zu kuppeln, und somit packten wir den andern Morgen unsere Sattelzeuge als Betten nebst den Aexten auf den Rücken und marschierten vor Tagesanbruch nach dem Holzschlage hin, nur mit einem kleinen Vorrathe von dürrem Fleische versehen. Diese Espinillos (Dornbäume) gaben uns furchtbar zu schaffen, denn das Holz war eisenhart; wenn auch die Bäume nur den Umfang eines Mannsschenkels hatten, so war es nicht anders möglich, als kleine Splitter loszubringen, die wie Glas unter den stärksten Axthieben bröckelten; überdieß konnten wir nicht alle Bäume gebrauchen, welche nicht das vorgeschriebene Maß von 5½ Schuh hatten; auch war diese Gegend schon ziemlich ausgeholzt, daß wir oft weit genug laufen mußten, um einige taugliche Stämme zu finden, die man noch auf der einen Seite zuspitzen muß, damit sie als Einzäunungen für Estancias gebraucht werden können. Den ersten Tag hatte Jeder mit der größten Noth dreißig Stämme fertig gehauen, die wir nun noch auf den Schultern aus ihren entfernten Lagen auf einen Haufen sammeln mußten. Unsere ganze Nahrung bestand aus nichts, als dem elenden gedörrten Fleische, und für erquickendes Bier und Wein konnten wir mit der hohlen Hand Wasser aus dem Flusse schöpfen. Ich erinnerte mich hier an die Holzhacker in Zürich, die, wenn sie mit aller Bequemlichkeit ein Klafter Holz sägen und spalten und neben guter Bezahlung noch mit Wein, Brod und Käse gut gefüttert werden, Wunder meinen, was sie gethan haben, das gewiß ein Kinderspiel gegen das Fällen der Espinillosbäume bei solcher Nahrung ist. Wir hatten unser Tagewerk erst bei einbrechender Nacht beendigt und waren im höchsten Grade ermüdet; dennoch mußten wir uns wieder auf die Beine machen,

um Holz zur Feuerung zu suchen, und den hungrigen Magen wieder mit dem elenden Fleische zu sättigen und bei allfälligen Besuchen von Tigern und Schakals besser auf der Hut zu sein. Wir plauderten nun noch eine Weile an unserm Heerde und schliefen dann ermüdet ein, obschon uns das heisere Geheul der Schakals (Aguaraguazu) zuweilen beängstigte, die ich mit einem Pistolenschuß, den ich abfeuerte, zu verscheuchen glaubte, worauf wir uns ununterbrochen bis zum grauen Morgen dem Schlummer überlieferten. Den andern Tag setzten wir mit unermüdetem Fleiße unsere saure Arbeit fort und erhielten zwei Viertel frisches Fleisch, das uns ein Knecht in der Sattelcroupe brachte, nebst etwas Salz, das wir sogleich zum Dörren des Fleisches verwendeten. Wir hatten nun flußabwärts einen ergiebigern Holzschlag entdeckt, der unsere Arbeit merklich förderte, aber uns zugleich nöthigte, wegen der Entfernung unsern Proviant dahin zu schleppen und während der Nacht jeder zwei Stunden zu wachen, um das Feuer zu unterhalten und die Schakals zu beobachten, die, das frische Fleisch witternd, welches an einem Baume hing, ganz nahe heran kamen. „Der Donner schlag' in das Hundeleben!“ rief am dritten Morgen unser Grenadier; „Kameraden! frisch in die Hände gespuckt, ehe uns Schakals und Tiger fressen!“ Mit diesen Worten weckte er uns vor Tagesanbruch aus dem Schlafe und spießte ein gewaltiges Stück Fleisch an den Heerd. Gähnend erhoben wir uns, und der kleine Berliner, ein ehemaliger Kaufmannsdiener, stöhnte sein: „Ach Jott, schon wieder Morjen!“ und betrachtete seine mit Schwielen bedeckten Hände. Nach genossenem Frühstücke banden wir unser Sattelgeräthe an die Zweige eines Espinillos und trabten dann, die Aexte auf der Schulter, durch das hohe bethaute Gras in unsere Reviere. Den vierten Tag Abends, als wir den Fluß abwärts einen neuen Holzschlag suchten, begegneten wir drei Irländern, die für einen Grenznachbar ebenfalls Bäume fällten, aber die Sache ein Bischen handwerksgemäß betrieben; denn sie hatten zwei eigene

Sägen und gute Aexte, was ihnen die Arbeit ungemein erleichterte. Sie führten uns nach ihrer Hütte, die sie mit einem tiefen Graben umgeben hatten, und schienen sich in ihr Loos leidlich zu finden, da sie auf ihrer heimatlichen Insel wahrscheinlich kein besseres mochten genossen haben; wenigstens waren sie viehisch roh und machten sich uns nur durch einen furchtbaren Mischmasch von abgebrochenen spanischen und irischen Worten verständlich. Wir säumten uns hier nicht lange und fanden dann nach langem Hinundhersuchen auf dem Rückwege einige ergiebige Baumgruppen und hatten endlich Nachmittags die Freude, daß Jeder ungefähr zweihundert und etliche dreißig Bäume gehauen hatte, die wir nun im Laufe des Tages auf den Schultern an einen Haufen sammelten. Des Abends saßen wir beim Feuer königlich vergnügt und verabredeten uns, den fünften Tag insgemein das letzte Hundert voll zu machen. Die verfluchten Schakals waren diese Nacht so dreist, daß wir nicht schlafen konnten und unter beständigem Geschrei das Feuer anschüren mußten. Als wir den andern Morgen nach einem Holzschlage uns umsehen wollten, gewahrten wir unweit dem Ufer den frischen Kadaver eines jungen Rindes, d. h. einen Haufen Knochen und einige Stücke Fell, die daran hingen, so wie den Kopf und die kleinen Hufen, welche uns auf ein junges Rind schließen ließen, überdieß die Tatzen eines Tigers und niedergestreiftes Gras und besonders einen ungeheuern Gestank, was uns die Gewißheit gab, daß in der Nähe eine oder mehrere solcher Katzen hausen mußten. Wir schwenkten daher sogleich ab, nach unserm Heerde zu, packten unsre Siebensachen auf die Schultern und stolperten nach der Wohnung hin. Ob die Thiere, die wir für Schakals hielten, wirklich F. v. Azaras Aguara-Guazus oder vielleicht wilde Hunde waren, will ich nicht behaupten; doch ihr heiseres Geheul und auch ihre Größe, da sie uns ganz nahe kamen, berechtigen mich, das Erstere zu glauben. Der Verwalter hielt uns diesen Tag unter allerlei Vorwänden hin, um die Arbeit zu besichtigen, und nahm

auch wegen des todten Kindes weiter keine Notiz. Den folgenden Morgen konnten wir ihn jedoch bewegen, die gefällten Bäume zu zählen, und nun zahlte er uns endlich mit einem Murrkatergesichte unsern sauern Lohn aus, jedoch mit Abzug von zwei Piastern für eine Axt, die der arme Berliner noch den letzten Tag an einem Baume zerbrochen hatte, dessen Schaden wir aber brüderlich theilten. Den vorigen Tag brachte ich mit dem Aufsuchen unserer Pferde zu, die man nie zusammen gekuppelt hatte, sondern unbekümmert herumlaufen ließ, wobei sie sich nach allen Gegenden zerstreuten. Ein Knecht hatte mir sein eigenthümliches Pferd gegen baare Bezahlung geliehen, sonst hätten wir vermuthlich zu Fuße unsre Pferde aufsuchen müssen. Wir waren nun wieder reisefertig, und meine Kameraden suchten mich zu bereden, in ihrer Gesellschaft nach Sao Pedro zurück zu kehren. Zwischen Paysandu, das ich am folgenden Morgen zeitig erreichte, und dem Flusse Daiman hat man noch mehrere Aroyos (Flüßchen) und den Fluß Quegay unweit dem Dorfe zu passiren. In Paysandu stieg ich vor der Pulperie eines europäischen Spaniers ab, der mich sehr freundschaftlich empfing, mir seinen Hofraum zum Einstellen meiner Pferde anwies und meine Effekten verwahrte. Als ich mich mit einem Glas Wein und etwas Fleisch erquickt hatte, wanderte ich ein Bischen im Dorfe herum, das damals nur sehr wenig Europäer zählte, überhaupt nicht sehr bevölkert schien, obschon sich wirklich einige hübsche Häuser mit flachen Dächern vorfanden und andere neu erbaut wurden. Die meisten Wohnungen waren Strohhütten, und das einzige öffentliche Gebäude, die Kirche, paradirte auf einem Hügel, war aber im Vergleich mit der Kirche in Bella-Union und den andern Dörfern ein erbärmlicher Schafstall; überall pfiff der Wind durch die zerrissenen Lehmwände dieser liederlichen Strohhütte. Den Altar und die Kirchenzierrat wage ich nicht zu beschreiben; aber erbaulich war's anzusehen, wie neben diesem Stalle das Haus des Pfarrers paradirte, ein wirklich schönes Gebäude, aus Stein erbaut, drei Stock-

werke hoch, mit einem prachtvollen Belvedere geschmückt. Im Fenster lag so eben seine Hoheit der Herr Pastor mit einem ausdruckslosen Vollmondsgesicht und dampfte fein Havanna-Cigarro; mit ihm schäkerte ein hübsches schwarzlockiges Mädchen von üppigen Körperformen und schalkhaften Augen, die so eben mit ihren satyrisch lächelnden Mundwinkeln zu sprechen schien: „Das Alter (auch zuweilen der Stand) schützt vor Thorheit nicht.“ Sehr erbaulich ist's auf dieser verrückten Welt! brummte ich vor mir hin und schlenderte auf der andern Seite des Hügels hinab; denn ich bemerkte drei Deutsche, die so eben ihren europäischen Kunstsinn an einer großen Strohhütte verschwendeten. Als ich mich näherte, erkannte ich einen alten Hornisten von meinem Bataillon liederlichen Andenkens, und dessen Gehülfe gab sich, als wir uns begrüßt hatten, für einen alten Sergeanten vom 27sten Jägerbataillon aus. Ein baumlanges, mageres Subjekt, der Dritte, hatte sich so eben, als ich etwas eifersüchtig den Herrn Pastor mit seiner Freundin beguckte, mit einem Schubkarren ungefähr zwanzig Schritte weit von der Hütte entfernt, dort seinen Karren abgestellt und in höchsteigener Person in ein Loch voll aufgehackter und benetzter Erde sich sehr gravitätisch postirt. Eine alte Sammethose und ein zerrissenes, schmutziges Hemd bedeckten mit anspruchloser Bescheidenheit die sterbliche Hülle des großen Philosophen, welcher nun mit sokratischem Gleichmuth seine Beinkleider über die Schenkel krämpte und alsdann mit wohlberechneten Schwenkungen taktmäßig die erwähnte Materia zu einem Teige knetete, wobei sein schalkhaftes Hemd aus den verrätherischen Hosennähten an einer unedlen Stelle hervorguckte. Bruder Schweizer! sagte der Hornbläser, vermuthlich wirst du diese große Lärmstange nicht kennen, die jetzt wie ein Tanzbär in dem Loche dort sich herumdreht? Das ist ein alter Grenadierhauptmann vom dritten Bataillon; wir haben ihn da ein Bischen zum Helfen angestellt; der Sappermenter muß uns Dr... zukutschiren, daß wir noch heute die Seitenwände an unserm Berliner Börsengebäude verkleistern können.

Der Philosoph war indessen mit Kneten fertig geworden und kam nun mit einer Ladung angefahren. Du hast dießmal verdammt wenig aufgeladen; du glaubst gewiß, daß dir der Kapitänsrücken entzwei bricht, sagte spöttisch der alte Sergeant. Da, grüß' mal den Landsmann, fuhr er fort, er ist ein Schweizer, auch so ein Stück Unglücksvogel, wie unser einer; treibt sich jetzt in dem Affenlande herum, sucht Arbeit, eine Anstellung, weil mit dem Gold- und Diamantenfischen nichts los ist! Halt's Maul mit deiner Hauptmannschaft, alter Hallenser Stiefelfuchs, Kuppelpelz und grundverdorbener Bettelvogt! schimpfte der ehemalige Offizier auf den alten verrosteten Sergeanten, während er mir die Hand zum Gruße drückte. Die Hermannssöhne lachten nun aus vollem Halse, und ich konnte natürlich dabei nicht weinen, denn die Bekanntschaft hatte sehr interessant begonnen. Der Hornist erkundigte sich nun nach meinem Absteigequartier, und als ich ihm solches bemerkte, versprach das schöne Trifolium einmüthig, mich zu besuchen, sobald sie ein Dutzend Schubkarrenladungen verkleistert hätten. Ich verfügte mich indeß wieder zu meinem Spanier, und wenn ich auch schon kein Vergnügen darin fand, mich näher mit dem germanischen Kleeblatt einzulassen, so war ich nichts desto weniger begierig, einige Bruchstücke aus der Lebensperiode dieser Europäer zu vernehmen, denn es kann auf dieser Welt nichts Lehrreicheres geben, als von einem Menschen zu hören, auf welche Art er das geworden ist, was er den Augenblick wirklich ist. Während ich nun ein Glas Wein trinke und die ehrbare Gesellschaft erwarte, will ich meinen Lesern das wenige Bemerkenswerthe in geographisch-politischer Hinsicht über diesen Flecken bemerken. Paysandu ist der Hauptort eines der drei Departements, worin die orientalische Republik eingetheilt ist, und liefert drei Deputirte und einen Senator in die Volksrepräsentantenkammer. Ein Militärkommandant für das ganze Departement wohnt hier, welcher zugleich die Funktionen eines Polizeichefs ausübt. Die Kommandantur, die Polizei, das Steuerbüreau

und die Alkaldia (Mairie) sind im nämlichen Hause vereinigt. Dieser Ort, der früher sehr unbedeutend war, hat sich nach und nach zu einem Flecken gebildet und wächst jährlich an, wie ich mich später im Jahre 1835 selbst überzeugte. Die Einwohnerzahl mochte sich damals (1834) auf dreitausend Seelen belaufen, und ich muß ihrem Charakter das Zeugniß geben, daß der gebildetere Theil sehr gastfreundlich, freiheitsliebend, hochherzig und mit gesundem Menschenverstande begabt ist, was sich im Allgemeinen von den Einwohnern dieses Staates sagen läßt. Die Straßen des Fleckens sind in geraden Linien gezogen, mit Trottoirs und Wehrpfosten versehen, auch theilweise gepflastert und in Cuadras (Vierecke), wie in Buenos und Montevideo, abgesteckt. Der Flecken gewährt von der Flußseite, südwestlich, keinen überraschenden Anblick; er liegt auf einem Hügelabhange, welcher ohne Bäume ist, so wie auch die anstoßenden Höhen, welche vom linken Ufer durch eine meilenlange sandige Ebene getrennt sind; dafür wird der Reisende, wenn er den Hügel erstiegen hat und den Flecken betritt, durch den Anblick einiger kleinen Gärten und Pflanzungen entschädigt; auch erfreut sich auf der Höhe das Auge einer schönen Aussicht auf den Uruguay, der herrlich mit seinen Inselgruppen prangt. Der Fluß mag hier die Breite von zweihundert Toisen haben. Der sogenannte Puerto (Hafen oder besser Landungsplatz) enthielt nur einige Handelsgoeletten nebst zwei Kriegsschoonern, als Wachschiffe der Republik hier stationirt. Das Lobenswertheste besteht jedoch in einer gut eingerichteten Elementarschule, welche der Staat auf seine Kosten besorgt und die Eltern mit Strenge anhält, ihre Kinder fleißig in die Schule zu schicken; neben dieser bestehen noch einige Kleinkinderschulen, von Partikularen gehalten. Doch, ich sehe nun das honnette Trifolium ankommen und lasse mir von dem Spanier eine Flasche Schnapps mit vier Gläsern geben, um dasselbe nach Gebühren zu empfangen. Die Herrmannssöhne hatten sich nun in ihrem Arbeitskostüme eingefunden und wurden, nachdem einige Flaschen Branntwein

ihre vertrockneten Gaumen erlabt hatten, ganz redselig. Der alte Offizier erzählte ganz offenherzig, wie ihm die Sache so possirlich vorkomme, daß er aus einer altadelichen, aber vornehmen Familie in Preußen abstamme, einige tausend Thaler in unverschuldeten Unglücksfällen, als da sind: Kartenspielen, Bacchanalien, Liebschaften aller Art und mancherlei unschuldige Vergnügungen, die der hohe Ton seines Standes natürlich erfordert hätte, so wie durch angemessene Schulden u. dgl. verloren habe, dann in Brasilien sich mit einer Hauptmannsstelle habe begnügen müssen und endlich mit einem leeren, undankbaren Abschied nach St. Leopoldo gekommen wäre, wo er sich unschuldiger Weise in jene Kirchendiebstähle verwickelt gesehen hätte und wegen eines Bischen erbärmlichen Gold- und Silbereinschmelzens, wo er sich nebenbei in dem sogenannten Falschmünzen ohne Erlaubniß der hohen Regierung geübt hätte, dann für seine wissenschaftliche Neigung und unschuldigen Versuche im Münzfache und der Alchymie nebst andern Landsleuten mit Kerker und Eisen von einer rücksichtslosen Regierung in seiner industriösen Laufbahn gehemmt worden sei. Diese schändliche Behandlung habe ihn mit Indignation erfüllt, und einst bei guter Witterung habe er deßhalb die unwürdigen Fesseln abgestreift und seine Dienste der argentinischen Republik großmüthig angetragen, die ihn auch als Offizier für einige Zeit in Beschlag nahm; später habe er sich dann, verschiedener eingetretener Mißhelligkeiten wegen, entschlossen, gar nicht auf ein unbedeutendes Papier, das man Abschied nenne, zu warten; er sei sodann in Montevideo unter Don Fructuoso Ribeiro ungeachtet seiner lobenswerthen Eigenschaften ebenfalls verkannt worden und beschäftige sich nun derohalben, wie Figura zeige, mit Häuserbauen. Das war nun die saubere Quintessenz aus dem Lebenslaufe dieses liebenswürdigen Menschen, der doch gewiß zivilisirt war oder eine sehr gute Erziehung genossen hatte, aber dennoch so tief sinken konnte; ich konnte mich am Ende seiner Erzählung eines kleinen Schauders und eines schmerzlichen Seufzers nicht erwehren. Der

Hauptmann spülte nun seine Gurgel mit einem fürchterlichen Schluck Branntwein und war sogleich bereit, als ich ihn fragte, ob er den alten Sergeanten kenne, mir einen kurzen Auszug aus dessen Leben und Thaten aufzutischen, woran der Betreffende während der Erzählung Manches hinzufügte und bejahte. Also mit Ihrer Erlaubniß, meine Leser, wenn Ihnen mein Tagebuch keine Langweile verursacht: Der Sergeant war der Sohn eines armen Schuhflickers in einem kleinen preußischen Städtchen, aufgewachsen unter barbarischen Prügeln, beim Kartoffelbrei und saurem Bier, ohne die geringste Bildung; denn öfters mußte er für seinen alten Vater betteln gehen oder ihm, als er größer war, Schuhe flicken helfen; seine Mutter starb vor Hunger, Gram und Elend, als unser Held kaum acht Jahre zählte, denn man hatte ihr wegen einer neuen Steuerauflage und des schuldigen Miethzinses für das elende Dachloch, worin die bedauernswerthe Familie hauste, ihren einzigen Broterwerb, eine Drehorgel, von Rechts wegen weggenommen und vergantet, weil die Armen nicht bezahlen konnten. Die arme Alte hatte mit dieser Orgel öfters nicht nur ihre Familie unterstützt, denn sie verdiente damit an Markttagen, auch oft in den Gasthöfen, manchen Groschen und erhielt wohl einige Stücke Brot, Fleisch und Wurst nebenbei geschenkt, womit die Familie einen Festtag halten konnte; sondern sie ertheilte auch dem Sohne damit eine Art Erziehung, wobei der Junge einige Lieder auswendig lernte und zugleich einige Anfangsgründe in der Tonkunst erhaschte. Seit jenem Vorfall des gesetzlichen Raubes und dem Tode seiner Frau wurde der alte Schuhflicker so gehässig und störrisch, daß er einst seinem armen Sohne, als er weinend mit leeren Händen vom Betteln zurückkehrte, einen so derben Fußtritt in den Magen versetzte, daß er für todt auf der Stelle liegen blieb und nur mit Mühe von einem alten guten Weibe, das den nämlichen Boden bewohnte, nach einiger Zeit wieder hergestellt werden konnte. Der Junge, als er genesen war, säumte nicht lange, sich aus dem Bereiche einer so väterlichen

Liebe zu entfernen, und kam, sich durchbettelnd, in Halle an, wo ihn zwei wackere Studenten, Zimmerkameraden, als ihren kleinen Stiefelfuchs anstellten und, von seinen Leiden gerührt, die er ihnen unter blutigen Thränen erzählt hatte, nun wirklich Vaterstelle in anderer Beziehung als der barbarische Schuhflicker an ihm vertraten; denn sie kleideten, nährten ihn und ließen ihn sogar im Lesen und Schreiben unterrichten. Unser Held befand sich nun in seiner neuen Sphäre so gut, daß er, weil er sich seinen Gönnern auch dankbar erzeigte, der ausgesuchteste Günstling aller Musensöhne wurde und dabei manchen schönen Thaler ersparen konnte; er vergaß selbst seinen ruchlosen Vater nicht und hatte ihm Alles verziehen, denn öfters unterstützte er den alten Wütherich mit seinen Ersparnissen, bis ihn der Tod nach wenigen Jahren wegraffte. Er hätte wahrscheinlich sein ganzes Leben hindurch an dieser Universität sich reichlich nähren können, hätte er nicht nebenbei den Postillon d'amour für die Studenten gemacht und wohlduftende, rosenrothe und grüne Billets-doux mit Goldschnitt an die auserkornen Florbesen abgeliefert und auch zuweilen den Kuppelpelz für diese flotten bemoosten Häuser gemacht; denn einst hatte er einen wahren Adonis und einen fürchterlichen Renommisten in das Schlafkabinet eines reizenden Weibchens, der Gattin einer alten Magistratsperrücke, hinein geschmuggelt, was zwar schon öfters mit Glück geschehen war; aber dießmal hatte der verfluchte Philister die Arglosen überrascht und mit polizeilicher Hülfe sich seiner ungebetenen Gäste zu entledigen gesucht. Das alte bemooste Haus konnte sich zwar glücklich nebst seinem Stiefelfuchs durch die Philisterheerde durchhauen, aber nun war auch in Halle kein Bleiben mehr für unsern Helden. Der Vorfall wurde glücklicher Weise von Seite der Magistratsperson unterdrückt, und unser Sergeant hatte in seinem Heimathsort, wohin er sich zurück gezogen, keine Verfolgung auszustehen und erhielt endlich nach langem Kriechen und Betteln, nachdem er den Staub von den Füßen wohlweiser Magistratsglieder ge-

leckt hatte, das Aemtchen eines ordinären Polizeidieners, auch Bettelvogt genannt. Mehrere Jahre war er auf diese Art ein nützliches und lästiges Glied seiner vielgeliebten Mitbürger und ein kriechendes Insekt seiner Obern gewesen, als ihm einst an einem schönen Frühlingsmorgen ein unbärtiger Polizeilieutenant, der vor Kurzem diese Stelle erhielt, weil seine Frau so glücklich war, die unumschränkte Gunst eines Magistratsgliedes zu genießen, eine Maulschelle gab, weil unser Held ein Dienstvergehen sich sollte erlaubt haben. Der Herr Bettelvogt war in diesem Augenblicke mit seinen Gedanken in Halle und erinnerte sich zufällig an ein sonderbares Ding, das die Musensöhne Menschenrecht nannten; derohalben und wasmaßen er nach seinem friedlichen Schwerte griff und dem unreifen Buben einen so kräftigen Querhieb über den Gelbschnabel anbrachte, daß ein Stück seiner dummstolzen Nase in den Sand flog. Glücklich entfloh unser Held nach Hamburg und vermehrte nun die Zahl der brasilischen Goldfischer, wo ihn endlich Fortuna mit Sergeantenschnüren versöhnte. Teuflisch lachte der alte Sergeant, als der Exhauptmann den rothen Schnurrbart im innersten Grimme herumdrehte und endlich dem Spanier zurief: „Sennor! aun tenéis la bondad de llenar nos una otra botella de canna! Pagarémos todo quando la casa del nuestro patron sera hecho!“ (Herr! haben Sie die Güte, uns noch eine Flasche mit Branntwein zu füllen! Wir werden Alles bezahlen, wenn das Haus unsers Patrons fertig gebaut ist!) Vorwärts! rief der Sergeant, daß ich meine Galle mit Schnapps besänftige; was habe ich davon, daß ich in G**, in dem verfluchten Krähwinkel, die Bettelvogtsstelle hatte? In meinem ganzen Leben muß ich mir vorwerfen, daß ich einst vor Schelmen herumgekrochen bin. Aber der verdammte Magen ist ein Ungeheuer, das aus einem ehrlichen Kerl zuweilen einen Viertelsschurken machen kann! Schrecklich wurde nun geflucht und gesoffen in diesem Trifolium, und man hätte wahrlich diesen Trost den Vielgeprüften nicht verargen können; es war jedoch keiner so viehisch,

sich vernunftlos zu saufen, denn immer tranken sie reichlich Flußwasser dazwischen. Mir wollte nach diesen Erzählungen kein Getränk munden, denn der alte Schuhflicker rumorte mir im Gedächtniß mit dem verdammten väterlichen Fußtritt. Ich bemerkte, daß der alte Hornbläser, ein stiller, ordentlicher Mensch, der, gleich mir, ruhig dem Verlauf der Dinge zugehört hatte, in einer Ecke des Ladens grimmig mit den Füßen auf die Erde stampfte und mit Gewalt sich Thränen mit der Rechten in den Augenwinkeln zerdrückte.

Der alte Capitain fühlte sich wieder in seinem Elemente, denn die geistigen Flüssigkeiten behagten ihm jetzt noch so wohl, oder noch mehr, als in seinen Jugendjahren, die er in Liederlichkeit zubrachte und sich selbst noch im vorgerückten Alter um kein Haar gebessert hatte; er klopfte dem Hornisten auf die Schultern und machte ihm nach seiner Art Vorwürfe: „Heda, altes Haus! Du hast nun keine Speculationen mehr mit Schwefelfaden zu machen! Fort mit der Melancholie, verdorbener Rosinenhändler! Ich will Euch Kerls ein französisches Lied vorsingen, daß Ihr fidel werden müßt! Wer wird so dumm sein und die alte Vergangenheit sich zu Herzen fassen!?“ Musjöh Liederlich setzte sich daher auf den Ladentisch und schnalzte mit den Fingern, während er zu singen anfing:

„C'était de mon temps
Que brillait Madame Grégoire;
J'allais, à vingt ans,
Dans son cabaret rire et boire;
Elle attirait les gens
Par des airs engageans,
Plus d'un brun à large poitrine
Avait là crédit sur sa mine;
Ah! comme on entrait
Boire à son cabaret etc.!“

Dem Spanier schien das Ding auch zu gefallen, er stimmte einigemal mit in den Refrain ein, während ich im traulichen Gespräch mit dem Hornbläser vertieft

war. Dieser Mensch hatte eine ordentliche bürgerliche Erziehung genossen, und schon im Bataillon hatte ich ihn immer als einen stillen, gesitteten Menschen gekannt, war aber selten mit ihm zur Rede gekommen. Ich befragte ihn nun um die Ursache seiner Mißstimmung, worauf er mir dann zutraulich seine frühern Verhältnisse in Deutschland erzählte, um sich das Herz zu entleeren; auch hatte ihn, so wie uns, der Gesang des liederlichen Edelmanns ziemlich aufgeheitert. Er war aus dem Städtchen L... gebürtig, der jüngste Sohn eines griesgrämlichen, rappelköpfischen Droguisten, der es mit Hülfe seines wackern, thätigen Weibes, der Mutter unsers Helden, auf einen ansehnlichen Grad von Wohlhabenheit gebracht hatte. Sein zunehmender Wohlstand bewog ihn auch, außer den Schulen, die seine fünf Kinder besuchen mußten, ihnen auch noch einen besonderen Hauslehrer zu halten, denn er hielt große Stücke darauf, sie wenigstens mit Schulkenntnissen zu bereichern. Der alte Droguist hatte in seiner Jugend eben keine Rosenzeit erlebt und sich später als Soldat herumgetrieben, dann desertirt und bei einem reichen Papiermüller Arbeit und Unterstützung gefunden, wo er dann Bekanntschaft mit dem Dienstmädchen eines Nachbars machte und sie auch heirathete. Der Mann hatte weiter keine Erziehung genossen und besaß ein äußerst rohes Herz; nebenbei liebte er rasend das weibliche Geschlecht und beging öfters deßhalb die tollsten Ausschweifungen; auch liebte er den Trunk nichtsdestoweniger. So lange er sich bei dem Papiermüller befand und mit Nahrungssorgen für seine Familie zu kämpfen hatte, arbeitete er fleißig und unermüdet; selten ließ er sich von seinen Lastern hinreißen, wenn ihn nicht gerade Kindergeschrei und das Keifen seiner Frau zu Zerstreuungen verleitete. Ein Bruder dieses Alten hatte sich inzwischen in jenem Städtchen als Buchhändler niedergelassen; von Leipzig, wo er in einer bedeutenden Handlung als Geschäftsführer in diesem Berufe mehrere Jahre angestellt war, hatte er ein artiges erspartes Sümmchen mitgebracht und war daher bereit-

willig, seinem Bruder unter die Arme zu greifen, beschied ihn auch wirklich in seine Nähe. Mit Hülfe seines Bruders errichtete er nun eine kleine Druckerei, hielt anfänglich nebenbei einen kleinen Droguriehandel, den er später vergrößerte und mit einem ansehnlichen Papierhandel verknüpfte, auch zugleich bedeutende Kommissionsgeschäfte für seinen Bruder betrieb. Nach Verlauf mehrerer Jahre hatte sich seine Familie vermehrt, zwei Söhne und zwei Töchter hatte ihm seine Gattin geschenkt, als endlich zwei Jahre später unser Held, der Letzte dieser unglücklichen Ehe, das Tageslicht erblickte. Mit zunehmendem Wohlstande erwachten seine rohen Leidenschaften; hauptsächlich vergaß er sich mit losen Dirnen und seinen Dienstmädchen, was ihn natürlich zuweilen artige Summen kostete, denn solche Geschöpfe hatten meistens das besondere Glück, sehr fruchtbar zu sein. Natürlich nahm auch seine Liebe zur Gattin, die bedenklich zu altern anfing, so wie zu seinen Kindern ab, die er auf die empörendste Henkersweise mit Prügeln mißhandelte. Mit dem Ochsenziemer auf das arme Weib und seine Kinder, Lehrburschen und Untergebenen ohne Ursache und Rücksichten loszudreschen, war seine Herzenswonne und der einzige Grundsatz, den er für heilig hielt und nach damaliger Zeit und Sitte als die nachahmungswürdigste Erziehungsregel befolgte. Der Buchhändler, welcher unverheirathet und sehr wohlhabend war, entzog endlich die zwei ältern Söhne den Henkersgriffen seines Bruders und ließ sie auf seine eigenen Kosten ausbilden; besonders war der jüngere sein Liebling, den er nun mit bedeutenden Opfern seinem Geschäfte vorzüglich zu widmen bestimmt hatte.

Das arme Weib, endlich müde der grenzenlosen Barbarei ihres Mannes, entfloh mit ihren beiden Töchtern dem Schandhause, dessen Wohlstand sie mit lobenswerther Sparsamkeit und unermüdetem Fleiß in den Tagen der Noth gegründet hatte und nun, statt die Früchte ihres Fleißes zu genießen, einer elenden Dirne, die sich als Stubenmagd bei ihrem ruchlosen Manne in ihre Rechte gestohlen hatte, das Feld räumen mußte

und sich als Bettlerin mit ihren Kindern auf die Straße geworfen sah. Der Buchhändler bezeigte sich auch jetzt als Wohlthäter an dem armen Weibe und ihren Töchtern; von ihm erhielten sie reichliche Unterstützungen und ehrenvolle Beschäftigungen, die sein ausgedehnter Kunsthandel erforderte; durch Zeichnen und Malen konnten sie sich die nothwendigsten Bedürfnisse verschaffen. Der kleine Knirps, unser Held, wurde in seinem zwölften Jahre zu einem Buchbinder nach einem entfernten Städtchen in die Lehre geschickt, und somit sah sich wenigstens der großmüthige Vater für einstweilen von lästigen Umgebungen befreit, für deren Erhaltung er jährlich einige Sümmchen ersparen, oder vielmehr zu Lustreisen und sonstigen gewohnten edlen Vergnügungen verwenden konnte; denn sein Gewerbe blühte fortwährend. Wenn das eheliche, häusliche Glück einer Familie zerrissen ist, so trifft der Fluch des Unglücks gewöhnlich die Kinder, welche die elterlichen Sünden nicht etwa auf Gottes Befehl, sondern durch den natürlichen Zusammenhang der Umstände und die daraus entspringenden Folgen durch ihr ganzes Leben wirklich bis auf Kinder und Kindeskinder bezahlen müssen; dieß war hier der Fall, der sich in der Folge an diesen Kindern traurig bewährte. Unser Hornbläser hatte indessen bei seinem Meister durch gütige, liebreiche Behandlung einigen Ersatz für die väterlichen Mißhandlungen gefunden. Nach Verfluß von vier Jahren kehrte er aus der Lehre nach seiner Vaterstadt zurück und konnte wenigstens seine edle Mutter und seine Schwestern umarmen, die ihm stets Gegenliebe zollten; seine erwachsenen Brüder waren abwesend und hatten sich, durch die Wohlthaten des edlen Oheims überhäuft, vollkommen in den Stand gesetzt gesehen, im jugendlichen Leichtsinn die Freuden des Lebens zu genießen und im Sinnentaumel die Erinnerung an ihre gebrandmarkten Kinderjahre so viel als möglich zu tödten. Das väterliche Haus wurde nun dem Jünglinge wieder zur Hölle, denn das zunehmende Alter hatte den finstern, rohen Mann, der noch überdieß zuweilen an zweideutigen Gebrechlichkeiten litt, noch

unduldsamer gegen seine Kinder gemacht, die nun als Erwachsene mit hellerem Verstande seinen schlechten Gesinnungen auf den Grund sehen konnten. Der Jüngling fand freilich für die väterliche Härte reichlichen Ersatz in der Liebe seiner unglücklichen Mutter, die immer seitdem mit seinen Schwestern, von dem Wütherich getrennt, sich mit Handarbeiten spärlich ernährte. Als der Sohn jedoch, durch unaufhörliche Leiden zur Verzweiflung getrieben, unter die Soldaten laufen wollte, und einst eine körperliche Mißhandlung, die ihm sein Vater im gewohnten finstern Jähzorne wollte unschuldiger Weise angedeihen lassen, mit geballter Faust abwehrte, so fand denn derselbe doch für gut, den gottlosen Taugenichts in die Fremde laufen zu lassen. — Halb nackt, mit einem magern Reisegelde und Ränzel, schied der Arme, mit dem Fluche des Vaters gesegnet, von dem Schauplatze seiner gebrandmarkten Kindheit. Auf seinen Reisen fand er, mehrere Königreiche durchwandernd, öfters gute Menschen, die ihm wohl für einige Augenblicke etliche Funken Bruderliebe erzeigten, aber mehr noch hatte er schlechte und fade Narren angetroffen, die ihm mit civilisirten Vorurtheilen den Weg verrammelten. Während zehn Jahren hatte er sich in halb Europa unter seinen Narrenbrüdern als Handwerksbursche, Lakay, Kellner, Musiker u. s. w. kümmerlich herumgetrieben und endlich in Holland als Soldat die Glücksgöttin aufgesucht, die ihm kaum die Galons eines Fouriers gönnen mochte. Er glaubte nun endlich durch Jahre lange Leiden den unverschuldeten väterlichen Fluch abgeschüttelt zu haben und ließ sich, von den Lockungen der feilen alten Kokette, der Hoffnung, umgarnt, die Dummheit, wie viele Andere, zu Schulden kommen, eines jener Loose der civilisirten Weltlotterie erhaschen zu wollen, die mit prunkenden Lettern die schönen Namen Reichthum, Ehre, eheliches, häusliches Glück, Liebe, Freiheit, Gerechtigkeit u. s. w. an der Stirn tragen. Die falsche Kokette diktirte ihm selbst den ersten Brief nach seiner Heimat seit einer langen Reihe von Jahren, und er erhielt darauf von seinem ältesten Bruder die

kalte, herzlose Antwort, daß er sein Erbe in Empfang nehmen könne, weil der Tod sich endlich als Schiedsrichter in die Familiensachen gemischt hätte. Nach bald erfolgter abgelaufener Dienstzeit kehrte der Vielgeprüfte mit einem ehrenvollen Abschiede nach seiner Vaterstadt zurück; seine Mutter war längst gestorben und der zärtliche Vater hatte aus triftigen Gründen jene erwähnte Magd geheirathet, die unserm Soldaten eine Menge Geschwister zu Tage gefördert und nun, seit dem Tode seines Vaters, durch ihre zärtliche Dienstfertigkeit die Hand eines wohlhabenden Kaufmanns erobert hatte. Der edle Oheim lebte nicht mehr und sein Liebling hatte als Offizier seinen Tod in fremden Kriegsdiensten gefunden. Seine Schwestern waren verheirathet und kalt, fremd und vorurtheilsvoll dem verloren geglaubten Bruder geworden. Sein ältester Bruder hatte die schönen Charakterzüge des Vaters vollkommen geerbt und mit jesuitischen Grundsätzen verschönert; er bewillkommnete ihn nun mit grinzendem Bonzenlächeln. Der Vormund empfing ihn höflich kalt, bezeugte jedoch bitter lächelnd die Freude, die unerwartete Ehre zu haben, die geschätzte Bekanntschaft mit dem Herrn zu machen, begann dann mit Glückwünschen für seine irdische Wohlfahrt, die ihm in seiner löblichen Vaterstadt nicht ausbleiben könne, um sich zu werfen, und endlich mit bedauerndem Achselzucken der bescheidenen Quantität des vorhandenen Erbes, der beschwerlichen Pflicht eines Vormundes, so wie der Saumseligkeit der Zinsleute u. s. w. zu erwähnen. Als aber unser Held sich nicht alsobald entfernen wollte und etwas von Geld in den Bart brummte, wegen nothwendiger Ausgaben, so ergriff denn endlich mit schmerzlichem Seufzen das Mammonchen ein Guldenröllchen und reichte es mit halb verschlossenen Augen dem Fordernden dar, mit ängstlichem Bedeuten, daß er Geschäfte halber den sehr geschätzten Besuch abbrechen müsse, das Uebrige werde sich gelegentlich finden; er müsse jedoch seine eigene Kasse jetzt berücksichtigen und das Nähere später nebst den zeitraubenden Rechnungen u. s. w. mit dem Herrn Mün-

del besprechen; dabei führte er unsern erstaunten Fourier bis an die ersten Treppenstufen und war mit einem steifen Bückling blitzschnell verschwunden. Indessen war unser Held, ohne zu wissen wie, vor die Hausthür ins Freie gelangt und bemerkte ein Frauenzimmer, das er sogleich für eine Jugendgespielin erkannte; behend schob er sein Röllchen in die Tasche und eilte freudig auf das Dämchen zu, erfaßte dann mit beiden Händen ihre Rechte und drückte sie so derb wie einem alten Kriegskameraden. „He! Pollchen, kennst Du mich noch!?“ rief er dem Dämchen ins Ohr, welches beinahe einer Ohnmacht nahe war. Mit Mühe erholte sich das arme Geschöpf und sagte nun mit bitterm Stolze dem Betroffenen: „Ich weiß mich wohl dunkel zu erinnern, Sie Unanständiger, Ihr Gesicht in meiner Jugend irgendwo gesehen zu haben; aber deßwegen sind Sie nicht berechtigt, sich so tölpelhaft gegen die Frau Assessorin v. St... zu betragen, und war im Nu um die Straßenecke verschwunden. Unser treuherzige Stolprian glaubte beinahe sich in Sibirien unter Eisbären zu befinden, so kalt kamen ihm diese Menschen vor, wäre ihm nicht zufällig ein lustiger alter Schulkamerad, ein ehrlicher Kosmopolit, in den Weg gerannt, der ihn sogleich erkannt hatte und ihn in ein nahes Bierhaus am Arme schleppte, wo sie sich dann freudig ihrer jugendlichen Raufereien und Spiele erinnerten. Unser Held glaubte nun durchaus in seiner Heimat glücklich zu werden, obschon ihm nur ein geringes Vermögen übrig blieb, mit dem er seinen Beruf und einen kleinen Handel anfangen konnte. Von Seite des Vaters war er beinahe enterbt, und, so viel er wußte, hatte seine Stiefmutter während dessen Lebzeiten manchen schönen Dukaten für schlimme Tage zur Seite gelegt, ohne der übrigen Vortheile zu gedenken, die ihr als Wittwe zukamen. Das Erbe des Onkels wäre sehr anständig gewesen, wenn sich nicht so viele Hände darin gewaschen hätten, bevor dasselbe an die vielen Kinder konnte vertheilt werden. Mit Fleiß und Arbeit hoffte er sein Erbtheilchen in einen ergiebigen Samen zu verwandeln

und träumte sich schon an der Seite einer liebenden, edlen Gattin glücklich. Er betrieb mit allem Eifer seinen Beruf und führte nebenbei, wie anfänglich sein Vater, einen kleinen Spezerei- und Papierhandel; nach und nach erschöpfte sich sein baarer Geldvorrath durch frische Ankäufe, deren Erlös langsam von Statten ging, so wie auch sein Beruf viele Auslagen erforderte, da er als unbekannter Fremdling in seiner Vaterstadt anfänglich wenig Kunden erhielt. Die Folge war, daß er sich unvermuthet in Schulden stürzte, dazu noch einige bedeutende Verluste erlitt und während einer kleinen Geschäftsreise von alten Weibern und Narren verleumdet wurde. Bei seiner Rückkunft fand er die Gläubiger allarmirt, die, aufgehetzt durch Verleumdungen, ihn verfolgten, und nur mit Mühe gelang es ihm, einige zu besänftigen. Er sah nun seinen schönen Traum, nach so vielen Stürmen in seiner Vaterstadt Glück und Ruhe zu genießen, zertrümmert; vergebens waren sein Fleiß, seine Opfer, sein Biedersinn und seine Anstrengungen gewesen; elende Insektenseelen, worunter seine eigene verruchte Tante, suchten ihm durch Verleumdungen fortwährend zu schaden, bis es endlich dem Krähwinklergeschmeiße, das sich in Alles mischt, gelang, durch Verfolgungen aller Art seine Ruhe zu untergraben, wodurch ihn nun natürlich seine Geschäfte anekeln mußten. Wie ein Mensch, der dem Ertrinken nahe ist, sich an jedem Gegenstande zu halten sucht, an dem er sich zu retten vermuthet, so verfiel nun unser Rosinenhändler von einer Thorheit in die andere, besonders weil er von einer armseligen Magistratsperson übertölpelt und in die Klemme genommen wurde, und einem Bekannten, der ihm früher freundschaftlich eine kleine Summe geliehen hatte, dieselbe dankbar zurückerstatten wollte. Er ließ sich daher von einem Juden auf vierfache Unterpfande an Waaren etwas Geld vorschießen, und, wie es bei solchen schäbigen Hunden gebräuchlich ist, mußte er sich in der Noth bequemen, schlechtes Tuch zu einem enormen Preise im restirenden Betrag der Geldsumme anzunehmen; zugleich verlangte der Hebräer

einen Wechselbrief, den der arme Thor auf kurze Frist, weil er zu A nun auch noch B sagen mußte, unterschrieb. Erfreut, sich den Augenblick wieder geholfen zu haben, ließ er endlich auch die Wechselfrist verstreichen. Der Hebräer stellte sich bei seinem Schuldner ein, und dieser, erbittert über den schändlichen Betrüger, packte ihn beim Kragen und warf ihn vor die Thür auf die Straße hinaus. Der Hebräer fand bald einen verruchten Christenjuden, einen vielgeliebten Mitbürger unsers Betrogenen, der sogleich bereit war, mit dem Israeliten den Raub zu theilen und mit Hülfe des Gesetzes von Rechts wegen den Diebstahl zu verdoppeln, weßhalb er die vorhandenen Pfänder für nicht genügend erklärte, welche doch selbst der Hebräer für reichlich gefunden hatte, und sein Verlangen von den betreffenden Behörden, weil eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt, hierauf mit Schrift und Siegel bewilligt erhielt. Bevor die christliche und gesetzliche Räuberei von Statten ging, fand unser Rosinenhändler für gut, sich Reisegeld zu sammeln und der Diebsbande einen Strich durch die Rechnung zu machen, indem er alle Gegenstände von Werth entfernte, so viel wie möglich in Geld umwandelte und das Uebrige theilweise zertrümmerte, dann wie ein Verbannter sich aus seiner Vaterstadt flüchtete und sich beinahe nun in schlechterm Zustande befand, als damals, wo er sich auf die Wanderschaft begab. Die Magistratsperson mit einem diebisch erschlichenen Pfandscheine, der Jude und der Christenjude, welcher sich als Sensal oder Geschäftsagent mit Inkassos von Schulden u. dgl. beschäftigte, fanden zwar die Ernte nicht so reichlich, wie sie gewünscht hatten, doch noch immer genug für Schelme, denn sie allein machten sich nebst dem Gerichte für Stempelgebühren und Bemühungen aus dem Vorhandenen bezahlt; die übrigen Gläubiger erhielten keinen Pfennig aus dem Vorschuß. Unser Rosinenhändler kam indessen in Hamburg an und hatte nun ausgeträumt, denn in Brasilien war er froh genug, als bescheidener Hornbläser bei unserm Bataillon aufzutreten, weil er in die-

ser Stelle weniger Plackereien als ein Soldat zu dulden hatte. In Folge der gänzlichen Auflösung der philbrasilischen Truppen, wie meine Leser schon wissen, durchstreifte er das Land, wie alle Andern, nach allen Seiten hin. Seitdem hatte er durch einen Landsmann vernommen, daß jener schurkische Geschäftsagent ein junges, schönes Weibchen besitze, welches er kürzlich ehelichte, und nebenbei aus seinem Räuberhandwerk Maitressen unterhalte, mit eigener Equipage, von schönen Schimmeln gezogen, vor den Augen seiner Mitbürger paradire und traurig genug, trotz dem Fluch mancher ruinirten Familie, den herrlichen Beweis liefere, wie weit es ein Schurke treiben kann, der das Diebshandwerk unter den Augen der schützenden Gerechtigkeit mit Feinheit und Klugheit auszuüben weiß, daß ihm jene gleichsam dazu behülflich sein muß; auf diese Art sind Raub und Betrug freilich keine Verbrechen, so lange es nicht durch kalte Rechtsformeln bewiesen werden kann. O du herrliche Civilisation mit deinen Gesetzen! Unser liederliche Offizier nebst dem Sergeanten hatten seit einer geraumen Weile aufmerksam der Erzählung des Rosinenhändlers zugehört und brachen dann in furchtbare Flüche über den schurkischen Geschäftsagenten aus. „Ich bin wirklich ein sehr liederliches Subjekt,“ sagte der Offizier, „aber zu solchen Schurkenstreichen wäre ich doch nicht fähig!“ „Von dem Hebräer“, sagte der Sergeant, „konnte man nichts Besseres erwarten, aber diesen Hund von Sensalen hätte ich, an meines Kameraden Stelle, da er doch nichts mehr zu hoffen und zu verlieren hatte, mit einem Messer zu Tode gekitzelt; denn eine ganze Bande Straßenräuber ist nicht im Stande, so viel Unheil anzurichten, wie ein einziger solcher Schurke, der dem Staate mit solchen Gaunerkniffen so manchen ehrlichen Bürger und manche wackere Familie an den Bettelstab und ins Zuchthaus liefert. Die Folgen des Elends sind nicht zu berechnen, die ein solcher Schuft stiftet,“ fuhr der Sergeant fort, indem er ergrimmt mit der geballten Faust auf den Tisch schlug. „Da seht nur unsern ehrlichen Rosinenhändler,

was für ein herrlicher Kerl und stattlicher Bürger wäre der Bursche geworden!? Aber“, fügte er hinzu, „erstlich die vermaledeite Tante, dann die Klatschereien, die Gläubiger, die miserable Magistratsperson, die verfluchten Pfandscheine und Wechsel, die Geldverlegenheiten, die Juden und solche Schurken, wie dieser Sensal, und endlich so eine liederliche Knabenregierung, welche keinen Begriff von menschlichem Elend und Broterwerb hat und Wucherern und Schurken Thür und Angel offen läßt und so etwas wissenschaftliches Fortschreiten nennt, das Alles sind freilich Ungeheuer, daß der Teufel sich für eine solche Bürgerehre bedanken möchte! Heda, Brüder, frisch angestoßen! wenn es keine Mittel mehr geben sollte, ehrlich zu leben, so gibt es doch noch süße Rache und Mittel, nicht mehr zu leben; doch in Südamerika läßt unser Herrgott noch Allerlei für uns wachsen. Vorwärts!“ Hier stießen wir toll die Gläser zusammen, daß das brennende Wasser heraussprudelte, denn unsere Gemüther waren empört über die schändliche Geschichte. — Die Mittagszeit war nun herangerückt und die deutschen Unglücksbrüder wurden durch eine Negerin zum Essen abgerufen; herzlich schieden nun die Deutschen von mir, denn ich hatte mich entschlossen, sogleich abzureisen. Ich befand mich nun allein mit dem Wirth und einem Gaucho, der seit einigen Minuten in den Laden getreten war und sich, an einen Winkel gelehnt, auf den Ladentisch gesetzt hatte. Wir hatten, im Gespräche begriffen, die Landessitte vergessen und den Kerl nicht bemerkt, um ihm ein Glas anzubieten. Que gringos de mierda, que no sáben convidar la genté! (Welche lumpige Gringos, die die Leute nicht einzuladen wissen!) Nur Geduld, Landsmann! sagte ich ganz artig zu dem Gaucho, wir haben da allerlei zusammen geplaudert und Euch nicht bemerkt, während ich ihm ein Glas Branntwein reichte. Der Gaucho, statt das Glas anzunehmen, schlug mir dasselbe aus der Hand, indem er zugleich sagte: „Du bist ein Gringo, wie die Andern!“ und zog dabei sein Messer. Der Kerl fand mich gerade in der rechten Laune, solche

Grobheiten zu dulden, denn die Geschichte des Rosinenhändlers war mir noch im guten Gedächtniß. Ich sprang daher einige Schritte zurück, um zu einem Hiebe auszuholen, und versetzte dann dem Gaucho mit solcher Wuth mit geballter Faust einen Schlag auf seine rechte Armröhre, daß sein Messer ihm aus der Hand bis vor die Thüre flog, und ehe er dasselbe erhaschen konnte, hatte ich ihm einen so derben Tritt mit der Stiefelspitze in die Hoden gegeben, daß er wie todt zur Erde fiel. Auf dem Ladentisch befand sich eine Elle, die ich nun ergriff, und ihn über den Kopf, die Arme und Hände so zerbläute, daß er kein Glied mehr regen konnte, und in diesem Zustande ihn dann vor die Thüre schleppte. Selbstvertheidigung nöthigte mich zu diesem Verfahren, denn für christliche Bruderliebe und Nachsicht würde mich der Kerl mit Messerstichen regalirt haben. Der Spanier hatte indessen nach der Polizei geschickt, um den Vorfall zu melden. Zwei artige Männer, die mich sehr freundlich um die Ursache des Streites fragten, nahmen den Kerl in Verwahrung und hatten ihn auch sogleich als einen Pferdedieb, Raufer und Kartenspieler erkannt, der in der Umgegend schon manche Diebereien und Morde verübt hatte, und dem die Polizei schon längst nachgespürt hatte. Das Pferd des Gauchos, welches vor der Thüre stand, wurde an seinem Brandzeichen für ein gestohlenes erkannt und ebenfalls in gerichtliche Verwahrung genommen. Ich konnte ohne Schererei und Verhör, die man nicht, wie in einigen Ländern Europas, für nöthig fand, friedlich meine Straße ziehen, wozu freilich auch das Zeugniß des braven Spaniers etwas beitragen mochte, dem ich nun meine Zeche bezahlte und herzlich von ihm schied. Das bis jetzt Erzählte möge als Reiseabenteuer bis nach Montevideo genügen, und eben so die umständliche Beschreibung der durchreisten Dörfer würde diesen Abschnitt zu einem Folianten ausdehnen, was ich für unnöthig finde, denn ich habe meinen Lesern noch manchen interessanten Abschnitt zu liefern. Bis nach Montevideo erlebte ich nun weiter keine besondern Ereignisse, und,

willig, seinem Bruder unter die Arme zu greifen, beschied ihn auch wirklich in seine Nähe. Mit Hülfe seines Bruders errichtete er nun eine kleine Druckerei, hielt anfänglich nebenbei einen kleinen Drogueriehandel, den er später vergrößerte und mit einem ansehnlichen Papierhandel verknüpfte, auch zugleich bedeutende Kommissionsgeschäfte für seinen Bruder betrieb. Nach Verlauf mehrerer Jahre hatte sich seine Familie vermehrt, zwei Söhne und zwei Töchter hatte ihm seine Gattin geschenkt, als endlich zwei Jahre später unser Held, der Letzte dieser unglücklichen Ehe, das Tageslicht erblickte. Mit zunehmendem Wohlstande erwachten seine rohen Leidenschaften; hauptsächlich vergaß er sich mit losen Dirnen und seinen Dienstmädchen, was ihn natürlich zuweilen artige Summen kostete, denn solche Geschöpfe hatten meistens das besondere Glück, sehr fruchtbar zu sein. Natürlich nahm auch seine Liebe zur Gattin, die bedenklich zu altern anfing, so wie zu seinen Kindern ab, die er auf die empörendste Henkersweise mit Prügeln mißhandelte. Mit dem Ochsenziemer auf das arme Weib und seine Kinder, Lehrburschen und Untergebenen ohne Ursache und Rücksichten loszudreschen, war seine Herzenswonne und der einzige Grundsatz, den er für heilig hielt und nach damaliger Zeit und Sitte als die nachahmungswürdigste Erziehungsregel befolgte. Der Buchhändler, welcher unverheirathet und sehr wohlhabend war, entzog endlich die zwei ältern Söhne den Henkersgriffen seines Bruders und ließ sie auf seine eigenen Kosten ausbilden; besonders war der jüngere sein Liebling, den er nun mit bedeutenden Opfern seinem Geschäfte vorzüglich zu widmen bestimmt hatte.

Das arme Weib, endlich müde der grenzenlosen Barbarei ihres Mannes, entfloh mit ihren beiden Töchtern dem Schandhause, dessen Wohlstand sie mit lobenswerther Sparsamkeit und unermüdetem Fleiß in den Tagen der Noth gegründet hatte und nun, statt die Früchte ihres Fleißes zu genießen, einer elenden Dirne, die sich als Stubenmagd bei ihrem ruchlosen Manne in ihre Rechte gestohlen hatte, das Feld räumen mußte

und sich als Bettlerin mit ihren Kindern auf die Straße geworfen sah. Der Buchhändler bezeigte sich auch jetzt als Wohlthäter an dem armen Weibe und ihren Töchtern; von ihm erhielten sie reichliche Unterstützungen und ehrenvolle Beschäftigungen, die sein ausgedehnter Kunsthandel erforderte; durch Zeichnen und Malen konnten sie sich die nothwendigsten Bedürfnisse verschaffen. Der kleine Knirps, unser Held, wurde in seinem zwölften Jahre zu einem Buchbinder nach einem entfernten Städtchen in die Lehre geschickt, und somit sah sich wenigstens der großmüthige Vater für einstweilen von lästigen Umgebungen befreit, für deren Erhaltung er jährlich einige Sümmchen ersparen, oder vielmehr zu Lustreisen und sonstigen gewohnten edlen Vergnügungen verwenden konnte; denn sein Gewerbe blühte fortwährend. Wenn das eheliche, häusliche Glück einer Familie zerrissen ist, so trifft der Fluch des Unglücks gewöhnlich die Kinder, welche die elterlichen Sünden nicht etwa auf Gottes Befehl, sondern durch den natürlichen Zusammenhang der Umstände und die daraus entspringenden Folgen durch ihr ganzes Leben wirklich bis auf Kinder und Kindeskinder bezahlen müssen; dieß war hier der Fall, der sich in der Folge an diesen Kindern traurig bewährte. Unser Hornbläser hatte indessen bei seinem Meister durch gütige, liebreiche Behandlung einigen Ersatz für die väterlichen Mißhandlungen gefunden. Nach Verfluß von vier Jahren kehrte er aus der Lehre nach seiner Vaterstadt zurück und konnte wenigstens seine edle Mutter und seine Schwestern umarmen, die ihm stets Gegenliebe zollten; seine erwachsenen Brüder waren abwesend und hatten sich, durch die Wohlthaten des edlen Oheims überhäuft, vollkommen in den Stand gesetzt gesehen, im jugendlichen Leichtsinn die Freuden des Lebens zu genießen und im Sinnentaumel die Erinnerung an ihre gebrandmarkten Kinderjahre so viel als möglich zu tödten. Das väterliche Haus wurde nun dem Jünglinge wieder zur Hölle, denn das zunehmende Alter hatte den finstern, rohen Mann, der noch überdieß zuweilen an zweideutigen Gebrechlichkeiten litt, noch

dessen Ausmündung in den Rio de la Plata Gaboto mit seinen Leuten Anker warf. Oberhalb Las Viboras ergießt sich der Uruguay in den Silberstrom, welcher zugleich die Ströme Paraguay und Parana in sein Bette aufnimmt. Der Venetianer Sebastian Gaboto, der von dem spanischen Hofe den Auftrag erhalten hatte, durch die magellanische Meerenge nach Ostindien zu segeln, war in dieser Absicht am 3ten April 1526 von St. Lucar de Barrameda mit vier Schiffen ausgelaufen, hatte aber das größte unter diesen auf der Insel St. Catharina verloren. In diesem Hafen traf er die Spanier Henrique Montes und Melchior Ranurez an, die von den Truppen unter dem Kommando des Dias de Solis desertirt waren; ferner befanden sich auch in der Nachbarschaft noch fünfzehn andere spanische Deserteurs von der ebenfalls nach Ostindien bestimmt gewesenen Expedition des Don Rodrigo d'Acunna. Alle diese Leute erzählten dem Gaboto, daß an den Ufern des Silberflusses unermeßliche Schätze von Gold und Silber zu finden wären; dieser faßte deßhalb den Entschluß, in diesen Strom einzulaufen, und um sein Vorhaben desto sicherer auszuführen, erbaute er sich eine Galliotte. Da ihm aber ein Theil seiner Leute nicht nur Vorwürfe darüber machte, daß er seine Reise nach Ostindien aufgeben wollte, sondern sich auch dem Plane, in den Silberstrom einzulaufen, keck widersetzten, so ließ er die Anführer dieses Komplotts, worunter sich hauptsächlich Martin Mondez und Miguel Roxas befanden, in St. Catharina zurück und beschloß, sein Vorhaben dennoch auszuführen. Am 15ten Februar 1527 lichtete er die Anker und kam bald hernach in dem Hafen de los Patos an, von wo er, außer einer Menge Lebensmittel, auch vier Indianer mit sich nahm. Hierauf lief er wirklich in den Silberstrom ein und ankerte dem jetzigen Buenos-Aires gegenüber in der Mündung eines kleinen Flusses, den er St. Lazarus nannte, heut zu Tage aber St. Juan genannt, eben derselbe, den ich schon erwähnte. Hier stieß Franz Puerto zu ihm, der Einzige von allen, die mit Solis ans Land gestiegen

waren, welcher das Leben gerettet hatte. In dieser Bucht ließ Gaboto seine zwei größten Schiffe zurück, nebst dreißig Mann, und noch außerdem zwölf Soldaten, die seine Effekten, welche er insgesammt in eine mit Pallisaden eingefaßte Barke hatte verwahren lassen, bewachen sollten. Er selbst segelte am 8ten Mai des nämlichen Jahres mit der neu erbauten Galliotte und einer Karavella ab und hinterließ der zurückbleibenden Mannschaft den Befehl, daß sie sich indessen bemühen sollte, einen bessern Ankerplatz aufzusuchen. Zufolge diesem Befehle lief eines der beiden größern Schiffe in den Uruguay ein, ging aber darin schon am dritten Tage in einem Sturme zu Grunde. Glücklicherweise konnte sich die ganze Mannschaft retten; ein Theil derselben kam zu Wasser in einem indianischen Kanot, der andere aber zu Lande nach der Bucht St. Juan zurück; die letztern hatten jedoch unterwegs ein hitziges Gefecht mit den Jasos-Indiern auszuhalten, worin der Kapitain und mehrere Spanier das Leben verloren. Gaboto selbst war unterdessen mit seinen zwei Schiffen in den südlichen Arm des Paranas, den er Palmenfluß benannte, eingelaufen. Hier traf er Guaranys an, die er auf die freundschaftlichste Art behandelte, und kaufte von ihnen eine Menge frischer Lebensmittel ein, fuhr dann bis an die Mündung des Flüßchens Carcaranal hinauf, wo er ankerte. Er erbaute an diesem Orte eine Brigantine und ein kleines Fort, das er St. Espirito nannte. Das Land selbst gehörte den Coracaras-Indiern, die er freundlich behandelte, so wie auch die Timbus, die etwas entfernter aufwärts wohnten; beide Stämme gehörten zu der großen und friedlichen Nation der Guaranys. Von hier aus schickte Gaboto auch die Galliotte nach St. Juan zurück, um seine dort liegenden Effekten abzuholen. Als nun diese ihm glücklich zugekommen waren, ließ er sechszig Mann in dem neu erbauten Fort zurück und segelte am 23sten Dezember mit seiner Galliotte und der Brigantine wieder ab. Er fuhr den Parana hinauf und setzte über eine große Untiefe weg, die man gegenwärtig den Wassersprung nennt. Hier hielt er sich dreißig Tage mit

den Guaranys auf, die er aus der Gegend von St. Anna (einer spätern Kolonie) herbei kommen ließ, welche Indianer gegenwärtig als Christen in der Kolonie Ytaty leben. Sie hatten bei ihrer Ankunft einige Gold- und Silberblättchen in ihren Ohren hängen, welche die Spanier für mancherlei Kleinigkeiten von ihnen eintauschten. Am 28. März 1528 kehrte endlich Gaboto wieder um, und lief in den Paraguay ein, um daselbst einige indische Nationen aufzusuchen, die, wie man ihm versichert hatte, die Gold- und Silberblättchen an die Indianer, von denen man sie eben eingetauscht hatte, verkauft haben sollten. Als nun Gaboto an die Mündung des Rio-Vermecho (rother Fluß) gekommen war, so schickte er die Brigantine mit 30 Mann voraus. Diese trafen auch nach wenigen Tagen einen Haufen von Agacas-Indiern an dem Ufer an, welche ihnen auf die treuherzigste Art versicherten, daß sie allerdings Gold und Silber in ihren, wenig vom Ufer entfernt gelegenen, Hütten besäßen und sehr bereit wären, sie gegen andere Dinge an sie zu vertauschen. Die Spanier ließen sich von ihnen überreden, und fünfzehn Mann gingen mit ihnen in ihre Hütten, wo sie aber von ihnen überfallen und sämmtlich niedergemacht wurden; die Vornehmsten darunter waren der zweite Befehlshaber Michael Rifos und der Schatzmeister Hieronimus Nunnez. Dieser empfindliche Verlust und die Nachricht, die zu gleicher Zeit ankam, daß mehrere Schiffe in den Silberstrom eingelaufen wären, veranlaßten Gaboto, die Rückfahrt wieder anzutreten. (Den Faden der Geschichte werde ich später wieder aufnehmen.) Das Dorf St. Juan Baptista, das an diesem Flüßchen liegt, wurde 1553 auf Befehl des Oberbefehlshabers Yrala durch Juan Romero gegründet, und mochte damals beträchtlich größer sein, denn die ersten Gründer, die beständig von den Charruas angegriffen wurden, sahen sich genöthigt, dasselbe wieder zu verlassen. Der Flecken La Colonia del Sakramento wurde 1679 durch einen portugiesischen Gouverneur von Rio de Janeiro gegründet, aber am 7. August 1680 ward er von dem Gouverneur in Bu-

enos-Aires gänzlich zerstört; wegen seiner vortheilhaften Lage ist es seitdem wieder aufgebaut, mehrere Male wieder zerstört und abwechselnd den Spaniern, Portugiesen, Engländern und Brasiliern in die Hände gefallen, bis es endlich der Banda Oriental als Hauptflecken jetzt einverleibt ist. Bis nach Montevideo hatte ich nun von St. Sakramento aus noch mehrere Flecken und Weiler zu passiren, welche ich, da weiter nichts Merkwürdiges davon zu berichten ist, übergehen will; in dem letzten Dorfe Las Piedras ließ ich meine abgematteten und beinahe durch die lange Reise unbrauchbar gewordenen Pferde zurück. Mein Wirth, Eigenthümer einer Pulperie, ein sehr gastfreundlicher Mann, hatte meine Pferde unter seine eigne Heerde stecken lassen, welche unter der Obhut eines Verwalters gut aufgehoben waren. Meine übrigen Effekten, die ich entbehren konnte, ließ ich ebenfalls zurück und wanderte zu Fuß nach der Stadt. Donnerwetter, das lasse ich mir gefallen, sagte ich, als ich in Montevideo hinter dem Tische in der Fonda (Schenke) eines Genuesers saß, einen Teller voll Pasta, oder wie das Ding hieß, eine Flasche dicken, rothen Portwein und Fleisch und Suppe vor mir hatte. Auf der ganzen Reise hieher hatte ich, so zu sagen, kein einziges vernünftiges Mittagessen gehabt, das waren von der Wohnung Evaristos wenigstens nach meiner Berechnung 150 Legoas, die mir mit allen Zeitversäumnissen und Widerwärtigkeiten, nebst dem verdammten Holzhauen, einen ganzen Monat verschlungen hatten. Ich glaubte mich nach Italien versetzt zu sehen, denn eine Menge Genueser Steuerleute und Matrosen waren anwesend, wovon einer, dem ich auf der Straße begegnete, mich hieher geführt hatte, da ich ihn nach einem Speisehaus befragte. Er hatte mir von seinem Landsmanne ein großes Wesen gemacht, daß man eine vortreffliche italienische Küche bei ihm führe und sehr billig gehalten sei, was auch wirklich der Fall war. Ich zahlte hier gerne meinem Führer eine Flasche Wein, der mich so bald in einen sichern Hafen gebracht hatte, und war noch froh, ihn diesen Abend als Gesellschafter

bei mir zu haben, denn der Bursche besaß Lebensart und war sehr unterhaltend und gesprächig; ich hätte so viel Anstand von einem Matrosen gar nicht erwartet. Nach dem Essen wollte ich doch wieder einmal schwarzen Kaffee trinken und mir's recht behaglich machen; ich ließ mir daher zum Kaffee excellente Havanna-Zigarros nebst einer Zeitung bringen; denn meine Lebensart war doch, wie es mir schien, bis dahin rücksichtlich Weltneuigkeiten verdammt einsiedlerisch gewesen. Ich amusirte mich nebenbei, die Vorübergehenden aus meiner Fensterecke zu betrachten, und hatte meine größte Freude an den stolz vorüber schreitenden Sennoras mit ihren großen, kostbaren Kämmen von Schildkrot; die majestätische Haltung, die schön gebauten Körper, welche bloß auf den niedlichen Füßchen zu schweben schienen, mit welcher Grazie und Anstand sie den Fächer zu schwingen wissen: das alles sind angeborne Eigenschaften, die bloß den Spanierinen allein beschieden sind, wodurch sie sich von Damen anderer Nationen sehr auffallend auszeichnen. Obschon ich ziemlich müde war, so machte ich doch denselben Abend mit dem Genueser einen kleinen Spaziergang an den Hafendamm und in ein Kaffeehaus, wo ich zufällig mit einem jungen, artigen Sachsen Bekanntschaft machte, der mich auf den andern Tag in meiner Fonda besuchte. Als ich mit meinem Führer nach der Fonda zurück kehrte, stachen wir noch eine Flasche Portwein zusammen aus und plauderten nach Herzenslust; er erzählte mir viel von seinen Seereisen, von Genua u. s. w. Betten waren keine zu haben, überhaupt ist im ganzen Lande kein wirklicher Gasthof mit solchen Bequemlichkeiten, wie bei uns zu Lande, zu finden. Die Wirthin, ein schwarzlockiges, lebhaftes, artiges Weibchen, brachte mir eine Matratze und eine reine, wollene Decke, die sie in einem Seitenzimmerchen auf den Tisch legte, und empfahl mir, das Beispiel der andern Gäste nachzuahmen, die sich im Gastzimmer schlafen legten; dann blinzelte sie mich freundlich mit ihren Spitzbubenäuglein an, und wünschte mir eine glückliche Nacht. Im nämlichen Zimmerchen

schlief der Bruder des Wirths und ein Kellner. Man machte da nicht viel Federlesens, jeder breitete seine Matratze auf den Tischen und auf dem Boden aus, wo es Platz gab; die Seite der Matratze, wo der Kopf zu liegen kam, wurde oben umgelegt und somit war auch das Kopfkissen fertig; ich schlief wie ein Fürst auf meinem Tische, wenigstens so gut, wie auf meinem Sattelzeug unter freiem Himmel. Den andern Morgen sehr frühzeitig erhob sich jeder und band seine Matratze, zusammen gerollt, mit einer Schnur fest, und im Nu hatte sie der Kellner in einigen Ecken verwahrt; diese Methode war einfach und ersparte viel Zeit und unnütze, beschwerliche Möbeln. Der Sachse hielt richtig Wort und holte mich zu einem Spaziergange ab, erzählte mir aber zuvor bei einem tüchtigen Frühstück von Braten und Wein, daß er schon seit einigen Tagen eine Anstellung als Ladendiener und Sprachlehrer suche, aber bis jetzt keine erhalten hätte, und daß er, wenn seine Hoffnung zu Wasser würde, eine Reise nach der Provinz Sao Pedro in Brasilien beabsichtige, weil sein Geldbeutel ihm nicht erlaube, in der Stadt sich noch 14 Tage aufzuhalten. Dieser Mensch hatte unter den Füsilieren gedient unter D. Pedro, kam dann nach der Provinz Espirito Santo mit seinen andern Unglücksbrüdern, in der schlechtesten Gegend, die ihnen die Regierung absichtlich angewiesen hatte, und suchte sich, nebst vielen seiner Kameraden, die weder Kenntniß noch Lust zum Ackerbau, besonders in dieser unwirthbaren Gegend, hatten, ohne Hülfsmittel, nach einer andern Provinz durchzuschlagen, wo er endlich, mit Strapatzen und Elend aller Art kämpfend, wieder nach St. Pedro kam, und über Viamon, St. Franzisko de Paula, allerlei Rollen spielend, bis hieher gelangte. Wir beschlossen nun zusammen, irgend eine Beschäftigung aufzusuchen, denn ich war derselben eben so benöthigt, als er; unsere Mühe war fruchtlos, nachdem wir fünf Tage, ohne zu ermüden, überall Erkundigungen eingezogen hatten. Buchdruckereien fanden sich damals, glaube ich, nur vier vor, die jedoch sich nur mit Journalen und obrigkeitlichen Wi-

schen beschäftigten, denn die Litteratur befindet sich in Brasilien sowohl, als hier, unbegreiflich vernachläßigt; die guten Leute sind mit ihrem D. Quixote, Gil-Blas, Saavedras Novellen, und mit ihrem kleinen Eulenspiegel, Juan de Torrecillo und Guzman zufrieden. Eine Buchhandlung existirte damals gar nicht, noch viel weniger war ein Buchbinder zu finden. Um mich hier zu etabliren in meinem Berufe, schien mir für den Augenblick nicht räthlich, und wegen Mangel an Hülfsmitteln unausführlich; wenn auch wirklich sich solche gefunden hätten, so wären tausend andere Schwierigkeiten, nebst den Aussichten, daß sich von dem Unternehmen nicht genügende Interessen abwerfen möchten, zu befürchten gewesen. Ueberdieß hatte ich mich fest entschlossen, zu meiner Belehrung das Land noch ferner zu bereisen, da ich seit Louisens Tode beinahe alle Lust verloren hatte, mich auf Gerathewohl irgendwo anzusiedeln. Der Sachse hatte sich seitdem ebenfalls in mein Gasthaus logirt, um theils in meiner Nähe zu sein und sich zu erholen, weil er vorher sich kümmerlich bei einem deutschen Schuster sich durchgeholfen hatte, und nach Verhältniß theuer genug bezahlen mußte. Wir glaubten nun von den Herrlichkeiten der Stadt genug gesehen zu haben; daher trollten wir am sechsten Tage von hinnen und schliefen in Las Piedras bei meinem freundlichen Wirthe. Mein Reisegefährte war zu Fuße, und das konnte nun wohl nicht angehen, auf diese Art nach der Provinz St. Pedro zu gelangen, ohne ungeheuern Zeitverlust und Beschwerlichkeiten zu erdulden; sein ganzes Vermögen bestand noch in sechs Piastern und etwas Münze, mit denen er für einen Nothfall sparsam genug umgehen mußte. Mein Brauner war wund gedrückt und zum Reiten für mehrere Wochen untauglich, sonst hätte ich ihn meinem Kameraden überlassen; selbst mein vortrefflicher Schwimmer, der Schimmel von D. Gaspar, bedurfte großer Schonung, weil ich ihn meistens geritten hatte. — Ich kam endlich auf den Einfall, unserm Wirthe einen Tausch vorzuschlagen, den er zuletzt einging und uns dann einen tüchti-

gen Gaul gegen den Braunen eintauschte. Für einen Thaler konnte mein Sachse ein vollständiges, wiewohl gebrauchtes, Sattelgeräthe mit Zügel und Gebiß kaufen; für mein eigenes Pferd, das neu getauscht war, nahm ich ihm nur zwei Thaler ab, bezahlte aber hier die Zeche von zwei Flaschen Wein, Brot und Würsten, und ließ ihn auch fortwährend auf der ganzen Reise in den Pulperien nichts bezahlen. Wir trabten nun munter vorwärts den nämlichen Weg, den ich gekommen war, mit dem Vorsatze jedoch, einst in bessern Verhältnissen, wenn die Bürgerkriege in dieser Provinz und in Buenos-Aires sich völlig gelegt hätten, mich von Portoalegre aus über Rio Grande und St. Franzisko de Paula nach Maldonado und Montevideo zu begeben; dann nach Buenos-Aires überzuschiffen und sofort das Innere zu bereisen. Da ich nun im Begriff bin, diese Provinz zu verlassen, so will ich meinen Lesern einige bemerkenswerthe Skizzen über Montevideo und die orientalische Republik liefern; dann ein Bischen über den Silberfluß plaudern, der nichts weniger als Silber und Gold enthält, sondern den Reisenden, welche die Geschichte der Eroberungszeit nicht kennen, mit seinem hochtrabenden Namen bloß etwas vorgaukelt; am Flüßchen St. Juan treffen wir wieder zusammen, und wollen dann sehen, wo sich der Sebastian Gaboto befindet. — Montevideo liegt auf der Abendseite eines Hügels, der nach nnd nach sich senkend, zu einer Landzunge sich ausdehnt. Gegenüber der Stadt, westlich, erhebt sich dicht am Ufer el Cerro (der Berg), welcher ungefähr 150 Fuß über das Meer erhaben ist, auf dessen auslaufender Spitze ein Fort steht, über welchem die Flaggenstange und eine Laterne hervorragt. Zwischen der Stadt und dem Berge inmitten, öffnet sich eine oval scheinende Bucht, welche sich ungefähr zwei Meilen weit ins Innere des Landes erstreckt, in deren Hintergrund einige kahle Inselchen, Sandbänke und zerstreute Hütten zu bemerken sind. Montevideo liegt also auf einer kleinen Halbinsel, welche von allen Seiten vom Silberfluß umgeben ist, ausge-

nommen von der Ostseite, wo sich der Eingang, die Citadelle, befindet, nebst dem bessern Theile der Festungswerke. Die Stadt selbst ist nach einem regelmäßigen Plane erbaut, in Cuadras abgetheilt, die Straßen nach der Schnur gezogen und mit Trottoirs versehen, aber ungepflastert, was denn bei Regenwetter Koth genug absetzt, und bei trockner Witterung durch die ungeheuern Staubwolken, welche die häufigen heftigen Winde aufwirbeln, noch lästiger wird, weil der Staub in die Häuser dringt und Alles beschmutzt, was um so fühlbarer in dem untern Theile der Stadt wird, da derselbe ohnedieß äußerst unreinlich gehalten ist. Die Häuser sämmtlich sind aus Backsteinen erbaut, und die meisten sehr niedrig, doch werden fortwährend sehr geschmackvolle und neue Gebäude aufgeführt, die den Europäischen an Eleganz nichts nachgeben; nach Landessitte haben dieselben fast alle Terrassendächer, die je nach Verhältniß mit schönen Gallerien und Brustwehren versehen sind, weil dieselben den Bewohnern von wesentlichem Nutzen sind, den Häusern selbst viele Kühlung gewähren, und überhaupt sowohl als Erholungs- und Festungsplatz dienen. Von solchen Dächern aus kann man den Feind in seinen Angriffen hindern, ohne von jenem erreicht werden zu können. Frauen und Kinder können von daher dem Feinde den größten Schaden zufügen, und somit ihren Mitbürgern wesentliche Hülfe leisten, um den heimathlichen Heerd zu beschützen, was jene in allen Kriegen schon oft erprobt haben; hauptsächlich haben die Engländer in Buenos-Aires einst ein schönes Müsterchen davon geschmeckt. Im Ganzen genommen ist Montevideo eine ziemlich hübsche Stadt, und bei einem längern Aufenthalte unter ihren gastfreundlichen, im Umgange sehr höflichen und zuvorkommenden Einwohnern der bessern gebildeten Klasse, mag ihr noch manche gute Seite abzugewinnen sein. Das Aeußerliche ist, obschon nicht entzückend, doch gewiß einigermaßen angenehm. Die theilweise schönen Häuserreihen mit ihren Altanen und Belvederes, die wunderliche Form der Thürme von der Kathedralkirche Nuestra

Sennora de la Matriz, mit ihren kleinern Domkuppeln, welche mit gefirnißten farbigen Porzellainziegeln gedeckt sind, die Festungswerke und Wälle, auf deren Batterien Neger und farbige Soldaten mit ihren verschmitzten Paviansgesichtern Schildwache stehen, gewähren dem Fremdling einen interessanten Anblick. Oeffentliche Gebäude, außer der Citadelle, die vier Bastionen hat, dem 1804 erbauten Cabildo (Rathhause), der Kathedralkirche und einem Franziskanerkloster, däucht mir, sind sonst keine bemerkenswerthen vorhanden. Der Hafen ist sehr seicht und in schlechtem Zustande; sein Damm oder Ausschiffungsplatz ist von Holz aufgeführt. Viele Schiffe sind schon verunglückt, deren Gerippe theilweise hervorragen, und hie und da sind andere nebst den gefährlichen Stellen mit Ankerboyen u. dgl. bezeichnet. Der Befehl zur Gründung Montevideos wurde 1724 gegeben; damals hatten die Spanier unzählige Gefechte mit den Charruas und Minuanes zu bestehen, welche den ausgedehnten Erdstrich zwischen dem Uruguay, dem Rio Negro, den Gebirgen von St. Ignacio, dem Ocean und dem Silberflusse bewohnten und hartnäckig vertheidigten. Fremde Nationen, hauptsächlich die Portugiesen und selbst die Franzosen, welche heimlich an diesen Küsten Contrebande trieben, Felle einhandelten u. dgl., nöthigten die Spanier, Truppen hieher zu verlegen, wo sie abwechselnd mit diesen und jenen Feinden verwickelt waren.

Auszug aus dem Nationalalmanach der Republik del Uruguay.

1726. Bruno de Zabala, Gouverneur von Buenos-Aires, betrieb nun ernstlich die Gründung dieser Stadt, und schickte zwanzig Kolonistenfamilien von den Canarischen Inseln hieher, welche den Ort San Felipe nannten; den Namen Montevideo erhielt die Stadt erst später, welcher eigentlich von dem Cerro, Berg Monte, vi, gesehen, deo, Abkürzung von de lejos, von weitem,

zusammengesetzt. 1751 lieferten die Charruas und die Minuanes den Truppen von Buenos-Aires und Montevideo, unter dem Kommando von Zabala, eine bedeutende Schlacht, worin sie Sieger blieben, und der Letztere sich genöthigt sah, die Vermittlung des Provinzials von Paraguay anzurufen, dem es gelang, die Wuth der Indianer zu besänftigen und 1732 einen gänzlichen Frieden herzustellen. 1757 erhob das spanische Kabinet Montevideo in den Rang als Hauptort der Provinz oder des Gouvernements. Im nämlichen Jahre ergriffen nun die Minuanes wieder die Waffen, und fielen neuerdings auf dieser Seite die spanischen Kolonien an. In diesem Kriege war es, wo der Gouverneur von Buenos-Aires Andonangui, dieser beständigen Neckereien müde, den Befehl ertheilte, alle Indianer über zwölf Jahre umzubringen, „denn die Bluttaufe,“ sagte er, „ist die wahre Taufe für diese Wilden.“ (Unter allen südamerikanischen Städten däucht mir, hat Montevideo am meisten gelitten.) Den 28. Oktober 1806 bombardirte der englische Commodore Popham zu Wasser die Stadt, wurde aber zurückgeschlagen; jedoch im Januar 1827 griffen die Engländer unter den Befehlen Pophams die Städtchen Maldonado und St. Carlos an, und eroberten sie, während der General Sir Samuel Acmuty Montevideo belagerte und die spanische Garnison zernichtete, welche einen Ausfall gewagt hatte. Den 3ten Februar nahmen die englischen Truppen Montevideo im Sturme ein, mußten aber den Platz an Spanien wieder im Juli des nämlichen Jahres abtreten, weil der in Buenos-Aires besiegte General Whitelock kapitulirt hatte. 1808 verweigerte der Gouverneur Elio zuerst den Gehorsam gegen den Vizekönig von Buenos-Aires, worauf zwei Jahre später, laut seiner Voraussagung, 1810 den 25sten Mai der erste Freiheitsruf durch wenige hochherzige Männer in Buenos-Aires erscholl und bald im ganzen südamerikanischen Kontinent wiederhallte. 1811 den 28. Februar bemächtigten sich die orientalischen Patrioten des Fleckens Mercedes, wo sich in dieser Provinz der erste Freiheits-

ruf erhob. Den 21. April besiegten die Patrioten beim Dorfe St. Jozé die Royalisten, und am 28. Mai zernichteten sie unter dem Commando des tapfern Artigas die Royalisten bei las Piedras. 1812. 10. Januar überfielen 4000 Mann Portugiesen das Gebiet Montevideos unter dem Commando des Generals Frederico Lecor, als Hülfstruppen der Spanier abgeschickt, räumten jedoch zufolge eines Waffenstillstandes im folgenden Mai das Land. Den 31. Oktober besiegte der patriotische General Rondeau die Royalisten bei Cerrito. Montevideo, wieder erstürmt, schloß sich nun an die vereinigten Provinzen des Silberflusses an, als Hauptort seiner Provinz. 1814. 17. Mai wurde die in Montevideo stationirte spanische Escuadre durch den Engländer Broun Admiral im Dienste der Patrioten zerstört. Den 23. Juni besetzten die Truppen der argentinischen Republik die Stadt, und überließen sie im Juni den Orientalen. 1816 u. 1817 benutzten die Portugiesen den Bürgerkrieg dieser Provinz, und zogen ins Land unter dem Vorwand, den Frieden herzustellen; statt dessen bemächtigten sie sich der Hauptstadt, deren Vorgesetzte die Einwohner der ganzen Provinz aufforderten, Friede mit den Portugiesen und Brasiliern zu schließen, welcher unter der Bedingung zu Stande kam, daß die Besetzung der Provinz nur provisorisch verstanden sei, jedoch die portugiesische Armee die bestehende Landesobrigkeit anerkennen müsse. 1820 im September wurde der grausame, durch seine unerhörten Verwüstungskriege berüchtigte General Artigas von seinem Lieutenant Ramirez geschlagen, und gezwungen, sich nach Praguay zu flüchten, wo ihn der Dictator Francia lebenslänglich als Gefangenen zurückhält. 1821 verproviantirte der portugiesische General Montevideo, und erklärte die Banda Oriental als einverleibt zu Brasilien, unter dem Namen, die Provinz Cisplatina. 1825. 19. April landete der General Juan Antonio de Lavalleja mit 32 Patrioten an den vaterländischen Ufern, um sein Vaterland vom fremden Joche zu befreien; sein Freiheitsruf wurde mit Jubel aufgenommen und durch

mehrere Siege gekrönt. Der Kaiser von Brasilien erklärte im Dezember des nämlichen Jahres den Krieg gegen die argentinische Republik; seine Flotte wurde mehrmals von Admiral Brove geschlagen und endlich die brasilischen Truppen aus der Banda Oriental verdrängt. 1828 im April eroberte der orientalische General die brasilischen Missionsdörfer, worauf am 27. August die Friedensbedingnisse zwischen dem Kaiserthum Brasilien und der argentinischen Republik in Rio de Janeiro unterzeichnet und am 4ten Oktober in Montevideo von beiden Theilen bestätigt und ausgewechselt wurden, zufolge derselben die Banda Oriental einen getrennten Staat, nnter dem Namen Republika del Uruguay, bilden sollte. Den 17. April 1830 wurde D. Lavalleja, zufolge der Resignation des D. Jozé Rondeau, interim als Gouverneur und Generalkapitain der Provinz ernannt, und endlich den 24. Oktober, nachdem schon von den Bevollmächtigten des brasilischen Hofes und der argentinischen Republik die Constitution des Landes im Mai anerkannt war, wurde der Brigadier-General D. Fructuoso Rivera als Präsident der Republik ernannt. 1832 und 1833 fiel der General Lavalleja, vermuthlich aus Rache wegen Zurücksetzung und Verkennung seiner Verdienste, mit einigen Horden Indianern in die Provinz, und störte so die herrschende Ruhe durch Bürgerkrieg; jedoch scheiterten seine Versuche an den klugen Maßregeln des Polizeichefs von Montevideo und dem Einflusse, den D. Fruktuoso Rivera auf das Landvolk hatte; besiegt mußte er entfliehen, und verbannt von seinem Vaterlande für immer, wurden ihm seine Güter konfiscirt. Die Dörfer Bella-Union und Belem wurden von ihm zerstört, auch Salto hartnäckig angegriffen, von wo er jedoch verjagt wurde; reiche Rio Grandenser sollen ihn dabei mit Geldvorschüssen unterstützt haben, um die Zwecke seiner Rache und Ehrsucht desto besser zu verfolgen, weil auch diese davon Gewinnst zu hoffen hatten. — Diese Provinz ist, wie schon erwähnt, äußerst fruchtbar und ergiebig, ohne jedoch ein Garten Edens zu sein, wie Herr Isabeau

sich so malerisch ausdrückt; eine Menge Flüsse durchschneiden das Land von allen Seiten, die theils bis in die entferntesten Gegenden schiffbar sind, oder ohne große Anstrengung dazu tauglich gemacht werden könnten. Das Klima ist sehr gemäßigt und gesund; die Feuchtigkeit, welche durch die zahlreichen Flüsse, so wie durch den Nord- und Nordostwind, der über sumpfige Gegenden streifend hervorgebracht wird, ist durch die südwestlichen, immer trocknen Landwinde aus den Pampas-Ebenen von Buenos-Aires sehr gemäßigt. Die Gesammtbevölkerung auf 12,000 Meilen (20 auf den Grad), welche die Oberfläche des Landes ausmachen, beträgt ungefähr 70,000 Einwohner. Dieser Umstand, daß ein so großer Erdstrich nach Verhältniß fast gar nicht bevölkert ist, rührt meistens von politischen Ursachen her, die ich bereits schon angeführt habe, wodurch die Einwohner zur Emigration bewogen wurden. Der hauptsächlichste Handelszweig des Landes besteht nicht allein in der Ausfuhr von Ochsen und Pferdehäuten, sondern auch in Salzfleisch und Talg, auch in Lebensmitteln und Holz, letztere jedoch ausschließlich nach Buenos-Aires. Die Umgebung Montevideos zählt einige dreißig Saladeros, wo in mehreren täglich über 100 Stück Hornvieh geschlachtet werden, ohne daß dadurch eine starke Verminderung der Viehzucht bemerkt würde; denn es ist beinahe unglaublich, wie schnell sich diese Thiere vermehren und auf den üppigen Triften gedeihen. Die Grenzen, welche so öfters von den Spaniern und Portugiesen bestritten wurden, sind nun gegenwärtig nach Norden durch den Guaray bezeichnet, und nach Osten durch den Yaguaron, der sich in die Laguna (See) Merim ergießt. Der Uruguay scheidet das Land von der Provinz Entre Rios und Corrientes. Seine astronomische Lage ist zwischen dem 55. und 61. Grad occidentaler Länge, und im 30. und 35. Grad südlicher Breite, vom Pariser Meridian aus gemessen. Die Republik ist in neun Departements abgetheilt, die ihren Namen von den Hauptorten hernehmen: Montevideo, Canelones, St. Jozé, Colonia, Soriano, Paysandu,

Cerro largo, Entre Rios, Y und Negro; sie liefern zusammen in die Repräsentantenkammer 29 Deputirte und eben so viele Senatoren. Der Staat besitzt drei Städte, wenn man ihnen diesen Namen geben kann: Montevideo, St. Sakramento und Maldonado, nebst fünfzehn Hauptflecken: Gudalupe, St. Juan Baptista, St. Jozé, La Florida, El Rosario, St. Salvador, St. Domingo Soriano, Mercedes, Paysandu, Belen, Melo, Rocha, St. Carlos, Minas und San Pedro, übrigens noch neun Dörfer: Piedras, Pando, Porongas, Real de St. Carlos, Vivóras, El Carmelo, Salto, Santa Theresa und Bella Union. Die Regierung unterhält in jedem dieser Dörfer eine Elementarschule; außerdem ist ungefähr eine gleiche Anzahl kleinerer Schulen, von Partikularen gehalten, vorhanden. Regelmäßige Couriere reisen von Montevideo nach verschiedenen Punkten des Innern den 9., 16., 23. und 30. Tag jedes Monats ab. Nach dieser abgekürzten Beschreibung, welche das Ganze nothwendig erforderte, schreite ich nun zur ältern Geschichte, von der Entdeckung des Silberflusses u. s. w., über. Im Jahre 1515 ließ der spanische Hof drei Schiffe ausrüsten, eines von 60 Tonnen und jedes der beiden andern von 30 Tonnen, die auf eine Entdeckungsreise auslaufen sollten, und gab das Kommando über dieselben dem Obersteuermann Juan Dias de Solis, gebürtig von Lebrixa. Dieser schiffte sich im September des nämlichen Jahres mit 60 Soldaten und einem Vorrathe von Lebensmitteln auf dritthalb Jahre in dem Hafen von Lepe ein. Auf der Insel St. Catharina nahm er frisches Wasser ein, und nachdem er bald bei dem Flusse, der jetzt Rio de la Plata heißt, angelangt war, so lief er in denselben ein und nannte ihn nach seinem Namen Rio de Solis. Als er aber auf dem nördlichen Ufer desselben ans Land gestiegen war, um sich mit einigen Charruas-Indianern, die sich daselbst versammelt hatten, in Unterhandlungen einzulassen, wurde er, nebst allen seinen bei ihm befindlichen Leuten, von diesen Wilden, nebst noch andern, die in der Nähe eines Flüßchens, das deßhalb noch jetzt den Namen

Aroyo de Solis führt, und sich zwischen den beiden Städten Montevideo und Maldonaldo befindet, aus einem Hinterhalt hervorbrachen, ums Leben gebracht. Sein Bruder und sein Schwager, Franz Torres, die sich beide als Steuermänner bei der Expedition befanden, kehrten hierauf unverzüglich mit ihren Schiffen nach Spanien zurück, und nunmehr bekümmerte man sich dort nicht mehr um den Silberfluß, bis zu Ende des Jahres 1525. In diesem Jahre schickte aber der spanische Hof den Diego Garcia in der nämlichen Absicht dahin; allein dieser segelte nur mit einem einzigen Schiffe am 15. Januar 1526 aus dem Hafen von Corunna ab. Zuerst lief derselbe in die canarischen Inseln ein, und alsdann in den brasilischen Hafen St. Vincent, wo er von den Portugiesen eine Brigantine kaufte und einem dasigen Baccalaureus, der sich mit ihm einschiffte, das Versprechen ertheilte, daß er, sobald sie in dem Silberflusse angekommen wären, sein großes Schiff wieder nach St. Vincent zurückschicken wollte, um auf demselben 800 Sklaven, die diesem Baccalaureus zugehörten, nach Europa zu transportiren. Hierauf segelte Garcia am 25. Januar 1527 von St. Vincent ab, und lief bald hernach in den Hafen de los Pattos, im brasilischen Paraguay, ein. In diesem Hafen traf er den Venezianer Gaboto an, der, wie meine Leser schon wissen, vor Garcia nach dem Silberstrome absegelte, und den wir von seiner Entdeckungsreise in den Paraguay schon auf der Rückfahrt wissen. Er hatte aber von der Mündung des Paraguaystromes an noch nicht 30 Stunden Weges zurückgelegt, als er schon dem Garcia begegnete, der den Fluß hinauf segelte. Beide Männer behaupteten, nunmehr die erste Entdeckung des Landes sich zuschreiben zu dürfen, und geriethen darüber in einen lebhaften Streit mit einander; endlich aber kamen sie dahin überein, daß sie beide zu dem Fort St. Espirito segeln, daselbst sechs Brigantinen erbauen und alsdann die Entdeckung und Eroberung des Landes gemeinschaftlich fortsetzen wollten. Garcia, den wir in dem Hafen de los Pattos zurückgelassen haben, als er im

Begriff war, in den Silberfluß einzulaufen, traf daselbst in der Mündung des Flüßchens St. Juan den Antonio Grageda, welcher über die zurückgelassenen Schiffe Gabotos das Kommando führte. Als Grageda die Schiffe Garcias erblickte, war er anfänglich erschrocken, denn er glaubte, daß sich die Mannschaft darauf befände, welche Gaboto auf der Insel St. Catharina zurückgelassen hatte; da er aber sah, daß es Garcia war, empfing er ihn mit allen möglichen Freundschaftsbeweisen. Von hier aus schickte nun Garcia sogleich sein großes Schiff nach St. Vincent zurück, um laut seinem Versprechen die erwähnte Sklavenladung an Bord zu nehmen; hierauf ließ er die Brigantine, die er in Stücken aus Spanien mitgebracht hatte, zusammensetzen, und folgte dem Gaboto nach. Als er zu St. Espirito ankam, zwang er den dasigen Befehlshaber Gregor Caro, daß er ihn für seinen Chef erkennen mußte, weil er ausdrücklich in der Absicht, das Land zu entdecken und zu erobern, geschickt worden wäre, da hingegen Gaboto nach der Bestimmung des Hofes eigentlich nach Ostindien hätte gehen sollen. Wirklich erkannte ihn auch Caro für seinen Chef an, und trug um so weniger Bedenken, dieses zu thun, da man ihm zu der nämlichen Zeit die Nachricht brachte, daß Gaboto mit allen seinen Leuten ermordet worden wäre. Hierauf setzte Garcia seine Fahrt fort, traf, wie wir gesehen haben, den Gaboto an, und kehrte mit ihm nach St. Espirito zurück, um die Entdeckungen gemeinschaftlich fortzusetzen. Es dauerte jedoch nicht lange, so entzweiten sie sich, und da Garcia die schwächere Partie ausmachte, so sah er sich endlich genöthigt, nach Spanien zurückzusegeln. Gaboto blieb aber zu St. Espirito, und schickte bloß eine Karavelle nach Europa ab, um dem Könige von seinen Entdeckungen Rechenschaft zu geben und ihm die von den Indianern eingetauschten Gold- und Silberblättchen zu Füßen legen zu lassen. Diese Silberblättchen gaben nun die Veranlassung, daß man damals dem Lande und dem Flusse den Namen la Plata beilegte, und denselben

bis jetzt beibehalten hat, obschon man seitdem nie mehr die geringste Spur von solchen oder andern Metallen gefunden hatte. Der König von Spanien genehmigte vollkommen Gabotos Verfahren, befahl ihm, die Eroberung fortzusetzen, und versprach, ihm baldige Hülfe zuzuschicken. Da damals jedoch der königliche Schatz gänzlich erschöpft war und nicht den geringsten Nebenaufwand gestattete, so mußte man die weitere Eroberung einem sehr reichen Edelmanne von Cadix, Peter von Mendoza, übertragen, der sich erbot, sie auf seine eignen Kosten auszuführen. Als Gaboto hievon benachrichtigt wurde, ließ er 110 Mann, unter dem Kommando von Nuno de Lara, zu St. Espirito zurück, schiffte sich mit den Uebrigen nach Spanien ein, und kam dort 1530 an. Lara lebte mit den Caracuras- und Timbus-Indianern in Frieden und Eintracht bis 1532, wo alle bisherigen guten Verhältnisse durch folgende grauenhafte Begebenheit zerstört wurden: Ein Kazike der Timbus, Namens Mangoré, verliebte sich in eine Spanierin Lucia Miranda, angetraute Gattin des Sebastian Hurtado. Da nun derselbe auf gewöhnlichem Wege seinen Zweck nicht erreichen konnte, so faßte er den Entschluß, mit Gewalt der Waffen seine Leidenschaft zu befriedigen. Als einst der Kommandant des Forts, Ruy Garcia Mosquera, mit vierzig Soldaten auf einer Brigantine verreist war, um von den Indianern auf beiden Ufern des Flusses Lebensmittel einzukaufen, so benutzte Mangoré dessen Abwesenheit, um sein Vorhaben auszuführen. Er versammelte in der Stille seine Indianer, und verbarg sie in der Nähe des Forts in einem Gebüsche, bis die Nacht angebrochen war; alsdann ging er mit acht Indiern an das Thor des Forts und bat um Einlaß. Da man ihn als einen aufrichtigen Freund der Spanier kannte und zugleich glaubte, daß er Lebensmittel herbeibrächte, so trug man kein Bedenken, ihm zu öffnen. Allein sobald das Thor geöffnet war, bemächtigte sich Mangoré desselben und gab das verabredete Zeichen, worauf seine Indier aus dem Hinterhalte hervorströmten. Da nun die Spanier diesen Ueberfall

nicht im Mindesten geahnt hatten, so wurden sie sämmtlich niedergemetzelt; jedoch kamen auch viele Indianer dabei um, worunter Mangoré selbst. Man kann sich das Entsetzen der Mannschaft, die sich auf der Brigantine befand, bei ihrer Zurückkunft denken; weil jedoch Sebastian Hurtado, der ebenfalls die Reise mitgemacht hatte, unter den todten Spaniern den Leichnam seiner Lucia nicht fand, so vermuthete er sogleich den wahren Verlauf der Sache, und gerieth darüber so ganz außer sich, daß er allein und im halben Wahnsinn fortlief, um seine Gattin unter den Indianern aufzusuchen. Diese wollten ihn bei seiner Ankunft sogleich umbringen, und nur auf die dringende Fürbitte der Lucia, in welche sich Syripo, Mangoré's Bruder, inzwischen rasend verliebt hatte, schenkten sie ihm einstweilen das Leben. Weil jedoch die edle Lucia den wollüstigen Anträgen und Bemühungen Syripo's den standhaftesten Widerstand leistete und beharrlich ihm die kleinste Gunst verweigerte, so gerieth endlich der Wilde so in Wuth, daß er ihren Mann vor ihren Augen an einen Baum binden und mit Pfeilen todtschießen, sie selbst aber nachher lebendig verbrennen ließ. Mosquera, ohne sich mit seiner zusammengeschmolzenen Mannschaft an den Indiern rächen zu können, entfernte sich hierauf gänzlich aus dieser Gegend, und begab sich mit der Brigantine und seiner noch übrig gebliebenen Mannschaft auf die Küste von Brasilien, wo er sich zu Yguä, zwanzig Stunden von St. Vincent, einer portugiesischen Kolonie, niederließ. Die dortigen Portugiesen kündigten ihm jedoch schon im Jahr 1543 den Krieg an, und rückten in großer Menge gegen die Spanier aus. Wahrscheinlich wäre es auch in ihrer hülflosen Lage um sie sämmtlich geschehen gewesen, wenn sich nicht zufälliger Weise gerade in dem entscheidenden Zeitpunkte ein französischer Korsar der Küste genähert, und seine Schaluppe ans Land geschickt hätte, um Lebensmittel einzukaufen. Diese letztere wurde des Nachts von den Spaniern überfallen und weggenommen; hierauf bestiegen sie dieselbe, näherten sich dem Raubschiffe und bemäch-

tigten sich seiner durch List. Die darauf befindlichen Kanonen wurden sogleich ans Land geschafft, und vermittelst derselben glückte es den Spaniern, einen vollständigen Sieg über die Portugiesen davon zu tragen. Sie drangen sogar bis St. Vincent vor, verbrannten es und verwüsteten es von Grund aus. Hierauf schifften sie sich ein, und ließen sich auf der Insel St. Catharina nieder.

Meine Leser finden mich nun wieder am Flüßchen St. Juan, wo ich eben mit meinem Reisegefährten ein Langes und Breites über die spanischen Abenteurer, welche das Land eroberten, und ihre jetzigen Nachkömmlinge abhandelte, während unsere Pferde ein Bischen weideten und wir im Schatten gelagert waren. Den folgenden Tag, indem wir den nächsten Weg gut forttrabten, bis unweit der Capilla nueva de Mercedes, lenkten wir vom Wege abwärts, wo wir alsdann bei einer bescheidenen Hütte einen kleinen Halt machten, und ich genöthigt war, wieder ein Pferd zu kaufen, um meinen Schimmel zu schonen. Glücklich setzten wir über den Rio Negro und ruhten einige Tage in einer der vielen Estancias im Rincon de las Gallinas aus, um zugleich unsre Pferde frische Kräfte schöpfen zu lassen. Wir setzten nachher unsre Reise ohne bemerkenswerthe Abenteuer fort und erreichten endlich wohlbehalten den Flecken Paysandu, wo wir uns bei dem bekannten Spanier mit einer Flasche Portwein erquickten. Mein Wirth hatte mir nicht viel Neues zu erzählen, als daß jene drei Deutsche, die mich damals in seiner Schenke besucht hatten, seitdem, Gott weiß wohin, abgereist wären, der Gaucho aber, den ich damals so tüchtig bearbeitet hätte, sei noch in der Prison verwahrt. Ohne uns hier weiter zu säumen, schieden wir, und setzten über den Rio Quegay; bald nachher, obschon die Sonne noch ziemlich hoch am Himmel stand, machten wir bei einer kleinen, freundlichen Hütte Halt, die unweit am Ufer eines Flüßchens ganz nett im schattigen Gebüsche steckte, mit dem Entschlusse, unser Nachtquartier hier aufzuschlagen. Der Eigenthümer, ein freundlicher Mann,

ein weißer Mestize, schien ganz erfreut über unsern Besuch, als er aus der Hütte hervor kam, hieß uns absteigen, und führte uns ganz herzlich an der Hand in die Hütte herein; in deren Mitte, obschon es eigentlich das Wohnzimmer und nicht die Küche war, loderte ein lustiges Feuer, über welchem ein eiserner Topf schwebend aufgehängt war, der in einem hölzernen Haken hing, den man oben an den Dachsparren mit einem Lederriemen befestigt hatte. In dem Topfe sah es ganz erfreulich aus, denn er war bis an den Rand mit Pfirsichen und Fleischstücken angefüllt, die uns jetzt, im Sieden begriffen, freundlicher, als eine dichterische Silberquelle, anmurmelten. An den Wänden lagen einige Ochsenschädel als Stühle umher, und im Hintergrunde der Hütte paradirte eine Bettstelle auf eingerammelten Pfählen, mit Rohren und einer Kuhhaut bedeckt, in einer Ecke, welches vermuthlich das keusche Ehebett unsers Wirthes war, denn wenigstens saßen unweit davon an der Erde zwei ungefähr achtjährige nackte Mädchen, die ganz prächtig Baumwolle spannen, wobei sie die Spindeln auf den bloßen Schenkelchen herum kollern ließen, während sie uns in Guaranisprache freundlich begrüßten. Wir nahmen nun auf den Ochsenschädeln Platz, und unser gefällige Wirth regalirte uns mit Thee, während seine Zwillingstöchterchen die Honneurs des Hauses verrichteten, und uns abwechselnd in ihrem adamischen Négligé das Kürbisfläschchen darreichten, was uns beide nebst den Mädchen denn doch ein Bischen verlegen machte; denn als sie unser Lächeln bemerkten, hielten sie etwas verschämt die linken Hände über die Schaamtheilchen. Es ist aber auch zum Tollwerden! brummte der Sachse halb leise auf deutsch mir zu, die Mädchen sind schon bald mannbar, so viel man bemerken kann! — Es dauerte nicht lange, so kam die Hausfrau im bloßen Hemde vom Bache her in die Hütte gewackelt, und brachte etwas trockne Wäsche auf dem Arme mit, und sobald sie uns freundlich begrüßt hatte, reichte sie den Mädchen ihre reinen Hemdchen her, die sie sogleich vor unsern Augen anzogen und nun ganz

unbefangen schienen. Unser Wirth hatte sich von mir indessen ein Pferd geborgt, um einige seiner Reitpferde in den Pferch zu treiben, die in der Nähe weideten, um zu einem Nachbar zu reiten, wie er sagte. Seine theure Hälfte, welche noch ziemlich hübsch, lebhaft und freundlich war, von Farbe eine weiße Mestizin, erzählte uns indessen, wie sie sich so lustig gemacht habe und in dem Bache so lange herumgeschwommen sei, bis die Sonne ihr Hemde getrocknet habe. Der Hauswirth, welcher nach einer Weile zurückgekommen war, sattelte nun selbst unsre Pferde ab und kuppelte sie aus Gutmüthigkeit mit einigen seiner kleinen Heerde zusammen, um besser und sicherer weiden zu können; dann wurde der Tisch gedeckt, das heißt verdollmetschet: der Mann trug den Topf vor die Hütte, und als seine Gemahlin und Kinder einige Hände voll grüner Zweige auf die Erde gebreitet hatten, leerte er den Inhalt darauf aus, worauf wir uns alle mit kreuzweis geschlossenen Beinen in patriarchalischer Eintracht ringsherum zur Tafel setzten und uns wacker an den gekochten Pfirsichen und dem Fleische erquickten; nach glücklich beendigter Tafel kredenzten uns die jungen Heben ein Horn voll Wasser zum bescheidenen Nachttrunke. Ich beschenkte nun das gute Völkchen mit etwas Rolltabak und einigen Paraguayblättercigarren, die ich in Paysandu gekauft hatte, worüber alle höchst erfreut schienen. Die Hausfrau setzte sich nun neben uns mit ihren Töchterchen zum Spinnen, das sie ganz ungenirt, auf die Art, wie ich schon erwähnte, bewerkstelligten. Das erst gewonnene grobe Garn spannen sie dann wieder etwas feiner auf frische Spindeln, bis die Nacht anbrach. Fatalerweise schien sich ein Gewitter zu nähern, und wir mußten daher mit der Familie in der Hütte uns schlafen legen; der Wirth wollte uns sein Ehebette überlassen und sich selbst mit seiner Frau zur Erde betten, was wir jedoch durchaus nicht zuließen, und daher unser Lager in der entgegengesetzten Ecke mit unserm Sattelgeräthe aufschlugen, wo unweit die beiden Mädchen, weil kein Platz vorhanden war, sich auch hingebettet hatten, und in

kindischem Muthwillen sich auf ihrer Kuhhaut herumneckten und uns sogar leise an den Schnurrbärten zupften, bis ihnen endlich die Mutter Ruhe gebieten mußte. Das Gewitter fing inzwischen an sich tüchtig zu entladen, und deßhalb flüchteten sich ein halbes Dutzend Hunde unsers Wirthes in die Hütte und lagerten sich traulich zwischen uns herum, uns reichlich mit Flöhen bescheerend, ohne die, welche uns schon tüchtig peinigten. Mit Tagesanbruch waren wir mit der Familie auf den Beinen und schlürften traulich Thee zusammen; dann suchte der gute Wirth unsre Pferde zusammen, die er in den Pferch trieb. Wir mußten durchaus noch ein gebratenes Stück Kuhfleisch mit ihm frühstücken; dann beschenkte ich beim Abschiede die Frau mit einem bunten Halstuche, worauf wir nur mit vieler Mühe uns von dem Völkchen loswinden konnten, und trabten nun munter vorwärts, während mein Kamerad ganz fröhlich gestimmt, einen Lobwasserschen, oder vielmehr einen hebräischen Psalm in Ambrosius Lobwässerleins Reimlein gebracht: „Als wir zu Babylon am Wasser saßen" u. s. w. vor sich her sang, in dessen schmetternde Melodie ich bald nachher einstimmte. Die Lust zum Singen verging uns bald, denn der Gewitterregen hatte die Bäche und Flüsse tüchtig angeschwellt, so daß wir zweimal, aber glücklich, von der Pelota Gebrauch machten und erst den dritten Tag seit der Gewitternacht das Dorf Salto erreichten, wo wir bei dem freundschaftlichen jungen Manne, der mich das erste Mal schon, nebst seinem artigen brasilischen Weibchen so zuvorkommend aufnahm, auch jetzt freudig empfangen wurden und einen Rasttag hielten. In Belem kehrten wir bei dem Portugiesen an, wo ich zugleich von einigen eingebornen Kaufleuten einige unsaubere Anekdötchen über den Präsidenten Fruktuoso Ribera vernahm, die, wenn sie wahr sind, diesen Mann als Tirannen und als Betrüger bezeichnen. Er soll nämlich in Montevideo sowohl, als in der Provinz, sich gegen mehrere Kaufleute Repressalien erlaubt haben, Summen von denselben geborgt auf leeren Wind hin und Handels-

verträge gebrochen haben, unter dem Vorwand, daß die Darleiher in irgend etwas die Landesgesetze verletzt haben, die Schuld an dieselben verläugnet und sogar schändliche Güterconfiscationen unter dem Gesetzesmantel begangen haben, nebst andern Tirannenkniffen. Diese Leute schilderten ihn als einen rohen, ungebildeten Gaucho, leidenschaftlichen Kartenspieler u. s. w. Wollte Gott, daß es nicht wahr wäre! aber in Republiken fallen solche Sachen auch öfters vor, wenn solche Diktatoren am Ruder stehen. Der Wirth erzählte mir nebenbei von einem jungen Franzosen aus B...., der aus guter Familie herstamme und um sein Vermögen auf eine solche gewaltsame Art gekommen sei, sich nunmehr unter die Charruas und Gauchos seit kurzer Zeit gesteckt habe und gänzlich verwildert sei, so daß er seinen neuen Gefährten an Grausamkeit und Reitergeschicklichkeit, auch in der Waffenführung, vollkommen gleich sei oder sie noch gar übertreffe. Diese Geschichte ist mir nachher von mehreren Franzosen als wahr bestätigt worden; jedenfalls gibt es Beispiele genug, daß wirklich gebildete Europäer gänzlich sich verwilderten. In Bella-Union ermangelte ich nicht, meinem Kameraden den schönen Tempel zu zeigen und ihm die erforderlichen Nebenumstände zu erzählen, was ihn sonderlich erbaute. Hier wurden wir angewiesen, vom Polizeichef uns eine schriftliche Erlaubniß, um den Guaray zu passiren, geben zu lassen, wo man ihm für einen solchen Wisch, so viel ich mich erinnere, nach wohlweiser, hier sehr unpassender europäischer Sitte, vier Silberrealen bezahlen mußte. Wir erreichten endlich den ersehnten Grenzfluß, wo wir den Wisch einem Wacheoffizier zeigen mußten, und passirten nun den Fluß, oder vielmehr unsre Pferde schwammen mit uns durch; der Fluß war sehr angeschwollen und ging uns selbst zu Pferde bis unter die Arme. Auf der andern Seite dicht am Ufer befand sich die brasilische Wachhütte, und weil ich von Allen Soldaten gut gekannt war, so bewirtheten sie uns sehr gastfreundschaftlich. Wir hielten nun hier unser Nachtlager und schliefen jedenfalls sicherer, als wenn wir in

dem Diebesnest, in Bella-Union, geblieben wären. Den folgenden Tag sollten einige Soldaten nach den benachbarten Estancias hinreiten, um Schlachtvieh zu holen, die wir nun begleiten wollten; die Abreise konnte aber erst Nachmittags Statt finden, weil die Reonen — (so nennt man die Pferde für den kaiserlichen Dienst, denen die Hälfte eines Ohres abgeschnitten wird, um sie desto kenntlicher zu machen. In Kriegszeiten werden öfters den Landeigenthümern Pferde weggenommen und auf diese Art zum Militärdienste bezeichnet; auch sind die Bauern gesetzlich angehalten, als Abgabe solche Pferde zu liefern) — im Felde allzu sehr zerstreut waren und erst zusammen getrieben werden mußten. Das war aber ein heilloser Ritt, als endlich die Abreise Statt fand; durch mannhohes Gras und dichtes Binsengebüsch galopirten wir rasend hindurch, wodurch die Pferde schändlich ermüdeten. Das ging nun wohl zwei Stunden so fort in der Sonnenhitze, bis wir endlich freies Feld gewannen und zuletzt in einem Wäldchen an einem Bache uns lagerten, den heißen Durst zu löschen und auszuruhen. Bald aber jagten wir wieder fort, ohne irgend eine Straße zu sehen, bis in die tiefe Nacht, wo wir endlich, da unsre Führer ihre Richtung selbst in der Dunkelkeit nicht verfehlten, vor einer Estancia Halt machten und von dem Eigenthümer reichlich mit Spießbraten regalirt wurden und uns nachher im Grase schlafen legten. Die Soldaten waren den andern Morgen ohne uns sehr früh wieder abgeritten, denn wir hatten keine Lust, unsre armen Thiere zu Schanden zu reiten, und wir bedurften ebenfalls der Ruhe. Wir speisten nun hier zu Mittag mit dem Estancieiro, der ziemlich wohlhabend schien; ein überaus fetter Indianerknecht trug die Fleischgerichte auf den Tisch und servirte nachher das Trinkwasser; da mir dessen Wohlbeleibtheit auffiel, so befragte ich den Estancieiro über die Ursache. Er erzählte mir ganz kaltblütig lächelnd, denn der Kerl hatte keinen Begriff von Seelenadel oder dergleichen göttlichem Gefühle je in seinem stumpfsinnigen Leben empfunden, daß er diesen Indianer als Knaben schon

erzogen habe; als er ihn jedoch einst wegen Unachtsamkeit mit Peitschen- und Lassohieben regalirt habe, so hätte das H... kind den Einfall gekriegt, oder die Laune, denn solche Indier und Neger wollen sich erfrechen, sogar rebellische Launen haben zu wollen, fügte er hinzu, daß er einst mitten in der Nacht davon laufen wolle, und wirklich ihm mit einem schönen Trupp Pferde durchgegangen sei, aber er hätte den Schelm mit Hülfe seiner Nachbarn bald eingeholt gehabt, und ihn schrecklich zerpeitscht und gebunden wieder nach seiner Wohnung geschleppt, wo er ihn noch obendrein für seine undankbaren Launen und den begangenen Diebstahl mit seinen eignen Händen, wie seine Stieren und Hengste, verschnitten habe. „Der Schelm ist jetzt seitdem fett und so zahm wie ein Haushund geworden," fügte er hohnlächelnd hinzu. Wir hüteten uns wohl, diesem brasilischen Geßler Demonstrationen wegen seinem Verfahren zu machen. Unterwegs machten wir jedoch, als wir bald nachher aufbrachen, unsre Bemerkungen über diese barbarische Pfuscherei in die Verrichtungen der Madame Justiz, die in Brasilien von solchen Vorfällen keine Notiz nimmt; überhaupt erlauben sich öfters die Estancieiros unerhörte Grausamkeiten mit ihren Untergebenen, was sogar russische Edelleute in Erstaunen setzen könnte. Wir trabten langsam fort nach einer unbestimmten Richtung hin, da keine Straße vorhanden war und wir bloß auf Gerathewohl unsre Pferde dahin lenkten, wo wir glaubten, daß das Dorf Alegrete liegen möchte. Absichtlich wollte ich D. Gaspars Wohnung vermeiden, die jedoch noch sehr entfernt war, weil ich befürchtete, dann schwerlich mehr große Reisen unternehmen zu können. Unterweges hatte ich an einem Lagerplatze noch den Verlust eines Pferdes zu erleiden, welches von einer Natter gebissen wurde, und somit reducirte sich mein Reichthum wieder auf den vielgeprüften Schimmel. Nach Sonnenuntergang waren wir doch so glücklich, ungefähr sechs Meilen von Alegrete eine Estancia zu erreichen, wo wir freundlich aufgenommen wurden. Hier arbeitete ein Deutscher als

Grabenmacher, der früher auch als Hornist in unserm Bataillon gedient hatte; er hatte seine Frau bei sich, oder vielmehr die Frau eines Andern, eines alten deutschen Tischlers, dem sie, in Gesellschaft unsers Hornisten, kürzlich entlaufen war. Die Dame hatte einst in ihrer Blüthezeit in Hamburg auf dem Berge ein Cypristempelchen bewohnt, und dort ihre feurigen Talente in Anwendung gebracht, worauf sie sich mit jenem Tischler befreundete, der die Tollheit beging, sich das reizende Geschöpf durch priesterliche Bande an den Hals zu hängen und dann sich nach dem Goldlande Brasilien mit ihr einschiffte. Da in der Wohnung zugleich eine Venda vorhanden war, so bewirthete uns die deutsche, äußerst kosmopolitische Familie mit einer Flasche Branntwein, die wir in ihrem Gemache oder vielmehr in einer geräumigen Nebenhütte, worin einige Schichten Kuh- und wilde Pferdehäute aufbewahrt waren, die statt Betten dienten, unter erquickenden Gesprächen austranken. Wir hatten unser Sattelgeräthe in diese Hütte gebracht, weil uns der Estancieiro dieselbe als Schlafzimmer anwies, und während wir unsere Pferde besorgten, wurden wir bald nachher zum Nachtessen abgerufen, wo wir denn wirklich an einem großen Tische insgesammt mit seiner Familie speisten. Der Wirth hatte schon die zweite, gesetzlich erlaubte Frau, nebst zwei hübschen lebhaften Kindern, die vollkommen der Mutter ähnlich waren, neben sich sitzen; an jene schloß sich eine erwachsene, hübsch geformte weiße Tochter an, dann folgte der Verwalter, nebst unsern vielgeprüften vier Personen. Eine wirklich hübsche und junge, üppig geformte Mulattensklavin servirte die verschiedenen Fleischgerichte und liebäugelte verstohlen mit meinem Reisegefährten. Nach beendigtem Mahle kaufte ich mir von dem Wirthe eine Flasche Branntwein, und verfügte mich damit nach unserm Schlafsalon, um die ehrbare Gesellschaft ebenfalls zu traktiren. Während wir tranken und plauderten, kam auch die Mulattin herein und fing uns an zu necken; mein Reisekamerad glaubte hier nicht den Spröden spielen zu müssen und wechselte einige

Worte mit ihr, worauf sie lachend antwortete und sich mit ihm an den Rand des Bettes setzte, wo sie noch länger zärtlich fortplauderten, bis der fatale Zufall sich ereignete, daß die Schicht Häute mit furchtbarem Geprassel zur Erde fiel, worauf erschrocken der Wirth mit seinen Leuten herbeieilte, während die Schöne sich geflüchtet hatte; wir mußten indeß der Sache eine gute Wendung zu geben, und plauschten dem Wirthe vor, daß zufällig sich die Schicht losgemacht hätte. Den andern Morgen frühstückten wir noch mit der Familie, und trollten ununterbrochen von hinnen, wo wir eben Nachmittags das ersehnte Ziel erreichten und uns in einer Venda erquickten. Zufällig war hier ein reisender Portugiese anwesend, der mit beladenen Handelscharetten im Lande herumkutschirte und nebenbei Tauschgeschäfte machte, welcher nun meinen Kameraden zu dessen größter Freude als Gehülfe und Ladendiener engagirte und ihm gute Belohnung versprach. Sein neuer Patron zahlte nun zum Bewillkommungsgruße eine Flasche Wein, und da wir nun gegenseitig unsre Reise fortsetzen mußten, so drückte mir mein ehrlicher braver Kamerad dankbar gerührt die Hand zum Abschiede. Ich trabte munter fort und erreichte noch denselben Tag das rechte Ufer des Ybiquy-Guazus, wo ich unweit der Straße, an der Einzäunung einer beträchtlichen Estancia, Halt machte und den landesüblichen Gruß ihren Bewohnern zurief. Dieser, an Abenteuern so reiche Abschnitt ist nun beendigt, und schließlich bemerke ich meinen Lesern, daß sie mit liebevoller Nachsicht keinen Stein des Anstoßes absichtlich hervorgrübeln wollen, denn solche Reisen lassen sich nicht, wie ein altes Gebetbuch, beschreiben. Zur nähern Erklärung in Bezug auf diese und spätere Reisen habe ich rücksichtlich der Flüsse zu bemerken, daß in der Guaranisprache Y einen Fluß bedeutet, Guazu groß, miri oder mini klein, Uru Huhn u. s. w. Nach und nach wurden in der Aussprache einige Buchstaben abgekürzt und auch wohl hinzugefügt.

Vierter Abschnitt.

Der Verfasser wird von einem reichen Gutsbesitzer, ehemaligem Dragonermajor aus Rio Pardo, sehr freundschaftlich aufgenommen und erscheint wieder als vortrefflicher Gärtner und Grabenmacher. Jagdpartien auf Tapire und Capivare u. s. w. Naturhistorische Beobachtungen bei Erlegung eines höchst merkwürdigen, unbekannten Amphibiums. Erzählung eines jungen aufgefangenen Wilden aus dem Stamme der Boucres, als interessanter Beitrag für Naturhistoriker und Wißbegierige. Abreise von diesen Ufern nach dem Dorfe St. Franzisko und erfreuliches Winterquartier in der Wohnung eines französischen und deutschen angesiedelten Kaufmanns am Fuße des Gebirges Cima da Serra, wo der Verfasser sich im vollen Glanze als Tischler und Zimmermann zeigt. Kräftige Zwerchfellserschütterungen, die dem Leser höchst willkommen sein werden.

Menschen, Widerspruch im großen Ringe,
Räthsel in der Kette dieser Welt,
Zwischen Thier und Engel Mitteldinge,
Durch Vernunft geadelt und entstellt!
Seume.

Meinen Gruß erwiederte ein wohlgestalteter, hoher Mann, welcher sehr anständig gekleidet war und sich unter die Hausthüre postirt hatte, um den Ankömmling zu sehen. Ich war hierauf vom Pferde gestiegen und näherte mich ihm nach Landessitte mit entblößtem Haupte, indem er mir entgegen trat, mir freundlich die Hand drückte und meine Bitte um Nachtherberge wohlwollend bewilligte. Er lud mich nunmehr ein, ihm ins Gastzimmer zu folgen und Thee mit ihm zu trinken, den einer seiner Sklaven so eben bereit hielt und uns erwartete. Wir sahen uns bald in ein Gespräch verwickelt, als wir auf den umstehenden Bänken Platz genommen

hatten, und er erinnerte sich nun meiner von Rio Pardo her, wo er damals als Major vom 5ten Dragonerregiment in Garnison stand, auch daselbst ein eigenes Haus besaß, wo ich öfters, wenn mich die Reihe traf, Rapporte bei ihm auswechseln mußte. Als ich ihm nun von meiner letzten Reise erzählte, und ihm nebenbei bemerkte, wie sehr ich nach Arbeit und Verdienst mich sehne, so machte er mir den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, mir und meinem Pferde Erholung für einige Monate zu verschaffen; auch wolle er mir Beschäftigung und Verdienst genug geben, da ich ihm zuvörderst einen Graben zu einem Viehparke aufwerfen könne. Dieser Vorschlag war mir äußerst willkommen, und meine Freude trug dazu bei, unserm Gespräche mehr Lebhaftigkeit zu geben, bis endlich sein Sklave das Nachtessen, aus zweierlei Fleischgerichten, Suppe und Mandiokmehl bestehend, nebst einer Flasche Wein, aufgetischt hatte, und wir nun tapfer die Kinnladen in Bewegung setzten, worauf wir bald nachher unsre Lagerstätten aufsuchten. Den folgenden Morgen begab ich mich schon frühzeitig an meine Arbeit, und steckte, mit Hülfe meines Lassos, den Graben ab, der sich vom Pferche, nahe am Hause, etwa zweihundert Schritte weit ausdehnen und in einem vorbeifließenden Seitenarm des Flusses endigen sollte, um somit einen geschlossenen Park für zahme Pferde zu bilden, worin sie doch Weide und Wasser hatten. Ein Grabscheit und die nöthigen Hacken hatte mein Patron vorräthig, und somit konnte ich mich denn in der Geduld nach Herzenslust üben, denn der Boden war, nachdem ich die ersten zwei Fuß Erde ausgeworfen hatte, im Innern mit harten Kieselsteinen durchmengt. Während ich einige Wochen mit dieser Arbeit zubrachte, gewann ich das Zutrauen D. Felix's immer mehr, welches sich nach und nach gänzlich in Freundschaft umwandelte. D. Felix hatte in Portoalegre, wo er erzogen wurde, wirklich eine feine Bildung genossen, und besaß außer seinem edlen Herzen viele schätzbare Kenntnisse, wodurch er sich, verbunden mit dem Rang seiner Familie, zum Major und

einer andern hohen Stelle berufen sah, und gegenwärtig sich nach dieser seiner Estancia zurückgezogen hatte, um der Ruhe auf dem Lande zu genießen; hauptsächlich aber, wie er mir im Vertrauen erzählte, sich dazu bewogen fühlte, weil er seine Gattin im Verdacht von Untreue hielt und sich deßhalb, obwohl ohne gründliche Beweise, freiwillig von ihr getrennt hatte. Sein kleiner jetziger Haushalt bestand aus dem Capataz und dessen Familie, nebst einigen Knechten und zwei alten Negersklaven, die ihm die Küche und seine Person ausschließlich besorgen mußten; außerdem einem Indianerknaben, aus dem Stamme der Boucres oder Bougres, den er, wie einen Sklaven, als sechsjähriges Kind in Portoalegre erkauft hatte, und noch einem jungen Neger, seinem Sklaven, der hauptsächlich für das Gewerbe der Viehzucht und zu solchen Feldarbeiten gebraucht wurde. Sein schönes Haus in Rio Pardo war indessen von seiner Gattin mit zwei unerwachsenen Kindern nebst dem Hausgesinde bewohnt. Diese Kinder hielt er für seine rechtmäßigen Lendenfrüchte, weil sie ihm aufs Haar ähnlich sahen, und sein stiller Schmerz, den er öfters zeigte, schien mir eigentlich mehr aus übertriebener Eifersucht herzurühren, als aus wirklicher Ueberzeugung Statt gefundener Untreue, was ich ihm als Trost beständig einredete, denn der Gedanke an Kopfzierden war ihm eine wahre Höllenpein, und er geberdete sich dabei jedes Mal wie rasend, wenn ihm solche Bilder vorschwebten. Diese Länderei, welche er nun als seine Einsiedelei ausgewählt hatte und ihm eigenthümlich zugehörte, mochte ungefähr 10 Legoas im Umfange betragen, und nährte auf ihren ergiebigen Triften einige Heerden Pferde und über zweitausend Stück Hornvieh. Die Wohnung war nach Landessitte eine große Strohhütte, ziemlich geräumig, bequem und solid aufgeführt. Zwei Abtheilungen auf der Hinterseite bewohnte sein Capataz, auf dem linken Flügel der Fronte befand sich das Zimmer des Majors; das Gastzimmer, welches zugleich der Empfang- und Eßsaal war, hatte er mir als Herberge angewiesen; hinter dem Hause befanden sich noch

einige Hütten, welche als Küche und den Sklaven und Knechten zur Wohnung dienten. Der Major war ein guter Schütze und liebte die Jagd, auf der ich ihn öfters begleitete, wo wir einige Male gute Beute machten. Capivare waren wegen der Nähe des Flusses in großer Menge vorhanden, aber der Major erlegte sie nur aus Vergnügen, obschon ihr Fleisch genießbar ist; Rehe waren jedoch schon seltener, und auch Tapire, deren er einen einzigen während meiner Abwesenheit erlegen konnte; ich fand das Fleisch desselben sehr schmackhaft und stark mit Fett durchwachsen. Die Brasilier ziehen es dem Kuhfleisch vor, und behaupten, daß der Genuß desselben äußerst gesund sei und die Eigenschaft besitze, den menschlichen Körper von Krankheitsstoffen zu reinigen, hauptsächlich aber die verborgensten, geheimsten Keime der Lustseuche gänzlich vertilge. (Der eilfte Abschnitt handelt über die Thiere ausführlicher.) Oefters hatte mir der Major von einem seltsamen Amphibium erzählt, das sich, laut Aussage seiner Nachbarn, in der Nähe des Flusses zuweilen sehen lasse, die Größe und den Rüssel eines Tapirs habe, von Farbe schwärzlich sei und wie ein Ochse brülle, aber furchtbar schnell bei dem geringsten Geräusche, da es einen äußerst scharfen Geruch besitzen müsse, in den Fluß springe und untertauche. Nachmittags gewöhnlich besuche es das Ufer und halte sich am liebsten in einem Sumpfe auf, der zwischen dem Ufer und dem Flusse im dichten Gebüsche sich befinde und für Reiter und Fußgänger unzugänglich scheine, auch des Nachts in dieser Gegend sein Gebrülle öfters zu hören sei. Wir waren beide äußerst begierig, dieses Thier einst erlegen oder wenigstens näher sehen zu können; die Spur desselben war öfters deutlich genug vorhanden, aber alle übrigen Versuche scheiterten, obschon sich zuweilen einige Jagdliebhaber der Umgegend einfanden, die gemeinschaftlich mit uns das Thier zu erlegen glaubten, welches äußerst vorsichtig jedes Mal die drohende Gefahr zu kennen schien. Zufälligerweise hatte einst der Major eine kleine Lustreise nach Alegrete und den umliegenden Estancias für

einige Tage angetreten und bei seiner Zurückkunft drei Hunde mitgebracht, die ihm von einem Estancieiro als vortreffliche Tapirenfänger geliehen wurden. Einige Tage später, als man sicher überzeugt war, daß das Thier sich aufs Land in den Sumpf begeben hatte, begann man mit allem Eifer und Vorsicht die schon längst verabredet gehaltene Jagd, und war endlich so glücklich, mit Hülfe dieser Hunde hauptsächlich, welche sich in den Hals des Thieres wüthend verbissen hatten und von der andern Menge der Hunde betäubt und umringt, das Thier durch drei Schüsse zu erlegen. Da sich von der Jagdgesellschaft Niemand getraute, den Sumpf zu durchwaten, so kam der Major auf den Einfall, seinen jungen Bougre herzuholen, dem man zwei Lassos mit gab, um dieselben der Beute um den Kopf und die Hinterbeine zu schlingen, was der Bursche mit vieler Behendigkeit bewerkstelligte, worauf er zwei Reitern die andern Enden der langen Schlingen reichte, welche dieselben nunmehr an ihre Sattelgürtel befestigten, und dann nicht ohne Anstrengung das todte Thier auf festen Grund schleiften. Wir konnten nun mit Muße unsre Betrachtungen anstellen, und ich war wirklich erstaunt über das Spiel der Natur, das sich in diesem Geschöpfe vereinigte. Das Thier glich vollkommen einem Tapire, denn es besaß eben einen solchen Rüssel, auch dieselbe Anzahl Klauen an den Vorder- und Hinterfüßen von der nämlichen Form und Beschaffenheit; jedoch äußerst merkwürdig däuchte mir die sehr starke Schwimmhaut zu sein, die es zwischen jeder Klaue nur innert den Zehen der Vorderfüße hatte, wodurch sich jene mit elastischer Schnellkraft ausdehnen und zusammenschließen ließen. Inmitten jeder Schwimmhaut befand sich noch eine sehr starke Sehne, wie ein Fischbeinstäbchen anzufühlen, vermittelst desselben die Schwimmhaut nebst den Zehen zusammengeklappt werden konnte, und diese Sehne selbst ins Innere der Fußnerven zu dringen, oder vielleicht selbst eine solche zu sein schien, die sich mit der Schwimmhaut vereinigte. Sein ganzes Fell war stark schwärzlich grau, oder vielmehr

eisenfarben, ausgenommen an den Ohren etwas hell-grau, die jedoch etwas weiter als beim wirklichen Tapir geöffnet und senkrecht am Kopfe angewachsen waren. Die Halshaare bis unter die Brust schillerten ins Weißlichte und waren etwas länger, auch zärter anzufühlen, als die übrigen kurzen Hauthaare. Die etwa zwei Zoll lange, rauhe Mähne schillerte an den Spitzen ins Graue; was uns aber Alle erstaunen machte, waren zwei Hörnerstummel, die das Thier auf dem Kopfe hatte und vollkommen den Hörnern eines Stierkalbes glichen, welcher Umstand uns allerlei vermuthen ließ. Der Abend war während diesem Abenteuer und unsern Betrachtungen angerückt; obschon der Major Willens war, die Haut dieses Thiers abziehen zu lassen, so war es doch schon zu spät; auch war der Kadaver so sehr mit Schlamm bedeckt, daß man diese Verrichtung bis zum andern Morgen aufsparen mußte; während der Nacht aber überhoben uns die Hunde dieser Mühe, welche das Thier mit Heißhunger auf allen Seiten angefressen hatten. Wenn auch das Thier meiner Ansicht nach in die Klasse der Tapire zu zählen ist, so ist doch seine übrige Beschaffenheit so räthselhaft, daß der Major und ich wegen seinen Hörnern auf die Vermuthung kamen, welche jedoch schwierig zu rechtfertigen ist, ob sich vielleicht ein Stier mit einem Tapirenweibchen möchte gepaart haben, die uns aber wieder verwerflich schien, da wir uns das Entstehen der Schwimmhäute nicht zu erklären wußten, auch stark daran zweifelten, ob das Thier beim Schwimmen sich derselben bedient habe, da sie uns ganz überflüssig schienen. Ueberhaupt schien das Thier mehr im Wasser als auf dem Lande zu leben, und sich mehr als Amphibium zu qualifiziren, daher wir auch den Gedanken an eine Vermischung zwischen den erwähnten Thiergattungen aufgeben mußten und nunmehr dafür hielten, daß dieses Geschöpf eine eigne Race für sich ausmache, oder, was noch wahrscheinlicher war, da keine Thiere dieser Art vorzufinden waren, dasselbe durch das Spiel der Natur hervorgebracht, für sich allein bestehe. Gelehrte Naturforscher mögen vielleicht

sich hierin mehr Licht verschaffen können; ich kann nichts Näheres bestimmen, als was ich selbst gesehen habe, und bemerke nur noch, daß das Thier männlicher Art war; seine ganze Länge sammt dem Schwanze, der über $1^1/_2$ Fuß betrug, nahe an sieben Fuß ausmachte und die Höhe von $3^1/_2$ Fuß besaß. So lange ich mit dem Auswerfen meines Grabens beschäftigt war, ereignete es sich öfters, daß der junge Bougre mich zum Essen abrufen mußte, und alsdann jedes Mal freudig die Gelegenheit benutzte, sich in den Graben zusammen gekauert hineinzuducken, dann freundlich grinzend, was bei ihm so viel als Lachen galt, mir auf portugiesisch zutraulich meldete, wie es nach Art seiner Stammgenossen ein Vergnügen sei, sich in Schluchten und Höhlen so verborgen zu halten, um den Feind und das Wild aufzulauern. Natürlich interessirte mich der Bursche sehr, besonders, da er geläufig portugiesisch sprach und sich ziemlich deutlich ausdrücken konnte, weßhalb ich ihn denn auch zuweilen mit freundlichen Worten und kleinen Geschenken von Tabak in die Klemme nahm, um von seinem Stamme, dessen Gebräuchen u. s. w. ausführliche Notizen zu vernehmen. Ich getraue mir für die Aechtheit seiner Aussagen zu bürgen, da der Major ihn niemals auf einer Lüge ertappt hatte, und er ihm, so wie mir, äußerst treu ergeben war; auch ließ ich ihn in lang unterbrochenen Zwischenräumen seine Jugendgeschichte mir öfters erzählen, ohne daß er sich je darin verwirrt oder als Lügner gezeigt hätte; auch stimmen seine Aussagen vollkommen mit den Nachrichten überein, die ich später mit allem Eifer über diese Wilden mir gesammelt hatte. Ich war damals ein Kind, nicht völlig sechs Jahre alt, wenigstens däucht es mir so, weil ich mich so deutlich von Allem zu erinnern weiß, als uns die Portugiesen im Urgebirge gefangen nahmen (so lauten seine eignen Worte). Eine große Anzahl Familien unseres Stammes hielten so eben einen freudigen Jagdschmaus, oder vielmehr einen Siegesschmaus, denn wir hatten eine ergiebige Beute an Tapiren (von den Brasiliern Anta genannt) nebst wilden Schweinen gemacht,

und wollten eben nach dem Hüttenlager unserer Leute, die alle auf einzelne Jagdzüge sich ebenfalls begeben hatten, freudig zurückkehren, als wir einer Schaar unserer Stammfeinde (Bougrescoroados) begegneten, welche auch im Jagen begriffen waren, uns nunmehr anfielen, einige von uns, worunter mein Vater war, ermordeten und ihnen ihre Jagdbeute raubten; die Uebrigen unserer Leute, nebst den Weibern, entflohen nach dem Lager und meldeten den Vorfall. Ich erinnere mich noch recht gut dieses Vorfalls (fuhr er fort), ich lief neben meiner Mutter und trug einen Büschel Pfeile für meinen Vater; auch war die Mutter schwer bepackt und trug noch überdieß auf dem Rücken meine kleine Schwester. Der Kazike brach nun hierauf mit seinen besten Leuten auf, um den Feind zu verfolgen, und ließ nur wenige bejahrte Männer nebst den Weibern im Lager zurück. Bald hatten sie den Feind erreicht und waren so glücklich, da die Unsrigen jenem an Anzahl weit überlegen waren, denselben gänzlich aufzureiben und alles Verlorne nebst neuer Beute an Waffen und Wildpret zu erobern, worauf sie siegreich und fröhlich ins Lager zurückkehrten, kochten und brateten, und sich mit wildem Honig und Tannäpfeln erlustigten. Obschon ihr Lagerplatz sich tief im Innern des Urgebirges befand, so hatten sie doch nicht genug Vorsicht gebraucht, um sich vor andern Feinden in Obacht zu nehmen, was sie jedoch höchst selten vergessen, aber dieß Mal im Freudentaumel unterließen. Der aufsteigende Rauch ihrer Kochheerde war daher von den Weißen entdeckt worden, und eine Schaar bewaffneter Brasilier, kommandirt von einem Capitão do Matto (Waldhauptmann, Forstoffizier, eine Art Aufseher, die hauptsächlich diese Urgebirge nebst andern Waldungen kennen müssen, mit Ausmessungen derselben u. s. w. beauftragt sind), rückten unbemerkt vor und umzingelten ihr Lager, wo sie die Meisten gefangen nahmen und nach Portoalegre führten. Dieses fand in der Umgegend der deutschen Kolonie St. Leopolda Statt. In Portoalegre wurden sie nun zur Schau ausgestellt und

in einigen unbewohnten Häusern einquartirt und bewacht, worauf sie dann an Privaten als Sklaven verkauft wurden, die jedoch ihren neuen Herren keinen großen Nutzen abwarfen, denn diese Wilden, die Erwachsenen ohne Ausnahme, wenn sie auch noch so in entfernte Gegenden geschleppt wurden, wußten sehr bald wieder in ihre Wälder zu entfliehen. Nur Kinder von dieser Race, wenn sie liebreich auferzogen wurden, konnte man vermögen zu bleiben, denn auch diese, zufolge ihrem Instinkt, entflohen, als sie sich älter und bei Kräften fühlten. Unser Erzähler wurde also, wie wir schon wissen, von dem Major in dieser Stadt gekauft und hieher transportirt; seinen Instinkt konnte er, trotz dem Stempel der Taufe und andern Erziehungsmethoden, doch nicht völlig verlieren, denn öfters war er bei Tage abwesend, und man fand ihn gewöhnlich entweder badend im Flusse, oder am Ufer in Höhlen und Gräben auf den Hacken kauernd, aus innigem Vergnügen fröhlich grinzen. Hinsichtlich der Sklaverei der Wilden meldete mir der Major und mehrere glaubwürdige Personen, daß das brasilische Gesetz gestatte: Wilde, die im Kriege erobert wurden, zwölf Jahre als Sklaven besitzen und gebrauchen zu können, dann aber völlig freigesprochen seien. Die rohe Willkür der Eigenthümer, so wie Schlaffheit der Justizpflege, welche sich wenig um Vollstreckung der Gesetze in diesem Lande bekümmern, verursacht dann freilich, daß solche Geschöpfe bis an ihr Ende als Sklaven behandelt werden. Auf meine Frage, ob diese seine Stammgenossen auch an ein göttliches Wesen, den Schöpfer, glauben, antwortete mir der Bursche, daß sie wohl eine Ahnung von etwas Dergleichen hätten, hauptsächlich aber die Sonne verehren, ohne sie jedoch anzubeten, Opfer, Bitten u. s. w. an sie zu richten, wohl aber sich bei ihrem Aufgange äußerst erfreuen und sie höchst vergnügt anstaunen, während sie auf den Hacken sitzen; sobald jedoch die Sonne untergehe, oder an einem trüben Tage nicht zum Vorschein komme, wären sie jedes Mal betrübt und bäten sie innigst, doch bald wiederzukehren.

Wenn der Nation aber irgend ein unglückliches Ereigniß bevorstehe, so zeige sich gewöhnlich des Nachts der böse Gott, den sie großen Geist heißen, in einer weißen, ungeheuer großen Gestalt, über alle Bäume hervorragend, und durchziehe ihr Lager mit zürnendem Windesbrausen. (Darunter verstehen also die Wilden vermuthlich eine Art Dämon.) Ihre erschlagenen Feinde fressen diese Wilden jedoch nicht, und wenn sie die Häuser der Weißen überfallen, so geschieht es nur, wenn sie dieselben im Schlafe überraschen können, und sie dann mit Keulen todtschlagen, worunter alle Erwachsenen ohne Ausnahme begriffen sind. Kinder und junge Mädchen schleppen sie meistens gerne mit sich fort, daher man auch häufig Mestizen und geraubte Kinder bei ihnen aufgefunden hat. Wenn ihnen Neger in die Hände fallen, obschon es nicht ihre Gewohnheit ist, Gefangene zu machen, so gehen sie äußerst barbarisch mit ihnen um, führen dieselben an einen Bach und versuchen alle Mittel, ob sie die schwarze Farbe auslöschen können, und schlagen jene nachher todt. Werkzeuge und aller Arten Eisengeräthe lieben sie vorzüglich, wo sie nur immer auf ihren Raubzügen erhaschen können; auch Geldsorten, von welchem Metalle sie auch sein mögen, schleppen sie mit fort, machen jedoch keinen andern Gebrauch davon, als sich aus denselben Halsbänder u. dgl. zu verfertigen, die sie zu durchlöchern suchen und an eine Schnur hängen. Die gewöhnlichen Bougres von dem Stamme dieses Burschen sind klein und untersetzt, sehr breitschultrig und starkknochig, der Kopf sehr breit, das Gesicht platt, der Mund groß und verzerrt, die Ohren lang und herabhängend; die Augen halten sie beständig zur Erde niederblickend, die Nase stumpf und platt, mit etwas aufgeworfenen Nüstern, die langen schwarzen, naßglänzenden Hauptaare dicht und steif über die Augen und den Nacken herunterhängend; ihre gewöhnliche Leibeslänge ist zwischen vier und fünf Fuß. Die Bougrescoroados hingegen sind meistens über fünf Fuß hoch, viel muthiger und behender als jene, auch führen sie beständig Krieg mit allen übrigen

Nomadenstämmen in diesen Urwäldern. Die Portugiesen legten den Letztern den Namen Coroados bei, weil sie sich mit einem scharfen Steine oder sonstigem Instrumente eine Tonsur auf dem Kopfe, wie unsere katholischen Priester rasiren. Die Waffen dieser beiden Stämme bestehen aus Keulen und zweierlei Arten Bogen. Die größern Bogen, welche sie hauptsächlich nur zur Erlegung größerer Thiere gebrauchen, bestehen aus einer mannslangen, harten, faustdicken Stange, die auf beiden Seiten scharf zugespitzt ist und die sie auch als Lanze gebrauchen können, aber mit Baumbast überwickelt und verbunden halten. Er wird durchaus nie gespannt, als in dem Augenblicke, wo sie schießen wollen; deßwegen halten sie immer die Sehne nur an dem einen Ende festgebunden und zusammengewickelt; alsdann drücken sie dieses Ende etwas in die Erde ein, binden die Sehne am andern Theile fest und spannen nun den Bogen, so sehr sie immer können. Für Vögel und kleinere Thiere zu erlegen bedienen sie sich anderer Bogen, die beträchtlich leichter und kleiner sind, daher auch ihre Pfeile mit der Beschaffenheit der Bogen übereinstimmen müssen. Von Ehebruch wissen sie nichts, denn keiner tastet dem andern seine Frau an; auch besitzt jeder nur ein Weib, die ihm aber auch als Lastthier dienen muß, denn die Männer verrichten keinerlei häusliche Beschäftigung und tragen nichts, als ihre Waffen, daher sie auch immer auf allen Raubzügen die Weiber mitnehmen, welche die Lebensmittel und die allfällige Beute in einem aus Rohr geflochtenen Korbe auf dem Rücken nachtragen, den sie mit einem Lianenstrick an die Stirne befestigen. Ihre Heirathsceremonien bestehen darin, daß die Männer ein Mädchen, welches ihnen gefällt und sobald es in der Horde als mannbar nach seiner ersten periodischen Reinigung erkannt ist, ansprechen und ihm sagen: „ich will dich zur Frau nehmen,“ worauf dasselbe durchaus nicht Nein sagen wird und weder Alt noch Jung einen Korb ertheilen wird; die Schwiegereltern bekümmern sich um solche Kleinigkeiten gar nicht, jedoch muß der Bräutigam

zuerst dem Kaziken seine Verheirathung melden, der es nun der ganzen Horde verkündet. Die Männer, selbst die Verheiratheten, haben aber insgesammt das Recht, mit den ledigen Mädchen, so wie mit den Wittwen, Umgang zu pflegen, was diesen Ehemännern durchaus nicht als Ehebruch angerechnet wird. Beide Geschlechter gehen vollkommen nackt, doch macht der Kazike mit seiner Frau zuweilen eine Ausnahme, und bekleiden die Hüften mit einer aus Baumbast geflochtenen Schürze. Der Kazike führt eine Art Adjutant oder Offizier bei sich, welcher ihm die Regierungsgeschäfte und die Angriffe und Kämpfe leiten hilft, und daher nebst seiner Frau ebenfalls eine, jedoch geringere Schürze tragen darf. Der Kazike hat souveraine Gewalt, die er jedoch in Strafen nur bis auf Prügel ausdehnen darf. Ferner erzählte mir der Bursche von den Kaiporen, einer Menschenrace, die nur paarweise zusammen leben soll, von starkem, großem Körperbau und mit Haaren auf dem Leibe bedeckt sei. Mehrere Paulisten versicherten mich ebenfalls, daß wirklich eine solche Menschengattung im Urgebirge existire und in ihrer Provinz St. Paulo öfters gesehen worden sei; ich zweifle jedoch sehr an der Wahrheit dieser Aussage und vermuthe, daß sie vielleicht Affen damit meinten; doch gibt es in ganz Brasilien keine Orang-Outangs, und überhaupt keine Affen, die Menschengröße hätten, was diese Leute auf eine solche Vermuthung hätte bringen können. So weit geht nun die Erzählung unsers Halbwilden, Mehreres habe ich jedoch noch im fünften Abschnitt einzuholen. Das freundschaftliche Verhältniß, in welchem ich mit dem Major stand, nahm täglich zu, und somit, als ich mit meinem Graben fertig war, amüsirten wir uns, gemeinschaftlich einen Garten abzumessen und in mehrere Betten einzutheilen, worin er selbst aus eignem Antrieb, Gott weiß, was für geometrische Zeichnungen anbrachte, bis uns endlich diese Arbeit, weil wir weder Gartenbuchs noch Sämereien auftreiben konnten, zuwider war, und uns nur mit dem Pflanzen von Kohl, Zwiebeln und Mais begnügen konnten. Das Ganze hatte ich

mit Rasensitzen geziert und mit hübschen Rohrstäben ringsum gezäunt, dann die Einzäunung mit einer von mir selbst gezimmerten Thüre versehen, um die geistreiche Gartenanlage vor Profanen verschließen zu können. Auch übten wir uns inzwischen gegenseitig im Portugiesischen und Französischen; so schrieb ich ihm einst auf Portugiesisch die Geschichte der Päpstin Johanna nieder, worin er mir allfällige Sprachfehler korrigirte. Er übersetzte sie nun auf Französisch, denn er hatte ziemlich gute Anfangsgründe in dieser Sprache, welche ich ihm nun ebenfalls verbessern half, kurz wir lebten wie Brüder zusammen; auch fehlte diesem Manne weiter nichts, um ein vollkommner D. Gaspar zu sein, als die Erfahrung, die jener gemacht hatte. Seitdem habe ich wohl noch edle Menschen angetroffen, aber keine Gaspars mehr, die auch schwerlich noch zu finden wären. Ich hätte wohl mein ganzes Leben in der Gesellschaft des Majors zubringen können, wenns mir mit dem Faullenzen und einförmigen Leben gedient gewesen wäre, besonders da ich sah, daß keine ersprießliche Arbeit mehr zum Nutzen meines Freundes zu leisten war, und er sich entschlossen hatte, bald eine Reise nach Rio Pardo anzutreten. Ich kaufte mir noch einige Kleidungsstücke und hatte das Vergnügen, während ich mich zur Abreise rüstete, noch zwei Handschriften von der Geschichte dieser liederlichen Päpstin, das Stück für zwei Thaler, an ein Paar lustige und reiche Nachbarn des Majors zu verkaufen. Nun war ich wieder reisefertig und ließ mein Pferd aufsuchen, das ich seit mehreren Tagen nicht gesehen hatte; es war aber nahe und fern in der Umgegend nicht mehr zu finden; ich selbst ritt überall umher und mußte endlich den Aerger über den Verlust meines herrlichen Schimmels geduldig herunterschlucken. Der Major schenkte mir zwar einen schönen Braunen, der mir jedoch nicht den Schimmel ersetzen konnte, und so nahm ich nach Verlauf von drei Monaten, die ich in diesem Hause zugebracht hatte, herzlichen Abschied von meinem Freunde und schiffte über den Fluß. Der Ybiquy ist hier ziemlich breit, sein

Wasser sehr schön und hell, jedoch sind seine Ufer flach und stehen bei der geringsten Anschwellung unter Wasser; er ist übrigens fischreich, ohne bedeutend tief zu sein; das Erdreich der Umgegend, so wie der Grund des Flusses, besteht aus klarem Sand. Ich erreichte bald das kleine Dörfchen St. Franzisko, welches nur wenige Strohhütten zählt, und schlug dann mein Nachtquartier in einer etwas entferntern Estancia auf, wo ich sehr gut beherbergt wurde. Den andern Morgen hatte ich einen seltsamen Spaß zu bewerkstelligen: Der Verwalter war ein äußerst bigotter Kerl, und sein zweites Wort war immer: „Hilf mir St. Antonio!" Seine Frau, eine hübsche Mulattin, ging zufällig hoch schwanger und war von seiner Frömmelei ebenfalls angesteckt; er sprach in diesem Augenblicke von nichts anderem, als einem Gelübde, welches sie der Jungfrau, die ohne Sünden empfangen hatte, ablegen wolle, wenn sie ihres Beistandes gewürdigt sei, glücklich zu gebären. Sie fragte mich in ihrer frommen Einfalt, ob ich wirklich ein guter Christ sei, das ich ihr natürlich mit gutem Gewissen bejahen konnte, und da ich nach dem Nachtessen das große und kleine Kreuz mit ernsthafter Miene schlug, so trug sie kein Bedenken mehr, mich zu ersuchen, wenn ich portugiesisch zu schreiben verstehe, ihr ein Gelübde für unsre liebe Frau der Berge schriftlich aufzusetzen, welches sie feierlich gelobe zu halten und in ein Stückchen Tuch eingenäht, am Halse tragen wolle. Ich treibe durchaus nicht Spott mit solchen Dingen, denn so viel Zartgefühl besitze ich immer, daß ich so vernagelte Leute bei ihrem Steckenpferde lasse und sie nicht in ihrer Sache, die sie Glauben nennen, erschüttern will, wo gewiß Jeder sich die Mühe ersparen kann, sie anders zu belehren, wenn sie sich nur glücklich dabei fühlen. Ich glaubte auch nicht im Geringsten damit Böses zu thun, wenn ich ihr diese Gefälligkeit mit der Gelübdeschreiberei erweisen würde; denn hätte ich mich diesen Leuten als Protestant erklärt, so hätte ich gegenseitig nur böse Gedanken und Zwist erregt. Die Frau brachte mir also ein Stück Papier nebst Tinte und

Feder, und somit machte ich mich an die Arbeit, bekreuzigte mich aber vorher drei Mal und wusch mir die Hände, schrieb dann in ihrem Namen ein heißes Gebet an die Senhora dos Montes, worin die Bitterin sich überaus glückliche Entbindung, irdische und himmlische Wohlfahrt von allen Sorten für sich, den Säugling, den Ehemann und das ganze Haus erflehte, dafür sich aber verpflichtete, drei Monate lang alle Morgen beim Aufstehen 200 Ave Maria und des Abends beim Schlafengehen 100 Vaterunser zu beten. Unten an den Rand kritzelte ich eine Menge Kreuze, und schrieb rundherum so viel Ave Maria, als der Rand nur Raum hatte, worauf ich drei Mal das Kreuzzeichen über das Papier machte, es zierlich klein zusammenfaltete und der Frau überreichte, die es freudig küßte. „Hilf mir St. Antonio!“ sagte der Ehemann, als ich beiden das Prachtstück vorlas, „meine Frau wird den Lippenkrampf bekommen, wenn sie die Gebete alle hersagen muß!“ „Darin liegt eben die Hauptsache, das reinigt, das reinigt das sündige Herz!“ erwiederte ich ihm. Während mich der Mann mit einem fetten Spießbraten, nebst Thee mit Zucker bewirthete, hatte die gute Frau richtig das Papier in ein Stückchen Sammet eingenäht, an ein Schnürchen befestigt, um den Hals gehängt und mir ihren vollen Busen gezeigt, mit dem Bedeuten, daß sie's dort gut verwahren wolle. Jetzt fing sie sogar an, auf einstweiligen Diskonto einige Aves herzuleiern; da fing's mir aber denn doch an ein Bischen warm zu machen, ich empfahl mich höflichst, um mein bereitstehendes Pferd zu besteigen. Der Ehemann wollte aber aus Dankbarkeit mich nicht so geschwind ziehen lassen, und knüpfte mein leeres Schnappshorn von der Sattelcroupe los, eilte damit nach der Venda des Patrons, von wo er es voll zurückbrachte und wieder an den Sattelknopf befestigte. Die Frau hielt mir, wie einem Bischof, den Steigbügel, und so schied ich denn schleunig, nicht ohne Gewissensbisse, von diesem frommen Paare. „Hör' mal, Freundchen,“ sagte ich laut zu mir selbst, als ich ein gutes Stück Weges fortgetrabt

var, und das Haus nicht mehr erblicken konnte, „du solltest Dich füglich ein Bischen schämen! Hast du nicht einen halben Schurkenstreich begangen und der Frau da, wie ein verfluchter Jesuite gegen deine Ueberzeugung, so einen dummen Zettel angehängt?“ Hm! brummte ich nach einer kleinen Weile, ganz sauber ist die Sache nicht, aber Jesuitenkniffe habe ich keine gebraucht! Uebrigens bedanke ich mich fürohin für solche Dummheiten, obschon so ein Ding von einem Ketzer auch so viel Wunder thut, wie von einem Bischof! Nachdem ich tüchtig davon getrabt und zuweilen einige Strecken galopirt hatte, erreichte ich gegen Abend die Estancia St. Vincent; links liegt der lange Gebirgsrücken Cima da Serra; nachdem man von St. Franzisko aus, den Jaguarymiri und Guazu passirt, behält man diesen im Gesichtskreise. Hier befand sich eine Venda, wo ich mich erquickte und mein Pferd besorgte. Eine kleine Kapelle und etliche zwanzig Guaranis-Hütten bilden mit der Estancia ein kleines Dorf, welches von einem Lieutenant beaufsichtigt wird, der unter dem Kommando des Obersten Silva von St. Borja steht; früher war dieser Ort dem Missionsdorfe St. Miguel eigenthümlich; er liegt an der Straße nach Rio Pardo. Der Wirth erzählte mir viel Gutes von einem Deutschen, Namens D. Pedro, und einem Franzosen, die einen Landsitz mit Venda besäßen, und eine starke Legoa von da, unten am Fuße des Gebirges wohnten, auch in der ganzen Gegend wegen ihrer Gastfreundschaft und rechtlichen Gesinnungen sehr beliebt wären. Es fanden sich nun in St. Vincent zufällig einige reisende Bauern ein, welche den ganzen Raum der kleinen Venda anfüllten, und mich bald durch ihre prahlenden Gespräche anekelten. Ich war daher entschlossen, diesen Abend noch die Wohnung der erwähnten Europäer aufzusuchen, wo ich doch wenigstens eine vernünftige Unterhaltung erwarten konnte. Es war schon ziemlich dunkel, als ich die Wohnung erreichte, und sehr zuvorkommend empfangen wurde. D. Pedro führte mich sogleich in die Stube, wo das Nachtessen schon auf dem Tische dampfte. Die ganze

Gesellschaft bestand aus den beiden Kaufleuten, und neben ihnen saßen ihre Frauen (Chinas), wovon die des Franzosen sehr hübsch und schalkhaft war; dann schlossen sich die Kinder des Deutschen, und an jene der Ladendiener, ein alter europäischer Spanier von Sevilla, an. Die Frau des Franzosen hatte mir sogleich einen Stuhl neben sich hingestellt, und D. Pedro mir zum Gruße ein Glas Wein gereicht, mich aufmunternd, mir das Essen schmecken zu lassen, worauf ich denn ganz ungenirt mich herrlich an der guten Suppe, dem delikaten Fleisch und Gemüse erquickte. Die Unterhaltung war ausgelassen fröhlich, bald in deutscher, französischer und spanischer Sprache, deren Hauptinhalt sich um Seereisen, Handelszweige, Politik und den katholischen Klerus mit seinen scharmanten Eigenschaften, worunter der Inquisition und der Jesuiten hauptsächlich gedacht wurde, drehte. Der alte Spanier, ein Erzplappermaul, aber ein grober bigotter Ignorant, erzürnte sich höchlich, daß wir der Kirche und ihren Ministern so manchen Schurkenstreich aufdeckten; durch mancherlei Wiedererzählungen suchte er jene zu vertheidigen, und bewies trotz dem, daß er im königl. Kollegium in Sevilla seine Schuljahre durchgemacht hatte, seine schauderhafte Unwissenheit, weil er unter Anderm behauptete, daß Christus die Welt erschaffen hätte. Die beiden Kaufleute machten sich nun den größten Spaß daraus, den Spanier zu necken, vorzüglich, weil er sich als eifrigen Royalist erklärte, und den König Ferdinand VII. als ein Genie darstellte. D. Pedro ging endlich so weit, daß er rund heraus sagte, der einfältige Ferdinand, nebst seiner bigotten Nation, sei nicht mehr werth, als daß sich andere Nationen den Hintern damit wischen könnten. Jetzt war der Spanier vor Wuth außer sich und wollte fortgehen, aber D. Pedro schenkte ihm wieder ein Glas voll und überredete ihn zu bleiben, wo er alsdann seine heroische Nation und das schöne Spanien aufs Aeußerste vertheidigte. Die Neckerei ging nun wieder von Neuem an, D. Pedro widerlegte dem Alten Alles, was er vorbrachte, und behauptete, daß es in

Sevilla gebräuchlich sei, das Mittagessen auf eine jäm- merliche Weise zu würzen, zu dessen Behuf Vormittags alte Weiber dort in den Straßen herum laufen, kleine Speckstücke an einem Bindfaden haltend, und öffentlich ausrufen: Quien quiére saborrettes! (Wer will Speisenfett!), worauf sie den Fordernden die Erlaubniß ertheilen, für einen Kupfermaravedi das Stück einige Minuten an dem Bindfaden in den Topf zu hängen, und so das Essen zu würzen, was sie nun von Haus zu Haus auf dieselbe Art fortsetzen. Der Alte entfernte sich nun höchst erzürnt nach seinem Schlafgemache, denn die Weiber und Kinder riefen ihm lachend zu: Quien quiére saborrettes! Der Spaß blieb ihnen mehrere Wochen im Gedächtnisse, selbst die Weiber und Kinder der Knechte wiederholten den Ausruf, wenn sie den Alten erblickten. Wir hatten nun alle nach Herzenslust gelacht, und begaben uns zu Bette; mir wies D. Juan, der Franzose, der ein eignes artiges Strohhüttchen bewohnte, ein kleines Gemach an, worin sich ein Catree (eine einfache Bettstelle, mit Lederriemen durchflochten), nebst einem Stuhle befand. Den folgenden Morgen trank ich mit der ganzen Familie nach Landessitte den Thee in der Küche am Feuerheerde, und wir waren bald alle so vertraut, als wenn wir uns wie Freunde schon manches Jahr gekannt hätten. Die Kaufleute machten mir das großmüthige Anerbieten, den Winter über, und so lange ich wollte, bei ihnen zu bleiben, mit Wohnung und Tisch vorlieb zu nehmen, weil sie sich nicht mit europäischer Engherzigkeit befassen, welche jeden Heller in Anwendung bringt. D. Juan ermunterte mich, ohne Schüchternheit den Vorschlag anzunehmen, auch wolle er dafür sorgen, daß ich in der Zwischenzeit einige Sols verdienen könne, denn, sagte er, hier liegt ein kleines Schreinerwerkzeug, das ein durchreisender Deutscher, welcher nach Buenos-Aires ging, zurückgelassen hat. Mit diesen Instrumenten versuchen Sie ein Bischen zu hobeln, es wird nicht an Arbeit fehlen, und einen Tisch, Bettstellen u. dgl. Dinge, wie man sie hier zu Lande gebraucht, kann ein

Mensch mit gesundem Verstande schon verfertigen; überdieß, fügte er hinzu, habe ich noch einige Bretter, die ich Ihnen geben kann; auch wachsen ja in der Nähe Tannenbäume und Holz genug, das man mit ein wenig Genie spalten und zuhauen kann; denn es ist lehrreich für einen Menschen, seinen Kopf und Hände in allen Arbeiten zu versuchen. Dankend und lachend nahm ich das edle Anerbieten der wackern Männer an, und freute mich im Voraus auf die neue Berufsausübung. Mein ganzes Leben hindurch werde ich mich dankbar dieser edlen Gastfreundschaft erinnern, die mir diese Männer ununterbrochen während meinem dortigen Aufenthalte gewährten. Denselben Tag noch setzte ich mich in Bewegung, hieb einige Bäume um und spaltete sie mit Keilen zu Brettern, die freilich dick genug ausfielen, aber die Axt und der Hobel verrichteten in meiner schöpferischen Hand das Ihrige getreulich, obschon es eine Höllenarbeit war. Nach und nach hatte ich für D. Pedro einige Catrees, Bänke und Gestelle u. s. w. verfertigt, die er mir durchaus bezahlte, obschon ich heftig dagegen protestirte, daher mir denn der Ladendiener das Geld zustecken mußte, weil er nach seiner Aussage diesen Wortwechsel nicht leiden wollte. Von einigen Nachbarn wurden bei mir Kisten, Bänke u. dgl. auch bestellt und leidlich bezahlt; sanft und melodisch klang es alsdann in meinen Ohren, wenn mich die Leute in der Gegend Senhor Maestre Carpinteiro (Herr Zimmermannmeister betitelten). In den Ruhestunden konnte ich mich in einigen guten Büchern erholen, welche D. Juan in spanischer und französischer Sprache besaß, und die ich als einen großen Schatz in dieser Gegend achtete, weil ich leidenschaftlich auf gute Lektüre erpicht bin; übrigens war mir der Umgang mit diesen Männern höchst schätzbar. D. Juan hatte unter Napoleon den Feldzug nach Rußland mitgemacht, dann als Matrose und Steuermann große bedeutende Seereisen mitgemacht, später vermittelst Contrebande etwas gewonnen, dann zufällig D. Pedro angetroffen, sich mit ihm associrt und hier angesiedelt. D. Pedro war in seinem

eilften Altersjahre nach Südamerika gekommen, und hatte verschiedene glückliche Zufälle erlebt, wodurch er zu einigem Vermögen gelangte und sich diese Länderei angekauft hatte. Er war übrigens sehr gebildet, schrieb und sprach vollkommen sechs lebendige Sprachen, worunter die der Guarani, vortrefflich. Wie es in der Welt zu gehen pflegt, so erlebte ich hier, außer den neuen Berufsereignissen, noch einige närrische Vorfälle, denn es befand sich hier ein hübsches Exemplärchen aus dem schönen Geschlechte, wo ich eine doppelte Josephsrolle spielen mußte, und sehr unschuldig war. Zum Voraus verbitte ich mir ernstlich alle zweideutigen Anspielungen, meine E. Leser. Das Weibchen D. Juans (in Brasilien heißt man sonst eine nicht durch Priesterhände getraute Frau, Freundin) war, wie ich schon früher erwähnte, sehr hübsch und schalkhaft; ich weiß nicht, wie's zuging, aber die, ich könnte wohl sagen, schöne Escolastica (ihr Name) konnte mich sehr gut leiden, und da ich auf ihre Augensprache, eingedenk der edlen Gastfreundschaft, die mir hier erwiesen wurde, keine genügende Antwort gab und mich sehr dumm stellte, so glaubte sie sich verständlicher bemerkbar machen zu müssen. Wenn wir zufällig allein zusammen trafen, so kniff sie mich in die Wangen oder kitzelte mich unter den Armen und sagte mir ganz klar heraus, daß sie mich sehr gern sehe und liebe. Ich befand mich in einer wahren Höllenangst, denn ich wäre nie fähig gewesen, wie ein Beichtvater für erwiesene Gastfreundschaft, oder in andern Verpflichtungen Jemanden Hörner aufzusetzen; ich spielte daher meine Rolle als Dummkopf fort, und ließ es höchstens bei einem sanften Händedruck, um die seltsame Freundschaft nicht ganz zu verderben, bewenden, muß aber aufrichtig dabei gestehen, daß mir das Herz bei dieser Contrebande wakkelte, wie auf jener Tigerjagd. Das Uebel ward aber alle Tage schlimmer, denn die Evastochter besaß, so wie ihre Schwestern hier und in der übrigen Welt, eine gute Dosis Eigensinn und hatte daher ihr Köpfchen darauf gesetzt, meine schwache Seite zu besiegen. Wir hielten meistens das Abendessen bei ziemlich vorge-

rückter Nacht, und dann erwartete mich gewöhnlich die hübsche Sünderin vor der Thüre unter dem Vordache des Hofraumes, wo sie mich alsdann heftig an sich preßte; ich blieb zwar ziemlich kalt dabei, aber natürlich konnte ich sie nicht unzart von mir stoßen, obschon ich mich gewaltig ärgerte, denn ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß, wenn D. Juan das Geringste von solchen Narrheiten ahnen könnte, er mich für einen undankbaren Schurken halten müßte, obschon kein gründlicher Beweis vorhanden war, aber der verfluchte Schein konnte eben so viel Unheil anstellen, und dann war ich doppelt geprellt. — Um mich aus dieser Klemme zu retten, beschloß ich endlich, in wenigen Tagen abzureisen, aber fataler Weise ereignete sich vorher ein verdammter Streich, woran der Spanier schuld war. D. Pedro hatte eine kleine Geschäftsreise nach dem Dorfe Santa Maria auf dem Gebirge unternommen, während vermuthlich die Weiber dem Spanier geplaudert hatten, daß ich vielleicht als Ladendiener eingestellt werde. Der Kerl wollte daher aus Rache mich bei seinen Prinzipalen verdächtigen. Eines Morgens sehr frühe spazierte ich im Freien herum, und kehrte endlich zurück, indem ich mich auf der Hinterseite des Hauses in den Hofraum verfügte, und der Frau D. Pedros einen guten Morgen wünschte und mit ihr plauderte, da sie eben zu einer Fensterluke herausguckte, und mich dann, wie gewöhnlich, nach der Küche verfügte, um Thee zu trinken, aber die ganze Familie noch nicht antraf, daher dann Marocca, D. Pedros Frau, ganz allein sich beim Frühstück mit mir einfand, worauf ich bald nachher mein Gemach aufsuchte. Der verfluchte Spanier verfügte sich nach einer Weile in die Wohnstube und machte der Frau Vorwürfe, daß ich bei ihr geschlafen hätte; er selbst wäre überzeugt davon, weil ich so frühe mit ihr geplaudert habe, und, so viel er wisse, aus ihrem Fenster gestiegen sei. Das arme Weib weinte vor Zorn und ließ mich durch ihren Knaben rufen, um den Spanier zur Rede zu stellen. Als ich von ihr das verleumderische Geschwätz erzählen hörte, gerieth ich in die

größte Wuth über den alten Buben, und stürmte in den Laden, wo er sich befand, ihm die Fäuste drohend vors Gesicht haltend, um mir Rede zu stehen. Er wollte erstlich läugnen; als ich ihn aber bei der Jacke packte und ein Bischen herumschüttelte, gab er endlich zu, daß er sich geirrt habe, worauf ich ihm in Gegenwart der Frau wieder in den Laden stieß. Der Kerl schloß nun die Thüre zu, und als er sich ein wenig erholt hatte, rief er von Neuem: „Es ist doch so, und ich werde die schöne Geschichte D. Pedro bei seiner Rückkehr erzählen, und dem fremden Ehebrecher mit meinem Messer Lebensart lernen!“ Nun war aber auch meine Geduld zu Ende; ich sprang nach meinem Gemache und holte mein Messer hervor, das ich eiligst an einem Steine wetzte, und dann von der Frontseite in den Laden stürmte, wo ich mit den größten Schimpfworten den Spanier herausforderte, der aber, statt zu erscheinen, D. Juan den Vorfall meldete. Die Weiber waren alle anwesend und ermunterten mich, den alten Lügner recht tüchtig zu züchtigen, während der Kaufmann erschien, mich wohlwollend am Arme faßte und mich freundlich ersuchte, keinen Skandal im Hause zu machen. Ich bedeutete dem Herrn, daß ich das Gastrecht zu schätzen wisse, aber da mich dieser Schuft so schändlich verleumdet und mir mit dem Messer gedroht habe, so müsse er mir doch Genugthuung verschaffen. D. Juan tröstete mich freilich, und sagte, daß der Kerl ein Esel und ein Prahler sei, und bat sich hauptsächlich von mir aus, mit dem Messer keinen Unfug zu treiben. Ich versprach ihm natürlich, Ruhe zu halten, verlangte aber durchaus, von ihm zu wissen, ob er sich von mir ein solches Vergehen denken könne! Ach Gott! erwiederte er, das hat nichts zu sagen; ich weiß, daß alle Chinas in solchen Sachen nicht sehr spröde sind, und sobald man so etwas nicht persönlich sieht, und dadurch gänzlich überzeugt ist, so muß man sich schon zufrieden geben. Nun war mein Aerger noch größer; ich protestirte feierlich gegen seine ungerechten Muthmaßungen, aber er lächelte bitter mit Zweifel im

Herzen und ging seinen Geschäften nach. Ich stand nun allein da und verwünschte den Spanier und meine rasend dumme Ehrlichkeit. Denselben Tag Abends spät kehrte D. Pedro zurück, und ich wollte ihn nicht sogleich mit dieser Meldung belästigen. Den andern Morgen kam ich endlich mit ihm über den Vorfall zu sprechen, den ihm seine Frau schon erzählt hatte. Er konnte eine gewisse innere Verdrießlichkeit nicht ganz verbergen, und sagte endlich auf meine Unschuldsbezeugungen, daß er einem Menschen, wenn er ein Abenteuer erhaschen könne, die Sache nicht verarge; er hoffe freilich, ein solches Kopfzierdengeschenk von mir nicht erhalten zu haben; aber auf der Welt sei so etwas möglich. Ich wußte nun, was die Glocke geschlagen hatte, und ersuchte D. Pedro, mir mein Pferd suchen zu lassen; er sagte zwar lächelnd, daß ich die Sache mit dem Spanier nicht so genau nehmen solle; als ich ihn aber nochmals um mein Pferd ersuchte, so gab er natürlich gern einem Knechte dazu den Auftrag. Ich war augenblicklich reisefertig, dankte herzlich den Männern für ihre edle Gastfreundschaft, bemerkte ihnen jedoch, daß ich nicht gerne für einen Undankbaren, hauptsächlich in solcher Eigenschaft angesehen sei, sprang dann geschwind zu den Frauen, um Abschied zu nehmen, wo mich doch die schöne Escolastica noch ein Bischen an sich drückte und mir etwas gekränkt sagte, daß ich in Zukunft klüger sein solle.

Fünfter Abschnitt.

Reise über Cima da Serra nach den Urgebirgen. Der Verfasser erscheint wieder als Ladendiener, Grabenmacher, Branntweinhändler, Theefabrikant u. s. w. Längerer Aufenthalt in diesen Gegenden, wo der Verfasser ein gefährliches Abenteuer mit einer Schlange und später mit einem Löwen besteht, auch von Meuchelmord bedroht ist. Nähere interessante Beschreibung der majestätischen Urwälder, der Theebereitung daselbst, und die damit verbundenen Gefahren. Nächtlicher, aber verhinderter Ueberfall der Wilden, und interessante Beobachtungen, die ich auf einer Streiferei in diesen Wäldern hinsichtlich der Wilden gemacht habe. Lustige Bruchstücke aus dem Leben eines französischen Quacksalbers, zur Beherzigung allen Söhnen Aeskulaps und ihren armen Patienten empfohlen. Dumme Streiche und närrisches Zeug genug.

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft;
Oft spricht Vernunft und öfter Leidenschaft:
So sind sie seit sechstausend Jahren
Im Strom der Zeit hinabgefahren,
Und meistens nur, wozu der Augenblick sie schafft.

Seume.

Jetzt ist's aber aus und Amen, und der Teufel hole die ganze Ehrlichkeit! Künftig wird Unsereiner nicht mehr so rasend dumm sein, sondern hübsch fein die Gelegenheit bei den Haaren nehmen, wenn der glückliche Casus sich ereignet, daß ein hübsches Weibchen sich die Mühe nimmt, so äußerst zärtlich uns auf dem Wege entgegen zu kommen! Da haben wir's nun mit dem verfluchten Schein auf dieser dummen Welt, das hätte ich alter Narr ja wissen sollen. Ich bin zur Bewunderung tugendhaft gewesen, und kalt, wie ein Eisbär, wo mich

heiße Umarmungen erwarteten, muß nun mit wässerigem Maul davon laufen und obendrein noch für einen schurkischen Libertin passiren, was mich hauptsächlich sehr incommodirt; denn was hilft es, ehrlich zu sein, wenn man es nicht scheinen kann, oder daß es die Alltagswelt nicht glauben will! Aber den verfluchten Spanier hätte ich gerne noch zum Abschiede tüchtig gegerbt, wenn es der sogenannte Anstand, oder vielmehr das Gastrecht, was ich vor allen Dingen verdammt respektire, erlaubt hätte. Kurz und gut, hol' der Donner die ganze Pastete! so brummte und fluchte ich auf dem Wege nach dem Gebirge fort, um meinen gekränkten Gefühlen Luft zu machen, als ich mich unversehens am Eingange des Waldweges befand, der über den Gebirgsrücken führt, wo mir ein hervorragender Zweig den Hut vom Kopfe nahm. Ich mußte nun absteigen, um meinen Hut aufzuheben, und ward nun ganz fröhlich gestimmt, denn die prachtvollen ehrwürdigen Bäume mit ihren hohen lispelnden Baumkronen schienen mich freundlich zu begrüßen. Der Weg ward von Minute zu Minute steiler und wand sich über Felsklippen und Seitenwege auf die Höhe, welche ich nach ungefähr einer halben Stunde auf meinem Braunen erkletterte. Ich war nun freudig überrascht: hinter und vor mir dehnten sich große und kleine Waldgruppen aus, wilder Lorbeer, Mimosashaine, Camilla- und Majorangebüsche dufteten mir entgegen. Der riesenmäßige brasilische Großvater, der majestätische Simbauva, schien ganz stolz über mich wegzublicken; desto freundlicher schienen mich die hohen Tannen wie Landsleute zu begrüßen. Hussah! rief ich freudig, sprang vom Pferde und warf mich zur Erde in den Schatten einer solchen Fichte (s. 11ter Abschnitt) und wälzte mich wie ein Kind in dem hohen Grase und wilden Majoran herum; ich hätte die ganze Natur umarmen mögen. Als ich mich endlich an dem ersten Eindruck gesättigt und ausgeruht hatte, setzte ich im sanften Schritt meine Straße fort; die Landschaft ward noch ausgedehnter, von Hügeln und Waldgruppen durchschnitten; einzeln

zerstreute Wohnungen und kleine weidende Heerden verliehen dem Ganzen einen freundlich ländlichen Anblick. Ich wußte eigentlich selbst nicht, wohin ich meine Reise bestimmen sollte, erinnerte mich aber, von einem Deutschen gehört zu haben, daß in den Campestas (Waldebenen), zwischen dem Dorfe St. Martinho und St. Maria da Serra, seit mehreren Jahren ein italienischer Schweizer wohne, der dort eine kleine Besitzung sich erkauft und gerne sich mit einem Europäer zu verbinden wünsche, um gemeinschaftlich das Land zu bearbeiten. Ich erreichte denselben Tag Abends das Dörfchen St. Martinho, welches auf einem abschüssigen Granithügel liegt, aus wenigen Strohhütten und vier mit Ziegeln gedeckten, nicht unansehnlichen Häusern, nebst einer Kirche, besteht. Ich stieg der Kirche gegenüber vor einer Venda ab, um mich ein Bischen zu erquicken, wo sich bald nachher zwei Deutsche einfanden, die als Maurer an dem Kirchenbau arbeiteten, und mich bewogen, ebenfalls mit ihnen zu arbeiten, wozu ich bald entschlossen war und deßhalb mit dem Friedensrichter zu sprechen hatte, der mir einen Pottak Taglohn versprach. Ich band nun mein Pferd an einen guten Weideplatz und hielt mein Nachtlager mit den Deutschen in der Kirche auf einigen Brettern. Der Plan der Kirche war, nebenbei gesagt, eben nicht übel gewählt und der Bau schon ziemlich vorgerückt; der Tempel, obschon klein, schien dennoch niedlich und geschmackvoll beendigt zu werden. Den andern Tag hatte ich nun von den Granitblöcken mit einem Hebeisen Steine loszubrechen, Kalk herzuschleppen und überhaupt den Handlanger zu spielen, was mir anfänglich possirlich däuchte; aber da ich mich aus meinem Taglohn beköstigen mußte und in dem Dorfe ein elendes Stück Salzfleisch sehr theuer war, auch für mein Pferd keinen sichern guten Weideplatz finden konnte, so bedankte ich mich den dritten Tag ganz höflich, nahm meinen Taglohn und trabte frühzeitig nach den Campestas, wo ich nach vielem Nachfragen endlich bei dem italienischen Schweizer anlangte. Der Mann, obschon ein bigotter Ignorant,

wie ich bald bemerkte, empfing mich ziemlich gastfreu[ndlich] lich und schien vergnügt in meinen Vorschlag zu wi[lli]gen, ihm sein Land bearbeiten zu helfen und mir ein[en] Theil der Produkte als Arbeitslohn zu überlassen. Sei[ne] kleine Länderei bestand nur aus einigen eingezäunt[en] Jucharten Wiesenland und einem Stück Waldun[g] welches er theilweise mit Mais, Bohnen, Kürbissen u[nd] Wassermelonen angepflanzt hatte. Seine Wohnung be[stand] stand aus einem netten geräumigen Strohhüttchen u[nd] einer Küche, worin wir sogleich bei meiner Ankunf[t] uns ans Feuer setzten und Thee tranken. In eine[m] kleinen Auszuge theilte er mir das Vorzüglichste au[s] seiner unwichtigen Lebensperiode mit: Er stammte au[s] dem Kanton Tessin her, hatte sich in seiner Jugen[d] mit einer Drehorgel und einem Murmelthierkasten, wie die Savojarden, herumgetrieben, avancirte dann zum Parapluiehändler, in welcher Eigenschaft er auch nach Zürich kam, hatte dann den glücklichen Zufall, von einem entfernten Verwandten ein kleines Erbe zu erhaschen, kam dann nach Genua und später nach Rio de Janeiro, wurde dann mit einem Transport deutscher Kolonisten nach dieser Provinz geschickt, und da es ihm in St. Leopoldo nicht gefiel, so kaufte er sich in dieser Gegend das kleine Gut an, wo ihm noch über die bezahlte Kaufsumme zwei Thaler übrig blieben, aber aus dem jährlichen Ertrag seiner Pflanzung sich drei Pferde und zwei Milchkühe anschaffen konnte. Der alte Kerl, nahe an Sechzig, beging später die Tollheit, eine junge weiße Brasilierin zu heirathen, welche sich aber einst die Freiheit in seiner Abwesenheit nahm, da ihr die angetraute Hälfte zu kalt und invalid scheinen mochte, bei schöner Witterung, in Begleit eines zärtlichen Jünglings, mit seinen Pferden und Kühen abzureisen. Der alte Thor dauerte mich herzlich; ich ermunterte ihn, die fatale Historia zu vergessen, und dann wollten wir schon tüchtig arbeiten, um zu etwas zu gelangen; er vermaß sich dabei hoch und theuer, der groben Sünderin nie zu verzeihen, und wenn sie je reuig wiederkehren wollte, er sie ohne weitern Prozeß fortjagen wolle. —

Ich konnte nun mein Pferd mit aller Sicherheit innert der Einzäunung, wo sich auch ein Bach befand, weiden lassen, und so begaben wir uns denn den andern Morgen schon frühe an die Arbeit, wo ich hackte und half an allen Orten. Vierzehn Tage hatten wir in der größten Einigkeit zusammen gelebt, als einst Abends der Großvater seiner Frau nach der Pflanzung geritten kam und ihm die Ankunft seiner Verlornen meldete, und hier nun den Vermittler spielte, um ihre Wiederaufnahme mit guter Manier einzufädeln. Der schwache Betrogene war bald beschwatzt, weil er sich aus höchst natürlichen Gründen vielleicht nach einer Gesellschafterin sehnte, und übertrug deßhalb dem Großvater einen Generalpardon für die Sünderin, worauf uns Jener nach der Wohnung begleitete, wo ohne unser Wissen die Verlorne der Antwort harrte. Der alte Narr fiel ihr vor Freude weinend in die Arme und war überselig; nach sothanen Friedensaspekten reichte mir der Großpapa einen Charquebraten, den er mich ersuchte ans Feuer zu spießen; die Dame suchte dann aus ihrem Reiseapparate etwas Thee und Zucker hervor, worauf wir uns insgesammt in die Küche verfügten und das Vorhandene schmausten. Der Abend war ziemlich vorgerückt, der Großpapa hatte sich entfernt und das Paar verfügte sich zu Bette. Ich bemerkte in derselben Woche schon ziemliche Kälte von Seite des Alten gegen meine Wenigkeit; meine Vermuthung, woher dieselbe rühre, wurde durch die Aussage der Frau, als wir einst zufällig allein in der Küche saßen und Thee tranken, bestätigt: „D. Henrique! wißt Ihr auch, daß mein Mann grimmig eifersüchtig auf Euch ist, sogar selbst auf meinen Großvater, was lächerlich genug ist? Er kann durchaus nicht leiden, wenn ich nur ein Wort mit Euch spreche, und bewacht uns auf allen Schritten.“ Aha! dachte ich, das gibt wieder so eine Geschichte, wie unten am Gebirge, aber dieß Mal habe ich ohnedieß kein großes Gastrecht zu verletzen und werde jetzt nicht so dumm sein. Ich nahm nun mein Bischen gesunden Verstand zusammen und bemerkte dem Weibchen, wie

äußerst ungerecht und beleidigend ihrer Tugend solche Beschuldigungen sein müßten und wie höchst strafwürdig der hämische Gatte sei; dann rückte ich leise mit meinem Schemel ihr näher und näher, ergriff zärtlich ihre Hand, und indem ich etwas in der Blumensprache buchstabirte, um sie zur Rache aufzufordern, gelobte sie mir endlich, die erste Gelegenheit zu ergreifen, wo sie mich persönlich überzeugen wolle, daß man sich nicht unverdiente Vorwürfe gefallen lasse. Der Rachebund war nun geschlossen, und es war gut, daß uns der alte Argus nicht gehört hatte, weil er nahe an der Küche einen Zaun ausbesserte, sonst aber ziemlich harthörig war. Den nächsten Sonntag kam der Großvater wieder auf Besuch, und das Weibchen konnte ihren Mann bewegen, in einer entlegenen Venda Branntwein für den Erstern zu holen, und während derselbe mit seinen Pferden im Park beschäftigt war, — doch ich verhülle das Geheimniß mit einem dichten Schleier. — Das mürrische Gesicht meines Landsmannes, dem ich treu und ohne Lohn gearbeitet hatte, war mir längst zuwider; auch wäre ich schon längst abgereist, wenn ich, wie sonst, den geduldigen Sündenbock hätte machen wollen. Nun wollte ich aber nicht länger mehr säumen und war freudig zur Abreise entschlossen, besonders, da mir der alte Großpapa meldete, daß er ebenfalls nach einem Erbal in die Missionsgegenden den folgenden Tag abreisen wolle. Der Parapluiehändler war nach seiner Rückkehr höchst erfreut, als er unsern Reiseplan vernahm; ich lachte auf den Stockzähnen und dachte, daß er nun gerechte Ursache dazu haben könnte. — Den folgenden Morgen brachen wir wirklich früh auf, und ich machte natürlich beim Abschiede nicht viel Federlesens mit dem Argus; dafür wechselte ich einen zärtlichen Händedruck mit seiner Eva. Mein Begleiter hatte einige Pferde zum Umwechseln mitgenommen, und so trabten wir herzhaft nach St. Martinho zu, schwenkten aber unweit davon rechts ab, und nun gings rastlos über Thäler und Hügel vorwärts, bis wir endlich bei eingetretener Dunkelheit, wenn ich nicht irre, den Fluß

Ybiquy-miri (denn hier mangeln mir einige Bogen vom Tagebuch) erreichten. Ehe wir durch denselben ritten, machten wir einen kleinen Halt, und schütteten Pulver auf die Zündpfannen unserer Pistolen; schon unterwegs hatte mir mein Führer erzählt, daß in dieser Gegend ein Offizier wohne, der schon mehrere Morde an Reisenden verübt und Weiber entführt habe, auch mit anderm Gesindel, Einwohnern der Umgegend, häufig im Verkehr stehe, und empfahl mir auf einen Angriff gerüstet zu sein. Wir ritten dicht neben einander durch den ziemlich breiten, aber niedrigen Fluß, und hatten auf dem andern Ufer nun eine ziemliche Anhöhe zu ersteigen, welche wir im schnellen Trabe, die Zügel in der Linken, und die Pistolen mit gespanntem Hahne in der Rechten haltend, erklimmten. Zur Rechten lag eine Waldung; wir sahen deutlich von dorther in der mondhellen Dämmerung einen breiten Streifen niedergedrücktes Gras, der sich quer über unsern ausgetretenen kahlen Weg zog und deutlich frische Blutspuren sehen ließ; sodann bildete sich die Fortsetzung des Streifens auf der andern Seite des Weges und verlor sich bis ans Ufer, wo eine ungeheure Menge krächzender Raben versammelt waren. Wir waren nun hinlänglich überzeugt, daß am heutigen Tage ein oder mehrere Morde mußten Statt gefunden haben; vermuthlich betraf es Reisende, welche am Saume des Waldes bivouakirt hatten. Mein Begleiter, noch ein rüstiger Vierziger, bekreuzigte sich, während wir vor Entsetzen scharf zuritten, und bohrte von Neuem das Zündloch an seiner Pistole auf. Galòp anzuschlagen, war wegen vielen Beweggründen nicht räthlich, und wir setzten daher im scharfen Trabe zwischen banger Vorsicht unsre Straße fort, bis wir an das Ufer eines Seitenarmes des Jacuys gelangten, wo endlich mein Führer uns außer Gefahr erklärte. Am jenseitigen Ufer befand sich ein hell erleuchteter Bivouak von Maulthiertreibern, die laut an ihrem Feuerheerde sangen und plauderten. Wir setzten oder schwammen vielmehr mit unsern Pferden über den Fluß, wo uns das Wasser

weit über die Hüften reichte und näherten uns ihrem Feuer. Mein Führer schien einige von ihnen zu kennen, denn sie begrüßten sich gegenseitig mit ihren Namen. Hier stiegen wir vom Pferde, trockneten uns an ihrem Feuer, tranken Thee zusammen, und speisten einige Stück Braten von einem Capivar mit ihnen, das sie am Ufer diesen Abend erlegt hatten, und dessen Fleisch ich ziemlich genießbar fand, nur hatte es einen starken Fischgeschmack. Wir ließen nun die ermüdeten Pferde ein Bischen rasten und weiden, und brachen dann ungefähr zwei Stunden nachher wieder auf, nachdem wir zuvor unsre Pferde gewechselt hatten. Der Weg führte uns nunmehr über große Ebenen, die in große Sümpfe ausliefen, welche wir, soviel ich in der Dunkelheit bemerken konnte, auf weitläufigen Umkreisen zu vermeiden suchten; nach und nach wurde die Landschaft hüglichter, zahlreiche Waldgruppen, Einzäunungen und einzeln stehende kleine Wohnungen zeigten sich unsern Blicken im dämmernden Grau des Morgens. Wir erreichten endlich das Ziel unsrer Reise, ungefähr 8 Uhr des Morgens, in einer, wie es schien, ziemlich unwirthbaren Gegend zwischen Waldungen versteckt, wo sich am Ufer eines kleinen Flüßchens eine Hütte befand, und uns eine Menge kläffender Hunde entgegen sprang. Mein Führer bedeutete mir, daß hier sein Sohn wohne, der sich mit Thee-Einsammeln beschäftige; wir stiegen nun ab, und ich war froh, endlich von dem beschwerlichen, seit gestern früh ununterbrochenen Ritte befreit zu sein. Der Sohn ernährte sich hier mit seiner Familie, einer zusammengeschrumpften häßlichen Frau, mit einer Menge nackter schmutziger Kinder, ausschließlich von der Jagd, und besaß nebenbei einige Pferde, die ihm als Lastthiere und Reitpferde dienen mußten, um seinen Thee in ledernen Säcken nach dem Innern zum Verkaufe zu transportiren. Er bewirthete uns mit Thee und einem großen Tapirenbraten, und suchte mich zu überreden, bei ihm zu bleiben und Thee zu verfertigen; ich fingirte zwar, in seinen Vorschlag zu willigen, bemerkte ihm, daß ich jedoch die Sache näher in Augenschein nehmen

wolle, und suchte alsbald den Schatten des Gebüsches auf, um mich auszuruhen, weil mich die Aussicht, in dieser schmutzigen Armuth umsonst zu arbeiten und unnütz Kleider zu zerreißen, nicht sonderlich reizte. Da ich später aus ihrem Gespräche hörte, daß ungefähr vier Legoas von da ein bemittelter Estancieiro wohne und mir die Richtung seiner Wohnung ins Gedächtniß prägte, so stand ich den andern Morgen nicht lange an, mein armes, noch ziemlich mattes Pferd zu satteln und Abschied zu nehmen; ich fand auch bald in der vorgenommenen Richtung eine kleine Hütte, deren Bewohner mich freundlich mit Milch und Mais bewirtheten. Hier ließ ich mein Pferd bis gegen Abend weiden und setzte dann meinen Weg fort, den mir die Leute genau bezeichneten, und erreichte dann noch früh genug die Estancia. Der Eigenthümer nahm mich gastfreundlich auf und gab mir einige Pottaks zu verdienen, um mit seinen Leuten einen Pferch und eine neue Hütte zu bauen. Als die Arbeit beendigt war und ich mich nicht müßig herumtreiben wollte, kam ich auf den Einfall, die Provinz Corrientes auf dem andern Ufer des Uruguay, hauptsächlich dort die zerstörten Missionsdörfer zu besuchen, und machte mich auch voller Reiselust auf den Weg nach Itaquy und setzte mit einigen Correntinern, die sich nach ihrer Heimat begaben, über den Uruguay nach dem Dorfe La Cruz, welches von den Jesuiten 1629 gegründet wurde. Als ich jedoch meine Reise flußaufwärts nach St. Thomas fortsetzen wollte, so war ich dergestalt vom rechten Wege abgewichen, daß mein ermüdetes Pferd nicht über den Fluß Aguapey setzen konnte, da ich ohnedieß den rechten Durchpaß verfehlt hatte. In dem Flusse büßte ich meine kleine Baarschaft ein, nebst einigen Kleidungsstücken, ohne das andere Ufer zu erreichen, und konnte froh sein, das erbärmliche Leben gerettet zu haben; nur mit der größten Anstrengung gelang es mir, mit dem schwachen Pferde an das Ufer zurück zu klettern, welches nun alle Viere von sich streckte. Nun war ich in der peinlichsten Verlegenheit; ich fand zu meiner Nahrung nichts, als ein stein=

hartes Stück Charque, das ich, Gott weiß wie lange, unbewußt im Quersacke liegen hatte, und mein Pferd war nicht von der Stelle zu bringen; ich beschloß daher, ruhig bis den andern Tag hier zu campiren, um dem Pferde Erholung zu gönnen, und dann schlimmsten Falls zu Fuße, das Pferd am Zügel führend, irgend eine Wohnung aufzusuchen. Es war den andern Tag gegen Abend, als ich eben mit meinem Sattelgeräthe auf dem Rücken, da mein Pferd nicht fortzubringen war, und mit bellendem Magen fortwanderte, drei Reitern, Pferdedieben, wie ich nachher sah, begegnete, denen ich mein Abenteuer erzählte; sie schienen sich in Guaranisprache zu berathen, und luden mich ein, mit ihnen im Gebüsche zu lagern. Hier erzählten sie mir kurz, daß ich des Nachts mit ihnen über den Uruguay setzen müsse, weil sie noch mehrere Gefährten erwarten, um dann in Brasilien Pferde zu verkaufen, und ich sie, wenn ich auf dieser Seite landeinwärts ginge, verrathen könnte. Ich ließ mir unter solchen Umständen diese Art Zwang schon gefallen, und die Herren Gauchos amüsirten sich, meinen Quersack indessen zu mustern, wo sie sich dann ganz höflich mit meiner Erlaubniß ein Paar gute Calçoncillos, ein Hemde und eine Weste ausbaten, oder vielmehr sich sogleich damit bekleideten, (mein ganzer aus dem Flusse geretteter Reichthum, nebst dem, was ich am Leibe trug), dafür mir aber ein gutes Pferd von ihrer Beute versprachen. Ich mußte bei allem Elend über die honette Schelmerei lachen; es war noch immer ehrenhafter, auf solche Art von amerikanischen Halbbarbaren geplündert zu werden, als wie in Zürich von Rechtswegen für den Betrag einer Schuld im zehnfachen Werthe von Gegenständen und Waaren gepfändet und alsdann nackt und bloß, auf Verlangen eines geliebten Mitbürgers, durch die Verwalter der Himmelstochter, wie ein Verbrecher auf die Straße geworfen zu werden. Die Kerls hielten auch wirklich Wort, besser, als mancher Gesetzesparagraph in einigen freien und gerechten Republiken gehalten wird, denn bei eingebrochener Dunkelheit rückten drei ihrer Gefährten

mit einem schönen bedeutenden Trupp Pferde an; in möglichster Stille wurde nun umgewechselt, nachdem sie einige Zeit über den Reiseplan Rücksprache genommen hatten. Derjenige, welcher in meinen Unterhosen figurirte, reichte mir alsobald einen majestätischen Fuchs, welcher stolz mit dem rechten Fuße die Erde scharrte, als ich ihn sattelte. Die Gauchos nahmen mich nun in ihre Mitte, und schlossen einen Kreis um die Heerde, welche wir anfänglich sachte und langsam fortrieben, dann nach und nach immer stärker zutrabend, auf einigen Umwegen den Uruguay erreichten. Es war nach Mitternacht, als wir schon mitten im Fluß steckten, und die Kerls hatten mich nicht aus den Augen gelassen; glücklich erreichten wir endlich das brasilische Ufer, wo sich die Gauchos sogleich in Marschbewegung setzten und sich nicht mehr um mich bekümmerten, bis auf einen, der mir halblaut zurief: „Adios amigo!“ Ich nahm nun ganz die entgegengesetzte Richtung von der, die meine großmüthigen Begleiter ergriffen, welche nun tüchtig landeinwärts galopirten, und somit ließ ich meinen Fuchs flußabwärts tanzen, und erreichte endlich, Gott weiß auf wie viel Irrwegen, mit anbrechendem Morgen eine Estancia, wo die Leute eben im Begriff waren, eine Kuh zu schlachten. Hier wurde ich nun herzlich empfangen und bewirthet, als ich ihnen mein Abenteuer erzählte, und blieb auch zwei volle Tage bei diesen wakkern Leuten, um mich zu erholen; dann begleitete ich den dritten Tag eine kleine Charettenkaravane, welche von meinem Wirthe geleitet, die Reise nach dem Dorfe Cruzalta auf der Gebirgsstraße unternehmen sollte. Nach meiner Berechnung hatten die Gauchos zwischen Itaquy und der Ausmündung des Ybiquy-Guazus nach vielen Umwegen übergesetzt, und so hatte ich mich denn zufällig nordwärts nach jenem Hause gefunden. Wir mochten ungefähr fünf Tagereisen mit den Charetten zurückgelegt haben, als wir eines Abends, unweit eines ansehnlichen Hauses, bivouakirten; mein Wirth war daselbst von frühern Reisen bekannt, und glaubte mir eine Freude u machen, wenn er mich dahin führte,

weil er die Bewohner für sehr gastfreundlich schilderte, so wie die Unterhaltung mit den schönen naiven Töchtern besonders lobte. Ich war wirklich ein Bischen überrascht, als wir ins Innere traten, sowohl über die herzliche Aufnahme, die sie uns angedeihen ließen, als auch über sechs, sich sehr anständig betragende, reizende Frauenzimmer, welche uns freundlich die Hände reichten. Das Innere der Wohnung enthielt verschiedene Lehmwandabtheilungen, denn sie war nach Landessitte aufgebaut, jedoch sehr geräumig und nett geordnet; zwei große Tische nebst einigen Stühlen fanden sich vor, die sehr blank und reinlich gehalten waren. Während wir Thee tranken, schienen sich die wackern Leutchen sehr für mich zu interessiren, weil ihnen mein Begleiter das letzte Abenteuer erzählt hatte; theilnehmend befragten sie mich allerlei, und als ich ihnen sagte, daß ich Beschäftigung suche, so waren die Frauenzimmer sogleich bereit, mich zu engagiren, um für das Haus einen Graben nebst einer Pflanzung anzulegen; natürlich ging ich gerne den Vertrag ein. Mein Begleiter blieb nun noch zum Nachtessen hier, welches wirklich für diese Gegend schmackhaft zubereitet war; auch fehlte es nicht an silbernem Geräthe, noch weniger an fröhlicher Unterhaltung. Ein ehrwürdiger kräftiger Greis mit Silberlokken, von Geburt ein europäischer Portugiese, saß oben am Tische, und neben ihm seine drei Söhne, von welchen bloß der ältere verheirathet war; die übrigen fünf Frauenzimmer waren dessen Töchter; auch schien das Mütterchen noch so gesund und jung, daß man sie kaum für die wirkliche Mutter der Mädchen gehalten hätte. Nach Tische wurde wieder Thee getrunken, und jedes der gutmüthigen Mädchen schenkte mir eine Papiercigarre; mein alter Begleiter nahm nun Abschied von der ganzen Familie, und drückte mir dann noch freundlich die Hand, indem er mir zu meinem neuen Asylort gratulirte. Eine bedeckte Charette ward mir als Schlafzimmer angewiesen, wo ich mich dann, mit dem Segen der edlen Familie begleitet, vergnügt einquartirte, und für einstweilen des Reisens recht müde war; besonders

gelüstete mich nicht so geschwind nach jenen Gegenden. Den folgenden Morgen vor Tagesanbruch weckte mich ein Guaraniknabe, der zum Hausgesinde gehörte, und führte mich in die Roça, um mir die Arbeit anzuweisen, die in Wurzelausreißen, Gebüsche umzuhauen, Hakken u. dgl. bestand. Vierzehn Tage lang arbeitete ich für diese gastfreundliche Familie, und lebte höchst vergnügt und zufrieden in ihrem Zirkel; ich hatte immer an ihrem Tische reichlich und gut zu essen, und während der Mittagshitze ließen sie mich durchaus nicht arbeiten, sondern ließen mich jedesmal zum Thee rufen, wo mir alsdann eine der Töchter eine Papiercigarre schenkte, die sie gewöhnlich aus dem Busentuche hervornahm, und mir sie schon angezündet aus ihrem Mündchen überreichte. Schon den ersten Sonntag meines Aufenthaltes, hatte mir diese Donna Christina ein Paar neue Hosen zur Arbeit geschenkt, woran ihre Schwestern insgemein gearbeitet hatten. Zufällig kam ein welscher Schweizer aus dem Kanton Bern, der sich sonst in der Banda Oriental aufhielt, in diese Gegend mit Handelswaaren, und befand sich eben in der Wohnstube, als ich müde von der Arbeit heimkam. Die Frauenzimmer hatten ihm einige Kleinigkeiten abgekauft, und da ich ihn das Geld halb deutsch und französisch zählen hörte, so redete ich ihn in letzterer Sprache an, worauf er sich dann bald als Schweizer zu erkennen gab. Die wackere Familie schien sich ebenfalls an meiner Stelle zu freuen, einen Landsmann getroffen zu haben, und lud ihn daher zum Nachtessen ein, worauf er mich freundschaftlich ersuchte, ihn nach dem Charettenbivouak zu begleiten, der unweit des Hauses sich befinde, wo sich einige Karren befänden, die mit seinen Waaren befrachtet wären, und wir uns alsdann mit einigen Gläsern Branntwein vergnügen könnten. Wirklich nach beendigtem Mahle verfügte ich mich dahin, wo er mir dann seine Waaren wies und ein Branntweinfäßchen anzapfte, worauf wir dann in Gesellschaft des Charettenführers und dessen Sohnes, am Feuer gelagert, Thee und Branntwein tranken. Vermuthlich wäre dieser Kaufmann nicht so herab-

lassend gewesen, wenn er nicht gedacht hätte, später einigen Nutzen von mir zu ziehen; er suchte mich sehr artig zu überreden, mit ihm nach den Erbalen jenseits Cruzalta zu reisen, wo er mich als Ladendiener mit zehn spanischen Thalern per Monat besolden wolle, indem er, wie er hoffe, sein Vertrauen, das er in mich als Schweizer setze, nicht getäuscht sehe; zuletzt firnißirte er das Anerbieten ein Bischen mit dem Schimmer von Großmuth und Versprechen von Glück zu machen, unter die Arme zu greifen u. dgl. Ich willigte einigermaßen ein, konnte mich aber doch nicht ganz entschließen, von dieser mir theuer gewordenen Familie mich zu trennen, und zog mich ein Bischen spät nach der Wohnung zurück. Der Kaufmann fand sich dort wieder frühzeitig ein, und endlich mit vieler Ueberwindung und Schaam eröffnete ich der Familie die Sache, welche freilich ein Bischen scheele Gesichter, und dem Kaufmann anständige Vorwürfe machte, daß er mich von ihnen zu entfernen suche; worauf er sich dann mit den Vortheilen entschuldigte, die er mir einzuräumen gedenke u. s. w. Der ältere Sohn, welcher eigentlich das Hauswesen führte, wollte mir durchaus die Hälfte meines Monatslohnes ausbezahlen, wovon ich jedoch nur einen Thaler annahm; dann wünschten mir Alle herzlich Glück zu meiner Reise, mit dem Bedeuten, daß ich dieselbe nie bereuen möchte. Mein gutes Pferd mußte ich bei dieser Gelegenheit nun im Stiche lassen, denn die Charetten waren schon reisefertig, und es wäre auch nicht möglich gewesen, die Abreise aufzuschieben, oder gar der Familie zuzumuthen, in die entfernten Ländereien eine Person in diesem Augenblick nach meinem Pferde herumzusprengen. Der Kaufmann hatte mir aber prahlend für die ganze Reise ein Pferd versprochen, was ich als Entschädigung für das meinige annehmen könnte. Er ließ mir auch wirklich einen hübschen Falben satteln, den ich jedoch nur bis Mittag beim ersten Charettenbivouak reiten konnte, denn nachher suchte er mit allerlei Ausflüchten mir zu bedeuten, daß er doch seine Pferde schonen müsse u. s. w. Ich bemerkte ihm, daß das nicht die

Art, Wort zu halten, sei, und wenn ich mich nicht für
hn selbst schämen würde, so hätte ich die beste Lust,
wieder zu jener edlen Familie zurückzukehren. Nach
inigem Hin- und Herreden verschluckte Jeder seinen
lerger, den ich aber nicht so geschwind vergaß; denn
rstlich reute es mich, daß ich diese Familie verlassen
nd mein Pferd eingebüßt hatte, und konnte noch oben-
rein den generosen Kaufmann mit seinen Indianer-
echten reiten sehen, während ich allein auf der ganzen
traße und in diesem Lande zu Fuß laufen konnte, wo
r gemeinste Neger es für eine Schande halten würde.
ie Charetten fuhren zwar langsam, aber meine Stie-
n waren nicht im besten Zustande, daher ich baarfuß
ufen mußte, denn auf solchen schlechten Straßen mich
diese Karren zu setzen, dazu bedurfte es eiserner
ngeweide. — So lange es sein Interesse erheischte,
ßte er mir recht gut, sogar sein eigenes Reitpferd
geben, um während der Bivouaks in den nahen
usern mit Waaren zu hausiren und das erlöste Geld
i nachzuschleppen. Wir erreichten endlich auf dieser
hneckenpost das Dorf Cruzalta, und von dort in
Tagereisen, nämlich für Charetten, die ersehnten
ualen, oder vielmehr einige Hütten nahe am Urge-
e. Wir bauten uns bald nachher nahe am Eingange
Urgebirges eine Hütte, um die Waaren zum Ver-
und Tausch aufzustellen, wozu einige Monate Zeit
rdert wurden. Mein Landsmann ließ während dieser
mürrische Launen genug blicken, obschon er zufrie-
sein mußte, Jemanden gefunden zu haben, der ihm
ldig seine Narrheit vertragen und treu seine Ge-
te besorgen konnte. Innert sechs Monaten hatte
n seinen wenigen Waaren, die sich an Werth etwa
zweihundert Piaster beliefen, bedeutend gewonnen;
arem Gelde hatte er über fünfhundert portugiesische
er erlöst, ohne den eingetauschten Thee, der sich
em Platze selbst eben so hoch belief und ihm in
Banda Oriental und in Buenos noch einen bedeu-
en Gewinn abwerfen mußte, weil ohnedieß die
ische Arraba 7 Pfund mehr hält, als dort das

herrschende spanische Gewicht. Nach beendigten Geschäften ließ er seinen Thee nach Itaquy und später flußabwärts transportiren, während wir selbst kalt und fremd von einander schieden. Ich hielt mich inzwischen in dieser Gegend auf und machte dann das folgende Jahr selbst den Versuch, im Verein mit einem dasigen Einwohner die Theefabrikation zu betreiben, zu welchem Ende derselbe einen Neger nebst zwei Indianern unter meine Aufsicht stellte, und mir in dieser Eigenschaft nach Verhältniß der Ernte einen honnetten Gewinnst zusicherte. Von nah und fern sammelten sich Leute, über zweihundert Köpfe stark, die sich dreißig bis vierzig Legoas weit ins Urgebirge verfügten und dort sich nach allen Richtungen hin, wo es am meisten Theebaumgruppen gab, ansiedelten. Wir verfügten uns nun auch, mit hinlänglichem Proviant versehen und den nöthigen Reit- und Packpferden, ins Innere des Gebirges, um einen ergiebigen Erbal aufzusuchen. Der Weg selbst war nur für Reiter und Saumthiere zugänglich, und zwar noch mit vieler Schwierigkeit, denn die Leute hatten sich mit der Axt und großen Messern links und rechts Bahn gemacht, so daß sich Hunderte von Fußsteigen (Picadas) durch den unermeßlichen Wald über Hügel, Thäler und Flüsse schlängelten. Die üppigste Vegetation herrschte in diesem unermeßlichen Urwalde; Cedern, Tannen, Eichen, Theebäume, Palmen u. s. w. schienen von der gütigen Natur nach dem kolossalsten Maßstabe erschaffen, ihre Riesenarme bis in die Wolken zu erheben, unzählbare Gras- und Rohrarten stämmten sich bei jedem Schritt den Reisenden entgegen; die riesenmäßigen Lianengewächse, welche sich hoch über die Zweige der höchsten Bäume emporrankten, schienen selbst einen besondern Wald auszumachen, und das millionenfache, glänzende Farbenspiel ihrer Blumen schillerte prachtvoll und seltsam contrastirend in das feierliche Halbdunkel dieses Waldparadieses. Wir machten endlich in der Nähe eines Flusses Halt, wo wir mehrere bekannte Nachbarn antrafen, die schon in ihren Hütten mit der Theebereitung beschäftigt waren und uns ebenfalls

zur Niederlassung einluden, weil die Gegend in der Runde von zwei Meilen Theebäume genug enthalte. Hier entluden wir unsre Pferde und jagten sie auf eine etwas entlegene Waldebene zum Futter; dann wurde sogleich Holz zum Hüttenbau gefällt, die wir zuvörderst zum Theedörren einrichteten und einzig darin bestand, daß man mehrere Sparren auf den Firstbalken, eine Hand breit aus einander entfernt, auf demselben mit Schlingpflanzen befestigte, um die Theebüschel zwischen iese Sparren zu zwängen. Ueber diese Art Hütte wurde un erst ein gutes Strohdach von Palmzweigen, auf öhern Pfosten ruhend, erbaut, und damit der Thee so- vohl, als wir selbst, vor Regen geschützt; die Seiten- ände der Hütte blieben jedoch offen, weil zur Feuerung, m den Thee zu dörren, es großer Baumstämme und latz genug bedurfte. Inzwischen hatte unser Patron ir den folgenden Morgen einen ergiebigen Erbal ausge- cht, welcher aus mehreren nahe stehenden Baumgruppen stand; dann versammelte sich das ganze Völkchen mit ngebrochener Dunkelheit um den Feuerheerd, wo dann is Bohnen, Charque und geröstetem Maismehl das lachtessen bereitet wurde, worauf es denn an Thee cht mangelte, und hin und wieder einige Nachbarn h gegenseitig an ihren Feuern besuchten und sich mit laudern, Singen und Kartenspielen amüsirten. Gegen litternacht wurden von allen Bewohnern und im Ge- ge zerstreuten Arbeitern Schüsse abgefeuert, welche ers während der Nacht wiederholt wurden, um theils r Wachsamkeit aufzufordern und auch den wilden ugres Respekt einzuflößen, welche gerne solche Nie- lassungen zu belauern und möglichst zu zerstören suchen, d beinahe jedes Mal gelingt es ihnen, einzelne, von Hauptbivouaks entfernte, schlafende Arbeiter zu norden. In schauerlicher Pracht wiederhallte das o des Gebirges wie dumpfes Gewitterrollen den all der Gewehre, und es schien in unermeßlicher ne so fortzurollen, als ob die Echos zu wetteifern enen, sich gegenseitig im tobenden Krachen zu über- fen. Längst schon, vor Tagesanbruch, hatten sich die

Nachbarn und so auch wir gut bewaffnet auf den Weg gemacht, um die Arbeit zu beginnen; jeder trug im Gürtel entweder einen kurzen Säbel und eine geladene Pistole, nebst einem ledernen Pulver- und Kugelbeutel, oder auch ein langes Messer und kurzes Jagdgewehr, welches man an einen breiten ledernen Patronengurt befestigte. Unsre Leute theilten sich nun in zwei Klassen: die zwei Guaranis als Treppadores (Kletterer), welche die Bäume zu erklettern und dort alle Zweige mit dem Facon (beilartiges Messer) abzuhacken und zur Erde zu werfen hatten, während wir übrigen Drei, der Patron nebst mir und dem Neger, dieselben zusammen lasen und in Schichten häuften. Das Klettern bewerkstelligten die Kerls mit vieler Leichtigkeit, indem sie erst mit einem ledernen Riemen die oberflächliche Breite des Baumes maßen, dann in dieser Breite sich den Riemen um beide Fußknöchel banden, alsdann den Baum umarmten, den Füßen aber die Richtung gaben, daß die Seitenflächen derselben durch den angespannten Riemen die Außenseiten des Baumes erfaßten, und vermittelst des rauhen Riemens, der sich gut an die etwas glatte Rinde klammerte, mit mehr Kraft und Vortheil durch wenige Schnellungen des Körpers sich bald auf die Zweige schwingen konnten; dieses Geschäft verrichten die Treppadores jedoch immer bewaffnet und baarfuß. Findet sich zuweilen ein Baum vor, der zum Umklammern zu dick und unförmlich ist, so werden einige Stangen gehauen, die man in die Erde steckt und an den Stamm lehnt, worauf sie mit Schlingpflanzen angebunden werden, wodurch eine Art Zwischenraum entsteht, worauf der Fuß vollkommen ruhen kann und der Kletterer durch mehreres Befestigen aufwärts sich dieser Stricke als Leiter bedienen kann. Man könnte sich zwar einer Leiter bedienen, die jedoch wegen dem Transporte in entferntere Gegenden zu umständlich wäre; auch kennen die Leute davon den Gebrauch nicht. Als sich schon eine beträchtliche Schicht Zweige aufgehäuft fand, so schickte der Patron den Neger fort, um inzwischen einige Baumstämme zu fällen, die derselbe dann auf unserem Arbeits-

platze in Form einer Hecke zwischen vier eingerammelten Pfählen als Brustwehr auf einander häufte und hinter demselben ein helllodernedes Feuer anzündete, worauf mein Patron die nahe liegenden Zweige ergriff, sie, oder vielmehr die Blätter, über der Flamme gelb röstete und den Umstehenden zuwarf, welche sofort die dünnern Laubzweige in Armeslänge abbrachen, zwischen aufgerichteten Stangen preßten und schichteten, und alsdann, wenn der Haufe ungefähr das Gewicht eines Zentners oder mehr betragen mochte, wurden die vorher untergelegten Lianenstricke oder grüner Rohrbast zusammen gezogen und damit eine solche Mannslast festgebunden. So wurde mit dem Rösten fortgefahren, bis der ganze gehauene Vorrath Zweige auf diese Art abgepflückt und in Mannslasten gebunden war, worauf dann jeder seine Last auf den Rücken hockte und damit der Hütte zueilte, was gewöhnlich erst nach Verlauf von vier, fünf Stunden mit nüchternem Magen geschah. Jetzt erst wurde das Frühstück bereitet, während die Uebrigen den Thee mit den Stielen abwärts zwischen die Sparren steckten, und lange Baumstämme fällen mußten, die, wo möglich grün, unter dem Thee verbrannt werden; auch ist die Feuerung von grünen unnützen Theezweigen die zweckmäßigste, weil der Rauch dieses Holzes selbst dem Thee mehr Würze und Geschmack gibt. Nachmittags wurde mit Klettern u. s. w. diese Arbeit fortgesetzt, worauf der Patron, welcher mich nun hinlänglich mit dem Geschäfte vertraut sah, sich mit den Pferden nach seiner Wohnung entfernte. Er besuchte uns nachher öfters, um uns frischen Proviant zuzuführen; auch brachte er einst eine alte China mit, die uns als Köchin dienen mußte und uns durch diesen Zeitgewinn die Arbeit beträchtlich fördern half. Wenn nun eine solche Hütte hinlänglich mit Thee durchspickt und derselbe vollkommen getrocknet ist (es wird Tag und Nacht Feuerung unterhalten und, besonders des Nachts, eine Person zum Wachen beauftragt, um Feuersgefahr zu verhüten, weil selbst das Theelager von andern Nachbarn kann gefährdet werden), so wird eine dicke Tanne umgehauen

und aus dem dicksten Theile derselben ein Trog verfertigt, worin der Thee nun gelegt und vermittelst Stöcken, die ungefähr die Form von kleinen zugespitzten Rudern haben, von mehreren Personen unter taktmäßigem Gesang zu Pulver zerstoßen wird, und in diesem Zustande, wo er einen sehr angenehmen Geruch besitzt, stampft man ihn in nasse Ledersäcke von rohen Ochsenfellen, welche gewöhnlich, entzwei geschnitten, zwei Säcke bilden und ungefähr 6 brasilische Aroben fassen können, die für die Last eines Saumthieres berechnet sind. Man findet den Theebaum nicht allein in diesem Gebirge, sondern man trifft ihn auch in einzelnen Waldungen und an mehreren Ufern von Flüssen. Die Rinde des Baumes ist glatt und weißlicht, und die Zweige wachsen in großer Menge und mit Laub dicht überdeckt hervor. Die Blätter sind länglicht, vier bis fünf Zoll lang und halb so breit, dick, glänzend gezähnt, auf der obern Seite von einem dunklern Grün, als auf der untern, und haben einen kurzen röthlichen Stiel. Die Blüthen stehen büschelweise, jedes zu dreißig bis vierzig, zusammen; die Saamenkörner sind glänzend, glatt, von röthlich violetter Farbe, und haben viele Aehnlichkeit mit den Pfefferkörnern. Der Gebrauch dieses Thees ist in einem großen Theile Brasiliens in ganz Paraguay, wo er am besten fabricirt wird, in Chili, Peru, Quito u. s. w. allgemein eingeführt, und jährlich werden viele tausend Zentner davon konsumirt; weil dieses Getränk zu jeder Stunde genossen wird, so kann man annehmen, daß jeder Einwohner, einer in den andern gerechnet, über zwei Loth davon verbraucht. Man hält die Jesuiten für die Erfinder dieses Getränkes, welches sie anfänglich als Erfrischungsmittel für sich und ihre Indier gebrauchten, wo nach und nach im ganzen Land der Gebrauch desselben so überhand nahm, daß sie darin einen äußerst bedeutenden Handelszweig erblickten, den sie sich vorzüglich zueigneten und deßhalb auf die Zubereitung dieses Thees große Sorgfalt verwendeten; sie pflegten daher in ihren Kolonien ganze Alleen und Waldungen von diesem Baume, um die Ernte mit größerer Bequem-

lichkeit und zur gehörigen Zeit halten zu können. Die meisten Bäume sind so dick wie ausgewachsene Orangenbäume, etwas dicker als ein starker Mannsschenkel; auch trifft man häufig solche, die sehr hoch und so umfangreich sind, daß selbst ihre Aeste das Ansehen von nicht unbeträchtlichen Stämmen erhalten. In diesem Urgebirge gefiel's mir so wohl, daß ich in Gesellschaft eines zärtlichen Weibchens und Notabene mit guten Büchern, Waffen und Pulver versehen, wohl einige Jahre mit Jagen, Herbarisiren, Herumschwärmen und Anlegen von Pflanzungen hätte zubringen können, denn ich konnte mich nicht satt sehen an den herrlichen Bäumen, Pflanzen und der Menge Flüsse und Wasserfälle, denen man überall im Gebirge, nebst einzelnen üppigen Waldwiesen, begegnet, wo die Wilden hauptsächlich ihren Lieblingsaufenthalt wählen. Alle Sonntage begleiteten mich meine Guarani und einige Brasilier auf meinen Spaziergängen, wo wir öfters Bäume fällten, um wilden Honig zu erobern, den wir dann in Rohren bewahrten und auf dem Heimwege nach unserm Lager brachten, wo wir ihn dann in zerstoßene Tannäpfel oder unter geröstetes Maismehl mischten, was ein sehr nahrhaftes und gesundes Essen ist. Diese Tannäpfel gebraten, schmecken wie Kastanien und sind ganz verschieden von den europäischen. Auf unsern Streifzügen trafen wir auch öfters alte Lagerplätze von wilden Bougres an, die als Merkmale noch einige Hütten zurückgelassen hatten, und an einigen Tannbäumen vermittelst vier großer viereckiger Einschnitte, die wie Fenster aussahen, weil sie die Rinde zwischen diesen Einschnitten bis auf das blanke Holz ausgeschält hatten, das Jagdrevier ihres Stammes bezeichneten, denn sie pflegen sich gegenseitig auch Grenzen abzustecken. Meine Begleiter erzählten mir, mit welcher Leichtigkeit diese Wilden auf die dicksten und höchsten Bäume klettern, und den augenscheinlichsten Beweis davon hatte ich selbst, weil ich aus Neugierde meine Knechte, die zwei Guaranisjungen, mehrmals den Versuch machen ließ. Sie machen nämlich aus einem dicken Lianenstrick einen

Reif oder Ring um den Baum, worin sie gerade so viel Raum haben, daß sie darauf von Innen sitzen und die Beine gegen den Baum stemmen können; auf diese Art können sie nach Belieben den Reif mit den Händen in die Höhe rutschen, und mit den Füßen nachhelfen, daher sie denn auch auf jeder beliebigen Stelle des Baumes halten können, und es ihnen leicht genug ist, die erwähnten Vierecke auszuschälen, oder wilde Bienenwaben in dieser Stellung schwebend mit einem Beil aus dem Stamme zu hauen und sonstige Verrichtungen auszuüben, weil ihre eigne Körperschwere, den Reif straff anspannt. Eine Menge Flüsse durchströmen auf dieser Seite das Gebirge, und ergießen sich in den Uruguay, welche, wenn sie schiffbar gemacht würden, was einem thätigen, industriösen Volke leicht möglich wäre, dem Handel bedeutende Interessen abwerfen würden, denn mit vielem Vortheil ließen sich hier Sägemühlen und Wasserwerke aller Art anbringen; man denke sich hier nur den unermeßlichen Vorrath von Schiffsbauholz und andern edlen Holzarten, die man auf diesen Flüssen, den Uruguay abwärts nach Buenos-Aires und selbst nach Europa u. s. f. ausführen könnte; eben so verhält es sich mit dem Transporte des Thees und andern Quellen des Handels, die noch im Innern dieser ewigen Wälder verborgen liegen. Eine Entdekkungsreise in Kanoen auf diesen Flüssen zu unternehmen, müßte sehr interessant, aber auch wegen den vielen Klippen und den Wilden gefährlich genug sein. Die natürlichen Vorzüge, welche die Wilden hinsichtlich des Gesichtes und Gehöres vor uns Europäern auszeichnen, sind Jedermann zur Genüge bekannt. Außer den vierfüßigen Thieren, die am häufigsten in diesen Gebirgen anzutreffen sind: Tapire, wilde Schweine, Tiger, Hirsche, Affen, und verschiedene Arten, die den Naturforschern vielleicht noch unbekannt sind, gibt es noch eine Menge Vögel, Insekten, worunter Schmetterlinge, Bienen, Ameisen, Käfer und Fliegen der seltensten Art. Die prachtvollsten Papageien und der königliche Pfau haben hier ihre Residenz aufgeschlagen. Die ganze Kette

des Urgebirges zu durchstreifen, wäre eine Aufgabe, welche von Naturforschern und Botanikern, denen die nothwendigen Mittel zu Gebote ständen, gelöst werden sollte, was bis jetzt nur unvollkommen geschehen ist; denn hier ist ein Feld unschätzbarer Reichthümer für die Wissenschaften geöffnet. Die meisten Gegenden Südamerikas sind ohnedieß seit einigen Jahren ziemlich bereist worden und bieten wenig Neues mehr dar. Während meinem Aufenthalte in diesen Wäldern, wurden wir hauptsächlich von Flöhen, Waldwanzen und Vermes geplagt. Die Flöhe entstanden meistens aus Holzmehl und Splittern beim Fällen der Bäume, wo sie beinahe unter unsern Augen entstanden, obschon anzunehmen ist, daß Menschen und Hunde davon mochten mitgebracht haben; auch Skorpione, wo man vorher keine entdeckt hatte, waren wie im Nu unter den frisch gehackten Splittern von gewissen Holzarten, noch ganz winzig klein, sichtbar, als ob die Natur ganz aus mechanischem Triebe, ohne absichtliches Zuthun, diese Thiere habe entstehen lassen. Ich habe mich öfters selbst überzeugt, daß an einigen Stellen gänzlich unbekannte und früher nie erschaffen gewesene Thierarten entstanden sind, die durchaus auf keinerlei Art von der nämlichen Sorte abstammten. Die Waldwanzen, Carapattos von den Brasiliern geheißen, saugen das Blut aus den Menschen, und die Flecken, die sie durch ihre Entleerung in der Wäsche verursachen, sind unvertilgbar; es gibt deren mehrere Sorten; auch nisten sie sich furchtbarer (die kleinern), als die Filzläuse, in allen Theilen des menschlichen Körpers, welche hauptsächlich mit Haaren bedeckt sind, ein. Die Vermes sind eine Art Schmetterlinge, mit schmutzig gelben, schwarz schillernden Flügeln, mit länglichtem zugespitzten Schmetterlingsleibe; sie legen ihre Eier ins Fleisch der Menschen und Thiere, woraus hernach ein schmerzliches Jucken und eine Geschwulst entsteht; wenn sich die Larve bildet, sobald das Geschwür reif ist, öffnet es sich entweder von selbst, oder man kann vermittelst eines Einschnittes, den nun vollendeten Schmetterling herausdrücken. Ich selbst

hatte einst einen solchen Sappermenter in der linken Schulter, den mir ein Brasilier herausschnitt und an die Wunde etwas gekauten Tabak legte, worauf sie ohne fernern Nachtheil zuheilte, was überhaupt geschieht. Man bedient sich, nebenbei gesagt, zur Theebereitung der gröbsten Kleidung, die aus einem Hemde und einer Unterhose von Algodon grosso, dem gröbsten Packtuche, das irgendwo zu finden ist, und in dieser Gegend so furchtbar theuer ist, daß die Elle davon nahe an zwei Gulden kostet; man hat auch nebenbei das Vergnügen, wenn man sich längere Zeit im Gebirge aufhält, einen so widrigen Geruch des Körpers annehmen zu müssen, welcher hauptsächlich von einigen Grasarten und den Carapattosblättern herrührt, weil man beständig im Freien arbeitet und schläft, daß man trotz allem Baden und Waschen, sich füglich rühmen kann, wie ein wilder Bougre zu stinken. Ich hätte damals in meiner Packtuchuniform und mit jenen brasilischen Gebirgsgeschenken auf meinem philosophischen Körper, keinen reizenden Adonis spielen können. Die Viehheerden der Einwohner von Cima da Serra sind öfters von einer zerstörenden Seuche heimgesucht, die darin besteht, daß sie von einer ungeheuern Menge Carapattos bedeckt sind, für die bis jetzt kein Mittel zu finden war; sie mergeln dadurch gänzlich ab und bei Tausende werden hingerafft. Die Weiden besitzen nicht dieselbe gute Eigenschaft zum Fettwerden, wie die übrigen Triften dieser Provinz; daher hier viel Salz zur Viehfütterung konsumirt wird, und die Thiere so versessen auf salzige Gegenstände sind, daß sie sich überall den Menschen und ihren Wohnungen zu nähern suchen, und in Schweiß gerittene Pferde mit Belecken unaufhörlich martern, und denselben öfters den Schweif und die Mähnen abnagen, auch wohl Gegenstände von Wollstoffen u. dgl., die durch allfälligen Gebrauch salzige Theile enthalten, sogar verschlingen. Wir hatten nun inzwischen tüchtig Thee fabrizirt und die erste gefüllte Hütte geleert, den Thee zerstoßen und in Säcken über 150 Aroben auf Saumthieren durch den Patron forttransportiren lassen.

Wir verfügten uns hierauf weiter ins Innere und gründeten eine neue Niederlage, wo wir jedoch mit größern Beschwerden zu kämpfen hatten, denn wir mußten unsre Theelasten zuweilen eine Meile weit herholen, und das that ich später baarfuß und mit bloßem Rücken, weil meine Arbeitskleidung sich abgenutzt hatte und ich die bessere schonen mußte. Einst eines Morgens sehr früh hatten wir uns an die Arbeit begeben, und rösteten eben einige Zweige an einem großen Feuer, als mich einer der Guaranis aufmerksam machte, daß er die Wilden in der Nähe vermuthe, und daher vorgab, die Töne eines Hornes zu vernehmen, welches dieselben, wie bei uns die Knaben, aus Baumrinde verfertigen. Ich legte mich nun auf die Erde nieder, um besser zu horchen, und hörte wirklich deutlich in abgemessenen Pausen den Schall eines solchen Hornes, welches ungefähr in der Entfernung einer Viertelstunde von unserm Lager Statt finden konnte, und von mehreren zerstreuten Horden, wie in einem uns umzingelnden Halbmond wiederholt zu werden schien, und wohl zu schließen war, daß sie durch diese Signale, welche wie Tuu tä tuutuu klangen, zum behutsamen Vorrücken aufforderten; ich feuerte daher schleunigst meine Pistolen und so auch meine Knechte ihre Gewehre als Nothschüsse ab, welche nun durch das ganze Lager von unsern Leuten beantwortet wurden, welche nun ununterbrochen ein blindes Feuer unterhielten. Wir fanden nun rathsam, uns im Vertheidigungsstande auf unserm Arbeitsplatze zu halten, und hörten auch bald die Wilden zum Rückzuge blasen. Mit dem ersten Grauen des Tages versammelten sich aus unserm Lager eine Menge Leute, um die Spur der Wilden zu verfolgen, und entdeckten auch bald in unsrer Nähe den Pfad, den sie als Rückzug über einen Fluß eingeschlagen hatten, und aus Vorsicht einer dem Andern in dessen Fußstapfen getreten war. Diese Gefahr war nun glücklich abgewendet, auch wäre eine fernere Verfolgung unnütz gewesen; übrigens wagten die Wilden keinen spätern Angriff mehr, weil sie uns wohl auf der Hut und zu zahlreich gefun-

den hatten. Bald nachher verließ ich das Gebirge, denn durch Unvorsichtigkeit eines Nachbars war Feuer in dessen Hütte entstanden, und hatte unsre Niederlassung, nebst einigen andern angrenzenden, ebenfalls in Brand gesetzt, wobei wir nur wenige Effekten retten konnten. Durch diesen Unfall und da ich für die nothwendigsten Kleidungsstücke und Tabak sehr viel bezahlen mußte, so blieb mir von meinem sauern Arbeitslohne sehr wenig übrig. Zufällig war kürzlich in diese Gegend ein alter Elsasser gekommen, der sich als armer verlassener Abenteurer herumtrieb und bei einem Bauer sich mit Holzhauen u. dgl. kümmerlich durchbrachte; dieser besuchte mich einst in der Wohnung meines Patrons, und da ich mir früher von einem Gutsbesitzer eine Schaufel, oder vielmehr ein Grabscheit, zur Vorsorge gekauft hatte, so waren wir bald einig, mit einem Nachbarn, einem freien Mulatten, einen Graben zu akkordiren, der 7 Handspannen breit und 6 tief, übrigens mit einer hohen Rasenwand versehen sein mußte, im Preise für die Brasse (Klafter) zu zwanzig Vingtins oder 400 Reis zu verfertigen. Wir machten uns alsbald an die Arbeit, und da der Boden sandig und weich war, rückte unsre Arbeit stark vorwärts; unsre Nahrung bestand in nichts Anderm, als rohem Fleisch, das wir mit Hülfe eines Topfes nach Belieben zurichten konnten; auch hatte uns der Mulatte eine Theekanne geborgt, welche Geräthschaften, nebst unsern Sätteln und Decken, die einzigen Mobilien waren, die unsre Hütte zierten, welche wir unweit des Grabens provisorisch aufgerichtet hatten. So lange in der Nähe kein Branntwein zu kaufen war, arbeitete mein Kamerad anhaltend, aber der Zufall führte einen Maulthiertreiber in diese Gegend, welcher einige Fäßchen Branntwein, Zucker, Tabak und andere Waaren zum Verkaufe anbot, und sich auf einem Hügel, unweit unsers Grabens, eine Strohhütte erbaute. Nun nahm mein Kamerad öfters von der Arbeit Reißaus, nach jenem lockenden Tempel und ließ mich alsdann allein arbeiten; auch kehrte er nicht wieder, ohne jedesmal benebelt zu sein. Um mich zu besänftigen, brachte

er gewöhnlich eine Flasche Schnapps mit, und ließ mir keine Ruhe, bis ich ihm in der Hütte Gesellschaft leistete; dann zog er meistens seine Brieftasche hervor, zeigte mir seine Papiere, worunter hauptsächlich Briefe von seiner Gattin, die er mit vier Kindern in Paris zurückgelassen hatte; er that sich nicht wenig auf einen Papierwisch zu Gute, worin er als Husarenlieutenant vom 25sten Lothring'schen Regiment und als Chevalier der 4ten Klasse benannt war. Er hatte nach dem Sturze Napoleons sich in Paris als Destillateur niedergelassen und verheirathet, als damals später von Buenos-Aires aus, unter der Regierung Ribadavias, der französische Konsul Mendeville glänzende Kolonisationsaussichten in Frankreich verbreiten ließ, wodurch unser Husar verleitet wurde, mit einem Kistchen Liqueressenzen dort sein Glück zu versuchen, um, wie er hoffte, nach zwei Jahren, mit Reichthümern beladen, seine Familie wieder zu finden. Die Folge war, daß er natürlich sich täuschte, Gott weiß was, mit seinen Essenzen anstellte, sich in Mendoza und Chili herumtrieb, dann nach Brasilien kam, und sich in mancherlei Rollen versuchte, und nun hier, nebst mir, im Grabenmachen sich exerzirte. Er weinte öfters wie ein Kind, wenn er seiner Gattin und Kinder gedachte, und mir gutem Narr kamen dann auch Thränen in die Augen, worauf wir uns mit der Schnappsflasche trösteten, oder auch einen berauschenden Punsch, von wildem Majoranthee, mit Zucker vermischt, tranken, dann uns dem Schlummergott in die Arme warfen, und gewöhnlich beim Mondschein wieder an die Arbeit gingen, um die verlorne Zeit einzuholen. Beinahe täglich wiederholten sich solche Scenen, wo er dann die Schaufel zur Seite warf, mit dem Ausrufe: „Tonnerre de Dieu! est il donc possible, q'un ancien lieutenant de Houssards, se trouve si malheureux dans un pays sauvauge, pour fabriquer des fossés!“ Mein Zureden half da alles nichts, er mußte Branntwein haben, und suchte mich durch das Spiegeln der Flasche, um mir die schöne gelbe Farbe zu zeigen, zu überreden, davon zu trinken. Bruder Schweizer, das ist die Farbe

des göttlichen Rheinweins! Du mußt sein Andenken ehren und Bescheid thun! Nach Verlauf von fünfzig Tagen war der zweihundert Klafter lange Graben glücklich beendigt, aber der Husarenlieutenant hatte auf unsre Rechnung einen tüchtigen Pump aufgewischt erhalten; mit einem Murrkatergesicht zahlte uns der Mulatte nach brasilischer Mode den Betrag unsrer Arbeit, und jeden traf bei der Theilung noch dreißig Milreis und einige Münze. Hier kauften wir uns nun frische Pferde, und ritten nach dem Dorfe Crùzalta zurück, wo zufällig eine Charettenkaravane von Mr. Chabaribert durchreiste, welche sich mit Kaufmannsgütern nach den Erbalen verfügte, worauf sich mein Elsasser an jene anschloß, und ich vier Meilen von diesem Dorfe, bei einem Bauer eine beträchtliche Grabenstrecke zu bearbeiten fand. Hier mußte ich nun wieder den Einsiedler spielen, denn der Graben, den ich zu verfertigen hatte, lag an den Grenzmarken eines Nachbars, anderthalb Legoas von der Wohnung meines Bauern entfernt; ich hatte mir bald eine Hütte am Ufer eines Baches erbaut, wo der Graben beginnen und sich über dreihundert Klafter lang auf einer Anhöhe in einem Walde endigen sollte. Meine einzige Gesellschaft bestand aus einem großen, gefleckten und äußerst treuen Hunde, den mir eine junge Indianerin in den Erbalen geschenkt hatte. Ich führte nun ein wahres Robinsonleben, denn äußerst selten begab ich mich nach der Wohnung; Fleisch wurde mir von Zeit zu Zeit geliefert; auch war in dem Walde eine Roça angelegt, wo ich Mais und Melonen genug fand, und mein treuer Hund brachte mir öfters Tatus und wilde Kaninchen in der Schnauze herbei. Anfänglich hatte ich mit sehr steinigem Erdreich zu schaffen, so lange ich in der Nähe des Baches zu graben hatte, jedoch weiter hinauf wurde die Erde etwas weicher und sandiger, bis ich ungefähr bald die Hälfte des Grabens ausgeworfen hatte, der beträchtlich breit und tief war. Während der Mittagshitze schlief ich gewöhnlich im Schatten der Gebüsche, wo sich der Hund beständig als mein treuer Leibwächter bewies, denn er wehrte sogar

die Fliegen mit der Pfote und Schnauze, wiewohl etwas tölpisch, von mir ab, oder kniff mich zärtlich mit den Zähnen, wie wenn er mir die Flöhe verjagen wollte. Des Abends badete ich mich gewöhnlich, aber hauptsächlich des Sonntags, wo ich immer regelmäßig meine Wäsche reinigte, flickte dann meine Arbeitskleidung und verfertigte einst selbst ein Hemde und eine Hose aus einem Stück Baumwollenzeug, welches ich von dem Bauer auf Abrechnung meines Arbeitslohnes erhielt. Die Hosen fielen aber merkwürdig genug aus, denn während mir die Beintheile bloß die Kniee bedeckten, reichte mir der Hosenbund bis unter die Achseln; doch die Noth macht erfinderisch; ich schnitt und nähte so lange daran, bis sie mir endlich tauglich schienen. Einst ging ich Nachmittags, mit meiner Schaufel auf der Schulter, an die Arbeit, spazirte innert dem Graben immer weiter hinauf und betrachtete mit herzlichem Wohlgefallen meine mühsame Schanzenarbeit, die sich schnurgerade wie ein Festungswerk über den Hügel zog. Als ich gemüthlich so fortschlenderte, fing mein Hund, der neben mir auf dem Rande des Grabens ganz gemächlich marschirte, plötzlich zu bellen an, und ich gewahrte mit Entsetzen, daß sich eine armsdicke, lange Schlange an den schiefen trichterförmigen Wänden des Grabens sonnte und den Kopf, nebst dem Obertheile des Körpers, in üppigster Behaglichkeit von einer Seite zur andern anschmiegte, während sie den untern Körpertheil in dem kaum handbreiten Grabenkanale auf der Erde zusammen geringelt hielt, und zwar ganz nahe an einem halb bearbeiteten Stück Erde, das ich noch auszuwerfen hatte. Ich war bald entschlossen, mich dieser Arbeitsstörerin zu entledigen, und war aus dem Graben gesprungen; aber da ich weder Pulver noch Schrot in diesem Augenblick besaß und Steinwürfe nicht für rathsam hielt, so war ich in der peinlichsten Verlegenheit, obschon ich keinen Angriff von dem Thiere zu befürchten hatte, denn ich bemerkte, daß es in dieser Lage, im weiten und tiefen Graben, sich nicht gehörig aufringeln konnte, um einen Sprung zu versuchen.

Die Schlange zischte indessen fürchterlich mit stolz hervorragendem Kopfe, durch das Bellen meines Hundes, den ich nicht zum Schweigen bringen konnte, zur Wuth gereizt. Ich kam nun ganz unwillkürlich auf den Einfall, mein schweres und sehr scharfes Grabscheit nach ihr zu werfen, und es gelang mir auch mit aller möglichen Kraft, dieses Instrument so auf sie zu schleudern, daß dasselbe sausend, etwa eine Armslänge vom Kopfe den Körper durchschneidend, in die Grabenwand fuhr und dort stecken blieb. Man hätte nun das Ringeln, Peitschen und Zucken der zerschnittenen Glieder sehen sollen, welches so bis gegen Abend fortdauerte, während ich nun meine Arbeit nicht ohne Beunruhigung beendigte, denn ich vermuthete, daß, weil die meisten Schlangenarten paarweise zusammen leben, sich vielleicht noch eine andere einstellen möchte, welche die Spur derselben aufsuchen könnte. Ich stellte eben meine Beobachtungen über die Eigenschaft und Klassenbestimmung dieses Thieres an, die sich nur auf das Gedächtniß meiner geringen Schülerstudien beschränkten, die uns damals in der Bürgerschule nur sparsam durch Bertuchs Bilderbuch vorgetragen wurden; auch vergißt man im Laufe der Jahre sehr leicht diese Anfangsgründe, weil man die Reihenfolge des Schicksals nicht ahnen kann, worin man von dem Erlernten öfters könnte Gebrauch machen, und war im Begriff, sie in den Fluß zu werfen, als ein Knecht mit frischen Lebensmitteln für mich ankam. Wir untersuchten nun gemeinschaftlich das Thier, und fanden, daß es ein Männchen war; der Guarani behauptete, solche Arten etliche Male in Flüssen bemerkt zu haben; ihre Länge betrug nahe an zehn Fuß, dabei war sie schwarz und gelblich weiß gefleckt. Da ihr Ansehen ecklig und grauenhaft war, so mochte ich mich nicht mit dem Abziehen der Haut beschäftigen; der Knecht knüpfte nun beide Theile an seine Schlinge und sprengte damit auf einem großen Umwege nach dem Bache zu, wo er sie hineinwarf. Wahrscheinlich war es eine Wasserschlange, und war aus dem Bache in den Graben geschlichen, um sich zu sonnen; seitdem

hatte ich zwar keine mehr entdeckt, vermuthe aber doch, daß noch einige dieser Art in dem Bache, der sehr fischreich war, sich aufhielten. Im Verlauf derselben Woche hatte ich noch ein anderes Abenteuer zu bestehen, das mir einen großen Verlust zuzog, denn es kostete mich meinen treusten Freund, den Hund. Eines Sonntags Morgens, noch ziemlich früh, ging ich an die Arbeit, um den letzten Stich Erde von drei Klafterlängen auszuwerfen; dabei zerbrach mir zufällig die Schaufel an einer harten Wurzel, so daß ich mich genöthigt sah, nach der Estancia zu gehen, um einige Nägel und etwas Werkzeug zum Flicken derselben aufzufinden. Ich schlug nun unweit des Waldes auf der Anhöhe meinen Weg ein, und hatte bis jetzt nie im Geringsten die Spur eines reißenden Thieres auffinden können, obschon der Bauer, welcher ein guter Jäger war, mir öfters erzählte, daß er seit zwei Jahren einen Löwen oder Tiger in dieser Holzung vermuthe, aber höchst selten von seinem Raube Spuren entdeckt habe; ich dachte auch diesen Augenblick nicht im Geringsten daran. Mein Hund sprang freudig vor mir her durch das hohe Gras am Saume des Waldes, als er in einiger Entfernung einen schmerzlichen, plötzlichen Schrei ausstieß, ich vermuthete anfänglich, daß er von einer Natter gebissen sei, und eilte daher nach der Gegend zu, bemerkte aber an dem hohen wogenden Grase und dem Geräusche, das sich waldeinwärts in demselben Momente zu ziehen schien, daß irgend ein großes, reißendes Thier sich vorfinde. Bald war ich genügend davon, durch die Fußstapfen eines Tigers oder Löwen, überzeugt, denn der Unterschied wäre zwischen Beiden, hinsichtlich der bloßen Tatzen, schwer zu machen, als ich die Stelle erreichte, wo das Geschrei her kam, und das niedergedrückte Gras, wo sich das Thier gelagert und mit der Beute geflüchtet hatte, deutlich dessen Fährte bezeichnete. Ich hätte vor Schmerz über den Verlust meines treuen Freundes rasend werden mögen; aber wie hätte ich mich mit einer leeren Schaufel rächen können. So schnell als möglich eilte ich nach der Estancia, um den Vorfall zu melden,

der Bauer war jedoch abwesend und kehrte erst Abends spät zurück. Als ich ihm diese Umstände erzählte, war er sogleich bereitwillig, den folgenden Morgen früh mit allen Hunden Jagd auf den Löwen zu machen, und richtig brachen wir auch, drei Personen stark, worunter meine Wenigkeit, nach dem Walde auf, wo ich ihnen die Fährte zeigte, welche die Hunde sogleich verfolgten und durch ihr Gebell den Löwen dergestalt betäubten, daß er endlich, nachdem er zuerst vier der besten Hunde zerrissen hatte, auf einen alten, schiefen Baumstamm sich flüchtete, wo ihm der Bauer nebst dem Neger zwei gute Schüsse neben dem Schulterblatt anbrachten; ich selbst war so glücklich, ihn hinter die Ohren zu treffen. Wir kehrten nun hierauf nach der Wohnung zurück, um ein Frühstück einzunehmen, während das Thier auf dem Baume fürchterlich mit dem Tode kämpfte und heulte. Bald nachher verfügten wir uns wieder nach dem Walde, um diesem Könige das Fell abzuziehen; er war indessen entkräftet vom Baume gefallen und hatte noch vor seinem völligen Tode den Boden tüchtig zerwühlt. Der südamerikanische Löwe ist von dem afrikanischen in Rücksicht der Höhe und Stärke sehr verschieden. Dieser hier war männlicher Art, aber ohne Mähnen, sein Fell schillerte stark ins Dunkelbraune; die Haare, wohl einen halben Zoll lang, waren weich anzufühlen, und deren Spitzen schienen am Bauche und der Brust in ein weißliches Gelb zu schillern; sonst überaus stark gebaut, mit tüchtigen breiten Tatzen und Klauen versehen. Der Kopf glich sammt den Ohren vollkommen dem einer Katze, und stand natürlich im Verhältniß zu seinem übrigen Körper; hingegen betrug seine ganze Länge sammt dem Schwanze wohl 6 Fuß, und seine Höhe nahe an 4 Fuß. Als wir ihm den Leib öffneten, fanden wir im Magen noch mehrere unverdaute Fleischstücke und ein dicht mit Schleim überzogenes Vorderviertel meines Hundes. Dem Frevler zogen nun zwei Neger das Fell ab und spannten dasselbe nachher zum Trocknen im Freien auf; nebenbei zogen sie sich vom Fleische mehrere Bratenstücke ab, die sie nachher mit

Salz und Pfeffer einrieben und auch mir einige Stücke davon anboten, die ich wirklich aß und das Fleisch sehr zart, wiewohl wild, aber dennoch leidlich genießbar fand; wir bekamen aber alle sämmtlich die Krätze davon. Die Brasilier halten den Genuß dieses Fleisches ebenfalls für sehr gesund und als ein specifisches Heilmittel gegen die Lustseuche; mit Bestimmtheit kann ich dieses nicht behaupten, aber das weiß ich, daß mich die Krätze verdammt genirte; man rieth mir, mich Morgens und Abends bei Sonnenauf- und Untergang in einem laufenden Flusse mehrmals zu baden, und wirklich genas ich von diesem Ausschlage sehr schnell, und befand mich später auf diese Krätze gesunder und besser als vorher. Bald nach diesem Vorfalle kam ein junger Deutscher hieher geritten, dem ich bei einem Bruder meines Bauern, unweit dessen Wohnung, zu Arbeit verhalf, wo er ebenfalls als Grabenmacher künftig funktionirte. In wenigen Tagen hatte dieser Deutsche seine Arbeit beendigt, da er nur ein sehr kleines Stück Sandboden zu bearbeiten hatte; als ihm nun der Bauer seinen Lohn nicht bezahlen wollte, so rief er mich zu Hülfe, um den Dollmetscher zu machen, weil er der portugiesischen Sprache nicht mächtig und überdieß sehr harthörig war. Für fremde Ungerechtigkeiten, die an Andern verübt werden, bin ich empfindlicher, als für meine eigenen Händel, was freilich eine Schwachheit von mir ist, die nicht in die Weltmode taugt, und daher wurde ich grimmig erbost, als uns, oder vielmehr den armen Deutschen, der Portugiese für H . . . kinder und Schelmen erklärte und dabei sein Messer zog. Im Augenblicke hatte ich mein Hüftentuch vom Leibe gerissen, um den linken Arm gewickelt und flankirte ihm mit meinem Messer vor dem Gesichte herum, mit den gleichen Schimpfwörtern ihn herausfordernd. Der Kerl hatte kaum bemerkt, daß es Ernst galt, als er ganz gelinde Saiten aufzog und sich entschuldigte, während der Deutsche mit Schafsgeduld dem Streite zugesehen hatte; nunmehr versprach er, den Deutschen bezahlen zu wollen, und bestieg sein Pferd, wo er sich sogleich in eine

gewisse Entfernung begab, wo er dachte, daß ich ihn zu Fuße nicht erreichen könnte, und fing nun an, nach Herzenslust auf mich zu schimpfen; die erste Hitze war bei mir nun vorüber, und verächtlich kehrte ich ihm den Rücken zu. Der Deutsche erhielt nachher seinen Lohn ausbezahlt, weil er sich einen guten Theil davon abziehen ließ, und zog ruhig seine Straße. Wie es in der Welt zu gehen pflegt, so hatte ich unschuldigerweise mit einer China und auch mit einer Mulattin Bekanntschaft gemacht, welche öfters ihre Verwandten im Hause dieses Bruders besuchten, und so benachrichtigten mich einst Beide, daß sie Zeugen gewesen wären, wie sich diese Brüder verabredet hätten, sobald ich meinen großen Graben vollendet hätte, mich meuchlings in jener einsamen Gegend zu überfallen, um sich an mir für meine Ungebührlichkeiten, mich gegen sie mit bewaffneter Hand zu vertheidigen, zu rächen. Im ehrlichen Kampfe hätte ich die Sache wohl abgewartet, aber die Brasilier schämen sich nicht, wenn sie ihre feige Rache ausüben wollen, zehn über einen Einzelnen herzufallen; ich war daher auf meiner Huth und wußte mit List von dem Bauer einige Thaler abzulocken, unter dem Vorwand, eine neue Schaufel zu kaufen, um meine Arbeit desto schneller zu vollenden, ergriff nun aber die günstige Gelegenheit und trollte wieder nach den bekannten Erbalen hin. Hier traf ich wieder meinen frühern Prinzipal, den Schweizer, an, der eine schöne Heerde Pferde zum Verkauf und verschiedene Waaren in diese Gegend gebracht hatte; auch hielten sich hier noch mehrere Kaufleute auf, und schon fanden sich mehrere Hütten vor, welche gleichsam ein neues Dörfchen bildeten, so daß sich ein reger Handelsverkehr mit den Theearbeitern gebildet hatte. Der reiche Franzose Chabaribert hatte das verflossene Jahr in einer andern Gegend des Gebirges einen bedeutenden Thee- und Waarentausch gehalten, und nebst dem noch ein Waarenlager hier gelassen, welches mein ehemaliger Major Dreier besorgte, dessen ich im 1sten Theile pag. 273 auch früher erwähnte. Ein Franzose war damals der Ladendiener

von diesem Schweizer; da jedoch Beide nicht gut zusammen harmonirten, so erhielt ich später dessen Stelle, wo ich bald nachher auch nähere Bekanntschaft mit Major Dreier machte und ihm das Lob eines fleißigen, gewandten und selbst in mehreren Beziehungen guten Mannes geben muß, die wohl seine frühern Verirrungen in jenen Verhältnissen einigermaßen entschuldigen müssen, denn ich muß ihm hier nach Recht und Gewissen für mehrere biedere und edle Freundschaftsleistungen, die er mir und manchem armen durchreisenden Europäer uneigennützig erwies, meinen vollen Dank bezeugen. Nachdem mein Prinzipal sein Waarenlager völlig verkauft und nachher mit seiner Heerde nach der Provinz St. Paul reiste, so war ich wieder Ladendiener bei einem Spanier, der ebenfalls sich hier angesiedelt hatte; dann schaffte ich mir nachher eigene Pferde an, handelte und tauschte auf meine eigene Rechnung im Gebirge und der ganzen Gegend herum mit Branntwein, Baumwollenzeugen, Messern, Lebensmitteln u. dgl., und nahm endlich, als der Spanier eine Reise anzutreten hatte, sein kleines Waarenlager über mich. Ein französischer Arzt, von dem die Leute großes Wesen machten und dessen glänzender Ruf ihm voraus ging, weil er in dem Grenzdörfchen A. . . . eine glückliche Kur an einem Mädchen durch die allmächtige Natur ganz unschuldig bewerkstelligte, war während dieser Zeit mit einigen Knechten und einer kleinen Heerde von Pferden und Kühen und einigen Waaren hier angelangt, welche er in Thee umzutauschen, und nebenbei seine halbwilden Mitgeschöpfe dieser Gegend durch seinen ärztlichen Beistand zu beglücken gedachte. Dieser französische Quacksalber war ein äußerst drolliger Kerl, und ein wahrer Doktor Eisenbart; seine ganzen Kenntnisse beschränkten sich auf ein Bischen Charpiezupfen, Pflasterschmieren, Aderlassen, Zähneausreißen, den Puls befühlen, den Urin begucken und sogar Hühneraugen auszustechen, wenn er mir nämlich die Wahrheit erzählt hat. Er bedauerte sehr, in der letzten Eigenschaft, die ihm vortrefflich von Statten gehe, in diesem

Lande nicht viel Beschäftigung zu haben, weil die Leute sehr bescheidene Ansichten in der Fußbekleidung hegen. Er war, nebenbei gesagt, im Besitze eines Medizinkastens, den er sehr bescheiden seine Apotheke nannte und hauptsächlich aus mehreren Flaschen Brech- und Purgirmitteln von Le Roi bestand, nebst etwas Merkur, einer reichlichen Menge Malvablättern, Jalappewurzeln, künstlichen Pillen, Gummigut, Pommade, Hirschtalg u. dgl.; auch besaß er einige Scheeren, Zangen und mehrere Instrumente, die er selbst nicht kannte. Da er meistens in meiner Hütte logirte, und in reichlichem Maße Wein und Branntwein zu sich nahm, und auch sehr viel Zutrauen zu mir gefaßt hatte: so erzählte er mir einst in benebeltem Zustande, einen Hauptauszug aus seinem glorreichen Lebenslaufe: Er war ein gebürtiger Gascogner und der Sohn eines Bauern; in seiner Jugend hütete er die Schafe und Ziegen des Dorfes; weil er aber in spätern Jahren hauptsächlich einen starken Drang nach Wissenschaften verspürte, welches sein unzarter Vater für Faullenzerei erklärte, so begab sich der kühne Jüngling, voll edler Reiselust, die zufällig ins Vagabondiren ausartete, nach Bordeaux und hatte dort Gelegenheit, bei einem Flachmaler einigermaßen seiner wissenschaftlichen Neigung Bahn zu brechen, wo er, von edlen Hoffnungen beseelt, einst am wissenschaftlichen Horizonte seines Jahrhunderts zu glänzen, ganz bescheiden seinem Meister die Farbtöpfe nachschleppte, und sogar mit dem Pinsel schöpferische Versuche an Kisten und Wänden unternahm. Vermuthlich hatte sein unedler Meister einen gefährlichen Nebenbuhler in ihm entdeckt, und ihm aus Neid ungerechte Vorwürfe und Tadel wegen seinen blitzschnellen Fortschritten gemacht, denn er hatte seinem Instinkt zufolge bald nachher den großen Sprung gewagt, sich als Krankenwärter in ein Hospital zu verdingen, um den Wissenschaften, zuvörderst aber der Heilkunde durch diese Kühnheit näher zu treten. Ich hätte die größte Lust, in diesem Augenblick einer der höchsten Tugenden, nämlich der Bescheidenheit, ein unsterbliches Lied von mehreren Abtheilun-

gen zu singen, und die Dichtkunst ihres sämmtlichen Lorbeervorrathes zu berauben, denn man denke sich, unser glorreiche Held begnügte sich anfänglich in seinem kunst- und segenreichen Berufe: bloß Klystiere zu geben und die Nachttöpfe zu leeren; sodann beschämte er die anwesenden Hippokraten, durch seine furchtbare Geschicklichkeit im Pflasterschmieren, Verbande auflegen, hauptsächlich aber in Aderlässen, worin er sich sehr energisch auszeichnete. Lieber Leser! Du wirst wissen, daß der Neid und Undank große Männer zu verfolgen pflegt; dieß war auch der Fall bei unserm Helden, daher er denn mit Indignation, wovon sein großes Herz erfüllt war, weil man ihm sogar von seinem Gehalte einige Franken für zerbrochene Nachttöpfe und beschädigte Klystierspritzen, wie man heuchlerisch vorgab, als Abzug schändlich raubte, sich als gemeiner anspruchsloser Matrose auf einen Kauffahrer nach Brasilien einschiffte. Glücklich kam er in Rio de Janeiro an, und nahm Dienste in der brasilischen Marine, wo seine Talente schöne Früchte trugen, denn die Brasilier ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren: als er einige Male aus rein philanthropischer Absicht glückliche Verbande u. dgl. an zarten Matrosen wundersam ausführte, so ertheilten sie ihm, kaiserlich huldvoll bestätigt, den Rang und Gehalt eines Oberlieutenants, nebst dem glorreichen, bedeutungsvollen Titel: „Chirurgiad-major“ (Oberstwundarzt). Mit Bärenmuth focht nachher unser Held, wozu ihn grenzenloses Dankgefühl anspornte, im Silberflusse, als die brasilische Flotte Buenos-Aires belagerte, aber die himmlischen Mächte lenkten die Kriegsaffairen zum Schaden seiner Wohlthäter, damit sie sich prüfen lernen, und daher war ihm ja die Schuld nicht beizumessen. Ein ehrenvoller Abschied und der halbe Sold bis an sein lange entfernt sein mögendes Ende, war der bescheidene Lohn seiner Thaten, womit er sich nach dieser Provinz zurückzog und in dem Dörfchen A. *** sich niederließ, wo er provisorisch die Stelle eines Regimentsarztes für die umliegenden Grenzposten versah; aber bald wurden seine Talente auf eine höchst edle Art

in Beschlag genommen, denn es begab sich zur selbigen Zeit, daß die einzige Tochter eines reichen Estancieiros krank darnieder lag, und die Heilkünstler des Landes ihr nicht zu helfen vermochten. Der hart bedrängte Vater nahm unsern Hippokrates zu Rathe, und es glückte ihm, vermittelst Le Roi und eines wundersamen Kräuterthees, dessen Kräfte ihm selbst zufällig unbekannt waren, mit Hülfe der Natur, die vielgeliebte Tochter wieder herzustellen. Der glückliche Vater beschenkte, außer sich vor Freuden, den göttlichen Helfer mit tausend Thalern, und verkündete dessen Herrlichkeit in allen Theilen des Reiches, verhalf ihm zu einem großen Rufe und Kredit, wo er sich alsdann mit einem artigen Waarenlager versehen konnte, und offene Kasse bei dem Beglückten beständig hatte. Sein Ruf drang bis in die Missionsgegenden, wo er den Leidenden auch seine Hülfe angedeihen ließ, und zufällig Bekanntschaft mit einem brasilischen Milizkapitain machte, und dessen Freundschaft auf die harte Probe von tausend geborgten Thalern stellte, aber nichts, als einstweilen einen kleinen Empfangschein dafür ausfertigte. Der Kapitain litt zufällig später an einer gefährlichen und zweideutigen Krankheit; wie billig, dachte er sich auf Abrechnung seines Guthabens, durch den französischen Arzt heilen zu lassen, welcher ihn dann auch so derb in die Kur nahm, hauptsächlich mit Aderlässen, Brechmitteln u. dgl., daß er ihn wirklich einstweilen an die Pforten des Todes beförderte, und das schöne Werk vermittelst kräftiger Merkurpillen und vielleicht etwas Rattenpulver endlich vollkommen bewerkstelligte, und dabei zufällig die Gelegenheit hatte, in der bescheidenen Wohnung des Kapitains sein Obligo aufzufinden, welches er aus scheinbarer Nachlässigkeit in der Tasche verbarg, um den Erben lästige Bemühungen zu ersparen. Hier gerieth ich aber in großen Zorn und machte dem Franzosen die bittersten Vorwürfe über seine Mörderei; er entschuldigte sich jedoch ganz naiv, daß die Leute hier zu Lande von sehr schwacher Magenkonstitution, und deßhalb seiner Heilmittel nicht würdig genug wären. Uebrigens,

sagte er, war der Kapitain ein ausgemachter Schurke, der Wittwen und Waisen, Bürger, Familien, Arbeiter und Taglöhner schändlich betrogen und bestohlen hatte; der Kerl war sogar ein Mitglied des Regierungsrathes dieser Provinz, und trieb nebenbei einen schändlichen Geldwucher, so daß er sieben, acht, zehn, zwanzig und mehr vom Hundert forderte, selbst im Lande mit dem Friedensrichter und Schuldenweibel herumritt, die Bauern vierzigfach pfänden ließ, von Haus und Hof jagte, Aktenstücke verfälschte, und meineidigerweise das Vaterland mit allen seinen Schwächen und Mängeln dem Feinde D. Fructuoso und überhaupt dem Auslande verrieth, denn der Kerl war ein wirklich durchtriebener und höchst gelehrter Doktor der verfluchten, heillosen Jura, hielt sich nebenbei Maitressen, als er noch in der Hauptstadt war, die er aber fürchterlich geizig bezahlte, und seine Bastarde sammt der Dirne irgend einem dummen Teufel anhing. In der Hauptstadt hat der Kerl tausend Schurkereien verübt, seine Affenkollegen mit diplomatischen Kinderspielen und juristischen Spiegelfechtereien an der Nase herumgeführt, und sich weidlich über das hohe und niedere dumme Volk lustig gemacht, das mit aufgesperrtem Maule, das letztere aber mit bellendem Magen und leerem Beutel, den Gelehrten und Schurken anstaunte, der durch seine menschenfreundlichen Grundsätze seine Mitmenschennullen so sonderbarlich beglückte; als aber vor einem Jahre ein kleiner Volksauflauf entstand, weil die Engländer so viel falsches Kupfergeld ins Land geschmuggelt hatten, so flüchtete er sich feige und wie ein dummer Junge, mit einigen seiner überschnappten und superklugen Affenkollegen, die die Lebensschule kaum dem A B C nach kannten, aufs Land, und hielt sich seitdem mit verbissenem Ingrimm ruhig, und erwartete täglich den Messias, der ihm ein neues Zinsprojekt ausführen helfen sollte. Was ich übrigens mit dem Extrapostmittel, womit ich den Kerl zum Tode beförderte, zu verantworten habe, ist nicht sehr von Wichtigkeit, weil ich mich desselben Privilegiums bedient habe, wie viele hoch- und ungelehrte Aerzte Europas

wissentlich und unwissentlich immer gethan haben und noch thun werden. — Sonderheitlich, so fuhr dieser Gascognerrenommist fort, den ich in meiner Herzenseinfalt für einen großen Philanthropen hielt, rechne ich mir's zu einem göttlichen Verdienste an, die Erde von einem Schurken befreit zu haben. Sil existe encore un bon dieu, q'uil veuille bien me daigner, (hier fluchte er entsetzlich, das darf ich natürlich nicht schreiben, lieber Leser, denn es ist von der hohen Obrigkeit verboten, die allzu große Unsittlichkeit öffentlich zu berühren). Der Gascogner wollte mit seinem verwünschten Raisonniren nur sagen, wenn er vom Glücke gewürdigt wäre, der Leibarzt aller Großen Europas zu sein, er würde in Kurzem reinen Tisch machen, ja der Tollkopf war so grob, mir als Schweizer zu sagen, daß er selbst in Helvetien vollauf zu arbeiten hätte. Man kann sich füglich denken, mit welcher Entrüstung ich mich über solche entehrende Spottreden, mit blutigen Thränen in den Augen, vor Schmerz und Erbitterung gegen den ausgelassenen Franzosen, verwahren mußte. Er machte mir einst später den Antrag, mit ihm im Lande herumzureisen, und die Leute kuriren zu helfen, wovor mir, Gott stärke mich! denn doch ein Bischen schauderte. Il en faut seulement d'être hardi, bougre de suisse! und Du wirst das schöne Metier oder die Kunst bald gelernt haben, fügte der Eisenbart hinzu. Unser Medikaster verließ bald nachher diese Gegend, denn es war ihm bei einer seiner Kuren ein fataler Streich begegnet: Ein reicher Portugiese in der Umgegend hatte eine schöne Mulattin, die zwar seine Sklavin war, aber zärtlich von ihm geliebt wurde; da es sich aber ereignete, daß sie sich einst (der Franzose meinte aus Eigensinn) unpäßlich befand, so ließ er deßhalb meinen Gascogner zur Heilung dieses Umstandes berufen. Der Herr Doktor befand sich eben in benebeltem Zustande, und verschrieb der Patientin ein heißes Bad, aber so heiß, daß sich das arme Geschöpf ganz darin verbrühte, und wirklich nun ernsthaft krank wurde. Zwei Tage nachher schickte der Portugiese einen Neger mit fünf-

ig Thalern in Kupfer und einem Briefe an den Gas-
cogner ab, der bei dessen Empfang eben bei mir zechte,
und mich das Briefchen lesen hieß, welches sehr spar-
tanisch also lautete: „Herr und französischer Doktor!
„Ich schicke Ihnen hier fünfzig Thaler für jenes ver-
„fluchte Bad, womit Ihre Herrlichkeit beinahe meine
„vielgeliebte Mulattin getödtet hätten, mit der Bemer-
„kung, daß das Geld nicht der Lohn ihrer Verdienste
„sein soll, sondern nur, weil es in der Mode ist, die
„Aerzte und die Advokaten zu bezahlen, wenn sie auch
„nichts geleistet haben. Mein Tisch, überhaupt die Gast-
„freundschaft, die man in Amerika Jedermann erweist,
„steht Ihrer H. fürohin zu Diensten, aber um Gottes-
„willen, wagen Sie es nie mehr, weder mich, noch
„Jemand von meinen Leuten zu kuriren, oder gar zu
„baden!“ 2c.

Das ist ein possirlicher Kerl, der Portugiese! lachte der Franzose, aber die fünfzig Thaler sind sehr annehmbar! Wer kann dafür, daß die Saloppe so 'ne zarte Haut hat!?

Ich verließ bald nachher diese Gegend, und machte zu Geld und Thee, was mir möglich war, hatte aber einen bedeutenden Verlust an einigen Schuldnern erlitten, die mir entlaufen waren, und somit verfügte ich mich nach Portoalegre.

Sechster Abschnitt.

Reise nach der deutschen Kolonie S. Leopoldo über Rio Pardo, Portoalegre u. s. w. Der Verfasser erscheint ein Bischen liederlich, hält aber dennoch zur Erbauung seiner philbrasilischen ausgewanderten Mitchristen einige sehr rührende Predigten. Rückreise nach den Missionsgegenden. Der Verfasser befindet sich wieder im Bräutigamsstande, aber dieß Mal mit einer reichen, jungen, hübschen, feurigen, aber — sehr verführerischen Wittwe. Das bunte Spiel des Schicksals zerreißt die Verlobungsbande und läßt den Verfasser die Rolle eines Schulmeisterleins übernehmen u. s. w.

Dieu, qui pardonne à Lucifer,
Par décret supprime l'enfer;
(L'historie est vraiment singulière!)
La douceur va tout convertir:
On n'aura personne à rôtir
Le paradis devient gaillard,
Et Pierre en veut avoir sa part:
(L'histoire est vraiment singulière!)
Pour venger ceux qu'il à damnés,
On lui ferme la porte au nez.
„Je vais, Margot,
„Passer pour an nigaud:
„Rendez moi mes clefs,“ disait saint Pierre.

LES CLEFS DU PARADIS. Béranger.

Meine aufmerksamen und geneigten Leser werden sich noch gut aus dem ersten Theile meines Buches, der Stadt Rio Pardo und deren Umgegend zu erinnern wissen, daher will ich ganz gemächlich forttraben, in Rio Pardo in einer deutschen Kneipe übernachten, und dann den folgenden Morgen frühzeitig die gerade Landstraße ergreifen, bei den schönen Estancias und Chacaras mit schönen Orangenwäldern, nebst den Char-

queadas vorbei, durch den hübschen Flecken S. Amaro hindurch traben, in Freguezia Nova aber ein Glas Wein trinken und einen Braten essen, und dann im Trott und Galop Portoalegre, die Hauptstadt, erreichen; dort zwei Tage bleiben, meinen Lesern eine kleine Beschreibung darüber liefern, dann nach der deutschen Kolonie S. Leopoldo reiten, und dort ein Bischen flott und fidel leben, auch ein Bischen ernsthaft predigen. Die Stadt Portoalegre liegt auf einem Hügel, und gewährt dem Auge einen überraschenden, reizenden Anblick, mitten zwischen zwei großen Buchten, wovon die eine nordwärts den Hafen und die Rhede bildet, die andere südlich den Blick auf Gärten und Wiesen führt. Man könnte aus Portoalegre gut eine Insel bilden, wenn man den Hügel nach Osten vermittelst eines Vereinigungskanals öffnen würde, der sich dann in einem Flüßchen, das sich durch die Ebene hinschlängelt, endigen könnte. Fünf Flüsse vereinigen ihre Gewässer, um den Rio Grande zu bilden, und im Angesichte der Stadt, sich in ein prachtvolles, ungeheures Fluthenbett auszudehnen, welches mit zahlreichen waldigen Inseln, auf denen freundliche, ländliche Wohnungen sich gruppiren, wie übersäet zu sein scheint. Im Rücken der Stadt oder des Hügels, in der Entfernung einer Meile, zieht sich eine düstere, erhabene Bergkette, einen Halbzirkel beschreibend, nach Süden hin, den Strom in ungleicher Richtung acht bis neun Meilen begleitend. Zwischen dieser Kette und der Stadt dehnt sich ununterbrochen eine niedrige, ungefähr vier Meilen im Umfang betragende, Ebene aus, welche südlich von den Gebirgen durch die Küsten von Osten und Norden und westlich von Rio Grande eingeklemmt ist; der Strom verfolgt majestätisch seinen Lauf nach Süden, zwischen Felsblöcken hindurch, und bildet im Laufe die Lagoa dos Patos (Entensee). Die Umgebung Portoalegres ist überaus lieblich und angenehm, sowie das Klima hier sowohl, als in der ganzen Provinz äußerst gesund, rein, mild und dem Europäer am zuträglichsten ist. Man kann sich übrigens nicht bald ein schöneres und erhabe-

neres Gemälde vorstellen, als bei guter Witterung die Aussicht auf der Hügelterrasse, dem größten öffentlichen Platze, wo sich auch die Kathedralkirche befindet, zu genießen. Die Aussicht vom Corcovado in Rio de Janeiro ist wirklich großartig und majestätisch zu nennen, der Hafen belebter u. s. w.; allein die Luft ringsherum ist drückend heiß und wirkt beängstigend auf den Fremdling; auch wirken andere Umstände so beengend auf das Herz ein, daß sich weder das Gemüth, noch das Auge an diesem Gemälde wohlthuend weiden kann, besonders wenn man schon einige Zeit in Rio gewohnt hat. Hingegen in Portoalegre ist dieses Gemälde zwar nicht großartig, aber Alles vereinigt sich, demselben ein edles, einfaches, schönes Leben einzuhauchen, wodurch sich die Seele und das Auge magisch angefesselt fühlen: Die Rhede erblickt man mit Schiffen bedeckt, die Inseln und Schlangenwindungen der fünf Flüsse, welche sich genau wie die ausgebreiteten Finger einer offenen Hand, dem Auge darstellen, die Lusthäuser, welche wie ein Halbmond das schattige Ufer der Bucht bekränzen, die schattigen Thäler, welche sich in einer Reihenfolge den nordwestlichen Hügeln entlang anschließen, und die Vargem oder Ebene hinter der Stadt, mit ihren Gärten, Orangen, Bananen und Palmenwäldchen, die Pflanzungen, mit dichten Aloehecken eingezäunt, und die herrlichen Mimosashaine, mit ihren rothen, gelben, violetten und weißen Seidenblumen, und noch im Hintergrunde dieser Ebene gen Süden, wo der Blick so angenehm auf den Gärten, Chacaras und Fazendas ruhen kann, dieses Alles kann in meiner schwachen Feder seinen Werth und Rang nicht erreichen, aber die gefühlvolle Seele wird im Anschauen dieser Naturscene in eine sanfte, unnennbare und wonnevolle Stimmung versetzt. Die Stadt ist, so weit es ihre hügliche Lage in einigen Theilen erlaubt, ziemlich regelmäßig erbaut. Täglich bemüht man sich, die Straßen zu ebnen und sie in Linien zu ziehen, welche mit Trottoirs versehen sind, und sich gegen die vier Hauptpunkte der Stadt ausdehnen. Zwei der schönern Straßen laufen in gerader Richtung

nach der Hügelterrasse, die Quaistraße (da Praia) und die der Kirche zeichnen sich durch eine Anzahl schöner Häuser aus. Die größte und betriebsamste derselben ist im untern Stadttheile, wo sich die meisten Magazine und Handelshäuser befinden; die andere auf der Hügelterrasse, wo sich das Regierungsgebäude der Provinz, die Schatzkammer und die Kathedralkirche befinden, welche Gebäude sich jedoch durch besondere Bauart nicht auszeichnen, sondern im höchsten Grade einfach sind. Die neuern Häuser sind theilweise von gehauenen Sandsteinen und Backsteinen aufgeführt, im Plainpied meistens mit hohen Thüren zu Magazinen eingerichtet, übrigens selten zwei bis drei Stock hoch; die Fenster der Stockwerke sind groß, einfach und mit Glas versehen; auch bemerkt man an einigen artige Balkons und Bogengitter. Die Dächer sind meistens schräg und mit langen Hohlziegeln gedeckt. Einige der ältern Häuser, welche sehr niedrig sind, und zwar etliche Straßen hindurch, sind mit Jalousiegittern statt Fenstern versehen, auch die Hausthüren sind zur Hälfte quer durchgeschnitten und der obere Theil derselben besteht ebenfalls aus einem Jalousiegitter. Die Stadt besitzt fünf Kirchen, ein Hospital, ein Armenhaus, ein Zeughaus, zwei Kasernen und gegenwärtig ein neu erbautes Gefängniß. Man beabsichtigt jedoch noch mehrere öffentliche Gebäude aufzuführen, und auf der Vargem ein neues Stadtquartier zu errichten, wo man ein Museum und einen botanischen Garten erbauen will. Portoalegre ist erst seit einigen fünfzig Jahren gegründet, und hat sich in dieser Zeit beträchtlich vergrößert, und wird durch täglichen Zuwachs an Einwohnern und Gebäuden, so wie durch seine schöne Lage und lebhaften Handelsverkehr, eine der schönsten Städte Brasiliens werden. Die Volkserziehung dieser Provinz bedarf in der Hauptstadt sowohl, als im Innern, noch einer bedeutenden Nachhülfe im Schulwesen; außer den nothwendigsten Elementarschulen im ganzen Lande, befinden sich weder Gymnasien, noch sonstige Lehranstalten. Das Sittengemälde dieser Einwohner, so wie der übrigen Brasilier,

ist leider nicht das schönste, wie ich schon öfters berührt habe; ihre einzige Tugend besteht in Gastfreundschaft; sonst sind sie rach-, raub- und mordsüchtig, träge, betrügerisch, eitel und prahlend im höchsten Grade, von den ersten Ständen bis auf den gemeinsten Kerl und Dirne herab, so daß man sich keine Vorstellung davon machen kann: schmutzig geizig, Päderasten und Wüstlinge, die auf keinerlei Art den gemäßigten Vergleich des ausschweifendsten Matrosen verdienen. Die wahren reinen Freuden des geselligen Lebens sind diesen Chinesen unbekannt; ich verstehe hierunter nicht unsre erbärmlichen Krähwinkler Klatschweiberklubbs, womit man selbst einige Männergesellschaften betiteln kann, die keine bessere Unterhaltung kennen, als von der Anzahl ihrer Kochtöpfe, von den häuslichen Zuständen des Nachbars, den Eigenschaften ihrer Mopshündchen, den Bauchschmerzen und dem Inventarzettel ihrer Ehehälften, von der Besoldung des Thurmwächters und dgl. zu sprechen. Man kann sich nun füglich die Erziehung denken, welche die eifersüchtigen Brasilier ihren Weibern geben; vergebens sucht man in den jüdischen Gesichtszügen der Männer, oder in den zuweilen hübschen Lärvchen ihrer Weiber und Töchter, ihren Seelenzustand zu erforschen; abgestumpfte verschlammte Kothseelen, niedrige Wollust; in ihrem Gefolge krasse Dummheit, Herrschsucht, Eitelkeit, Hochmuth u. s. w. Puhä! beinahe das leibhaftige Conterfei einiger europäischen Bocksbeutelracen, die mit aller Gewalt behaupten wollen, Bildung und guten Ton zu besitzen, wenn sie voll Vorurtheile und Batzenstolz bis an die hohle Stirne beschmutzt sind. Ich rede hier nicht von Ausnahmen, die allenthalben anzunehmen sind; auch sind die Brasilier in Fernambuck und Bahia nicht so rasend dumm im gesellschaftlichen Umgange, und unterscheiden sich durch ihre Lebhaftigkeit in vielen Beziehungen von ihren Landsleuten. Das Costüm der Landbewohner und ihren Luxus mit Waffen, und mit Silber besetztem Reitzeuge u. dgl., habe ich schon früher erwähnt. Die Städter, auch die reichen benachbarten Gutsbesitzer, ahmen unsre französischen

Kleidermoden nach, besitzen aber einen barocken Geschmack
n der Auswahl der Sommerzeuge, die durchaus ra-
end buntscheckig sein müssen. Der Sonntagsstaat der
Frauenzimmer besteht meistens in weißen oder schwarzen
Seiden- und Taffetkleidern, welche mit Gold- und Sil-
berschnüren und Tressen brodirt und beladen sind; die
Handschuhe und Fußbekleidung sind von Satin. Der
Kopfputz beschränkt sich meistens auf ihre schönen Haare,
n die sie falsche Blumen reichlich befestigen; der Fächer
darf natürlich nicht mangeln, hauptsächlich aber lieben
ie schöne Ohrgehänge, und suchen sich mit Halsketten,
Kleinodien und Schmuck aller Arten zu behängen.
Buntscheckige und rothe Zeuge mit den grellsten Dessins
ieben sie sowohl als die Männer; übrigens machen die
Modisten hier ihr Glück nicht, denn die Frauenzimmer
ind äußerst sparsam und bewahren ihre Feierkleider
ehr sorgfältig, daher denn auch natürlich in der Mode
nicht sehr gewechselt wird, weil sie eine halbe Ewigkeit
dieselben Kleider beibehalten und im Innern ihrer Woh-
nungen, außer dem Hemdchen und einem einfachen
weißen oder geblumten Kleide, nichts auf dem Körper
ragen, denn Unterröcke können sie nicht leiden. Sie
itzen entweder auf Matten oder Teppichen an der Erde,
oder höchstens auf einem Schemel, beschäftigen sich zu-
weilen mit Nähen, Klöppeln, Thee trinken, auf der
Guitarre klimpern, essen und schlafen, oder auch im
Unmuth bei dieser einförmigen Lebensart ihren Sklaven
Ohrfeigen oder Peitschenhiebe auszutheilen; besonders
ieben sie hinter ihren Jalousiegittern hervorzugucken, die
Vorübergehenden zu betrachten, ihre faden Bemerkungen
u machen und laut und einfältig grob zu lachen. An
rohen Festtagen kommen diese armen Geschöpfe aus
hren traurigen Winkeln hervor, worin sie die finstern
Männer festgehalten haben, und suchen sich dann zu
ntschädigen; dieses ist ihre einzige Erholung, wo sie
inigermaßen mit ihren Reizen Eindruck machen und
ich recht öffentlich zeigen können. Wenn sich die bra-
ilischen Frauenzimmer auf Reisen begeben, so reiten
ie ganz wie die Männer, mit ausgespreizten Beinen,

und sind nicht wenig stolz, auf diese Kosakenmanier zu paradiren; sie tragen bei dieser Gelegenheit weiße Hosen mit Spitzen und Franzen unter dem Kleide, silberne Sporren an den Stiefeln; überhaupt gilt bei ihnen der größte Luxus ebenfalls in silbernem Reitzeuge, und das müßte ein äußerst armes Mensch sein, das nicht wenigstens, als Mitgift, ein solches Reitzeug besäße. Ueber das Kleid ziehen sie eine Art Reitrock, gewöhnlich von feinem, blauem Tuche, nach Amazonenart, oder auch von gestreiftem Sommerzeuge bei Aermern. Die Kopfbedeckung ist bei Reichen ein niedriger schwarzer Seidenhut mit breitem Rande, mit einem Busche schwarzer Straußenfedern und öfters mit einem Schleier versehen; bei Armen thut ein gewöhnlicher Mannshut den Dienst. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt mag sich über zwölftausend belaufen, jedoch mehrt sich seit wenigen Jahren sehr die Bevölkerung; es existirt, wenn ich nicht irre, nur eine Buckdruckerei, die von M. Dubreuil, wo nebenbei ein Bischen Buchbinderei getrieben wird, was kaum der Erwähnung verdient; auch erscheinen wöchentlich drei Zeitungen, welche allein der Politik und dem Parteihasse dienen. Die meisten Brasilier scheinen für Republiken eingenommen zu sein, was wenigstens bei ihnen gerade am unpassendsten wäre, denn sie können sich kaum ohne Sklaven behelfen; übrigens ist auch durchgehends die Bildung des Volkes noch auf einer so geringen Stufe, und eine Menge Umstände sind vorhanden, welche diese Provinzen als Republiken in einem beständigen Zustande der Anarchie erhalten würden; man sieht ja in unserm uralten Helvetien, das doch gewiß Anspruch auf Bildung machen darf, was da noch für Tollheiten und Trennungen vorfallen. Die Sklaven im Allgemeinen werden in Brasilien, so auch hier, barbarisch behandelt und als Lastthiere gebraucht; sie sind es, welche die größten Lasten auf den Schultern und dem Kopfe tragen, die Pflanzungen für die weißen Faullenzer besorgen, alle Handwerke betreiben und überhaupt ihre Herren ernähren, obschon sie von denselben öfters zu Tode gepeitscht, schlecht genährt und gekleidet

werden. Viele Brasilier beziehen ihr Einkommen einzig in dem Lohne ihrer Sklaven, den sie sich als Lastträger auf den Hafendämmen, als Handwerker u. s. w. verdienen müssen. In diesem Falle muß jeder Neger wenigstens täglich seinem Herrn anderthalb Pottak, 480 Reis, und mehr verdienen können, und sollte er dabei zu Grunde gehen; Peitschenhiebe erwarten ihn, wenn er den Betrag nicht auftreiben kann. Das Gesetz bestimmt eigentlich, daß die Sklaven auf öffentlichen Plätzen durch den Henker (siehe 1ster Theil pag. 248) abgepeitscht werden, aber meistens nehmen die Eigenthümer vergnügt dieses Amt über sich und binden sie an einen Pfahl, worauf sie in die Wunden (öfters machen sie ihnen auch besondere Einschnitte mit dem Messer über den Hintern und die Schenkel) Pfeffer und Salz einreiben; in gewöhnlich übler Laune begnügen sie sich, ihnen ein Stück Holz oder die Peitsche über den Kopf zu hauen, und das thun sogar Damen mit allem Anstand; der Sklave muß dann gewöhnlich dabei niederknieen und sich für die gnädige Strafe bedanken. Die Gutsbesitzer theilen gewöhnlich ihre Sklaven in Klassen ein, je nachdem die Neger Fähigkeiten, Charakter u. s. f. besitzen; um sie zu bestrafen, machen sie sich öfters den Spaß nach ihrem Henkergenie, und wählen sich zwei schuldig sein Sollende, die sich gegenseitig so lange peitschen müssen, bis sich der Tirann satt geweidet hat. Ich könnte fürchterliche Beispiele von Grausamkeiten anführen, die ich selbst mit angesehen habe, will aber weder meinen Lesern, noch mir Ekel dadurch erregen. Nebenbei muß ich bemerken, daß allzu nachsichtige Behandlung die Neger störrisch und frech macht, wie es bei ungezogenen Kindern der Fall ist, denn in dieser Hinsicht halten es die Neger für Schwäche und Dummheit ihres Herrn; es genügt daher Strenge und zuweilen eine seltsam humane derbe Tracht Prügel, um sie ganz treu und anhänglich zu machen und später ihres Ungehorsams befreit zu sein. Der Sonntag ist gewöhnlich den Sklaven zu ihrer Arbeit und Benutzung geschenkt, einige Herren geben

ihnen auch ein Stück Land; auch gibt es öfters Fälle, daß sie durch Testamente u. dgl., auch durch ihr eigenes Geld, sich loskaufen und frei werden. Die Einführung der Sklaven datirt sich vom Jahre 1549, vielleicht auch früher, zur Zeit der Gründung Bahias, an. Das Verbot des Sklavenhandels durch die hauptsächliche Mitwirkung Englands hat den Preis der Sklaven ungeheuer erhöht und zu schändlichen Spekulationen und Contrebande gereizt, so daß jährlich immer noch einige tausend Neger ins Land geschmuggelt werden. Doch ich sehe, daß ich bald an die Küste Afrikas gelange, statt nach St. Leopoldo; ich will noch zum Abschiede den Hafen besuchen, welcher täglich einige fünfzig Kauffahrer, fremder sowohl als einheimischer Flaggen, beherbergt und auf seiner Rhede paradiren, ohne die Menge Küstenfahrer, Gondeln und Pirogen zu rechnen, die an den Mündungen der fünf Flüsse und aus denselben segelnd herumschwärmen. Die Namen der Flüsse, welche den Rio Grande bilden, sind: Der Jacuy, der Rio dos Sinos, der Cay, der Gravatay und der Riacho. Von Portoalegre nach der Kolonie hat man sieben Legoas zu Lande, die ich mit einem guten Frühstück im Magen und mit meinem Pferde, das ich mit türkischem Waizen bei meinem deutschen Wirthe füttern ließ, bald erreicht hatte; der Weg war höchst angenehm und führte über Hügel und Niederungen an deutschen Wohnungen, bepflanzten Feldern und Wiesen vorüber, theilweise durch, von vielen Wegen gekreuzte, Waldungen. Das Dorf selbst liegt in einer niedrigen Ebene, welche ungefähr zwei Meilen im Umfange ausmacht, dicht am linken Ufer des Glockenflusses (Rio dos Sinos), sieben Meilen nordwärts von Portoalegre. Die Ebene ist von allen Seiten, südlich, westlich und östlich, von waldigen Höhen eingeschlossen, und acht bis zehn Meilen nordwärts zieht sich die lange Gebirgskette, das Urgebirge a Serra do Mar gen Westen, durch welches die Deutschen gute breite Straßen nach allen Richtungen gebahnt haben, außerordentliche Mühseligkeiten bekämpfend. Man hat zwar bei der Gründung eine sumpfige, unge-

sumpfige Gegend gewählt, welche bei dem mindesten Regen sich in Koth verwandelt und selbst die Wege unbrauchbar macht; die Kolonisten haben sich aber alle Mühe gegeben, den sonst für Handel und Verkehr günstig gelegenen Ort von diesen Hindernissen vermittelst Abzugsgräben u. dgl. trocken zu legen. Das Dorf zählte damals ungefähr 150 Häuser, sowohl aus Holz gezimmert, als von Backsteinen aufgeführt, und mochte die Bevölkerung von mehr als tausend Seelen enthalten. Hauptsächlich wohnen hier die Handwerker, Schmiede, Schlosser, Wagner, eine Menge Schenkwirthe, Krämer u. dgl., worunter einige Franzosen, Italiener und wenige Schweizer. Die Bemittelten haben mehrere, nicht unbeträchtliche Gewerbe gegründet: Gerbereien, Branntweinbrennereien, Sägemühlen, Ziegelöfen, Töpfereien, Mühlen, Zuckersiedereien u. A., wodurch die Kolonie artige Einkünfte bezieht, ohne den Absatz ihrer Produkte, die sie jeden Dienstag auf den Markt nach Portoalegre führen, hauptsächlich Lebensmittel, Butter, Käse, Früchte, Gemüse, Brod, nebst verschiedenen Industriezweigen, zu rechnen. Die armen Pflanzer in den entfernten Urwäldern sind freilich übel genug daran, um ihre Produkte in Geld umzuwandeln, wenn sie aus Armuth sich keiner billigen Transportmittel bedienen können. Mehrere Brasilier haben sich auch in der Kolonie angekauft, und einige sind sogar mit Deutschen verheirathet; wahrscheinlich würde jedenfalls in vielen spätern Jahren die Vermischung beider Nationen einen wesentlichen Einfluß auf die Provinz ausüben. (Laut der Allgem. Ztg. von 1839 soll sich die sämmtliche Provinz Rio grande im Zustande der Anarchie befinden, sich als Republik vom Kaiserthum getrennt haben und die deutsche Kolonie, in diesen Wirrwarr verwickelt, in schmählichem Zustand ihrem Untergange nahe, theilweise von ihren Bewohnern verlassen sein.) Damals war die Rede von einer Gesellschaft Aktionnaire, welche einen Brückenbau über den Glockenfluß beabsichtigten, durch öffentliche Gebäude, neue Straßen, ein Dampfschiff u. dgl. der Kolonie den nöthigen Glanz zu verleihen. Im Dorfe befindet

sich eine äußerst einfache Kapelle, welche durch einen katholischen Priester bedient wird, und eine halbe Meile südöstlich befindet sich in der sogenannten Feitoria (Faktorei, weil früher ein Negermarkt hier verwaltet wurde), eine Kapelle, welche ein lutherischer Geistlicher bedient. Die Kolonie verdient von Naturforschern und Botanikern besucht zu werden, denn man findet alle möglichen Produkte der Provinz im organischen Reiche; schöne Vögel, seltene Insekten, seltene Säugethiere, kostbare Pflanzen und Holzarten, Alles vereinigt sich in dieser Gegend, die Bewunderung der forschenden Besucher zu erregen. Zahlreiche Wege, welche sich durch die Waldungen ziehen, laden den Jäger zu Excursionen im schattigen Grün der prachtvollen Bäume ein. Der hier sehr angesehene Doktor, J. Daniel Hildebrand, ein sehr geschickter Arzt aus Hamburg, beschäftigt sich nebenbei mit der Naturgeschichte, und besitzt auch wirklich eine niedliche Sammlung von allerlei Thieren und merkwürdigen Gegenständen, worunter Waffen der Bougres u. s. w. Carolina Leopoldina, die erste Gemahlin D. Pedros, gründete 1823 diese Kolonie, für die sie eine große Vorliebe zeigte und wirklich bedeutende Summen zur Entstehung und Unterhaltung derselben verwendete, die genügend gewesen wären, die ankommenden Kolonisten kräftig zu unterstützen und die Grundlage ihres Wohlstandes zu sichern; jedoch darf man der erzfaulen, liederlichen Regierung und ihren habsüchtigen, geldgierigen Stellvertretern, welche die Organisation der Kolonie bewerkstelligen sollten, den gerechten Vorwurf machen, daß sie nur auf die Füllung ihrer Taschen bedacht waren und schändlichen Betrug verübten, wodurch der Zweck der edlen Stifterin gelähmt wurde; dennoch hat die Kolonie alles Mögliche geleistet, was man in solcher Lage von dem deutschen Gewerbsfleiße mit allem Recht und über Erwarten verlangen konnte. Anfänglich hat man den zuerst angekommenen Kolonisten in so weit die gemachten Versprechen gehalten, daß man ihnen in den ersten zwei Jahren regelmäßig die bestimmten Subsidien (für das erste Jahr 160 Reis, zirka 30

Kreuzer auf den Kopf, für das zweite Jahr die Hälfte bezahlte) und ihnen die Pflanzungen, 400 Klafter lang und 200 breit, auf dem Campo (freien Felde) nebst Waldung anwies, auch ihnen eine kleine festgesetzte Zahl Vieh lieferte. Die später angelangten Kolonisten mußten jedoch alle diese Vortheile, wo nicht gänzlich, doch theilweise missen, weil man ihnen ihre Pflanzungen in dem Urgebirge anwies (mattos virgems), wo sie öfters von den Bougres angefallen werden und in beständiger Lebensgefahr sind; übrigens müssen sie jede Handbreit Land mit der Axt von den kolossalsten eisenharten Bäumen zur Urbarmachung erobern und sich kärglich und kümmerlich in ihren Hütten im tiefen Schlamme der Armuth wälzen; ihre Ernten können ihnen wegen allzugroßer Entfernung wenig Gewinnst abtragen; auch ist ihr Vieh ebensowohl von wilden Thieren u. dgl. gefährdet; ihre Felder und Erntehoffnungen werden von Insekten aller Arten, Ameisen u. dgl. angefallen, Schaaren von Papageien berauben ihre Maisfelder. Wahrlich, ihr Loos ist nicht beneidenswerth; wie Halbwilde in ihren Waldungen begraben, entbehren sie der unschuldigsten Vergnügungen der menschlichen Gesellschaft in trauriger Einsamkeit, wenn sie auch nothdürftig mit Packtuch sich bekleiden können und dem Hunger nur durch die härteste Arbeit, spärliche Früchte erwerbend, vorbeugen können; wenn auch keine Polizeitrabanten, Spionen, Steuerboten, Krähwinkel-Magnaten und Bonzen sie plagen und verfolgen, was gewiß ein großes Glück zu nennen ist, so ist dennoch für diese Familien, die sonst im Vaterlande, ohne jene Kreaturen, glücklich gewesen wären, als wackere Bürger zu leben, diese Lebensart, wenn sie auch einem Philosophen genügen könnte, kein Ersatz zu nennen, welche die armen Auswanderer von Betrügern, Spekulanten und ihren eigenen überspannten Ideen von diesem Goldlande erregten Hoffnungen zu erreichen dachten. Um ein solches Leben zu führen, lohnte es sich wahrlich nicht der Mühe, sein Vaterland zu verlassen und solche Reisen zu unternehmen. Auswanderungslustige, die Ihr diese Stelle leset, laßt

Euch warnen vor dem traurigen, leider nur zu wahren Gemälde des nackten Elendes, worin Euch Eure eignen Hoffnungen und das Geschwätz erbärmlicher Betrüger zu locken versuchen! Glaubt mir, der ich selbst an Ort und Stelle war, das Land bereist, vielfach gelitten, und mich selbst von Allem überzeugt habe, daß mit wenigen Ausnahmen, Auswanderungsprojekte geglückt sind! Bedenkt z. B. die Lage der Kolonisten in Algier, selbst in Nordamerika, trotz der glänzenden Außenseite weniger Einzelnen, worunter eine gute Anzahl Wucherer und Christenjuden sich befinden. Die Schweizerkolonie in Neu-Freiburg, diese, von der ich eben spreche, und erinnert Euch der letzten Nachricht aus der allgemeinen Zeitung; nehmt und vergleicht das Loos aller übrigen Kolonien der Tropenländer oder auch anderer. Es bedarf großer Lokalkenntnisse, langjähriger schmerzlicher Erfahrungen, um einigermaßen Quellen des Reichthums dort gründen zu können. Blindes Glück, womit Dummköpfe und Schurken in allen Ländern durchkommen, gehören nicht in die Klasse der Regeln, welche durch Fleiß, Verhältnisse, Unglücksfälle u. dgl. entstehen, so wenig als eine Schwalbe allein einen Sommer macht. Hingegen wahr ist es, daß man in Südamerika jenen einfältigen Kram von Privilegien, übermäßigem Zunftzwang und tausend kleinlichen Vorurtheilen und unnützen Ausgaben, von solchen Verordnungen herrührend, gar nicht kennt. Man frägt hier zu Lande nicht, ob man zünftig gelernt hat, ob man der Sohn des Bürgermeisters sei, oder einen Vetter und Gönner im Magistrate sitzen habe, um Meister sein zu können, oder um Wanderbuch und Lehrbrief abzugeben; noch viel weniger muß man die Zuschaumeister mit Markgräfler und Neftenbacher traktiren, nebst baarer Bezahlung, um sich ihr gnädiges Beifallnicken beim Abliefern des Meisterstücks zu erkaufen, sondern man darf seine Arbeit nur zur Zufriedenheit des Bestellers liefern, so finden sich keinerlei Narren ein, die ihm seinen Verdienst abzulaufen suchen. Freilich muß ich bemerken, daß in solchen großen Ländern, welche sehr ausge-

dehnt und nicht bevölkert sind, so etwas leicht Statt finden kann, hingegen in ganz kleinen Ländchen, wie z. B. unsre Schweizerkantönlein, eine mäßige Gewerbsbeschränkung einigermaßen nothwendig sein mag, denn wo jede Handbreit Land seinen Bewohner spärlich nähren muß, kann es schwerlich reichlich Nahrung für allzuviel Gäste und Hauswirthe absetzen, ohne daß Einer dem Andern früher oder später das Feld räumen muß, wenn nach Verhältniß großer Länder, ein Zulauf von allen Sorten Menschenkindern, auf ein stark bevölkertes, kaum hosengroßes Stück Land Statt fände. Es klingt zwar sehr schön, wenn Männer, die aus Renten und Staatsbesoldungen leben, und also niemals durch ein Handwerk sich und ihre Familien ernähren mußten, oder sonst ein Stück Brot sauer zu erwerben wußten, überhaupt den Charakter ihres Volkes, die Bedürfnisse und den Zustand der arbeitenden Klassen nicht kennen, aus irgend einem Buche, oder aus dem Munde eines gelehrten, vom Volke gefütterten Schwindlers, sich ein Hirngespinnst, nach Art der Engländer, Amerikaner u. s. w., bilden und nachäffen wollen, und sagen: „Die Welt ist für Alle gemacht!" Ich stimme recht gerne bei, und wünsche von Herzen, daß dieser Grundsatz überall ausgeführt würde, wenn er anwendbar wäre, denn es gibt Umstände und Ländchen auf dieser Welt, die diesen gerechten kosmopolitischen Grundsatz nicht anwenden können, oder wenigstens nur mit Vorsicht und Berechnung ihrer nothwendigsten Selbsterhaltung, wenn auch ganz ohne Pfahlbürgerei, oder ungerechte Mißbräuche versuchen dürfen. Die zunehmende Bevölkerung Europas, die anwachsenden Städte, die sich vom Joche des Adels befreiten, erforderten zeitgemäße Verfassungen und Gesetze, die zwar nicht weltbürgerlich, noch wirklich gerecht, aber mehr oder weniger für die damaligen Zustände nöthig und passend waren; daß sich daraus Mißbräuche gestalteten, ist die natürliche Folge aller übelberechneten menschlichen Verordnungen, denen man keine Schranken zu setzen wußte, oder ihr Bedürfniß nicht vermuthete, und deren

Gebrechen sich erst später zeigten. Es wäre solchen Herren sehr nützlich, einige Länder zu bereisen, menschliches Elend, aber nicht bloß aus Akten zu schmecken, ihr Volk zu studiren und hauptsächlich zu lieben, auf seine Nationaleigenthümlichkeiten stolz zu sein, und ihm nicht übermüthige, fremde, allzukreischende Tanzmelodien vorzugeigen, die es nicht verstehen will, wenn sie ihm aufgedrungen werden; sanfte und bescheidene fremde Musik liebt jedes Volk der Erde, aber keine Spottmelodien auf seinen Charakter, seine Schwächen u. s. w., besonders, wenn selbst seine regierenden Mitbürger den Takt dazu schlagen. Ich darf diese Bemerkung um so eher machen, weil ich durch und durch Kosmopolit bin, über die menschlichen Vorurtheile mich wegsetze, aber auch gerne der Sache Gerechtigkeit widerfahren lasse, wenn es die unumstößliche Natur der Dinge mit sich bringt; auch kann man mit gesundem Verstande, warmem Herzen und Lebenserfahrung oft heller sehen, als durch die trübe Brille überspannter Gelehrsamkeit. Wenn die Regenten einst Arners Gesetzgebung in Bonnal, auch getreu in ihren Ländern ausüben, was sehr natürlich und leicht zu befolgen wäre, so gäbe es allerdings Platz und Brot für alle Menschen. Doch ich sehe, daß ich wieder in der europäischen Dornenhecke mich verwickelt habe, und will nun meinen Lesern das bunte Gemälde unsrer Kolonisten in den Urgebirgen vollenden: Man könnte es für Uebertreibung halten, wenn ich behaupte, daß bei diesen Leuten von Religions- und Schulunterricht kaum die Rede ist, wenigstens von Seite der Regierung wird nicht das Mindeste zur Bildung der Jugend beigetragen. Bedenkt man aber die großen Entfernungen, in denen die Kolonisten von einander wohnen, so wird man, auch noch andern Hindernissen Raum gebend, sehr leicht die Schwierigkeit einer ordentlichen Schuleinrichtung begreifen können. Es ist empörend, anzusehen, wie schon die Kinder, und viel mehr noch die künftigen Generationen, in einem Zustande der Verwilderung sich befinden, und zu derselben Stufe von Unwissenheit, wie ihre wilden Mitbürger, die Ureinwoh-

mer dieser ewigen Wälder, herabsinken, mit Riesenschritten und in kurzer Zeit in die Nacht der Barbarei zurückgleiten. Die Regierung besoldet zwar einen deutsch-protestantischen Pfarrer, mit dem erbärmlichen Gehalte von 200 Thalern jährlich; allein seine Pfarrkinder wohnen oft über dreißig Meilen von ihm entfernt; der alte Mann kann jedoch die Strapatzen weitläufiger Reisen auf diesen halsbrechenden Wegen nicht aushalten. Man findet daher viele Kinder, die im achten und zehnten Jahre noch ungetauft sind, und erwachsene Männer ihr Hochzeits- und Konfirmationsfest den nämlichen Tag zusammen feiern. Man richtet sich also nach den Umständen und läßt Fünf' gerade sein, denn unumschränkte Freiheit und Toleranz ersetzt die Stelle der Kirchengebräuche: Ehen schließt und trennt man, ohne eines Priesters zu bedürfen; Laien, welche ganz zuverlässig glauben, daß sie dieses Amt mit eben so viel Recht ausüben können, erweisen diesen christlichen Dienst ihren Mitbrüdern, und theilen eben so gut das Abendmahl und die Taufe aus, was vollkommen denselben Dienst leisten mag. Es gibt daher wirklich einige ächte Johannes in der Wüste, im wahren Sinne des Worts, welche den Beruf, zu predigen und zu taufen, in sich zu finden glauben, und an Sonn- und Feiertagen Prachtstücke deutscher Rhetorik und gesunden Verstandes in diesen Wäldern ihren Zuhörern zur rührendsten Probe geben, wovon ich mich selbst überzeugt und sogar selbst in zwei Predigten, wenn's erlaubt ist, so zu sagen, meine Zuhörer gerührt, erfreut und getröstet habe. Um meine Leser zu überzeugen, daß ich trotz aller unzarten Abenteuer, die ich erlebte, dennoch wirklich religiöses Zartgefühl besitzen möge, so sehe ich mich genöthigt, später ein Bruchstück aus der ersten Predigt, welche ich damals meistens aus dem Stegreife, zwar bündig, aber mit liebendem Herzen, meinen Zuhörern vorbrachte, und nachher ins Reine schrieb, meinen Lesern zu geben. Noch bedarf es einiger Skizzen, um das bereits Erzählte zu schließen: Eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, wohnt der Inspektor der Kolonie, Don Lima da Silva,

ein Brasilier, welcher, man kann wohl sagen, mit unumschränkter Macht herrscht, alle Angelegenheiten der Kolonie leitet, über ausgebrochene Prozesse und Streitigkeiten aburtheilt und dieselben schlichtet, Widerspenstige in den Bock sperren läßt, auch sehr zierlich deutsch radebrecht, und besonders: „Halts Maul“ geringen Bauern zuherrscht u. s. w. Er gibt Niemanden Rechenschaft, außer dem Präsidenten der Provinz, der in Portoalegre residirt, welcher seine Leistungen und Verrichtungen zu untersuchen hat. Der Präsident besucht daher jährlich ein Mal die Kolonie, aber solche Leute beißen sich so wenig, als bei uns zu Lande, und der Inspektor versteht es vollkommen, seinen hohen Gönner angenehm zu unterhalten, und ihn über die langweiligen Kolonieangelegenheiten, durch Wettrennen von Pferden, Jagdzügen und Spazierritten u. dgl., zu zerstreuen. Die meisten Kolonisten sind alsdann mit Frauen und Kindern zu Pferde versammelt, die ihm, wenn sie aus der Branntweinflasche gehörige Begeisterung geschöpft haben, donnernde Hurrahs und Vivats, als Tribut darbringen. Der hohe Gast muß dann natürlich bei solchen Freudenausbrüchen denken, daß Alles gut geordnet ist, in Glück und Zufriedenheit schwebt. Die Gesammtzahl der Kolonistenfamilien beläuft sich ungefähr auf 4000, welche nahe an 800 Quadratmeilen bewohnen. Das Klima ist hier ziemlich kälter, als in dem nördlichen Theile Brasiliens, so daß es selbst, auch in der übrigen Provinz im Mai, Juni und Juli, auf stillen Gewässern eine leichte Eisdecke ansetzt, und die Kälte ziemlich empfindlich wird, und man sich wollener Kleidung bedienen muß. Die Kolonisten sind zehn Jahre Abgaben- und Militär-frei, und können sich füglich deßhalb nicht beklagen; auch wohnen im Dorfe einige Wohlhabende, die, wie anfänglich bemerkt, verschiedene einträgliche Gewerbe führen, und meistens einige Fonds von Europa mitgebracht haben; unter den Bauern, meistens von den zuerst angelangten Kolonisten, besitzen Einzelne 150 bis 200 Stück Hornvieh und 40 bis 50 Pferde, ohne daß jedoch dieselben reich oder wohlge-

ettet zu nennen wären. Die spätern Urwaldkolonisten
und die verabschiedeten Soldaten fanden die Subsidien-
assen leer, und erhielten dafür Gutscheine, welche ih-
nen in der Noth von ihren großmüthigen Landsleuten,
um die Hälfte Werth von Lebensmitteln, Krämerwaa-
ren und Geld eingetauscht wurden. Die Kolonisten,
welche noch an das Leben, die Sitten und Gebräuche
hrer frühern Heimath gewohnt sind, müssen sich, mit
Ausnahmen, in ihrer traurigen Lage unglücklich genug
fühlen, aber ihre nächsten Nachkommen werden ein zu-
friedenes Loos finden, ihre ursprünglichen Sitten ge-
gen fremde Gebräuche vertauschen, nur wenige Be-
dürfnisse kennen und dieselben auch leicht befriedigen
können, in ihren Wildnissen ein freies, unabhängiges
Leben führen, und von allen den tausend erbärmlichen,
europäischen Vorurtheilen, Armseligkeiten, Entwürdigun-
gen des Menschenadels, dem civilisirten Elende und
blinden Egoismus nichts begreifen und fühlen. Schließ-
lich bemerke ich noch, daß sich hier für Menschenfor-
scher ein reiches Feld mannigfacher Mitgeschöpfe vor-
findet: Menschen aus allen Ständen und Volksklassen,
welche die seltsamsten und lehrreichsten Biographiesamm-
lungen liefern; Männer, die einst in Europa bedeutende
Lebensrollen spielten, jetzt in ärmlichen Hütten wohnen,
im Schweiße ihres Angesichts ihr kärgliches Leben fri-
sten; mit der Axt in ihren Wäldern arbeitend, den ele-
ganten Gebräuchen und kriechenden Sitten, der euro-
päischen Prachtsalons des guten Tones Hohn lachen. —
Nun will ich aber von meiner beschwerlichen Arbeit
ausruhen, worin mich die Schilderung dieser Kolonie
von der guten und schlechten Seite, in eine beinahe
schmerzliche und trübe Seelenstimmung versetzt hat. Im
Dorfe traf ich viele alte Bekannte an, die mich überall
herumführten, und wo es dann natürlich an Belusti-
gungen nicht fehlen durfte, denn ich wollte mit der mög-
lichsten Bequemlichkeit, nach so vielen Strapatzen, mich
des Lebens freuen. — Getanzt, gesungen und gekegelt
ward jetzt, und bis in die tiefe Nacht, bei Wein und
Bier, erzählte man sich gegenseitig seine Lebensbruch-

stücke; politisirt und bramarbasirt wurde unter den alten Soldaten fürchterlich. Um billigen Preis konnte ich mich hier an guter deutscher Küche erlaben; auch konnte ich hin und wieder einige vernünftige Worte mit deutschen artigen Mädchen wechseln; Schönheiten im wahren Sinne des Wortes, bemerkte ich keine in der Umgegend, wohl aber hie und da derbe, gesunde Bauerndirnen. Die vier ersten Tage ließ ich ziemlich liederlich und kreuzfidel dahin streichen, sehnte mich nun aber nach Ruhe und machte mit einem alten Grenadier einige Spazierritte nach den Urgebirgen; mein Begleiter hatte sich auswärts einige Thaler mit Grabenmachen erworben und wollte sich hier ebenfalls ein Bischen erquicken. Wir ritten von einer Wohnung zur andern, freilich war die brasilische Gastfreundschaft nicht allzusehr bei Einigen an der Tagesordnung, was ihnen auch nicht zu verargen ist; wir bezahlten daher freiwillig einige Vingtins, wenn wir schiefe Gesichter bemerkten, und so ereignete es sich denn den nächsten Sonntag, wo sich einige Familien auf Besuch bei einem fröhlichen wirthlichen Nachbar einfanden, daß ich Vormittags und Nachmittags eine Predigt hielt, denn zufällig drehte sich das Gespräch über die Kirchengebräuche, Sonntagsfeier u. s. w. Die Frau unsers Wirthes besaß eine Bibelausgabe mit Testament, die sie noch von Basel aus, auf der Auswanderungsreise geschenkt erhielt, und somit wählte ich dann meinen Text, gab mir so viel als möglich mit Räuspern eine Amtsmiene, und faßte Posto unter einem Baume, an den ich mich lehnte, und begann nun aus dem Stegreife: Geliebte Mitmenschen oder sogenannte christliche Mitbrüder und Mitschwestern! Es hat dem allmächtigen Vater, dem unsichtbaren Lenker und Schöpfer unsers räthselhaften Daseins, unserm und aller armen Mitgeschöpfe der Erde alleinigen Gott, gefallen: euch, geliebte Mitmenschen und Leidensgefährten, durch harte Schläge des Schicksals zu prüfen, die euch eurem Heimathslande entrissen! Ueberall findet ihr die Spuren des unsichtbaren, großen Allvaters, der mit überschwenglicher Güte die Erde und ihre Ge-

Schöpfer, die Himmel und die Gewässer mit Allem und allen Zeugen seiner ewigen Allmacht, auf unerforschlichen, aber allweisen und gerechten Wegen regiert! Lasset uns im Staube, wir, die Funken seiner Ewigkeit, als dankbare Kinder seine unergründliche Vatergüte verehren! Lasset uns nicht im bittern Schweiße des Angesichtes, mit den eisernen Plagen des Lebens kämpfend, mit Zweifeln und Klagen menschlich irrend, mit sträflicher Vermessenheit der wahnsinnigen Versuchung Raum geben, mit unserm Gott zu hadern und seine Rathschläge zu lästern! Betrachtet diese Wildnisse und alle diese majestätischen Prachtwerke ringsum, welche, wie wir, aus seiner göttlichen Werkstätte hervorgegangen sind, um seinen Ruhm zu verkünden, und lasset uns daher in kindlicher Ehrfurcht, mit innigem Dankgefühl, seine Güte preisen, und das Andenken seines, uns zum Heile gesandten Sohnes, unsers Herrn Jesus Christus, durch dessen hinterlassenes, einfaches, kindlich dankbares und würdiges Gebet (denn Gott, der Allmächtige, der König aller Könige, bedarf keiner knechtischen Furcht und Ehrerbietung, wie sie die irdischen Lehmfiguren, die Herrscher- und Priestersekte von ihren Mitgeschöpfen verlangen) also anbeten und verehren: Unser Vater u. s. w.

Geliebte Mitmenschen und christliche Zuhörer! Zu unserer heutigen Sonntagsfeier und christlichen Betrachtung wollen wir die eigenen Worte des göttlichen Menschensohnes, unsers geliebten Herrn und Heilandes Jesu Christi, annehmen, welche das wahre Fundament unserer Religion sind und bleiben sollen, und die wir im Evangelium des heiligen Markus im 12ten Kapitel, im 28sten bis und mit dem 31sten Vers also aufgezeichnet finden: „28. Und es trat einer der Schriftgelehrten hinzu, der gehört hatte, wie sie sich mit einander besprochen, und gesehen, daß er ihnen wohl geantwortet hatte, und fragte ihn: Welches ist das vornehmste Gebot unter allen? 29. Jesus aber antwortete ihm: Das vornehmste aller Gebote ist: Der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr. 30. Und du sollst den Herrn deinen Gott lieben von deinem ganzen

Herzen, und von deiner ganzen Seele, und mit deinem ganzen Gemüthe, und nach allem deinem Vermögen! Dieses ist das vornehmste Gebot. 31. Und das andere, diesem gleich, ist dieses: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst! Größer als dieses, ist kein anderes Gebot.“ Geliebte, christliche Zuhörer! Weil nun vor dem göttlichen Richter, unserm Allvater, kein Ansehen der Person oder Unterschied seiner Erdenwürmer gilt, so ist es daher auch einem Laien, wenn er die Weihe der Menschenwürde als göttlichen Stempel in der Brust trägt, gerechter, füglicherweise erlaubt: die Verrichtungen eines armen, sündigen, obschon gesalbten Priesters auszuüben, welche, wie natürlich, wegen dem äußerlichen, von Menschen angenommenen Unterschied, dennoch durch die gerechte Güte Gottes dieselbe Kraft und Wirkung haben. Deßhalb habt ihr mir euer vernünftiges Zutrauen geschenkt, zufolge dessen ich unsere heutige Betrachtung in drei Theile getheilt und euerer Andacht unter göttlichem Beistande der klaren Vernunft brüderlich und herzlich empfehle, welche also heißen: 1) Wahre christliche Religionsbegriffe; 2) Unglaube und Aberglaube; 3) das Ungeheuer des Fanatismus, worunter Priesterwuth, Mode und Alltagsreligion u. dgl. furchtbare Dinge abgehandelt und deutlich erklärt werden sollen. Lasset uns also, geliebte Zuhörer, den ersten Theil unserer Betrachtung zu Herzen fassen: „Religion! Geheiligte Gottes, wir nähern uns deinem Altar, aber nicht wie deine Gewaltigen und Priester, bekleidet mit dem Panzer ihrer Meinungen. In der stillen Stunde unserer Verehrung nimm, du Allmächtige und Dienerin Gottes, das dankbare Zucken unserer, im Staube menschlicher Irrthümer wankenden Herzen, als ein heiliges Opfer an, und lege es auf deinen Altar der Menschenliebe. Allmächtige! Lehre die Menschen, dir und der Menschheit auf gleichen Altären zu dienen; führe uns an der Hand deiner Anbetung, damit wir nicht im niedrigen Staube unserer thierischen Natur, bei der unvertilgbaren Gewalt unserer Triebe, unsere göttliche Verwandtschaft verläugnen. Ein ewiger Aufruhr gegen

Pflicht und Vernunft tobt im Innersten des Menschen, aber die Kraft deiner Anbetung beruhigt den ewigen Aufruhr, und unter deiner Führung kommt der Mensch dahin, daß er sein will, was er sein soll. Deine Liebe erhebt ihn, daß er die tobenden Triebe seiner Natur überwindet und seine Vollkommenheit findet. Allmächtige! Durch dich allein kann ein Staat weise gebildet werden, daß die Gesetzgeber unter deinem hülfreichen Schutz ihre Werke vollenden können. Du allein stillest den Grimm des Menschenfreundes, wenn sein Busen wüthet und in Verzweiflung sein Blut empor wallt, wenn er die Menschheit unter der Geißel der Ungerechtigkeit bluten sieht. Du zeigst deinem Anbeter im drückenden Leiden des unausweichlichen Schicksals die Liebe des Vaters, seines Gottes. Du erhebst den Menschen über das Werk seiner Hände und schenkst ihm Weisheit, daß er in deiner Anbetung das Unrecht und die Hartherzigkeit der Schurken und Narren mit Seelengröße verachten kann. Du herrschest über den Sinn der Völker, zerreißest das Rasen der mächtigen Thoren und erschütterst die Eingeweide der privilegirten Räuber, als Verfechterin der Rechte des Armen, der Thränen von Wittwen und Waisen. Geheiligte Gottes! Du setzest der Wuth der Menschen und ihrem Unsinn ein Ziel, und zeigst dem Tyrannen in seinem Sklaven das Kind des Ewigen. Du zwingst ihn, sein Auge wegzuwenden von dem Blute seines Mitgeschöpfes, das sich vor ihm im Staube der Knechtschaft wälzt. Durch dich lobt die Menschheit ihren Schöpfer, denn seitdem die Erde gegründet ist, besänftigt der Glaube an Gott das Innerste ihrer Natur; im dunkeln, räthselhaften, aber wichtigen Spiele ihres Treibens und im wankenden Zustande ihrer Vernunft stammelt sie dennoch vor dem Unsichtbaren, Unerklärbaren kniefällig ihre Bitten und ihren Dank. Sie verehrt jeden Schatten des Bildes deines Gottes, und betet jede Spur seiner Wege, selbst im trüglichsten Schlamme, an u. s. w. So eiferte ich lange fort in meinen Religionsbegriffen, und mein Herz ging mit mir durch; öfters brachte mir mein wackerer Grenadier und

die anwesenden Kinder frisches Quellwasser, um mir die Lunge zu erfrischen. Die ganze Predigt dauerte über drei Stunden, denn in den zwei letztern Theilen hauptsächlich hatte ich eine ungeheure Arbeit zu bewerkstelligen, und war endlich froh, mit einem herzlichen Unser Vater dieselbe vollenden zu können. Die Weiber waren zu Thränen gerührt und die Männer ballten die Fäuste und stampften mit den Füßen. Ja! Ja! sagten sie, er hat ganz Recht, der Bruder Schweizer! Der Donner schlag' in den Aberglauben und den Fanatismus, sagte der Grenadier, der Unglaube ist aber wahrscheinlich so ein Ding von Egoismus nach der Mode, und vermuthlich bei den großen Herren und Blutsaugern an der Tagesordnung, fuhr er fort, wonach sie ihren Schacherhandel, ihr christliches Judenthum, ihre Büreauherrschaft, ihre Bürgerpflicht und Tugend, ihr zerrissenes Vaterland, ihr Prozententhermometer, ihre juristischen Affenideen, ihre superklugen Köpfchen voll windigen, nachgeäfften Witzes, und ihren volksbeglückenden Schwindel drehen und messen. Nichts desto weniger heißen sie ihren Kram auch Religion, so gut wie die Jesuiten und ihre Freunde und der Troß der Alltagswelt im Schlamme hartherziger Vorurtheile dasselbe thun; doch lassen sich die Letztern alle, ausgenommen die wirklichen Jesuiten, in eine ziemlich honnette Narrenklasse eintheilen, weil sie meistens dem armen Wanderer, der mit seinem groben, dicken, warmen Mantel sich glücklich fühlt, ruhig davon laufen lassen, wenn er sie nicht sonderlich grob incommodirt; auch hilft man ihm dann gerne sein Stück Brot suchen. Zuweilen will man ihm aber einen allzuschweren Nebelmantel umhängen, und dann setzt es gewöhnlich mit der Zeit ein Bischen Spektakel ab. Kurz, man möchte lauter Essig weinen! fuhr mein Grenadier fort, wenn die armen Menschen in ihrem Wahn ihren Steckenpferden gegenseitig den geheiligten Namen geben. Religion besitzt nur der Mensch, der Menschenwürde und folglich auch Nächstenliebe besitzt, und besitzt er diese, so sucht er auch die Pflichten gegen seine Mitmenschen zu

erfüllen. Gott hat dafür gesorgt, daß er dem Menschen fünf Sinne gegeben hat, und ihm, als seinem Kinde und Ebenbild, also Vernunft eingepflanzt; daß die Menschen so viel dumme Streiche machen, hat er ihnen ja nicht befohlen. Liebe erzeugt Gegenliebe, das kommt vom natürlichen Instinkt der Menschen her, denn jeder weiß, vermittelst seiner fünf Sinne, daß vier Arme mehr ausrichten, als zwei; daher entsteht von selbst die Nächstenliebe und die Religion, wenn auch anfänglich nur in schwachen Umrissen. Das Geheimniß der Natur mit seinen Wunderwerken, sein eigenes Selbst, und Alles, was ihn umgibt, entlockt ihm Bewunderung und Ehrfurcht, und daraus entspringt Dankgefühl, und dann aus diesem das Gebet, welches, mit Allem vereinigt, wirklich die wahre, reine, ursprüngliche Religion bildet. Das menschliche Elend rührt gar nicht von der bekannten Apfelmahlzeit her, und wenn es zwanzig Mal der Meister Moses gesagt hätte, sondern von der zunehmenden Bevölkerung und der hie und da ausbrechenden menschlich-thierischen Natur der durch die Reihenfolge der Umstände entsprungenen Bedürfnisse; daher entstanden dann die Sultane und Bonzen, die im Anfange gar nicht viel zu bedeuten hatten, aber bis jetzt so viel Unheil angerichtet haben. Der Zuwachs der Bevölkerung nöthigte die Menschen, ihre Angelegenheiten Einzelnen zu übertragen, während die Andern im Schweiße ihres Angesichtes keine Zeit dazu fanden, weil sie arbeiten mußten, um sich zu ernähren. Die Tagdiebe von Sultanen und Bonzen haben nun immer mehr das Zutrauen ihrer Mitmenschen gemißbraucht, bis zuletzt einigen Nationen die Geduld ausging (daher kommen die Revolutionen) und ihre ausgearteten Sultane und die Bonzen fortjagten; dann kamen wieder andere Tagediebe, die nicht viel besser waren; da gab es wieder blutige Köpfe; und endlich, als die Bonzen überall den Meister, sogar über die Sultane, spielen wollten, was heutzutage hauptsächlich den Jesuitenbonzen zu gelingen scheint, so machte man mit der Reformation dem schändlichen Bonzenzwang ein Ende. Seitdem hat es merklich

gebessert, sowohl mit den Menschen und ihren Sultanen, wenigstens ist man gegenseitig vorsichtiger geworden; freilich gibt es noch starke Ausnahmen, aber die Bonzen haben seitdem noch immer an der Reformationsohrfeige zu laboriren, sind jedoch um kein Haar besser als früher, und treiben dieselbe herrschsüchtige Rolle, nebst Allem, was man von ihnen aus Erfahrung weiß und hoffen kann. Daher entstanden denn die religiösen Spaltungen und Sekten, was schon früher bei verschiedenen Nationen der Fall war; daher der heidnische Götzendienst mit seinen Abarten, die dummen Juden mit ihren Sekten, nachher das Christenthum und jetzt die Sekten seiner Bekenner u. s. w. Die Republiken, fällt mir eben ein, darf ich nicht vergessen, sind auch aus solchen Mißbräuchen entsprungen, es war ein Versuch von Menschen mit fünf Sinnen; die armen Menschen haben wenig dabei gewonnen, obschon die Erfindung ihnen Ehre macht, denn ihre Volksrepräsentanten und Diktatoren sind nach und nach in Paschas, von wie viel Schweifen und Sorten, kann ich nicht bestimmen, Emirs, Kalifen und Sophisten, eine verdammte Race, ausgeartet, die unter dem Schilde der Minerva eine Menge Hippiasse verschrieben, und insgesammt so klug und schlau waren, daß sie ihre Narrheiten und Irrthümer, nebst der Ruthe am Hintern, gar nicht bemerkten, bis zuletzt diese Hippiasse, mit ihren Judenkniffen, hellen Maximen, Witzfunken, die sie für Verstandesfackeln hielten u. gl., das Oberste zu unterst gebracht und in ein höllisches Labyrinth sich verwickelt hatten. Hie und da setzte es Spektakel ab mit den benachbarten Sultanen, und das Volk war so beglückt, daß es furchtbar am Magen- und Geldbeutelkrebs laborirte. Die Folge war, daß man sich lieber die Paschasschweife und ein Bischen Nebel wünschte; denn mit Hungersnoth und dem Bettelstabe zu kämpfen, drückt schwerer, als alles Uebrige, und Minerva mit dem Magenkrebs schneidet ein sehr ungelehrtes Gesicht. Man gerieth auf den Gedanken, weil man sich in irgend ein Uebel schicken mußte, daß man, weil man

die Paschas schon von Weitem kennt, ihren Schweifen entweder aus dem Wege gehen oder bloß die Scheere ein Bischen zeigen wolle; das Bischen Nebel ist eine Kleinigkeit; man hat im allgemeinen Leben kaum Zeit, sich damit zu befassen, und Jeder weiß ohnedieß ihn bei Seite zu schaffen, wenn er's für nöthig hält; Zeit und Natur helfen das Ganze schon tüchtig purgiren; hingegen das Joch von Sophisten und gelehrten Narren ist unerträglich, denn diese kennen keine Mäßigung, so wenig, als die ächten Jesuiten; auch nicht das Geringste, was andere Menschen, sei es, was es wolle, besitzen, ist ihnen heilig genug, um nicht ihre Wuchergrundsätze und ihre gelehrten Dummheiten daran wetzen zu wollen. Ich zähle nicht zu jenen die wackern Patrioten, die mit reinem Herzen eine weise Volksbildung wünschen, und in ehrlicher unüberlegter Hitze die versteckten Wölfe für Heilsbegründer ansehen, weil sie so zierlich mit Minerva's Schilde blenden; ebenso wenig die, welche in ihrer Herzenseinfalt ohne Beurtheilungskraft zu Allem Ja sagen. Wenn ich der mächtige Schutzgeist einer Republik sein könnte, so würde ich die Sophisten und Jesuiten, nebst einer großen Anzahl Bonzen, nach Sibirien zu den Eisbären schicken, um dort an ihnen selbst ihre Grundsätze auszuüben, damit sie die Wohlthat derselben empfinden; diese Pest gehört gar nicht unter die Menschen. Den Paschas, weil es doch noch viele edle und vernünftige Menschen unter ihnen gibt, würde ich den Irrthumsschweif ganz kurz abschneiden, und sie alsdann mit einigen braven Patrioten zusammen kuppeln, und nachher mit der Peitsche, wenn sie nicht sonst wollten, auf die goldene Mittelstraße jagen, wo ich am Ende derselben die Göttin Asträa aufstellen und meine Patrioten ordentlich mit der Hetzpeitsche des Gewissens antreiben würde, sie nie außer Acht zu lassen. Den wenigen Bonzen, die mir von der Expedition nach Sibirien übrig blieben, würde ich die Hörner, die Klauen und Bocksfüße abschneiden, und sobald sich nachher Einer muckste, fort mit dem unnützen Knecht nach Sibirien; überhaupt alle Unnen-

schen von der unverbesserlichen Race müßten mir unter die Eisbären. Dem unsterblichen Pestalozzi würde ich ein unvergängliches Denkmal errichten, indem ich meine Republik so regieren würde, wie er uns in Lienhard und Gertrud die Möglichkeit mit Arners Gesetzgebung in Bonnal bewiesen hat. Das war nun wieder eine, mit dicker, grober Kohle gezeichnete Skizze, aus dem großen Weltgetümmel, und will nur so viel zu bedeuten haben, daß man in allen Lebensverhältnissen am besten auf der Mittelstraße fährt, und daß an allem menschlichen Elende die folgenden Geschöpfe, weil sie Gottes Gaben und das Zutrauen ihrer Brüder mißbrauchen, hauptsächlich die Schuld tragen: 1) Schlechte Sultane, Paschas, Diktatoren, Volksrepräsentanten, Kalifen, Emirs, mit allem zugehörigen Gefolge, das in ihre Fußstapfen tritt; ich meine unter dieser Klasse nur die wirklich Schlechten; sie sind einigermaßen noch Besserung fähig. 2) Die Unverbesserlichen, welche nach Sibirien gehören: Sophisten und Jesuiten, von hundert Bonzen neunundneunzig. Ferner: alle Wucherer, Blutigel, Vaterlandsverräther u. dgl., auf ewige Zeiten. 3) Sehr öfters stellen auch die überschnappten Gelehrten und die Schmeichler von derselben Zunft viel Unheil an, wenn sie sich ins Regieren mischen, oder ihre überzuckerte Waare den armen Mitgeschöpfen aufsalzen wollen; man würde aus diesen und andern leicht ein Strafkorps bilden können, das man, je nach dem Grade seiner Narrheiten, von Zeit zu Zeit nach Spitzbergen auf den Wallfischfang, nach Sibirien für einige Tage auf den Zobelfang, dann nach Algier u. s. w. detaschiren könnte; diese Maßregel würde der übrigen Menschheit sowohl, als dem ganzen Strafkorps sehr heilsam sein. E. Leser! diese Skizzen waren nur leere Gespräche zwischen mir und dem Grenadier, also zwei arme Teufel und unwissende Laien, die nicht wissen, was der gute Ton in der Welt zu bedeuten hat; deßwegen will ich mir alles Ernstes jeden Vorwurf verbeten haben, daß ich dieser oder jener Narrenpartei (denn Alles ist närrisch auf dieser Welt, was den Na-

men Mensch trägt) etwas auffalzen wollte. Meine Schuld ist es ja nicht, wenn einige in den Menschengemälden, die sie in meinem Buche finden, mit aller Gewalt diese für ihren Spiegel halten wollen. 1833, ungefähr Mitte Novembers, fand die erwähnte Predigt und dieses Gespräch Statt, und zwar vor der Blockhütte eines Elsasser Bauern, gebürtig aus St. Louis bei Basel, der damals die dichten Wildnisse dieser Kolonie bewohnte, und so kam denn die ganze Pastete in mein Tagebuch und zur Erquickung wurde es jetzt abgedruckt. Ich brauche eigentlich fast nicht zu bemerken, daß die Bruchstücke der Religionsbegriffe, in der angefangenen Predigt, meine eigenthümlichen Gedanken und mir aus der Seele genommen sind; weil aber meine Worte im Originalstück ein Bischen derb (für eine Predigt, die ich dem zarten Publikum meiner Leser zeigen wollte) und bunt geschrieben waren, so goß ich sie in der liebenden Sprachform des unsterblichen Pestalozzis um; aber diese Gedanken, Gefühle und Begriffe von Religion bleiben mein ewiges Eigenthum. Uebrigens ihr Splitterrichter, sei euch gesagt: „Honny soit, qui mal y pense“ und vorwärts! Jetzt ist's aber die höchste Zeit, daß wir weiter reisen, denn ich habe nahe an 60 Thaler liederlicher Weise in der Kolonie zur Erhaltung meines irdischen Leibes todt geschlagen! sagte ich zu meinem lustigen Grenadier. Ja wohl! sagte er, ich habe es noch ein Bischen toller getrieben, aber es gehört uns auch ein Bischen Erholung. Wir hatten uns beinahe vierzehn Tage hier aufgehalten, und ritten nun gemeinschaftlich nach der Capella de Viaman. Das Dorf liegt drei Meilen südwestlich von Portoalegre, und war vor der Gründung der jetzigen Hauptstadt der Hauptort der Provinz. Vorerst war die Stadt Riogrande, der Sitz der Kapitainerie bis 1763, wo er nach Viaman verlegt wurde. Wir erreichten erst nach fünf Tagen Riogrande, schlugen uns dann nach St. Franzisko de Paula, unterwegs verdienten wir wieder einige Gulden durch Grabenmachen, und trabten langsam nach dem schönen Dörfchen Cassapava, nach St. Gabriel, wo mein Ka-

merad zurückblieb, während ich wieder die Missionsgegenden aufsuchte. Ich will mich daher nur mit den nothwendigsten geographischen Skizzen befassen, und einen Ueberblick auf die ganze Reise werfen. Der Fluß Riogrande, ehe er den Entensee bildet, ist an seiner Ausmündung kaum eine halbe Meile breit, und es bedarf daher für die Schiffer großer Behutsamkeit. Hier öffnet sich nun das große Becken oder der See, eigentlich sehr unpassend Lagoa dos Patos genannt. Der See beträgt ungefähr 45 Meilen im Umkreise und ist von dem Ocean durch eine Reihe unbedeutender Sandbänke getrennt, die man Praia do Estreito nennt. Der Rio Gonzalvo und der große Camacua u. s. w. ergießen sich in diesen See, dessen gänzliche Ufer lauter Sandbänke sind, die sich ins Land mehrere Meilen weit erstrecken. Die bekannteste Meinung über den Namensursprung dieses Sees soll von den Jesuiten herrühren. Dieser Orden besaß schon früher bedeutende Länderstrecken und Niederlassungen im Innern des Landes, bis den Küsten des Uruguays entlang, welche bisher von den Portugiesen nicht kolonisirt, auch wenig vom König und seinem Hofe bekannt waren. Diese Fakire waren eines Ausweges oder Seehafens sehr benöthigt, um die Produkte und Handelszweige ihrer Missionen auszuführen, theils auch, um ihre Verbindungen mit Europa und Brasilien u. s. w. bequemer zu unterhalten. In einem unterthänigen und schmeichelnden Bittschreiben ersuchten sie den König von Portugall, ihnen diesen kleinen Fischteich als ewiges Eigenthum zu überlassen, um darin Enten aufzuziehen. Sie erhielten leicht ihre Bitte bewilligt, aber einige Jahre nachher ließ der König diese Gegenden untersuchen, und erfährt nicht ohne bittern Aerger die Nachricht von der Nase, die ihm diese Spitzbuben gedreht hatten. Die portugiesische Regierung ließ die Prellerei natürlich nicht gelten, und eignete sich den See mit allem Recht zu; nichts desto weniger führt er denselben Namen heutzutage noch fort, den ihm die hl. Brüderschaft damals gegeben hatte. Riogrande, die Stadt, oder vielmehr zwei kleine Städte,

welche vereinigt diesen Namen führen und durch den Fluß getrennt sind, welcher hier etwas über eine halbe Meile breit ist. Die eine auf dem linken Ufer führt den Namen St. Jozé oder einfach do Norte, die andere, Sao Pedro oder do Sul, liegt auf dem rechten Ufer. Die Lage dieser Städte, obschon sehr gewerbsam und Handel treibend, besonders in Sao Pedro, wegen der Nähe der Banda Oriental, weßhalb die europäischen Schiffe meistens hier landen, da sie mehr Absatz für ihre Waaren finden, ist sehr traurig, denn sie befinden sich zwischen und auf Sandhügeln, so wie auch die ganze Gegend ringsum lauter Sand ist. Der geringste Wind erhebt schon große Sandberge, welche die Straßen und oft niedrige Häuser ganz einhüllen. Die Kaufleute in Sao Pedro sind sehr reich, thätig und unternehmend, und die Stadt hat ihnen mehrere öffentliche Gebäude, die sie auf ihre Kosten unternahmen, zu verdanken. Eine Gesellschaft Aktionäre, unter der Leitung von Carrol Forbes und Comp., ließen vermittelst kostbarer Dampfmaschinen und mit großem Aufwand einen schönen Kanal graben, der Schiffen von 200 Tonnen und mehr gestattet, bis an den Quai zu gelangen und aus- und einzuladen; ferner sind mehrere Quais, ein neues geräumiges Kaufhaus, ein Rathhaus, ein Theater u. s. w. vorhanden. Die Straßen beider Städte sind sehr lang, aber ungepflastert und mit Trottoirs versehen. Man bemerkt auch mehrere sehr elegant gebaute Häuser mit Balkons und Bogengittern. Die Einwohnerzahl beider Städte beläuft sich ungefähr auf 6000. Drei Kriegsschiffe des Kaiserthums sind auf beiden Rheden stationirt, um die Hafengesetze auszuführen; auch finden sich beständig geübte Piloten vor, welche die Schiffe aus- und einleiten. In Sao Pedro findet man zwei Buchdruckereien, welche zwei politische Journale liefern, und eine kleine Bibliothek, die einen großen Theil französischer Werke zählt. Die Estancieiros der Umgegend genießen eines üppigen Wohlstandes, besonders die zahlreichen Besitzer von Charqueadas, welche an beiden Ufern des Gonzalvoflusses errichtet sind. Die

Stadt Sao Franzisko da Paula liegt auf dem linken Ufer dieses Flusses, zwischen den Flüßchen Pelotas und Pelado; anderthalb Meilen davon ergießt sich der Rio Gonzalvo in den Entensee. Die Stadt ist nur neun Meilen von Riogrande do Sul entfernt und von Portoalegre im Ganzen nur 52 Meilen, übrigens ist sie sehr niedlich gebaut, und erst seit zehn Jahren gegründet, und macht schon gegenwärtig durch die Thätigkeit ihrer Einwohner, ihre äußerst vortheilhafte Lage, ihre Anzahl öffentlicher und sehr eleganter Privatgebäude, die täglich zunehmen, so wie durch ihren bedeutenden Handelsverkehr, Portoalegre den Rang streitig. Die Lage der Stadt ist äußerst angenehm zugleich, weil die Umgegend sehr fruchtbar, wohlangebaut und von mehreren Flüßchen, mit waldigen Ufern besetzt, durchschnitten ist, und sie zugleich von dem Hügel aus, auf dem sie erbaut ist, das Ganze beherrscht. Die Straßen sind alle breit und schnurgerade abgesteckt, und mit schönen breiten Trottoirs versehen. Ein Theater, welches wirklich sehr elegant und bequem erst neu erbaut wurde, und eine Buchdruckerei, welche mehrere politische Journale liefert, findet man hier ebenfalls. Die Bevölkerung übersteigt 7000 Einwohner. Außer dem großen Handelsverkehr mit der nordöstlichen Grenze und Umgegend der Banda Oriental, genießt sie den unschätzbaren Vortheil, am Rio Gonzalvo zu liegen, wodurch sie in Verbindung mit der Lagoa Merim, dem Entensee und deren südöstlich gelegenen Gegenden treten kann. Ein Dampfschiff, welches an Ort und Stelle selbst erbaut wurde, durchläuft in einer Stunde neun Meilen, und transportirt täglich Waaren und Passagiere hin und her, bis nach Riogrande. Die Provinz Riogrande hat den Zunamen do Sul, oder auch einfach Sao Pedro do Sul, deßwegen erhalten, um sie von einer andern Provinz Riogrande do Norte, welche zwischen Parahyba, Ceara und dem Ocean liegt, zu unterscheiden. Ihre Grenzen sind nördlich die Provinz Sao Paulo, früher St. Vincent genannt, durch den Fluß Curitiba oder Yguazu getrennt, westlich der Parana, der sie vom Paraguay-

staate trennt, und durch den Uruguay von Corrientes; südlich grenzt sie an die Banda Oriental, durch den Jaguaron, den Guaray, die neutralen Landstriche, die sich süd- und westwärts an die Lagoa Merim schließen, getrennt; endlich nach Osten grenzt sie an den atlantischen Ocean und die kleine Provinz St. Catharina. Die Oberfläche der ganzen Provinz ist auf 15,000 Quadratmeilen geschätzt, und in fünf Comarcas (Bezirke) eingetheilt, welche folgende Hauptorte haben: Portoalegre, Rio Pardo, Riogrande, Piratinim und St. Borja. Diese fünf Comarcas sind ferner in eilf Distrikte eingetheilt. Jeder Bezirkshauptort besitzt eine Munizipalitätkammer und führt einen Ouvidor (Richter zweiter Instanz), von dem aus man an die Gerichtshöfe in Rio de Janeiro und Bahia appelliren kann. Die Friedensrichter haben oft ihrem Namen ganz widersprechende Funktionen auszuüben, z. B. Polizeigeschäfte, der Justizsitze, Rechtstrieb u. s. w. 1834 schätzte man die gänzliche Bevölkerung auf 160,000 Einwohner; die Deutschen waren als ein Zehntheil in dieser Schätzung mitgerechnet. Unter dem Namen Alemans (Deutsche) waren jedoch die Emigranten aller Nationen verstanden. Die Handelszweige bestehen hauptsächlich in: Salzfleisch, Talg, Häute, Pferde, Maulthiere, Mandiok u. s. w. Das Klima der ganzen Provinz ist überaus gesund und deßhalb sowohl, als wegen seinen Erwerbsquellen, europäischen Emigranten, wiewohl mit Vorsicht, anzuempfehlen. Meinen frühern Reiseplan, von dieser Gegend aus nach Montevideo zu reisen, hatte ich nun in eine spätere Flußreise abgeändert, und mich deßhalb über das Dorf Cassapava u. s. w. nach den Missionen verfügt, wo ich in einiger Entfernung nordwärts, bei einer sehr begüterten Offizierswittwe (deren Namen ich jedoch aus Schonung verschweigen will, weil mein Buch in mancherlei Hände gelangen kann), als Grabenmacher Beschäftigung erhielt. Ich fände hier nun Stoff, um einen Roman zu bearbeiten, finde jedoch keinen sonderlichen Gefallen daran, sondern will nur ganz kurz, ohne überirdische Gemälde, wie es gewöhnlich in

der Welt zugeht, beginnen: Die Wittwe war höchstens 21 Jahre alt, von Angesicht zwar schön, aber ihre Züge ließen auf einen ziemlich lauen Seelenzustand schließen, woran die mangelhafte Erziehung in diesen einöden Gegenden, und die Entbehrung geistreicher, geselliger Unterhaltung das Meiste beiträgt; obschon einige Frauenzimmer auf dem Lande in dieser Provinz von Natur dennoch zuweilen einige Seelenliebenswürdigkeit besitzen. Ihre schönen, feurigen Augen schwammen in einem Wollustmeere, und ihr üppiger Busen wogte stürmisch unter dem Mieder des einfachen weißen Hauskleides, das nur wie ein lichter Schleier über die, im üppigsten Ebenmaß prangenden Körperformen angehaucht zu sein schien. — Anfangs nahm die Senhora ein ziemlich herrisches Wesen an und schien sich wenig um ihren Grabenmacher zu bekümmern; ich hingegen bekümmerte mich ganz und gar nicht um die schöne Frau, und erwies ihr nur die nothwendigsten Ehrenbezeugungen, die man gewöhnlich Jemand erweist, dem man Brotverdienst und etwas mit Batzenstolz schattirte Höflichkeit zu verdanken hat. Die Zeit bringt aber Rosen, wenn auch mit Dornen; daher däuchte es mir, als ob die Wittwe nach und nach meine kalte Höflichkeit für Neulingsblödigkeit und stille Anerkennung ihrer Reize zu nehmen schien, und sehr zufrieden eitel lächelte, wenn ich als armer Sünder zufällig ihre sterblichen Formen einige Minuten betrachtete. Einst beklagte sich eines Nachmittags, in meiner Anwesenheit, als ich just zum ersten Male in ihre Gesellschaft zum Theetrinken gerufen wurde, eine ihrer Sklavinnen, eine sehr schöne Mulattin, und meldete ihr, daß sie schon mehrere Male auf zudringliche Art von dem Capataz, ihrem Vetter, nämlich der Wittwe, verfolgt wurde. Die Wittwe schien doch ein Bischen vor Schaam und Zorn zu erröthen, und nicht ohne das Gefühl einiger Eifersucht mit der Indignation des verächtlichen Gegenstandes zu verbinden, schüttelte sie spöttisch lachend ihr Haupt. Als sie bald nachher beruhigt schien, ließ sie sich frischen Thee und Zucker holen, nebst einer gefüllten Kanne

heißes Wasser, und winkte dann ihrer Sklavin, sich zu entfernen; während sie sich in einer äußerst nachlässigen Stellung in einer Hängematte halb liegend herumschaukelte, welche an den Zweigen und im Schatten einiger Orangenbäume befestigt war. Sie selbst schenkte mir vorher ein Kürbisfläschchen voll Thee und Zucker, welches sie mir mit einiger Verlegenheit kredenzte, und dann unter Seufzern sich wieder herumschaukelte, und das Kleidchen, wie unbewußt, über die Kniee nachlässig streifen ließ; ich hatte aber den Eigensinn, nicht darauf zu achten, denn der Capataz rumorte mir, als höchst unwürdiger Nebenbuhler, im Gedächtnisse herum, und bis jetzt hatte ich auch wirklich keine innerliche Achtung für die Wittwe gehegt. — Ich machte nun aus Höflichkeit selbst den Mundschenk, und fügte meinem Amte, ein Bischen erzwungen, das Kompliment hinzu, daß ich die Ehre und das Vergnügen, von einer schönen Frau bewirthet zu werden, zwar ungerne entbehre, aber noch mehr mir es zum Glücke anrechne, ihr meine Aufwartung zu machen. — Gelobt sei Gott! rief sie lachend, mein junger schüchterner Fremdling kann doch noch ein Bischen galant sein, wenn er sich anstrengt! Ihr seid auf gutem Wege, D. Henrique, man muß die Achtung, die man sich gegenseitig schuldig ist, nicht in wilde Höflichkeitsscheu ausarten lassen; auch bürgt mir Euer bisheriges Betragen, daß ich Euch wohl mein Zutrauen und meine Freundschaft schenken kann, denn ich muß gestehen, daß Ihr mir ein gutherziger junger Mann scheint, und ich Euch deßhalb lieb gewonnen habe. Diese Anrede machte mich nicht wenig verlegen, aber ich fand doch noch hinreichende Worte, um ihr artig und verbindlich zu antworten. Als Freundschaftszeichen reichte sie mir die Cigarre aus ihrem Mündchen, und erkundigte sich im lebhaften Gespräche über die Sitten und Gebräuche meines Landes, hinsichtlich Heirathsceremonien, Besuchen u. dgl.; auch freute sie sich sehr über meine Erzählung, wie sehr man in meinem Lande die unnatürlichen Sünden der Brasilier verabscheue und die Frauenzimmer und den Wein über Alles

hoch schätze, daher denn auch mein Vaterland an Bevölkerung u. s. w. sehr gesegnet sei. Sie beklagte sich nun höchlichst über den Charakter des Verwalters, dem sie als Vetter sehr großes Zutrauen (mir schien das sehr zweideutig) einst geschenkt hätte; auch beklagte sie sich bitter, daß überhaupt ihre Landsleute sehr wenig einnehmende Lebensmanieren besäßen. Die Unterredung endigte endlich mit bedeutungsvollem Händedrücken, das mir Angst und Bangigkeit verursachte, woran sie sich zu ergötzen schien; in diesem Augenblicke aber kehrten ihre Dienstleute, worunter der Vetter, vom Felde zurück, und waren seit einigen Minuten schon in der Ferne sichtbar gewesen; sie zupfte mich verstohlen am Schnurrbarte, und sagte mir leise, während sie mir zum Abschiede die Hand drückte: wir sprechen uns bald wieder, lieber Henrique! Beim Nachtessen begegnete sie dem Capataz mit sichtlicher Verachtung, und war überhaupt ziemlich launig und mürrisch gestimmt; auch wußte sie ihn die folgenden Tage immer auf dem Campo mit dem Vieh zu beschäftigen, und sandte ihn endlich, mit vielen Dienstleuten und einer großen Heerde Ochsen, ins Innere der Provinz nach den Charqueadas, wo er für mehrere Wochen auf der Reise beschäftigt war. Die Wittwe hatte nun für einstweilen alle lästigen Zeugen entfernt, und, wie ich bald bemerkte, sich ernstlich entschlossen, mit mir in ein völlig zärtliches Verhältniß zu treten. Meine Schüchternheit verlor sich nach Verhältniß ihrer Freundschaftsbeweise und zärtlichen Zuneigung; es versteht sich von selbst, daß wir öfters zusammen plauderten, und sie die verführerische, reizende Stellung in der Hängematte und in ihrer Wohnung noch malerischer zu beleuchten wußte, und einst, zwar nicht dieselben Worte buchstäblich stammelte, welche, wie wir durch den unsterblichen Wieland erfahren haben, einst die schöne Danae zu dem entzückten Agathon sagte: „Genieße! — Oh — genieße — Du — Liebenswürdigster!“ u. s. w., sondern natürlich in portugiesischer Sprache, mir sanfte, gewährende Vorwürfe machte, die man mir auf deutsch zu übersetzen erlaube: „Du bist

sehr — dreist — geliebter — Fremdling! — aber — ich kann — ich — will — Dir nicht böse sein — Henrique — Du — hast — mich — überrascht!“ — Meine vernünftigen Leser werden natürlich keinen zweideutigen, lieblosen Gedanken Raum geben, sondern höchstens, nicht ohne innerliche Rührung, wie jener arme Zöllner, sich die Hand auf die Brust legen u. s. w. Ein inniges Freundschaftsbündniß umschlang uns für die Zukunft nachdrücklicher, und da ich für meine Freundin mit der Zeit einige Achtung hegen konnte, weil sie mir verschiedene eigensinnige Unarten aufopferte und sich von mir bewegen ließ, ihre Sklaven nicht mehr mit brasilischer Grausamkeit zu bestrafen, so ließ ich mir endlich, wiewohl mit einigen Herzensscrupeln, die Bräutigamsrolle gefallen, die sie mir selbst auf einigen, beide Interessenten schonenden, Umwegen anbot. Sie eröffnete auch alsobald fest entschlossen unsere Verbindung ihren benachbarten Verwandten, die aber keineswegs damit zufrieden waren, sondern der irdischen Güter halber, lieber den Vetter Capataz an meiner Stelle eingeschmuggelt hätten. Die Wittwe war, nebenbei gesagt, sehr reich und besaß mehrere Sklaven und Sklavinnen, und außerdem eine Campagne von 20 Quadratmeilen, einige tausend Stück Hornvieh, Pferde und Schafe, nebst einem schönen Vorrathe trockner Häute, Talg, Pferdehaare, Hörner u. dgl. irdische Bedürfnisse, die ich einst als rechtmäßiger Gatte pflichtgemäß in Geld umwandeln konnte. Ich hasse zwar die Vorurtheile des Reichthums, und hätte die Wittwe sowohl, als jedes andere wackere Mädchen, auch ohne solchen Quark redlich geliebt; weil aber der Zufall meinem bevorstehenden Ehestande solche Gaben zufügen wollte, so ergab ich mich mit duldender Bescheidenheit in mein dunkles Schicksal. Natürlich, bei der Entschlossenheit meiner Braut, die so wenig, als ich, erst geraume Zeit priesterliche und obrigkeitliche Erlaubniß, noch weniger das Gutachten einfältiger Menschen, die sich nicht um unsere Angelegenheiten zu bekümmern hatten, abwarten wollte, waren mir die vollkommensten Rechte eines gesetzlich gestem-

pelten und taxirten Ehemannes eingeräumt; ich kommandirte daher im Hause und auf dem Felde, wie in meinem Eigenthum herum, und hatte nunmehr natürlich stets offene Kasse bei meiner Gattin, womit ich nach Gutdünken verfuhr und mir meinen Hochzeitsstaat und allerlei Effekten anschaffte; auch ritt ich selbst nach Santa Maria da Serra, um mit dem Pfarrer Rücksprache über die beabsichtigte Trauung zu nehmen, der sich auch sogleich auf die erste schriftliche Nachricht, darauf bereit zu sein, verpflichtete. Während wir nun noch allerlei Vorkehrungen trafen, so kam der Vetter von seiner Reise zurück, und war innig ergrimmt, als er sich von diesen Zuständen überzeugte. Die Nachbarn der Umgegend, wenn ich sie öfters auf meinen Spazierritten besuchte, empfahlen mir dringend, auf meiner Hut zu sein, weil die Anverwandten meiner Braut, mich meuchlings zu morden beabsichtigten; auch ward mir im Vertrauen gesagt, daß die Wittwe im großen Verdacht stehe, durch Stillschweigen den Mord ihres frühern kränklichen Gatten begünstigt zu haben, welche That man hauptsächlich dem Verwalter zuschreibe. Das waren nun freilich keine schönen Nachrichten, denen ich jedoch nicht so geschwind Glauben schenkte, obschon dem brasilischen Charakter solche Schurkereien keine Gewissensbisse verursachen. Einst ritt ich mit den Knechten auf den Rodeo, wo ich zufällig in einer einsamen Gegend dem Capataz begegnete, der, eine freundliche Miene heuchelnd, sich mir näherte, und ehe ich mirs versah, hinterrücks das Messer gegen mich zog; ich wendete, wie aus Instinkt, in demselben Augenblicke mein Pferd, und rief dem Schurken zu, abzusteigen, wenn er sich getraue, einen Zweikampf auszuhalten, indem ich zugleich vom Pferde sprang, um ihn stehenden Fußes zu erwarten. Der Kerl galopirte aber feige einige Schritte zurück, und suchte verlegen und erschrocken sich zu entschuldigen, daß er mich bloß erschrecken wollte, und galopirte fort, während ich fluchend mein Pferd bestieg, und ihm bedeutete, daß ich mich vor Schurken seiner Klasse nicht fürchte. Ich erzählte den Vorfall voller

Zorn der Wittwe, und nahm sie tüchtig ins Verhör über ihren frühern Mann; an ihrer Verlegenheit bemerkte ich wohl, daß die Sache nicht ganz richtig war, wiewohl es mir däuchte, daß sie wohl nicht vorsätzlich an dem frühern Attentate mochte Theil genommen haben. Der Capataz gab nun vor, sich ins Innere der Provinz begeben zu wollen, weil ihm die Wittwe sogleich seinen Sold zum Abschiede bezahlen ließ, und ließ sich auch nicht wieder sehen; hielt sich aber, so viel ich erfuhr, bei seinen Verwandten auf. Trotz aller dieser Aussichten, ließ ich nichts desto weniger von meinem Vorhaben ab, wenn mir auch der Charakter dieser Braut lange nicht die Probe mit dem meiner Louise hielt; denn ich wollte mich nicht wie ein altes Weib von allen diesen Schurken einschüchtern lassen, und dachte einst im schlimmsten Falle, wenn die Wittwe meines Zutrauens nicht würdig wäre, mich an der ganzen Sippschaft mit Versilberung der Häute, Hörner u. s. w. in Buenos-Aires zu entschädigen. Ich hatte mir auf das Hochzeitsfest durch einen getreuen Neger, auf mehreren Saumthieren von St. Maria einige Fäßchen Wein und Branntwein, nebst andern Waaren bringen lassen, und war eines Abends fröhlich und guter Dinge, mit meiner Braut beim Nachtessen, und ließ mir den Portwein reichlich schmecken; die Hochzeitsreise wurde nun auf das Ende dieser Woche festgesetzt, um uns in jenem Flecken trauen zu lassen. Meine Braut hatte die höchst widrige Gewohnheit, nach Tische gedankenlose unnütze Gebete, wie die Aves und die Litanei, herzuplärren, wozu sie gewöhnlich über eine Stunde gebrauchte, und dieser Kram war mir daher besonders diesen Abend sehr peinlich. Ungeduldig machte ich ihr einige unzarte Vorwürfe über das Geplärre, die sie mir etwas giftig wieder gab, und sogar etwas von einem fremden Heiden gegen mich munkelte; ich wurde hitzig, und die zarte Braut kam mir mit unsern europäischen Alltagsliebeleien ins Gehege, von Armuth meiner Seite, von ihrem bedeutenden Vermögen, mein unfehlbares Glück durch ihren Reichthum zu machen u. dgl. civilisirte Aeuße-

rungen; als sie aber sogar etwas von fremdem armen Abenteurer und Mitleiden fallen ließ, da gerieth ich außer mir vor Zorn, rieb ihr den Verwalter, ihren ermordeten Mann, unbegrenzte Wollust u. s. w. unter die Nase, und erklärte ihr ganz kurz, daß ich sie verachte und die ganze Heirathsaffaire zernichtet sei; auch würde ich sie nur aus Mitleiden geheirathet haben, um ihr bessere Grundsätze beizubringen. Natürlich war für diese Nacht alle Einigkeit zerrissen, und in meiner Hartnäckigkeit ließ ich mir Morgens ein schönes Pferd satteln, bewahrte einige Effekten in aller Eile in einen leichten Quersack, den ich auf die Sattelkroupe legte, und wollte eben, ohne Abschied zu nehmen, fortgalopiren, als die Wittwe unter der Thüre erschien, und mir ziemlich sanft zurief: mein Glück nicht mit Füßen von mir zu stoßen. Ich wäre vielleicht wieder abgestiegen und hätte Friede mit ihr geschlossen, aber das Wort „Glück" roch mir widerlich und ich galopirte vorwärts; schlug mich kreuz und quer durch die Gebirgsgegend von Botucarahy, wo ich endlich mein Nachtquartier in der bescheidenen Wohnung eines freundlichen Bauern aufschlug. Die Umgegend gefiel mir wegen den vielen wildromantischen Waldgruppen und Flüssen ungemein wohl, und ich kam daher auf den rasenden Einfall, eine Schule zu errichten, in welchem mich der Hauswirth sehr unterstützte, und mir sogleich seine zwei wilden, braunen Jungen und ein kleines Mädchen von 7 Jahren anvertraute; dann ritt er selbst zu einigen entfernten Nachbarn, die vergnügt ihre ungezogenen Jungen, im Hemde und in Unterhöschen halb nackt zu Pferde mir schickten; es waren zusammen zwölf Kinder, die mir den bittern Schweiß aus allen Poren jagten, denn diesen großen verwilderten Rangen Unterricht beizubringen, war eine Höllenarbeit; nur bis ich mit Hülfe meines Wirthes Dinte fabrizirt hatte, und die Jungen den Hühnern die Federn ausraufen konnten, weil außer diesen und Rabenfedern, keine zu finden waren, kostete Mühe genug; auch gelang es zuletzt dem Wirth, in der Nachbarschaft eine kleine Thüre zu borgen, die auf vier breiten, in die

Erde gerammelten Pfählen befestigt im Schulzimmer, Notabene unter einem offenen Schuppen, als Tisch angebracht wurde. Papier und Bleistift besaß ich selbst noch ein wenig und das Uebrige wurde wo möglich zusammengesteuert. Ich brachte es doch dahin, daß die Jungen innert vierzehn Tagen einige Buchstaben malen konnten, nothdürftig das A B C kannten und kleine Rechenexempel zusammen pfuschten. Einige Eltern besuchten und lobten mich und schienen sehr mit mir, noch mehr aber mit den Talenten ihrer Lendenfrüchte zufrieden zu sein. Furchtbare Beschwerden verursachte mir der Religionsunterricht, wie die Bauern das Ding benannten, denn sie drangen sehr darauf, daß ich ihren Kindern das Kreuzeszeichen groß und klein einüben sollte; nicht zu vergessen das Vater Unser, Mariens Gruß, die Stationsgebete, sogar die Litanei u. s. w. Man kann sich denken, wie peinlich mir das sein mußte, da ich das Geplärre der Wittwe bei solchen Aussichten und einer reichen Mahlzeit nicht dulden wollte, und nun sollte ich als Schulmeisterlein selbst meine arme Lunge und Zunge anstrengen, um gegen meine Ueberzeugung dieser holden Jugend solchen gehirnlosen Kram einzutrichtern. Das Vater Unser, an dem hatte ich, aufrichtig zu gestehen, die innigste Herzensfreude; es beweist das klare, reine, kindliche und vernünftige Dankgefühl, das der göttliche Menschensohn, unser Religionsstifter, den Menschen einzuprägen gedachte; es ist ein Gebet, das würdig ist, von dem Allvater, unserm großen Schöpfer erhört zu werden; es ist kein Bonzengeheul und kein sinnloses Mönchsgeplärre, wie die Litanei, Wallfahrtsgeleier u. dgl., das keinem vernünftigen Menschen gefallen kann, viel weniger dem Allweisen, unserm Gotte; meine Leser werden doch hoffentlich nicht so rasend dumm sein und jetzt sagen wollen, daß dieses Religionsspötterei von mir sei, wenn ich diesem Mißbrauch des Gebetes den rechten Titel gebe. Genug, ich probirte also diesen Religionsunterricht, wobei mir eine alte Schwarte von portugiesischem Katechismus u. s. w., den ich zufällig bei meiner Abreise von der Wittwe

in den Quersack gesteckt hatte, vortreffliche Dienste leistete, aber die Kolik rasete mir jedes Mal in den Eingeweiden, wenn ich ihnen die vernunftlose Litanei vorplärrte; besonders ärgerte mich das: „Du elfenbeinerner Thurm! Du Thurm Davids! Du vortreffliches Gefäß der Andacht!“ u. s. w. Man denke sich dann meine Verlegenheit, als mich die wißbegierigen Jungen fragten: ob ein elfenbeinerner Thurm (Torre de Marfim) schön anzusehen sei? Hauptsächlich verlangten sie Aufklärung über das vortreffliche Gefäß der Andacht, aber dann stand mir im eigentlichen Sinne des Wortes der Verstand stille; zähneknirschend erwiederte ich ihnen, daß wahrscheinlich nur die Kirchenväter diese Räthsel lösen könnten. Mit dem Bekreuzen ging es zwar geschwind genug, aber wenn ich das große Kreuzeszeichen zu erklären hatte, das von der Stirne bis zum Unterleibe und von einer Schulter zur andern reicht, so fühlte ich mich als ungeübter Protestant ziemlich verwirrt. Ich wiederhole hier noch einmal, daß ich keiner Religionsspötterei fähig bin; ich werde doch zum Donner wohl erzählen dürfen, was mir als Schulmeister begegnet ist, und wer dennoch starrköpfig und verleumderisch mich dessen beschuldigen will, dem kann ich keinen bessern Titel und Bescheid geben, als das bedeutungsvolle Wörtchen, dessen sich der Professor Taubmann nebst andern bediente, als er laut jener bekannten Anekdote seinen Suppenlöffel von Brotrinde aß. Schließlich bemerke ich bei dieser Gelegenheit einen Charakterzug der Brasilier, welcher fast allgemein im Lande herrscht, daß den Kindern eine beinahe sklavische Ehrfurchtsbezeugung gegen ihre Eltern und die nächsten Anverwandten eingeprägt wird. Von Kindheit an bis ins vorgerückte Alter, als bejahrte Männer und Weiber, bitten sie ihre Eltern mit gebogenem entblößtem Haupte und mit kreuzweise auf der Brust geschlossenen Händen, um den elterlichen Segen, den sie von ihren Händen in Kreuzesform oberflächlich über die Stirne geschwungen, erhalten. Diese sehr schöne Sitte, die noch aus der Judenzeit und deren Nachkommen unbewußt hier zu Lande

abstammen wird, finde ich keineswegs sklavisch, wohl aber, wenn sich bärtige Männer mitten auf der Straße oder im Felde ihrem Vater oder Oheim nähern, sei es, wo es wolle, auch in der größten Sonnenhitze, und wenn es noch so lange dauerte, das Haupt durchaus nicht bedecken dürfen, wenn es auch nur das geringste Gespräch anbetrifft. Hat sich zufällig ein erwachsener Sohn, und wenn er 40—50 Jahre alt wäre, auch nur mit dem geringsten Wörtchen gegen seinen Vater verfehlt, oder daß dieser wenigstens die Sache für ein Vergehen betrachten will, so kann er den Sohn, wie ein Stück Vieh abpeitschen; ich war einst Augenzeuge, in der Wohnung des Majors Felix, wie ein Weißer, ein durchreisender Bauer, der dort verlaufenes Vieh aufsuchte, seinen bärtigen Sohn wegen einer winzigen Kleinigkeit, die er für Ungehorsam ansah, an einen Pfahl des Viehpferches band, und ihm mit einem Lasso auf den bloßen Rücken fürchterliche Streiche aufzählte; der Sohn war schon über dreißig Jahre alt. In dem Hause meines Wirthes hatte ich öfters Spaß an den possirlichen Streichen eines jungen, im Hause mit Kuhmilch auferzogenen Maulthierfüllen, welches öfters das Fleisch, Kürbismelonen und Gemüse heimlich aus dem Topfe am Feuerheerde und sonstige Gegenstände von Tuch, Leinwand u. dgl. fraß, mit den Hunden spielte, unter ihnen schlief u. s. w., und durchaus kein Gras fraß; selbst wenn es mit einem alten, starken Pferde zusammengekuppelt und mit der ganzen Heerde weit ins Feld hinaus getrieben wurde, so sperrte es sich doch so lange, bis das Pferd von ihm nachgeschleppt, mit nach dem Hause lief. Die Schulmeisterpein duldete ich im Ganzen nur einen Monat, dann sagte ich fein säuberlich zu mir selbst: Hör' mal, alter Narr! du bist auf dem geraden Wege, ein Schurke, oder gar ein Jesuit, was sehr furchtbar ist, zu werden, denn gegen deine Ueberzeugung den Kindern solches Zeug einzutrichtern, das schlägt, hol' mich — ins Jesuitenfach! also vorwärts! Marsch! schäme dich nur ein Bischen, verdammter Windbeutel! Die Bauern hatten mir für den Monat per Schüler einen

Thaler versprochen, ein wahrer Gänsemädchenlohn für einen Schulmeister; ich durfte nun erst nicht sagen, daß ich fortreisen wolle, denn die Kerls waren mit ihrem geduldigen Weingärtner, der mit den anvertrauten Talenten wucherte, höchst zufrieden; ich konnte sie endlich bereden, mir für den Schulknechtlohn Pferde zusammen zu steuern, wozu sie sich gerne bewegen ließen; mein Hauswirth aber bezahlte mich mit einem alten Maulesel. Ich sann lange hin und her, wie ich mit guter Manier mich aus dem Staube machen könne, als mein Schutzengel in der Gestalt eines Pferdehändlers erschien, der mir die Bestien heimlich abkaufte; ich behielt nur mein früheres gutes Reitpferd von der Wittwe, nebst einem raschen Gaul, den ich jenem an den Schwanz knüpfte, und nun war der Schulmeister reisefertig, denn ich hatte mir wohlweislich für einige Tage Schulferien ausbedungen; ich nahm höflich Abschied von meinem Wirthe, der noch nicht wußte, daß ich meine Heerde verkauft hatte, daher ich denn ganz gut Mangel an Schreibmaterialien vorschützen konnte, die ich in Rio Pardo einkaufen wolle.

Siebenter Abschnitt.

Interessante Reisen in Gesellschaft fünf europäischer Abenteurer durch die von den Jesuiten ehemals angebauten, nun aber zerstörten indianischen Missionsdörfer in der Provinz San Pedro do Sul. Kosmopolitische Betrachtungen und extra gute, philosophische, erbauliche Gespräche unsers doppelblättrigen Kleeblatts, als wir beim Erblicken des schönen Missionsdorfes San Miguel, unweit davon auf einem üppigen Rasenplätzchen, im Schatten einiger Palmbäume ausruhten.

Hommes noirs, d'où sortez vous?
Nous sortons de dessous terre.
Moitié renards, moitié loups,
Notre règle est un mystère.
Nous sommes fils de Loyola:
Vous savez pourquoi l'on nous exila. etc.

Béranger.

Ein Mal in diesem Affenlande Schulmeister gewesen, aber nimmermehr soll mir der rasende Einfall zu Sinnen kommen! Donnerwetter, was habe ich nur in den wenigen Wochen für Jesuitenstreiche machen müssen, sogar daß Rom meine Heimath sei, mußte ich vorgeben, um als ächter Christ zu passiren! so rief ich mit Angstschweiß bedeckt, wie ein Flüchtling, der seinen Verfolgern glücklich entging, als ich schon eine gute Strecke Weges im Galop zurückgelegt hatte, und meine Pferde nun im gemächlichen Trabe verschnaufen ließ. Nach und nach im raschen Trabe schlug ich mich südwestwärts, um die Missionsdörfer aufzusuchen, und erreichte den folgenden Tag Abends spät das Dorf St. Juan, eine Kolonie, die früher mit ursprünglich civilisirten Guaranis von St. Miguel, 1698 von den Jesuiten gegründet und bevölkert wurde. Zufällig fand ich hier einen

deutschen Schuster, welcher kürzlich sich angesiedelt hatte und mir ein Nachtquartier anbot. Den andern Morgen sehr frühzeitig stolperte ich im Dorfe herum, betrachtete die Kirche und alles Uebrige, will aber die Beschreibung des Dorfes bei einer andern Gelegenheit vornehmen, weil alle diese Dörfer nach einem einzigen gleichen Plane erbaut wurden. Ich suchte hier vergeblich nach Manuscripten und Büchern, die ich zu finden hoffte, obschon ich in allen Winkeln herumstöberte; es befand sich hier freilich ein Vendawirth, der früher, ehe D. Fructuoso die Missionen plünderte, Administrator war, aber außer unbedeutenden lateinischen Legenden, kein vernünftiges Buch besaß, mir aber bedeutete, daß ich in St. Louis und St. Miguel höchst wahrscheinlich hierin bessere Ausbeute machen werde. St. Juan ist gegenwärtig nur von wenigen weißen Familien und einigen Indianern bewohnt; vor wenigen Jahren hatte man deutsche Kolonisten in die sämmtlichen Missionsdörfer geschickt, um sich da anzusiedeln; die meisten sind aber wieder weggezogen, nachdem sie sich lange in Schmutz und Unrath herumgewälzt hatten und sich nachlässig beinahe von den Sandflöhen, die hier in furchtbarer Menge vorhanden sind, fressen ließen. Zufällig hatte ich nachher, statt den nähern Weg nach St. Miguel zu nehmen, den nach San Louis ergriffen, und traf gegen Abend dort ein, wo ein verabschiedeter Pole vom 27sten Jägerbataillon eine kleine Venda hielt, bei dem ich mein Absteigequartier nahm, und unter dem Säulengange von einigen frühern Bekannten, armen europäischen Abenteurern, mit Jubel begrüßt wurde. Ich konnte anfänglich kaum vom Pferde steigen vor den vielen Schnappsgläsern, welche sie mir entgegen brachten, denn hier befand sich der alte Husarenlieutenant, ferner ein Schweizer, aus dem Kanton A * * *, der einst die hochheilige Theologie, ich weiß nicht mehr wo, ein Bischen studirt hatte, sonst ein gutmüthiger, gebildeter Mensch, aber zuweilen ein flotter Trinker war, und ein Straßburger Jude, der mich, nebst dem Theologen, noch von den Grenadieren her kannte, und mich kürzlich in St. Leopoldo ange-

troffen hatte; dann der Rosinenhändler oder ehemalige Buchbindermeister, und jener liederliche Offizier, der preußische Edelmann, die alle, mit meiner Wenigkeit, ein scharmantes doppelblättriges Kleeblatt ausmachten, und mich bei meiner Ankunft mit Fragen bestürmten. Der Husar war vor Freuden so dienstfertig, daß er sogleich meine Pferde zur Tränke führte und sie dann zu den andern meiner Kameraden in den großen ehemaligen Kirchhof sperrte, wo sie reichlich Futter fanden. Der Pole mußte nun Thee, Lebensmittel und Branntwein hergeben, so viel er nur immer konnte; auch hatten meine Gefährten einen ziemlichen Mundvorrath von getrocknetem Fleische und Farinha bei sich, den sie, nebst den Hacken und Schaufeln zum Grabenmachen, auf einem eignen Saumthiere mit sich führten, und nun gings bis in die tiefe Nacht toll mit Singen, Erzählen und Trinken zu. Den andern Morgen stolperten wir im Dorfe herum, welches seit der Vertreibung der Jesuiten und den letzten Kriegen eines der schönsten und am besten erhaltenen ist, obschon die brasilische Regierung oder vielmehr ihre Beamteten nichts zur Unterhaltung der Gebäude beitragen, sondern Alles, was baufällig ist, wird von den Bewohnern noch vollends niedergerissen und zerstört. Der hiesige Fleckenkommandant, ein ehemaliger Administrator, empfing uns sehr freundlich und wies uns die Kirche, die wirklich selbst einer Cathedralkirche in Europa Ehre machen würde, freilich jetzt nur einen einfachen Altar besitzt, weil alle Kostbarkeiten, theils von den Jesuiten schon entfernt, und das Uebrige unter verschiedenem Regierungswechsel und Kriegen geplündert wurde. Die innere Domdecke war mit schönen Freskomalereien geziert, von prachtvoll vergoldeten Säulenreihen gestützt, die äußerst kunstreich gearbeitet, zwar nur aus edlen Holzarten verfertigt, so wie die Hauptpfeiler des Kirchenschiffes und der Emporkirche, kurz man mußte die Bautalente der Meister Jesuiten loben. Die Sakristei und die Todtenkammer waren mit Heiligenbildern, Kruzifixen u. dgl. bunt durch einander angefüllt, worunter einige noch sehr gut erhal-

ten waren; hauptsächlich einige hohle Bildsäulen von heiligen Jesuiten und Bischöfen in ihrer Ordenstracht, in Lebensgröße, künstlich und sehr natürlich ausgeschnitzt und bemalt, erregten unsre Aufmerksamkeit, denn die Häupter, Arme, Hände und Augen derselben waren so beweglich eingefügt, daß man dieselben ringsum drehen und zum Verneigen u. s. w. richten konnte, was die Jesuiten wahrscheinlich zu manchem frommen Betrug werden benutzt haben; denn in diesen Bildern konnte sich füglich eine Person verstecken. Das Jesuitenkollegium, welches links neben der Kirche erbaut ist, war durch eine Mauer mit einer Thüre versehen, von dem Hauptplatze des Dorfes getrennt, und enthielt im Plainpied mehrere einfache, schöne Zimmer, geweißt und bemalt; auch waren die steinernen Thürpfosten der verschiedenen Eingänge mit eingelegten farbigen Krystallen geziert. Ein einziges, fortlaufendes und hervorragendes Ziegeldach bedeckte das Gebäude, welches von allen Außenseiten von Pfeilern und Säulen gestützt, und mit einem schönen breiten, mit Sandsteinplatten gepflasterten Trottoir eine geräumige und schöne, bedeckte Gallerie bildete. Das Refektorium war geräumig, schön geweißt, mit Freskomalereien tapetenartig ausgeziert; überhaupt waren die innern Mauern des Gebäudes sehr massiv, und drei Fuß dick aufgeführt, damit diese Herren besser vor Feuersgefahr und auch wohl gegen allfällige Angriffe geschützt sein mochten. Das Jesuitenwappen ist beinahe über allen Thüren zu sehen; an der Kanzel war dasselbe auf einem Schilde von reich vergoldeter und erhabener Schnitzarbeit angebracht, und trug die doppelt goldene lateinische Inschrift, welche diese Schurken und ihre mitzünftigen Bonzen so heuchlerisch im Munde führen: „Alles zur größern Ehre Gottes,“ nebst der Jahrzahl der Gründung, oder wahrscheinlich der Kirchenbauvollendung. Die innern Gänge, überhaupt alle Fußböden der Kirche, des Kollegiums, der bessern Wohnungen u. s. w., auch an verschiedenen Orten die Gallerien sind mit Backsteinen gepflastert. Die Hinterseite des Kollegiums bildete einen kleinen schönen Hofraum,

der von einem langen Häusergevierte eingeschlossen war, dessen geräumige Abtheilungen früher zu einem kleinen Spital, Schmiede, Tischler- u. dgl. Werkstätten, öffentlichen Küchen, Magazinen u. s. w. eingerichtet waren; dann befand sich eine Art Terrasse nahe an einem Ausgange des Refektoriums, mit einer steinernen Brustwehr umgeben, welche zugleich als Belvedere, und, was mir noch wahrscheinlicher däuchte, als Batterie und Festungswerk diente, von wo aus man eine schöne Aussicht über die ganze Landschaft und den großen, von einer beträchtlichen Mauer eingeschlossenen Garten hatte, der früher sehr schön und geschmackvoll mit Orangen-Alleen, Feigenbäumen, Pflanzenbeeten und sogar mit steinernen Bildsäulen, Bildhauerarbeiten, Urnen u. dgl. geschmückt war, die jetzt aber verstümmelt zur Erde lagen. Die Bäume allein waren stehen geblieben, was die jetzigen faulen Brasilier, die Alles verwildern lassen und sich an deren Früchten erlaben, gar nicht verdienen. Man könnte jetzt noch mit Fleiß und Thätigkeit diese Dörfer zu den blühendsten Ortschaften umwandeln; auch hätten gewiß die Deutschen, wenn sie mit bessern Hülfsmitteln versehen gewesen wären, das Ihrige beigetragen, die Waldungen waren jedoch zu weit entfernt; auch konnte der Absatz ihrer Produkte in solcher Hülflosigkeit nicht sehr ersprießlich sein. Im Ganzen genommen paßt die Beschreibung dieses Dorfes mit wenig Unterschied auf alle übrigen Missionsdörfer; alle bilden einen großen viereckigen Platz, der erstlich von drei Häuserreihen eingeschlossen ist. Die erste Reihe der Südseite besteht nur aus Wohnungen im Plainpied, die durchgängig sind in der ganzen Breite des Gebäudes, und in beinahe gleichen Zimmerabtheilungen bestehen. Diese Häuserreihe ist, wie die andern, eigentlich nur ein ganzes gemauertes Gebäude, das mit einem, zu beiden Seiten hervorragenden Ziegeldache gedeckt ist, und also eine gedeckte Gallerie bildet, die je zehn Schritte aus einander, meistens aus viereckig gehauenen blaßröthlichen Sandsteinpfeilern, aus mehreren Stücken bestehend, unterstützt ist, und alsdann ein breites, mit Backsteinen gepflastertes Trottoir

beschützt, und also die ganze Länge des Platzes von 500 Schritten ausmacht. Die zwei übrigen Gebäude, welche unten und oben den Platz beschließen, haben die Länge von 400 Schritten, welche zugleich die Breite des Platzes ausmacht. Die Nordseite beschließt also die Kirche und das Kollegium, welche als besondere Gebäude nicht mit den Häuserhallen fortlaufen können, denn diese umfangen nur die Wohnungen der Indianer auf allen Seiten; jetzt wohnen einige weiße brasilische Familien, Handelsleute u. s. w. in den besser unterhaltenen, und in den übrigen wenige Indianer. An allen vier Ecken des Platzes ist eine Oeffnung von zehn Schritten, die unter den Jesuiten mit massiven hölzernen Thorgittern verschlossen wurden, so wie denn auch der Gemeindebann mit tiefen Gräben versehen und von Guaranis-Schildwachen besetzt war, ohne die besondern Grenzeinzäunungen der jeder Mission zugehörigen Länderei zu rechnen. Das Dorf San Luys wurde von den Jesuiten 1632 unter dem Namen St. Joaquim gegründet, wurde aber aus Furcht vor den Portugiesen der Kolonie la Concepcion 1638 einverleibt, und nun hier durch die von den Portugiesen zerstörten Kolonien: Jesus Maria, la Visitation del Caapy und St. Pablo del Caaguazu 1687 neuerdings erbaut und ansehnlich verstärkt. Die Missionen von Paraguay bestanden aus 30 Dörfern oder Pueblos, wovon 7 jetzt zu Brasilien gehören; 15 befanden sich zwischen dem Uruguay und Parana, im nordwestlichen Theile von Corrientes; sie sind zwar zerstört, bestehen jedoch theilweise noch in bewohnbarem Zustande. Die Brasilier im Kriege mit Artigas, die empörten Indianer selbst, so wie die Paraguayer und Orientalen, haben der Reihe nach deren Zerstörung bewirkt. Acht Missionen endlich liegen auf dem rechten Ufer des Paranas und existiren jetzt noch, und also im wirklichen Paraguay, aber unter Administratoren, welche die Indianer ebenfalls als Leibeigene behandeln. Die sieben Missionen vom linken Uruguayufer sind folgende: St. Borja, eine Stunde vom Ufer entfernt, jetzt Hauptort dieser Gegend, ge-

ründet 1690, durch zahme Guaranis von St. Thomas
rsprünglich bevölkert. S. Nikolaus am rechten Ufer
es Piratinis von 1687, St. Luys, St. Lorenzo von
691 durch Indier von St. Maria la Major angelegt.
St. Juan, St. Miguel, früher Hauptort, gegründet
632, am Fuße des kleinen Tapégebirges. Sechs Jahre
päter flüchteten die Kolonisten vor den Portugiesen auf
as andere Ufer des Uruguay nach Concepcion. 1687
wurde sie an ihrer jetzigen Stelle neu gegründet. Diese
ier Dörfer liegen zwischen den Flüssen Piratini und
Jiui. St. Angelo, auf dem rechten Ufer des Jiui, eine
Kolonie von Concepcion, 1707 gegründet. Unser Dop-
elkleeblatt machte sich nun insgesammt marschfertig
nach St. Miguel; ich war zwar ein Bischen mürrisch,
weil ich hier nichts nach meinem Wunsche gefunden
atte, obschon mir der Kommandant die Schlüssel zu
llen Rumpelkammern und Magazinen gegeben hatte.
Wir trabten stolz und ziemlich gut bewaffnet durch das
Dorf hindurch, und machten Halt ungefähr eine halbe
Meile von St. Miguel, das nur 3—4 Meilen von
St. Louis entfernt ist, auf einem schönen Hügel, der
von prächtigen Palm- und Waldgruppen und von einem
iemlich breiten Bache, wie eine Halbinsel bekränzt war.
Hier ließen wir unsere Pferde weiden, und streckten
uns ins üppige grüne Gras; reichlich hatten wir unsre
Hörner mit Schnapps gefüllt und ließen im Angesicht
es Kirchthurms, der mit seinem Wetterhahne im Son-
nenscheine uns entgegen blitzte, und des ganzen Dorfes,
das sich sehr malerisch in einer etwas sumpfigen Ebene,
uf einem kleinen Hügelvorsprung darstellte, uns das
feurige Wasser wohlschmecken. Unser reizendes Lager-
plätzchen im Schatten säuselnder Palmen, die Umge-
gend u. s. w. versetzte uns in eine seltsame Stimmung,
und besonders gerieth mein Landsmann, der ein erklär-
er Pantheist war, in ungeheuern Gesprächseifer, wor-
n wir alle aufgeregt, große Theilnahme bezeugten.
Bruder Kirchenfackel, so nannten wir ihn scherzweise,
erklärte vor allen Dingen, daß die Erzählung unsrer
Abstammung von Adam und Eva eine Wahrheit sei,

wenn man nicht die Neger, die Indianer, Kalmucken u. s. w. und die Verheirathung Kains in Erwägung ziehe. Den Meister Moses, die Herren Josua, Abraham, Isaak, Jakob, Loth, David, Salomon und Comp. erklärte er für weise Ehrenmänner, wenn man sich nicht an die Kleinigkeiten stoßen wolle, die man irgendwo zu lesen finde. Er fand es sehr natürlich, daß die Juden mehr Reiter und Fußvolk auf die Beine stellen konnten, als der große Sultan Napoleon. Er lobte sehr die dichterische Schöpfungskraft, die nackte Wahrheitsliebe der Israeliten, das Feuer ihrer Gemälde, das Zartgefühl ihres Ideenschwunges; hauptsächlich, sagte er, waren die Griechen und Römer erbärmliche Stümper, z. B. in ihrer Mythologie kommen sie uns mit ihrem Phöbus, seinen Pferden und Sonnenwagen, der armseligen Aurora u. s. w., da steckt gar keine erhabene Idee dahinter; aber wenn das wahr ist, daß Elias mir nichts, dir nichts in einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren ist, dann ist das ganz etwas Anderes. Herkules war nur ein Lotterbube gegen den Simson. Es wundert mich gar nicht, fuhr er fort, daß Josua die Sonne in ihrem Laufe festhielt, unsre Astronomen haben sich geirrt, denn in einem schwäbischen Dorfe, vor nicht gar zweihundert Jahren, hatte der Schulze mit seinen Bauern mit einem Fischgarn die Sonne und den Mond fangen wollen, um beide in einen besondern Kasten zu sperren und an den Kirchthurm zu hängen, dann die Sonne bei Tage an einem Bindfaden heraus zu lassen und den Mond auf dieselbe Art des Nachts. Judith war ein gefühlvolles, patriotisches Frauenzimmer, und Bileams Esel konnte sprechen, weil mancher Esel nicht so dumm ist, wie man ihn dafür ansieht. Voltaire, Zapata u. A. waren Tagediebe und gelehrte Narren, die uns mit ihrem Witzeln und Grübeln nichts Neues gesagt haben; es ist Jammerschade für das Papier und die Unkosten, welche dabei vergeudet wurden. Aber die Juden, muß ich gestehen, waren doch ein Säuvolk, immer befanden sich die Kerls in Sklaverei unter andern Nationen, und konnten nichts

als schachern und wuchern. Hier machte Bruder Kirchenfackel eine Pause, denn der Straßburger Jude fühlte sich beleidigt, und bemerkte ganz unbescheiden, daß die Christen gar nicht so dick thun dürften mit ihrem Christenthum, denn sonst wollte er uns beweisen, daß wir Judenchristen und Christenjuden in vielen Beziehungen wären, wenigstens ein großer Theil der Christenheit, fügte er frech hinzu. Der Rosinenhändler meinte, daß die Sache nicht ganz unrichtig wäre, denn wenn ich den schurkischen Geschäftsagenten hier hätte, sagte er, so würde ich ihm jeden mir gestohlenen Heller an seinem Schurkenblute subtrahiren. Der Liqueurfabrikant wurde nun auch hitzig und wollte Voltaire nicht beschimpfen lassen, und der liederliche Offizier sagte lachend: wenn ich jetzt eine hübsche China neben mir hätte, so würde ich alsbald nachforschen, ob sie von Eva abstamme! Meine Wenigkeit mischte sich aus Zartgefühl nicht sehr in den Wortstreit, aber dem Rosinenhändler bewies ich meine Theilnahme; der Jude zankte sich mit der Kirchenfackel, dieser wieder abwechselnd mit dem Destillateur. Der Offizier machte endlich den Friedensrichter mit dem Schnappshorne, und Alle waren bald versöhnt. Der Theologe fing aber bald wieder zu plappern an, verlor sich dann in eine große Abhandlung über den Pantheismus, vertheidigte sich gegen unsere hitzigen Angriffe mit vielen deutlichen Grundbeweisen, und behauptete zuletzt, daß — doch um Mißverständnisse und Aerger zu verhüten, weil mir eben einfällt, daß nicht alle Leser mit Gerechtigkeit, Milde und Unbefangenheit über das unschuldige Gespräch urtheilen würden, und mir Zeitverhältnisse nicht gestatten, dasselbe fortzusetzen, so will ich denn die Sache dem Zufall aufsparen, bis mir einst ein generoser Buchhändler die zweite Auflage meines Buches abkaufen will. Es lag übrigens nicht in meiner Absicht, Jemanden nahe zu treten, sondern nur die verschiedenen Meinungen dieses Kleeblattes darzustellen, die, wenn auch ein Bischen ungehobelt, doch zuweilen mit gesundem Verstand aus reinem Herzen zum Vorschein kamen. Es wurde hier die Frage gelöst, welche

Wieland einst von einem Kosmopoliten wünschte beantwortet zu wissen, und dann fiel das Gespräch auf das Christenthum; unsere Kirchenfackel sammt den Uebrigen verwünschten die einfältigen Witzlinge und aufgeblasenen Gelehrten, welche über die unschuldigsten Kleinigkeiten des neuen Testamentes ganze Bände schmieren, mit griechischen und hebräischen Citationen ihrer naseweisen Dummheit einen gelehrten Anstrich geben, um von Narren ihrer Sorte vergöttert zu werden, und sich für ungeheuer weise dünken, wenn sie z. B. in dem Wunder von Canaan u. A. einige Zweifel anmerken wollen; wissen denn diese Narren nicht, daß z. B. die äußere Schaale, oder der einfache, unansehnliche Einband, oder auch nur das Titelblatt und einige Bogen und Sätze noch lange nicht den Kern oder den Werth eines Buches ausmachen. Sind nicht die Lehren und Grundsätze von reiner Gottes= und Menschenliebe, die Christus als unser Vorbild gab und selbst an seinen Feinden ausübte, die werthvollste Quintessenz aus dem neuen Testamente? Ist die Göttlichkeit des Menschensohnes zu bezweifeln, er, der edelste Mensch, der diese Grundsätze und Menschenpflichten getreu ausübte, ist er dadurch nicht zum Gottessohne gestempelt? Thut doch dasselbe, ihr einfältigen Christenmenschen, so werdet ihr auch eure göttliche Abstammung beweisen, und braucht euch nicht wegen der leeren Schaale blutige Köpfe zu schlagen. Der gesunde Verstand, die eignen Lebensbedürfnisse und Verhältnisse jedes Einzelnen zeigen ihm selbst den Weg, wie viel er von der Schaale und dem Kern zu seinem Gebrauche nöthig hat. Wenn die Sultane mit ihrem Satellitenschweifs, und hauptsächlich die Bonzen, ihre Menschenpflichten erfüllen, am eigentlichen Ganzen nicht zerren und flicken, und über die Schaale noch ein dickes Futteral stecken, so wird der christliche Religionswagen ganz ruhig fortwackeln und die Blätter der Geschichte darüber keine Blutspuren mehr hinterlassen. Der Theologe sprang nun auf das Gebiet der Geschichte über, und erlaubte sich deßhalb, die Menschen in mehrere Klassen einzutheilen: „Vor allen Dingen," sagte er,

ıd die Menschen, ganz milde beurtheilt, ohne Aus-
hme Narren, weil ihr ganzes nichtiges, aber auf
ıe Art dennoch wichtiges Thun und Streben auf
esem Erdenteller lauter Irrthum ist; wir wollen also
ese Narren wieder in ihre Narrenklassen eintheilen.
Die edelste, aber kleinste Narrenklasse besteht aus
rnünftigen und ehrlichen Menschen, die mit warmen
erzen und gesundem Verstand ihre Menschenpflichten
füllen, Gefühl für die Leiden ihrer Mitgeschöpfe haben
ıd Hand ans Werk legen, um ihre Nächstenliebe
ätlich zu beweisen; diese Narren verdienen moralisch
e Bürgerkrone, und wenn sie auch gesetzlich gehenkt
ürden. Die zweite Klasse, die gewöhnlichste und
äufigste, weil sie auch die Pflanzschule der Narren-
hurkenklasse ist, besteht aus Menschen, die überhaupt
ar keine Meinung und Beurtheilungskraft, viel weniger
ine eigene, noch eine geprüfte, am wenigsten vernünf-
ige Grundsätze haben, oder, was noch schlimmer ist,
ch einbilden, welche zu besitzen, indem sie das leere
Geschwätz von Andern zur Richtschnur und gedankenlosen
Nachäfferei gebrauchen. Die Erstern dieser Klassen
estehen aus der Hälfte Armen und redlichen Schwär-
mern, nebst den Bocksbeutel-Alltagsmenschen der mitt-
ern Klasse. Diese Eigenschaften zusammen genommen,
gehören endlich den Alltagsmenschen des hohen und
guten Tones zu, worunter Vorrechtler, überschnappte
Gelehrte, Demüthige und Einfältige, Furchtsame und
Dummstolze, Egoisten u. s. w. Die dritte und letzte
größte Klasse sind die Schurken, der Ocean des mensch-
lichen Elendes, sie zerfällt in vier Theile. Die drei
ersten Viertel enthalten die Hauptschurken; darunter
verstehe ich Gelehrte, die ihre Talente zu Schurkereien
anwenden, um ihre Mitgeschöpfe zu quälen, z. B.
die Jesuiten, Sophisten, Mystiker, Bonzen u. s. w.;
dann kommen die Werkzeuge ihrer Bosheit, welche den
Ersten in die Hände arbeiten, und bald, wie jene Ersten,
selbst auf Thronen und Rathsherrensesseln paradiren,
zuweilen als republikanische Volksrepräsentanten, Juri-
sten, Geschäftsagenten, Vormünder u. s. w. zum Vor-

schein kommen, aber Ausnahmen gestatten; dann folgen die Aspiranten auf Hauptschurkenrang, das zahllose Heer von Demüthigen, Geduldigen, Furchtsamen, Egoisten, Atheisten, Vorrechtlern, Einfältigen, Verleumdern &c. &c. Nachher kommen die lauwarmen Schurken, welche die Insekten dieser genannten Sorte Menschenthiere ausmachen und ebenfalls Fähigkeiten für Hauptschurkenrang besitzen. Es sind Menschen, welche Niemand etwas zu Leide thun, aber auch nicht das Mindeste thun wollen, um Gutes ihren Mitgeschöpfen zu erweisen; das ist aber nicht genügend, um ein ehrlicher, vernünftiger Menschennarr zu sein, so wenig als die Folgenden, welche aus Faulheit und Bequemlichkeit, obschon sie einigen Drang zum Gutes thun verspüren, bloß bedauernd die Achseln zucken und öfters aus Faulheit und furchtsamen Vorurtheilen sogar sich scheuen, einige Worte zu Gunsten eines armen, ehrlichen Teufels auszusprechen, um ihm sammt Frau und Kindern zu einem Stück Brot zu helfen; man hat öfters Gelegenheit, bei Bewerbung von öffentlichen Stellen solche Beobachtungen zu machen; solche Alltagskreaturen fürchten sich, ein Wörtchen der Empfehlung fallen zu lassen, um sich ja nicht zu compromittiren, wenn der arme Teufel nicht kriechen will und kann. Ein Schurke ist jeder, wenigstens in Danischmends und Gleichgesinnter Wörterbuche, der nicht jede Gelegenheit, die sich ihm darbietet, benutzt, um Gutes zu thun und mit seinem schwankenden Betschwesterwesen Andere daran verhindert; man verlangt ja nicht, daß sich diese Automaten aufopfern, oder ihre Menschenpflicht an wirklich Unwürdigen verschwenden sollen, aber unwürdig scheint diesen Nullen jeder ehrliche Mensch, der kein Geld, noch Aussichten besitzt, und vor ihnen nicht herumwedelt, um ihrer Betschwesterbehaglichkeit ein Brotkrümlein zu betteln; übrigens ist Jeder ein ausgemachter Schurke, der nur im Geringsten verlangt, daß ein Mitmensch vor ihm kriechen soll, natürlich auch der, welcher Kniebeugungen fordert. Das letzte Viertel endlich besteht in ziemlich honnetten oder entschuldigungs-

erthen Schurken, welche aus grenzenlosem Hunger, Noth, Mangel, Rache, Erbitterung, durch die Kniffe nd Ungerechtigkeiten der Hauptschurken herbeigeführt, ezwungen und mit schmerzlichem Widerwillen im Her=n, Schurken und Verbrecher an ihren Mitmenschen urden. Dieses Viertel enthält meistens Menschen aus er vernünftigen, ehrlichen Narrenklasse, welche mora=sch die Bürgerkrone verdienen u. s. w. Wenn man un die drei ersten Viertel der Hauptschurken unter ie Eisbären schicken würde, so würde das letzte Viertel ald wieder zu ehrlichen Menschen sich umbilden. Mein andsmann erzählte uns nun ein Weites und Breites ber die Jesuiten mit und ohne Ordenstracht, von hren Schurkereien und ihrem blasphemischen Wahl=pruch, von der Quintessenz ihres Giftinstitutes: „der Zweck heiligt die Mittel,“ von dem besten Papste, den s je gab, Clemenz XIV, der von diesen Schurken ergiftet wurde, von ihrer Vertreibung, ihren Missio=nairen u. s. w. Kurz, um ein Jesuit des Ordens und in Anhänger des Jesuitismus zu sein, muß man zur rößern Ehre Gottes und um zum vorgenommenen Zwecke zu gelangen: zahllose Morde, Meineide, Lügen, Schändungen und die schändlichsten Bubenstücke an der Menschheit begehen. Unser Jude sagte sogar selbst, daß r sie als Kaufleute respektiren wolle, aber um ein Jesuit zu sein, ließe er sich nicht mit Haufen Goldes erleiten. Unser Destillateur sagte: Da kann man sehen, wie weit es Gelehrte, die ihre Talente zu Schurkereien nwenden, bringen können; diese Hyänen verstehen das Destilliren besser als ich; sie haben die ärgsten Schur=kereien bis zur subtilsten Quintessenz zum Verderben der Menschheit herausdestillirt, da ist mein double Extrait d'Absinthe eine Lumperei dagegen! — Das ganze philanthropische Doppelkleeblatt brach nun in ein Chor von Flüchen und Verwünschungen über die Jesuiten und die Befolger ihrer Grundsätze aus, und mit bluten=dem Herzen wurden zum Troste einige tüchtige Hiebe Schnapps genommen und die Pferde gesattelt, denn die Sonne neigte sich und mahnte uns zum Aufbruche.

Un pape nous abolit:
Il mourut dans les coliques.

Dufond d'un certain palais
Nous dirigons nos attaques.
Les moines sont nos valets:
On a refait leurs casaques.
Les missionnaires sont tous
Commis-voyageurs trafiquant pour nous.
Les capucins sont nos cosaques. etc.

Wir erreichten bald das schöne Dorf St. Miguel, was früher stark befestigt schien — es waren noch Spuren von Gräben, Ringmauern und Thorangeln sichtbar — und nahmen unser Absteigequartier bei einem reichen Brasilier, der eine ziemlich assortirte Venda hielt, und, wie wir später von einigen alten Guaranis vernahmen, als Beamteter sich reich gestohlen hatte. Der Ladendiener war ein europäischer Portugiese, ein junger, freundlicher Mann, welcher mir auf meine Bitten versprach, Allem aufzubieten, um mir auf den folgenden Morgen eine Menge Schriften, Rechnungsbücher u. dgl. hervorzusuchen, die sein Herr noch von seinem frühern Posten her besitze. In diesem Dorfe wohnten zwei Deutsche, welche uns erzählten, daß unweit vor dem Dorfe ein Mecklenburger Bauer wohne, der ein artiges Gewerbchen besitze, auch erwachsene Kinder, worunter eine hübsche Tochter. Unser Hauptmann hatte große Lust, dahin zu reiten, und konnte uns endlich bewegen, um einen guten Weideplatz zu finden, ihm zu folgen. Der Bauer mit seiner Familie nahm uns ziemlich gastfreundlich auf, obschon seine ehrbare Familie noch ein Bischen gehobelt sein dürfte; das Mädchen spielte ein Bischen die Spröde, vermuthlich, weil sich ein junger, deutscher Schuster, der in der Hütte wohnte, ein Bischen eifersüchtig zeigte, und der alte Bauer las uns inzwischen aus der Bibel, die er seinen einzigen Trost hieß, ein Kapitel vor. Unser Offizier bekam Langeweile und wollte mit der Tochter plaudern, die ihm aber auswich; dann fing er an, ein französisches Schelmenliedlein zu singen, worin der Husar und der Jude

instimmten. Der Bauer schlug nun die Bibel zu, was mir sehr erwünscht war, denn der Kerl las erbärmlich schlecht und verstand selbst kaum drei Worte von dem Inhalte; es war das Buch Hiobs und betraf das Wettgespräch des Teufels u. s. w. Wir speisten nun etwas Fleisch und Suppe, und dann erzählte ich bis in die tiefe Nacht erbauliche Liebes- und Klostergeschichten, so daß die Tochter ganz zutraulich wurde und sich in meine Nähe setzte. Den folgenden Morgen ließen wir unsere Pferde und Effekten dort, und gingen zu Fuß in das Dorf zurück, um dasselbe zu begucken; die Kirche war gewiß früher ein Prachtwerk, was die Ruinen der Brandstätte noch deutlich bewiesen; der Kirchthurm war zwar nicht hoch, aber geschmackvoll aufgeführt, sein Dachstuhl halb eingestürzt, so wie denn überhaupt die steinernen Stufen und das Gemäuer äußerst baufällig waren und sich losbröckelten, denn ich suchte bei den Schalllöchern heraufzuklettern, um wo möglich den Wetterhahn zu untersuchen, ob sich vielleicht in seinem Bauche Schriften vorfänden, mußte aber mein Vorhaben aufgeben, wenn ich nicht den Hals brechen wollte. Das Kollegiumsgebäude war sogar zwei Stock hoch und enthielt Glasfenster; beinahe gegenüber auf der Südseite befand sich ein kleines Gebäude von zwei Stockwerken, mit einer Altane versehen, das früher zum Gerichtssitze bestimmt war. Der Garten mochte ehedem prachtvoll gewesen sein, und dessen Vorderseite zeigte noch ein steinernes, ausgehauenes Geländer, dessen Eingang vermittelst zwei zerstümmelten Statuen geschmückt war; überhaupt schien man früher auf Verschönerung dieses Hauptortes in Allem getrachtet zu haben. Als wir in der Venda wieder einkehrten, so überreichte mir der Ladendiener mehrere gedruckte spanische Folianten, die sehr viel Interessantes aus den Eroberungszeiten und Seefahrten der Spanier enthielten; dann wies er mir selbst ein Zimmer, wo ein Haufen Handschriften und Rechnungsbücher halb vermodert da lagen. Ich musterte lange, bis ich etwas Taugliches fand, bemächtigte mich dann einiger alter

Rechnungen und eines Wulstes von Papieren, die mir ein Tagebuch von militärischen Depeschen, Befehlen, Rapporten u. dgl. schienen, und ich konnte daraus schließen, daß sich hier das Generalquartier der spanisch-portugiesischen Armee befand. (Die dritte Abtheilung des folgenden achten Abschnittes enthält den interessantern Theil dieser Aktenstücke.) Denselben Tag noch reisten wir nach dem Dorfe St. Lorenzo, wo wir über Nacht blieben und dann den nächsten Weg über den Fluß Camacua nach dem Dorfe St. Franzisko de Borja (Borgia) nahmen.

Achter Abschnitt.

Erste Abtheilung.

Ausführliche, werthvolle, geschichtliche Beschreibung, welche Mittel die Eroberer von Amerika angewendet haben, um sich die Indianer zu unterwerfen, sie in Kolonien zu vereinigen und zu civilisiren; von der Art, wie dieselben regiert wurden; als Einleitung hinsichtlich der von den Jesuiten gestifteten und unterworfenen Kolonien.

Bei dieser Gelegenheit finde ich mich verpflichtet, den Spaniern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und die von vielen Reisenden und Schriftstellern ihnen zur Last gelegten, ungeheuern Grausamkeiten, außer einigen außerordentlichen Vorfällen, als unwahr zu widerlegen, denn hauptsächlich rühren diese Verleumdungen von den Mönchen und Jesuiten her, die damit ihre eigenen schlechten Absichten und despotischen Handlungen bemänteln wollten. Spanien besaß von jeher eine beträchtliche Sammlung von Gesetzen zu Gunsten der Indianer, welche auch, wie es die Erfahrung in der Gründung ihrer Kolonien und Komthureien beweist, gehandhabt wurden. Die Spanier haben sich auch niemals mit dem schändlichen Sklavenhandel abgegeben, und wenn sie sich auch zuweilen in der Nothwendigkeit befanden, Sklaven zu kaufen, so haben sie dieselben mit der größten Menschlichkeit und Milde behandelt, so daß mancher Sklave gestorben ist, ohne je einen Peitschenhieb empfangen zu haben. Wenn man daher die Großmuth, welche sie gegen die Neger bewiesen, in Erwägung zieht, so muß man von selbst zugeben, daß sie auch gegen die Indianer so verfuhren; ich selbst habe an verschiedenen Orten spanische Codexe gelesen,

worin jeder Paragraph die größte Milde und reinste Menschenliebe hinsichtlich der Indier aussprach. Ganz anders verhielt es sich hauptsächlich mit den Portugiesen, auch den Engländern, Franzosen, Holländern u. s. w., die sich in ihren Besitzungen die größten Grausamkeiten gegen die Indier und Neger erlaubten, auf die Erstern förmliche Jagd machten, sie, wie wilde Thiere, todtschossen und unter ihren Stämmen innere Kriege anzettelten und unterhielten, um sich unter einander selbst zu vertilgen. Die Verfahrungsweise der Spanier in Anlegung ihrer Kolonien war daher ganz verschieden von derjenigen der andern Europäer im übrigen Amerika. Meine eigenen Erfahrungen und Nachforschungen, die ich deßhalb machte, habe ich gänzlich nach D. Felix von Azaras Reisen geordnet, der hierüber, so wie in seinem ganzen Buche, von den berühmtesten Reisenden als der wahrheitliebendste Mann und mit schätzbaren Kenntnissen begabt, verehrt wird; so hoffe ich hauptsächlich einer großen Klasse meiner Leser einen Dienst damit zu erweisen. Wenn die militärischen spanischen Anführer auf ihren beorderten Entdeckungsreisen feindselig von den Indianern behandelt wurden, so zog man förmlich gegen sie zu Felde, und wenn sie besiegt waren, wurden sie als Dienstboten unter die Spanier vertheilt, aber so milde behandelt, daß sogar viele Indier sich freiwillig in dieser Eigenschaft ihnen unterwarfen, woraus denn die sogenannten Komthureien, unter dem Namen von Yanaconas, oder geborne Indianer, entstanden. Diese Indier wohnten daher in der Nähe auf dem Besitzthume eines solchen Anführers oder Hauptmanns, der nun den Namen Komthur führte; derselbe durfte sie durchaus nicht mißhandeln, und bediente sich ihrer nur als Knechte, die er weder in ihrer allfälligen Krankheit, oder in hohem Alter, nicht fortjagen durfte; auch war er verpflichtet, sie zu kleiden und zu nähren, und im Christenthum zu unterrichten. Alljährlich wurden Kommissaire abgeschickt, welche die nöthigen Untersuchungen anstellen und allfällige Klagen der Indier anhören mußten. Indierstämme, welche sich friedlich unterwarfen

oder einen Krieg durch Kapitulation endigten, wurden gezwungen, auf ihrem eigenen Gebiete irgend eine Gegend auszuwählen, wo sie sich Hütten aufschlagen mußten, um mehr oder weniger ein Dorf zu bilden; einer solchen Niederlassung wurde dann ein Kazike oder irgend ein tauglicher Indier als Gemeindevorsteher, nebst einigen Beamteten, nach Art der spanischen Ortschaften, zugetheilt, woraus eine andere Art Komthureien entstand, unter dem Namen Mitayos, welche unter Spanier nach dem Grade ihrer geleisteten Dienste ausgetheilt wurden, aber von diesen nicht so stark gesucht wurden, wie die Yanaconas, weil die Indier der Mitayos-Komthureien bloß im Alter von 18—50 Jahren nur abwechselnd zwei Monate hindurch für den Komthur arbeiten mußten. Die übrige Jahresfrist hindurch waren sie vollkommen frei und genossen einerlei Rechte mit den Weißen; auch waren sämmtliche Weibspersonen, die ältesten Söhne der Kaziken und die indischen Beamteten zu keinerlei Komthurarbeit verpflichtet. Der königliche Schatz war damals zu entkräftet, um die beständigen Befehle des Hofes, die Entdeckung des Landes eifrig auszudehnen, mit Geldern und Truppen zu unterstützen; der Oberbefehlshaber von diesem Theile Südamerikas, des damaligen großen Paraguaystaates Domingo Martinez de Yrala, verfiel daher auf die erfolgreiche Methode, vermittelst Privatleuten, die Eroberung fortzusetzen, ohne daß die Staatsverwaltung und der königliche Schatz die geringsten Unkosten dabei gehabt hätten: Wenn er nämlich erfuhr, daß sich irgendwo eine nicht allzustarke Anzahl von Wilden aufhielt, so erlaubte er dem Ersten, Besten, der es über sich nehmen wollte, durch Güte, List oder Waffen auf seine eigenen Kosten sich dieser Indier zu bemächtigen, eine eigene Kolonie aus ihnen zu bilden, oder nach Gutdünken sie mit einer früher unterworfenen Kolonie zu vereinigen und die Rechte eines Komthurs zu genießen. War hingegen die Anzahl der Wilden zu beträchtlich, um auf guten Wegen und mit geringen Kräften Kolonisten aus ihnen zu bilden, so sammelte Yrala eine

Kompagnie Spanier Freiwillige, welche er nach dem Gebiete derselben abschickte, um einen Flecken zu erbauen, und alsdann die Wilden zu zwingen, sich daselbst anzusiedeln. Die Theilnehmer eines solchen Zuges theilten sich dann nach Verhältniß in die Indier und die eroberten Landstrecken. Solchen Unternehmern ertheilte Yrala zur Aufmunterung und Entschädigung für erlittene Kosten und Lebensgefahren, das Recht, für sich und ihre zweiten Nachfolger lebenslänglich die Vortheile eines Komthurs zu genießen, dann aber waren die Indier vollkommen frei, und genossen dieselben Rechte, wie die Spanier, nur daß sie jährlich einen bestimmten kleinen Tribut an die Regierung abgeben mußten. Yrala hatte sehr richtig geurtheilt, daß die Dauer von zwei Menschenleben genügend wäre, um die Indier unter der Leitung des persönlich dabei interessirten Komthurs im Christenthum zu unterrichten und zu civilisiren und sich mit den Spaniern zu verzweigen, und verband durch diese weise Einrichtung zugleich Belohnung, Ausdehnung der Eroberung und Civilisation, der Krone große Vortheile gewährend, ohne ihr Auslagen zu verursachen. Mit wenig Unterschied beobachtete man auch diese Methode im übrigen spanischen Amerika. Die Vermischung der Spanier mit den Indianerinnen trug hauptsächlich nachher Vieles dazu bei, die Eroberungen zu erleichtern, denn weil die ersten Eroberer keine oder sehr wenige Frauenzimmer aus Europa mitbrachten, und ganz natürlich derer bedurften, so begnügten sie sich gerne mit Indianerinnen, welche sie theilweise sich priesterlich, und was öfters das Nämliche ist, sonst zu Frauen annahmen. In diesem Punkte herrschte eine vollkommene Freiheit, denn Mancher hielt sich, nach türkischer Sitte, mehrere Frauen, z. B. Yrala zeugte Kinder mit sieben Indianerinnen, welche gegenseitig Schwestern waren. Cortez u. s. w. Die Mestizen, welche aus solchen Heirathen entstanden, wurden wirklichen Spaniern gleich geschätzt; dem ungeachtet hielten die Spanier immer ihre Religion bei, und als sie ein Bischen die Indiersprache gelernt hatten,

o suchten sie auch denselben ihre wenigen Religionsbegriffe beizubringen. In den ersten Eroberungszeiten konnten daher die wenigen Mönche und Priester in dieser Beziehung nicht viel leisten, bis sich nach Erbauung einiger Städte, Flecken und Kolonien ihr Mangel fühlbarer machte, denn selbst die wenigen Priester, welche ein Bischen die Indiersprache verstanden und im Lande herumreisten, fanden nicht Zeit genug, um alle Indier, die es verlangen mochten, taufen zu können. Dieß war nachher der Grund, warum man endlich in Europa um Jesuiten ansuchte, welche Ende des sechzehnten und im Anfange des folgenden Jahrhunderts anlangten. Im Jahre 1612 sandte der spanische Hof den D. Franzisko Alfara, Auditor bei der Audiencia von Charcas, als Oberaufseher über die neu errichteten Kolonien nach Paraguay, welcher sogleich die alberne Maßregel einführte, die bisher Statt gefundene Eroberungsmethode, welche so nützliche und schnelle Fortschritte machte, und die Komthureien gänzlich aufzuheben. Alfara hatte eine besondere Vorliebe für die Jesuiten, und diese hatten ihn daher zu diesen Schritten, wohlberechnet zu ihrem spätern Vortheile anzuwenden, verleitet. Natürlich fanden nun Privatpersonen kein Interesse mehr, sich mit dem Kolonisiren der Indier zu beschäftigen, und die Statthalter besaßen so wenig Mittel und Truppen, als vorher, um die Eroberungen auszudehnen, daher denn eine völlige Unthätigkeit und verwilderte Nachlässigkeit eingerissen war. Die Portugiesen benutzten diese Umstände, welche vorher durch die kriegerische Thätigkeit der Spanier im Respekt erhalten wurden; sie verfolgten die Indier bis in die entferntesten Gegenden, selbst auf spanischem Gebiete, und bemächtigten sich eines bedeutenden Theils dieser Länder, Matto Grosso, St. Catharina u. s. w. Ungefähr dieselbe Eroberungsmethode, wie die Spanier, führten auch die Portugiesen, daher ihre Capitanerien nichts Anders, als Komthureien sind, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie die Indier äußerst grausam behandelten, an Privaten verschenkten, und selbst als Sklaven in

ferne Gegenden verkauften. Die Capitanerien waren bei ihnen erblich, und der König belehnte damit hauptsächlich viele Große, unter dem Namen von Domainen; auch ertheilte er denselben die ausgedehnteste Civil- und Kriminal-Jurisdiktion; diese Art Fürsten übten nun die größte Tyrannei aus, bis sich endlich auf königlichen Befehl, ein Hauptsitz der Regierung in Bahia bildete, und ein Generalgouverneur mit voller Civil- und Kriminalgewalt ernannt wurde. Durch Aussterben u. s. w. fielen nach und nach diese Capitanerien wieder der Krone zu. Es sind zwar später von Portugal mehrere Gesetze zu Gunsten der Indier errichtet worden, so auch ein Dekret von D. Pedro I., worin die Indier dieselben Rechte, wie die Weißen, genießen sollten, aber meistens im brasilischen Schlendrian der Willkür nicht befolgt werden. Wir kehren nun wieder zu den Folgen der Befehle Alfaras zurück, welche nun die Methode der Priester, hinsichtlich der Kolonien, nach sich zogen: Seitdem hatte es immer einige Priester gegeben, die sich bemühten, wilde Indier zu unterwerfen; sie thaten dieses aus verschiedenen Ursachen, woran religiöser Eifer wenig Theil haben mochte, denn sie erhielten öfters für diese Reisen Beförderungen, theils konnten sie freier und ungezwungener leben, wenn sie von ihren Obern entfernt waren; auch erhielten sie dafür ansehnliche Soldzulagen. Alle solche Vorschläge dieser Priester wurden von den Beamteten und Gouverneuren günstig aufgenommen, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, bei Hofe sich geltend zu machen, und sich fürchteten, ohnedem von den Priestern als ketzerisch Gesinnte, oder auf andere Art verleumdet zu werden. Dergleichen Projekte hatte man in Madrid immer genehmigt, und die verlangten Gelder unverzüglich dazu angewiesen. Bei dem Proselytenmachen wurden vorerst den Wilden einige kleine Geschenke gemacht, und ihnen durch zahme Indianer gesagt, daß, wenn sie sich irgendwo niederlassen wollten, man ihnen einen oder zwei Geistliche zuschicken würde, um bei ihnen zu wohnen und ihnen die nöthigen Lebensmittel und Bedürfnisse zu reichen.

Natürlich ließen sich die Wilden immer diesen Vorschlag gefallen, genährt zu werden, ohne zu arbeiten, denn es ist leicht zu begreifen, daß es ihrer angebornen Trägheit erwünscht sein mochte. Als Hauptsache wurde dann zuerst den Geistlichen sogleich ihre Besoldung bestimmt, welche sie ziehen sollten, und dann begaben sich diese mit den nöthigen Handwerkern und Leuten an Ort und Stelle, um eine Wohnung für den Priester und eine kleine Kapelle zu errichten. Nach vollendeter Arbeit kehrten die Leute zurück, und die Priester blieben dort allein und trieben keine andere Beschäftigung, als zuweilen den Wilden die Lebensmittel auszutheilen, denn weil man sich gegenseitig nicht verstand, so hatte man nichts zu thun, als zu essen und zu schlafen. Wenn zuweilen ein Indier bei diesem Leben Langeweile bekam, so ging er seiner Wege, und kehrte zurück, wenn er des Herumtreibens müde war. Eine solche Anstalt nannten die Priester eine Kolonie von Indiern; wenn aber die Lebensmittel und die Gelder bis auf den letzten Heller ausgegeben waren, so hatte die ganze Kolonie ein Ende, aber dem Hofe durfte so etwas nie gemeldet werden. Zwei Jahrhunderte und darüber dauerte diese Methode, und obschon die Geistlichen diese Lüderlichkeit nicht rechtfertigen konnten, so gaben sie dennoch den Mangel an Geldern der Feindseligkeit der Gouverneure und der Bosheit der Spanier schuld. Die Jesuiten verfuhren jedoch weit klüger als diese, wie ich in der zweiten Abtheilung bemerken werde. Ueberhaupt war höchst selten ein Mönch zu finden, der die Indiersprache genügend kannte, und auch in diesem Falle ist selbst die Guaranisprache zwar eine der leichtesten und ausgedehntesten indischen Mundarten, aber dennoch äußerst wortarm, daß es unmöglich war, selbst mit vielen spanischen Wörtern vermischt, einen zusammenhängenden Vortrag in dieser Sprache zu halten. Die Jesuiten, die sich unter allen Priestern am meisten Mühe gegeben haben, um die Sprachen dieser Wilden zu erlernen, sind doch während zwanzig Jahren, die ihre Missionaire bei den Abiponen, den Pampas u. s. w. zugebracht haben, nie

im Stande gewesen, eine Grammatik, Wörterbuch oder einen Katechismus in diesen Sprachen zu verfertigen. Eben so wenig ist es ihnen mit der Sprache der Payaguas geglückt, obschon dieselben im beständigen Verkehr sich mit ihnen befanden, und dicht vor dem Thore ihres Kollegiums zu Assumption wohnten. Der Guarani-Katechismus ist der einzige, der im ganzen hier beschriebenen Landestheil existirte.

Zweite Abtheilung.

Von den Mitteln, deren sich die Jesuiten bedient haben, um sich die Indianer zu unterwerfen und sie in Kolonien zu vereinigen, und von der Art und Weise, wie die letztern administrirt wurden.

Die Beurtheilung Peters des Großen, Kaisers der Russen, über die Jesuiten.

Ich weiß, daß der größte Theil der Jesuiten im höchsten Grade unterrichtet ist, und daß sie, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den Staaten ganz vorzüglichen Nutzen bringen könnten; aber ich weiß auch eben sowohl, daß sie die Religion nur zu ihrem persönlichen Vortheile gebrauchen; daß dieses Aeußere von Frömmigkeit einen unmäßigen Ehrgeiz und ein verwickeltes Triebwerk zu Ränken verbirgt, dessen Spiel nur darauf ausgeht, ihren Reichthum zu vermehren, und die Herrschaft des Papstes oder vielmehr ihre eigene, in allen Staaten Europas einzuführen oder zu befestigen; daß ihre Schulen nur ein Werkzeug der Tyrannei sind, daß sie zu große Feinde der Ruhe sind, als daß man von ihnen hoffen könnte, sie würden sich nicht in die Angelegenheiten meines Reiches mischen: so leiste ich Verzicht darauf, sie anzunehmen, indem ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß es noch Höfe in Europa gibt, denen nicht die Augen über sie und über ihr hinterlistiges Betragen aufgehen.

Meine Leser haben in der ersten Abtheilung dieses Abschnittes gesehen, daß die Jesuiten bei ihrer Ankunft die von den Komthuren errichteten Kolonien schon völlig zu ihren Zwecken vorbereitet fanden; obschon sie sich als Stifter derselben aufwarfen. Die Jesuiten verpflanzten nur die in denselben vereinigten Indier bis an den Paranastrom und führten daselbst die nämliche

erfassung in denselben ein, die sie in allen ihren übri-
n Kolonien eingeführt hatten, und dasselbe Verfah-
n in allen spätern auch in Brasilien beobachteten.
ie Jesuiten selbst geben in ihren Schriften folgende
uskunft über ihre Kolonisationsmethode: Sie hätten,
gen sie darin im Jahre 1609 angefangen, die Kolo-
e von St. Ignacio-Guazu zu gründen, und zwar ver-
ittelst einer großen Anzahl ausgesuchter Indianer, die
e aus der sehr alten Kolonie von Yaguaron heraus-
gen, und mit Hülfe einer Abtheilung spanischer Trup-
en die wilden Indier gezwungen, sich an einem festen
Orte nieder zu lassen, und eine Kolonie zu bilden; in
en folgenden 25 Jahren hätten sie auf dieselbe Art
och achtzehn andere Kolonien errichtet, und hierauf
wären 51 Jahre bis zur Gründung der Kolonie Jesus
erflossen, die sie auch nur von Indiern aus der schon
ber 77 Jahre alten Kolonie von Ytapua errichtet hät-
en. Die übrigen sechs Kolonien in dieser Provinz sind
nicht von Wilden angelegt worden, sondern von solchen,
die aus schon vorhandenen und vollkommen eingerich-
eten Kolonien herausgezogen wurden. Die Jesuiten
behaupteten zugleich, daß, um diese Indier in einem
esten Wohnorte zu vereinigen und zu unterwerfen, sie
ich nur allein der gütlichen Ueberredung und der apo-
tolischen Predigten bedient hätten. D. Azara macht
ihnen nun zwei wahre und Jedermann leicht begreifliche
Einwendungen: die erste besteht darin, daß sie ihre
neunzehn ersten Kolonien in dem kurzen Zeitraume von
25 Jahren errichtet haben, daß alsdann aber die Früchte
ihres apostolischen Eifers sich plötzlich endigten, und
daß sie volle 112 Jahre hindurch keine einzige Kolonie
mehr errichtet haben, nämlich von 1634, wo die Kolo-
nie St. Cosme gegründet wurde, bis 1746, wo sie St.
Joaquim anlegten. In dieser langen Zwischenzeit grün-
deten sie keine neue Kolonie, als die von Jesus, und
dieß geschah nicht durch apostolische Künste, sondern
vermittelst der Indier von Ytapua, wie schon bemerkt.
Zweitens, daß diese 25 Jahre, in denen so sehr viel
neue Kolonien gegründet wurden, gerade in die Zeit

stelen, wo die Portugiesen auf allen Seiten die Indianer wüthend verfolgten, um sie als Sklaven zu verkaufen, und wo die erschrockenen Indier überall herbeiströmten, um zwischen dem Parana und dem Uruguay und in den dortigen Wäldern, in welche diese Menschenjäger nicht so leicht dringen konnten, eine Freistätte zu suchen; hier entgingen sie auch wirklich den Nachstellungen ihrer Verfolger. Wenn man nun diese beiden Bemerkungen verbindet, so muß man wohl glauben, daß diese jesuitischen berühmten Kolonien ihre Entstehung eher der Furcht, welche die Portugiesen den Indiern einjagten, als den apostolischen Künsten der Jesuiten zu verdanken hatten. Es war doch in der That sehr natürlich, daß sie sich diese Indier leicht unterwerfen, und sie nach Belieben leiten konnten: denn ein verjagtes und von einem panischen Schrecken ergriffenes Volk läßt sich gerne Alles gefallen. Der gänzliche Stillstand, welcher plötzlich eintrat, als die ersten 19 Kolonien so schnell begründet waren, beweist ja offenbar, daß es mit Errichtung derselben eine ganz andere Ursache gehabt haben muß. Die natürlichste scheint jedoch von dem Schrecken der Indier herzurühren: denn auch die Errichtung der frühesten weltlichen Kolonien hatte man allein der Furcht der Indier vor den Spaniern zu verdanken. Man sieht hiemit aus Allem, daß die Jesuiten den Weg gütlicher Ueberredung für ganz überflüssig hielten, und sich durchaus nur weltlicher Mittel bedienten. Jedoch wandten sie diese mit so viel Mäßigung, Geschicklichkeit und Schlauheit an, daß sie allerdings deßhalb gelobt zu werden verdienen. Sie selbst suchten zwar mit der größten Sorgfalt ihre Kunstgriffe geheim zu halten, und dieses war auch sehr natürlich ihrem sonstigen Geheimnißkram eigenthümlich. D. Azara spricht nun hier persönlich: „Ich habe jedoch Gelegenheit gehabt, ihr Benehmen dabei auf das Genaueste kennen zu lernen, und will daher meinen Lesern eine Beschreibung davon mittheilen: Wenn sie z. B. erfuhren, daß sich ein Haufen wilder Guaranis in ihrer Nähe aufhielt, so überschickten sie ihnen einige kleine

Geschenke, meistens durch zwei zahme Indier, welche ihre Sprache redeten, und welche sie aus ihren ältern Kolonien aussuchten. Diese Sendung von Geschenken wiederholten sie öfters und ließen ihnen durch die Ueberbringer sagen, daß sie von einem Jesuiten herkämen, der sie äußerst zärtlich liebte, und nichts Sehnlicheres wünschte, als bei ihnen zu leben und ihnen noch kostbarere Geschenke zu machen, unter andern auch eine Menge Kühe, damit sie sich ohne Arbeit und Beschwerden täglich satt essen könnten. Die Wilden nahmen dieses Anerbieten ohne Bedenken an; hierauf begab sich der Jesuit zu ihnen, mit allem, was er ihnen versprochen hatte, begleitet von einer beträchtlichen Anzahl zahmer Indier. Diese Indier blieben bei dem Jesuiten, damit er vorschützen konnte, ihrer Hülfe zu bedürfen, um ein Haus für ihn zu bauen und die Kühe zu hüten. Mit den Kühen war man jedoch bald fertig, weil die Wilden nichts thaten, als essen; sie forderten hierauf noch andere Kühe, die ebenfalls im zahlreichen Begleite von ausgesuchten Indiern herbeigeführt wurden. Alle diese Indier blieben ebenfalls bei den Uebrigen, unter dem Vorwande, daß sie eine Kirche und allgemeine Gebäude aufführen und den nöthigen Mais, Mandiok u. dgl. pflanzen müßten. Durch die reichliche Nahrung, die zudringliche Freundlichkeit des Jesuiten, das gute Benehmen der zahmen Indier, durch Musik und mancherlei angestellte Feste, und weil man jeden Anschein von Unterwürfigkeit sorgfältig zu vermeiden suchte, wurden nach und nach alle Wilden aus der ganzen Gegend herbeigelockt. Endlich aber ließ der Jesuit die sämmtlichen Wilden zusammen kommen, und sie durch seine weit zahlreichern Indier umringen; hier gab er ihnen nun in wenigen Worten und mit dem sanftesten Tone zu erkennen, daß es höchst ungerecht wäre, wenn seine mitgebrachten Indier, ihre Brüder, immer allein für sie arbeiten müßten, daß sie daher ebenfalls Hand mit anlegen sollten. Ein Theil der Wilden war natürlich über diesen Vorschlag sehr unzufrieden; allein da sie sahen, daß die zahmen Indier ihnen an Anzahl weit überlegen waren,

und der Jesuit die Kunst verstand, ihnen gelegentlich zu schmeicheln, Einige zu belohnen, Andere jedoch mit der größten Gelindigkeit und Schonung zu bestrafen, und auf sie Alle eine Zeitlang ein wachsames Auge zu haben, so war die Kolonie von St. Joaquim (später St. Luis) fertig und völlig eingerichtet. Der Jesuit ging aber noch weiter: denn er entfernte nach und nach alle Wilden, und vertheilte sie in jesuitische Kolonien am Parana. Hier entliefen sie zwar meistens und kehrten in ihr Vaterland, so weit entfernt es war, zurück; allein sie wurden zum zweiten Male unterworfen, wie es auch in der Folge bei Errichtung der Kolonie St. Stanislaus der Fall war. In beiden Kolonien habe ich mehrere hundert Indier von denen, welche die Kühe herbeigeführt hatten, gesehen, und diese haben mir Alles, was ich eben erzählte, selbst mitgetheilt. Bei Gründung dieser zwei genannten Kolonien hatten die Jesuiten die Idee, zwischen ihren Missionen am Parana und Uruguay und denen, die sie in der Provinz Chiquitos besaßen, eine Kommunikation zu eröffnen. In der nämlichen Absicht suchten sie auch die Kolonie Belon unter dem Wendezirkel zu gründen. Nachdem sie hierbei ihre gewöhnlichen Kunstgriffe mit Geschenken u. dgl. ausgeübt hatten, so begab sich ein Jesuit selbst mit einer Anzahl ausgesuchter Indier und einer beträchtlichen Heerde Kühe dahin. Es war ihm jedoch unmöglich, den beabsichtigten Zweck zu erreichen: denn diese Wilden, die er sich unterwerfen wollte, waren die Mbayas, die man mit allen Guaranis in der Welt nicht hätte besiegen können. Der Jesuit sah nun die gänzliche Unmöglichkeit ein, eine Kolonie anzulegen; da er jedoch glaubte, daß wenn er nur erst die Hauptanführer der Mbayas entfernen könnte, er die Uebrigen mit leichterer Mühe besiegen würde, so war er auf Mittel bedacht, sich der Erstern durch List zu entledigen. Er überredete die Häuptlinge und die Andern, die er entfernen wollte, daß die unterworfenen Indier in der Provinz Chiquitos Friede mit ihnen schließen, und ihnen einige Gefangene, die sie bei Gelegenheit eines Ueberfalles von ihnen ge-

nacht hatten, ausliefern wollten. Der Jesuit wußte diese Sache so geschickt zu behandeln, daß wirklich dieselben sich entschlossen, mit ihm zu den Chiquitos hinzugehen. Als sie nun bei den äußersten Heerden der Kolonie del Santo-Corazon, die nachher verlegt wurde, ankamen, so wurden sie mit Musik in die Kolonie eingeführt. Hier wurde ihre Ankunft durch Tänze, Spiele, Schmausereien u. s. w. auf das Herrlichste gefeiert; als aber endlich die Rede vom Schlafengehen war, so führte man die Mbayas mit List alle einzeln in besondere Wohnungen, und sie wurden dann auf das Zeichen einer Glocke, die um Mitternacht geläutet wurde, insgesammt überfallen, gefesselt und als Gefangene zurückbehalten. In diesem Zustande blieben sie auch so lange, bis die Jesuiten gänzlich aus Südamerika vertrieben wurden; die neuen Administratoren schenkten ihnen aber die Freiheit, sie kehrten sogleich in ihre Heimath zurück, leben noch jetzt daselbst frei und unbesiegt, und erzählen die elende Geschichte dieses garstigen Verrathes Jedem, der sie nur hören will. Der Zweck, den die Jesuiten bei dieser schönen That beabsichtigten, war jedoch nicht erreicht worden: denn sie konnten es niemals dahin bringen, sich diese Wilden unterwürfig zu machen. Die Kolonie Belon dauerte zwar fort; allein sie bestand nur, wie vorher, aus Guaranis, die man aus alten Kolonien dahin verpflanzt hatte. Die jesuitischen Kolonien wurden auf folgende Art regiert: in jeder Kolonie befanden sich zwei Jesuiten, von welchen der eine den Namen Pfarrer führte, und vorher immer Provinzial oder Rektor in einem ihrer Kollegien, oder sonst einer von ihren angesehensten Vätern gewesen sein mußte. Er hatte hier übrigens keine geistlichen Geschäfte zu verrichten, und verstand sehr oft nicht ein Wort der indischen Sprache, sondern war hauptsächlich nur mit der weltlichen Verwaltung der sämmtlichen Koloniegüter beschäftigt, über die er hier unumschränkter Gebieter war. Die geistlichen Geschäfte waren dem zweiten Jesuiten übertragen, der den Titel eines Gefährten oder Vicarius führte, und dem erstern untergeordnet war. Die sämmtlichen

schmutzig genug war. Den Komthuren war keine andere Unsittlichkeit zur Last zu legen, als die im ganzen Lande übliche Freiheit im Geschlechtsgenusse, was dort sehr wenig zu bedeuten hatte, und hinsichtlich der Arbeiten wurden nur die nothwendigsten Lebensmittel angepflanzt; auch kleideten sich die Komthuren nur mit geringer Leinwand, und verwendeten die Indier nebenbei nur als Hirtenknechte; auch war damals der Theeverbrauch äußerst unbedeutend. In Brasilien läßt sich's nicht abstreiten, waren die Komthuren tyrannisch, aber bei Weitem nicht so, wie sie von den Jesuiten geschildert wurden, denn diese Priesterrace war noch schlechter, als jene selbst, weil sie nur allein für sich die Indier benutzen wollten, und ihre gemeinen Griffe mit Scheinheiligkeit und Lügen zu bemänteln suchten, obschon sie der Verfasser der brasilischen Zustände nach gesandtschaftlichen Berichten (von Tietz, bei Voß in Berlin 1839), in vollem Ernste als edle und fromme Väter benennt; man muß wirklich selbst ein Jesuit sein, um vor der Welt dieser heillosen Priesterrace mit ihren allgemein bekannten Grundsätzen solche Namen zu geben, welche die Geschichte mit Abscheu bezeichnet; übrigens hätte dieser Herr in seiner Lage und nach seinem Range ein gediegeneres Werk über Brasilien liefern können, als dieses theure Broschürchen ist, denn jeder gebildete und anständige Fremde kann dort diese und noch wichtigere Quellen schöpfen, obschon er das Gegentheil behauptet. In den spanischen Besitzungen befreiten zwar die Jesuiten die Kolonien von den Komthuren, dafür mußten sie aber dem königlichen Schatze als Tribut für jeden Indier zwischen 18—50 Jahren jährlich einen Piaster bezahlen, nebstdem noch eine Vergleichssumme von 100 Piastern in die allgemeine Zehntenkasse. Diese Abgaben konnten ihnen jedoch gar nicht beschwerlich sein, denn jährlich wurde der Pfarrer und sein Gefährte, jeder mit 600 Piastern aus dem königlichen Schatze besoldet; so ging, wenn man die Bilanz der Rechnung zog, Alles Null von Null auf, und allfällige Ueberschüsse behielten die Jesuiten, welche fingirten,

als ob sie dieselben großmüthig der Kasse schenkten. Diese Kolonien trugen der Staatskasse eben so wenig ein, als diese von den andern Mönchen durch ihre lüderliche Einrichtung, die ich in der ersten Abtheilung erwähnte. Die Jesuiten besaßen überdieß noch das Privilegium, daß sie von ihren Produkten, die sie auswärts verkauften, keine Abgaben bezahlten. Mit der Zeit hatten auch die Jesuiten einen Vergleich über die königl. und Zehntenabgaben geschlossen, die sie nun nicht mehr bezahlten, und da sie überdieß das Recht, das Firmelungssakrament zu ertheilen, besaßen, so hatten sie gewissermaßen alle Verhältnisse mit ihrem Monarchen den weltlichen Oberhäuptern, Bischöfen und allen Privaten ganz abgeschnitten, denn mit den letztern durften die Indier nicht in den geringsten Verkehr eintreten. Um ihren Zweck besser zu erreichen und die Desertionen ihrer Indier und allen Verkehr unmöglich zu machen, verschlossen sie die Grenzen ihrer Kolonien und die Dörfer selbst mit breiten und tiefen Gräben, die noch mit dichten Pallisaden eingefaßt und mit Thoren und Wachen versehen waren, so daß kein Indier ohne ihre Erlaubniß von einer Kolonie in die andere gehen durfte. Die Indier durften auch deßhalb nicht reiten, außer nur wenige, die theils als Kouriere und zum Hüten der Viehheerden u. s. w. am nöthigsten waren. Alle diese ernsthaften Vorkehrungen, die Kanonen, die sie sich, nebst Feuergewehren und Munitionsvorräthen, anschafften, und womit sie beständig versehen waren, unter dem Vorwande, sich gegen die Angriffe der Wilden zu schützen, ließen Viele vermuthen, daß sie in ihrem Gebiete reiche Gold- und Silberminen besitzen müßten, oder ein eigenes unabhängiges Reich begründen wollten. Dieser Verdacht wurde um so mehr verstärkt, weil sie selbst sogar den Gouverneurs, Bischöfen und allen Privaten den Zutritt in ihre Kolonien versagten. Sie konnten jedoch in Rücksicht des hohen Grades der Erstern nicht dieselben lügenhaften Vorwände gebrauchen, wodurch die Unschuld ihrer Neubekehrten könnte gefährdet werden, ohne durch ihre Weigerung allgemeines Aergerniß

schmutzig genug war. Den Komthuren war keine andere Unsittlichkeit zur Last zu legen, als die im ganzen Lande übliche Freiheit im Geschlechtsgenusse, was dort sehr wenig zu bedeuten hatte, und hinsichtlich der Arbeiten wurden nur die nothwendigsten Lebensmittel angepflanzt; auch kleideten sich die Komthuren nur mit geringer Leinwand, und verwendeten die Indier nebenbei nur als Hirtenknechte; auch war damals der Theeverbrauch äußerst unbedeutend. In Brasilien läßt sichs nicht abstreiten, waren die Komthuren tyrannisch, aber bei Weitem nicht so, wie sie von den Jesuiten geschildert wurden, denn diese Priesterrace war noch schlechter, als jene selbst, weil sie nur allein für sich die Indier benutzen wollten, und ihre gemeinen Griffe mit Scheinheiligkeit und Lügen zu bemänteln suchten, obschon sie der Verfasser der brasilischen Zustände nach gesandtschaftlichen Berichten (von Tietz, bei Voß in Berlin 1839), in vollem Ernste als edle und fromme Väter benennt; man muß wirklich selbst ein Jesuit sein, um vor der Welt dieser heillosen Priesterrace mit ihren allgemein bekannten Grundsätzen solche Namen zu geben, welche die Geschichte mit Abscheu bezeichnet; übrigens hätte dieser Herr in seiner Lage und nach seinem Range ein gediegeneres Werk über Brasilien liefern können, als dieses theure Broschürchen ist, denn jeder gebildete und anständige Fremde kann dort diese und noch wichtigere Quellen schöpfen, obschon er das Gegentheil behauptet. In den spanischen Besitzungen befreiten zwar die Jesuiten die Kolonien von den Komthuren, dafür mußten sie aber dem königlichen Schatze als Tribut für jeden Indier zwischen 18—50 Jahren jährlich einen Piaster bezahlen, nebstdem noch eine Vergleichssumme von 100 Piastern in die allgemeine Zehntenkasse. Diese Abgaben konnten ihnen jedoch gar nicht beschwerlich sein, denn jährlich wurde der Pfarrer und sein Gefährte, jeder mit 600 Piastern aus dem königlichen Schatze besoldet; so ging, wenn man die Bilanz der Rechnung zog, Alles Null von Null auf, und allfällige Ueberschüsse behielten die Jesuiten, welche fingirten,

als ob sie dieselben großmüthig der Kasse schenkten. Diese Kolonien trugen der Staatskasse eben so wenig ein, als diese von den andern Mönchen durch ihre lüderliche Einrichtung, die ich in der ersten Abtheilung erwähnte. Die Jesuiten besaßen überdieß noch das Privilegium, daß sie von ihren Produkten, die sie auswärts verkauften, keine Abgaben bezahlten. Mit der Zeit hatten auch die Jesuiten einen Vergleich über die königl. und Zehntenabgaben geschlossen, die sie nun nicht mehr bezahlten, und da sie überdieß das Recht, das Firmelungssakrament zu ertheilen, besaßen, so hatten sie gewissermaßen alle Verhältnisse mit ihrem Monarchen den weltlichen Oberhäuptern, Bischöfen und allen Privaten ganz abgeschnitten, denn mit den letztern durften die Indier nicht in den geringsten Verkehr eintreten. Um ihren Zweck besser zu erreichen und die Desertionen ihrer Indier und allen Verkehr unmöglich zu machen, verschlossen sie die Grenzen ihrer Kolonien und die Dörfer selbst mit breiten und tiefen Gräben, die noch mit dichten Pallisaden eingefaßt und mit Thoren und Wachen versehen waren, so daß kein Indier ohne ihre Erlaubniß von einer Kolonie in die andere gehen durfte. Die Indier durften auch deßhalb nicht reiten, außer nur wenige, die theils als Kouriere und zum Hüten der Viehheerden u. s. w. am nöthigsten waren. Alle diese ernsthaften Vorkehrungen, die Kanonen, die sie sich, nebst Feuergewehren und Munitionsvorräthen, anschafften, und womit sie beständig versehen waren, unter dem Vorwande, sich gegen die Angriffe der Wilden zu schützen, ließen Viele vermuthen, daß sie in ihrem Gebiete reiche Gold- und Silberminen besitzen müßten, oder ein eigenes unabhängiges Reich begründen wollten. Dieser Verdacht wurde um so mehr verstärkt, weil sie selbst sogar den Gouverneurs, Bischöfen und allen Privaten den Zutritt in ihre Kolonien versagten. Sie konnten jedoch in Rücksicht des hohen Grades der Erstern nicht dieselben lügenhaften Vorwände gebrauchen, wodurch die Unschuld ihrer Neubekehrten könnte gefährdet werden, ohne durch ihre Weigerung allgemeines Aergerniß

müse, Erba u. s. w. daselbst verkauft. Der Transport geschah auf eigenen Fahrzeugen, auf den in ihrer Nähe befindlichen Flüssen, von wo sie ihre gekauften Bedürfnisse und den Erlös wieder zurückbrachten. Die Pater sollen sich sehr zurückhaltend gegen die Weiber bezeigt haben — wenn sie aber in der Kirche sich sehen ließen, so geschah es mit aller möglichen Pracht und dem äußersten Pomp; sie waren dabei äußerst kostbar gekleidet, und immer von ihren reich gekleideten Sakristanen, Chorkindern und Musikanten umringt. Ihre Kirchen waren die schönsten im ganzen Lande und enthielten prächtig geschmückte Altäre, einen Ueberfluß von Vergoldungen, Bildhauerarbeiten und den kostbarsten Gefäßen und Zierrathen aller Art. Ihre eigenen Wohnungen waren zwar niedlich, aber nicht übertrieben prächtig; dagegen hatten sie unermeßlich große, reich angefüllte Magazine. Die sämmtlichen Indier waren getauft und wußten die gewöhnlichen Gebete auswendig, nebst den zehn Geboten, denn alle ledige Mädchen und Jungen mußten sich täglich auf dem Platze vor der Kirche versammeln und dieselben hersagen. Religionsbegriffe besaßen sie jedoch keine, man müßte denn aus Gefälligkeit dem schönen Kram diese edlen Namen aufbürden wollen; auch bedarf es als Untergebener der Jesuiten keiner Religionsbegriffe. Was nebstdem die Bildung der Indier betrifft, so konnte keiner spanisch (und portugiesisch) lesen und schreiben; sehr Wenige hatte man darin unterrichtet, weil man sie zur Führung kleiner Rechnungen nöthig hatte. Wissenschaften! was hätten sie damit thun sollen; darin erhielten sie natürlich keinen Unterricht, und in den Künsten und Handwerken hatten sie es auch nicht weit gebracht, obschon von Europa deßhalb geschickte Jesuiten abgeschickt wurden, um sie in der Malerei, Musik, Goldarbeiten u. s. w. zu unterrichten. Zu ihrer Kleidung verfertigten sie das gröbste Baumwollenzeug. Kein einziger trug jemals Schuhe und Strümpfe; die Weiber trugen ohne Ausnahme statt eines Kleides, ein Hemd ohne Aermel, das unter der Brust durch eine Schleife gebunden wurde,

ıd aus dem beschriebenen Zeuge bestand, das ihre
löße so wenig bedeckte, daß man Alles sehen konnte.
;re Haare trugen sie in Zöpfe geflochten; wenn sie
er in die Kirche gingen, so wickelten sie dieselben auf.
ie Männer hatten ihre Haare rings um den Kopf
geschnitten, und waren mit einer baumwollenen Mütze,
nem Hemde, einem Paar langen Hosen und einem
oncho von demselben Zeuge bekleidet. Die Indier-
assen, welche unter einem Kaziken oder Aufseher stan-
en, wohnten zusammen in einem langen Gemache, wor-
ı von drei zu drei Klaftern Abtheilungen angebracht
aren, und in jeder derselben eine Familie beisammen
hlief, ohne Betten noch Geräthschaften zu besitzen. Re-
elmäßig um Mitternacht ließen die Jesuiten eine große
Blocke läuten, um die Indier aufzuwecken und zum
ortpflanzungsgeschäfte zu ermuntern. 1768 mußten die
Jesuiten ihre Kolonien verlassen, und an ihrer Stelle
vurden zwei Mönche zu Besorgung der geistlichen Uebun-
gen, und ein Administrator über das sämmtliche Ge-
meindegut in jeder Kolonie angestellt, so daß weiter
kein anderer Regierungswechsel geschah, als daß sie von
einem Spitzbuben zum andern überging. Diese Ver-
walter, welche an die Stelle der Jesuiten kamen, sahen
die Kolonien nur für eine Sache an, die sie auf unbe-
stimmte Zeit zu benutzen hatten, und jeder war daher
bedacht, den möglichsten Vortheil daraus zu ziehen. Da-
her wurden denn die Indier in Allem weit schlechter
gehalten und zu härterer Arbeit angetrieben. Die Je-
suiten hingegen liebten die Kolonien als ihr Privateigen-
thum und gaben sich alle Mühe, dasselbe stets zu ver-
bessern. Der königl. Schatz bezog auch, wie vorher,
nichts aus diesen Kolonien, und die Administratoren
ahmten in allem Uebrigen die Jesuiten nach. Die Ko-
loniegüter waren im eigentlichen Sinne von nun an
ein Schatz für die Gouverneurs und die nächsten Beam-
teten, und der Vicekönig in Buenos-Aires sowohl, als
die andern Großen, jeder in seinem Gebiete, handelte
als unumschränkter Herr über dieselben, worin sich die
ganze Sippschaft sammt den Administratoren theilten.

Die vorgeschriebenen Kleidungsstücke wurden kaum mehr an den zehnten Theil der armen Indier abgeliefert; sie erhielten an ihren Arbeitstagen für die Gemeinde nur ein Stück rohes Fleisch, ohne daß man sich um ihre Familien bekümmerte; sehr häufig wurden ihnen ihre zwei freien Tage entzogen, und man zwang auch ihre Weiber und Kinder, auf dem Felde zu arbeiten. Seit Abschaffung der Jesuiten haben sie jedoch mit der Zeit einige Fortschritte gemacht, durch den Verkehr mit den Weißen sich civilisirt und sind zu einem kleinen Wohlstande gelangt; die meisten besitzen nun ein kleines Eigenthum und kleiden sich besser. Da man sie nicht mehr so strenge bewachte, so verließen viele diese Kolonien, und vermischten sich unter die Weißen, um ihren Verdienst zu suchen. Alles bisher Gesagte kann man mehr oder weniger auf die brasilischen Missionen anwenden, die ungefähr dasselbe Schicksal hatten, vor und nach der Vertreibung der Jesuiten.

Dritte Abtheilung.

Der Untergang der Jesuiten-Republik in Südamerika. Rechtsgültiger Bericht über die schändlichen Ränke, Umtriebe und den Krieg, den diese Ordensbrüder dort mit Hartnäckigkeit gegen die Armeen der Könige von Portugall und Spanien geführt haben. Getreue authographische Uebersetzung des Verfassers nach spanischen und portugiesischen Manuskripten, die er auf seinen Reisen, während seinem Aufenthalte in dem Missionsdorfe San Miguel aufgefunden hatte, bestehend in Aktenstücken, militärischen Depeschen und Registerauszügen u. s. w. des königl. spanischen und portugiesischen Sekretariats der bevollmächtigten Generale, mit Originalbelegen und erläuternden Noten.

Die Prophezeiung über das Schicksal des Jesuitenordens von St. Francesko di Borgia, ehemal. Jesuitengeneral.

Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns vertreiben, und wie Adler werden wir uns verjüngen.

E. Leser! Hiemit überliefere ich Ihnen einige Aktenstücke, die ich, wie schon bemerkt, in dem Missionsdorfe

St. Miguel gefunden hatte; dieselben würden wohl 14 Druckbogen einnehmen, wenn ich sie so in ihrem damaligen Zustande abdrucken ließe, denn es befinden sich eine Menge Administrationsbefehle, Rechnungen, Rapporte u. s. w. dabei; viele haben jedoch durchaus keinen historischen Werth. In St. Borja, wo ich mich einige Zeit aufhielt, hatte ich meine Mußestunden benutzt und dieselben geordnet, indem ich mit großer Mühe die vermoderten Originalstücke bloß zu meiner Unterhaltung auf deutsch übersetzte. In Zürich habe ich dieselben so viel wie möglich in einen geschichtlichen Zusammenhang gefügt, und Werthloses zu entfernen gesucht; weßhalb ich denn auch den achten Abschnitt in drei Abtheilungen theilte, um den Leser besser in der Reihenfolge des Ganzen zu leiten. Mit vielen spanischen und portugiesischen Belegen wird meinen Lesern nicht gedient sein, und ich habe daher nur von jeder dieser Sprachen einen Auszug beigefügt. Die meisten Originalstücke hatte ich mit jener Kiste eingebüßt, welcher ich in der Vorrede des ersten Theils erwähnte, und nur die deutsche Uebersetzung 2c. mit in die Pirogue genommen. Man wundere sich nicht über den schleppenden ausgedehnten Styl dieser Aktenstücke, denn diese Schreibart ist den beiden Nationen eigenthümlich, und ich wollte sie getreu wieder geben. Vermuthlich haben die Großen Portugalls und Spaniens zur damaligen Zeit einige dieser Rapporte der Presse überliefert, und wenn das auch der Fall wäre, so sind doch gewiß in der deutschen Lesewelt seitdem wenige Exemplare mehr zu finden. Die Jesuiten wurden zwei Mal im J. 1578 und 1759 aus Portugall, fünf Mal im J. 1579, 1581, 1586, 1601 und 1604 aus England, drei Mal im J. 1676, 1723 und 1817 aus Rußland, zwei Mal im J. 1594 und 1764 aus Frankreich vertrieben. In Brasilien besaßen die Jesuiten die ausgedehntesten Niederlassungen in mehreren Provinzen: St. Paul, Matto-Grosso, Maranhao, in der jetzigen Provinz St. Pedro do Sul, selbst in Bahia u. s. w. Den Skandal, den der Jesuit Malagrida in Lissabon verursachte, die beab-

sichtigte Verschwörung und Vergiftung, um den König aus dem Wege zu räumen, die Paraguayer-Händel u. s. w. veranlaßten endlich ihre Aufhebung, welche 1759 der Marquis von Pombal mit aller Strenge ausübte. In Madrid veranlaßten die Jesuiten den 23. März 1766 einen gefährlichen Aufstand und erklärten den König für einen Bastard und des Thrones verlustig, wodurch ihre gänzliche Verbannung 1768 herbeigeführt wurde und 7000 Jesuiten dem Kirchenstaate als entlarvte Verbrecher zugeschickt wurden. In Südamerika zeigten sich die Jesuiten so hartnäckig, daß der spanische und portugiesische Hof genöthigt war, die seit 1750 bezweckten Grenzabsteckungen und die daher getroffenen Unterhandlungen und nöthigen Auswechselungen von Dörfern und Gegenden in den jesuitischen Missionen, durch eine verbündete bewaffnete Armee zu unternehmen, weil sich die Jesuiten mit bewaffneter Hand mit ihren eingeübten Indiern gegen diese Ausmessungen stemmten, und allerlei schändliche Umtriebe und Hindernisse den beiden Generälen und ihren Truppen in den Weg legten. 1752, als die verbündeten Truppen marschfertig waren, um die Auswechselung der Dörfer auf dem östlichen Ufer des Uruguays und der Kolonie del Santo Sakramento vorzunehmen, wußten sich die Jesuiten von beiden Höfen eine Aufschubsfrist zu erschleichen, unter dem Vorwande, ihre Ernten einzusammeln, um dieselben mit mehr Behutsamkeit nach den andern Wohnorten, die man ihnen angewiesen hatte, hinzutransportiren. Bald aber bewiesen es ihre feindlichen Vorrichtungen, daß sie diese Vorwände nur gemacht hatten, um Zeit zu gewinnen, sich besser zu bewaffnen und ihre Indier in der Revolte, wozu sie aufgehetzt hatten, zu verstärken und zu verhärten, um sich im unrechtmäßigen Besitze dieser Länder zu behaupten. Die Kommissaire der beiden Höfe entschlossen sich endlich, ihren Vorwänden kein Gehör mehr zu geben, und trafen Anstalten, die Auswechselungen vorzunehmen, und ins Innere des Landes vorzurücken, wo sie verhofften, daß Alles in gutem Einverständnisse von Statten gehe;

St. Miguel gefunden hatte; dieselben würden wohl 14 Druckbogen einnehmen, wenn ich sie so in ihrem damaligen Zustande abdrucken ließe, denn es befinden sich eine Menge Administrationsbefehle, Rechnungen, Rapporte u. s. w. dabei; viele haben jedoch durchaus keinen historischen Werth. In St. Borja, wo ich mich einige Zeit aufhielt, hatte ich meine Mußestunden benutzt und dieselben geordnet, indem ich mit großer Mühe die vermoderten Originalstücke bloß zu meiner Unterhaltung auf deutsch übersetzte. In Zürich habe ich dieselben so viel wie möglich in einen geschichtlichen Zusammenhang gefügt, und Werthloses zu entfernen gesucht; weßhalb ich denn auch den achten Abschnitt in drei Abtheilungen theilte, um den Leser besser in der Reihenfolge des Ganzen zu leiten. Mit vielen spanischen und portugiesischen Belegen wird meinen Lesern nicht gedient sein, und ich habe daher nur von jeder dieser Sprachen einen Auszug beigefügt. Die meisten Originalstücke hatte ich mit jener Kiste eingebüßt, welcher ich in der Vorrede des ersten Theils erwähnte, und nur die deutsche Uebersetzung 2c. mit in die Pirogue genommen. Man wundere sich nicht über den schleppenden ausgedehnten Styl dieser Aktenstücke, denn diese Schreibart ist den beiden Nationen eigenthümlich, und ich wollte sie getreu wieder geben. Vermuthlich haben die Großen Portugalls und Spaniens zur damaligen Zeit einige dieser Rapporte der Presse überliefert, und wenn das auch der Fall wäre, so sind doch gewiß in der deutschen Lesewelt seitdem wenige Exemplare mehr zu finden. Die Jesuiten wurden zwei Mal im J. 1578 und 1759 aus Portugall, fünf Mal im J. 1579, 1581, 1586, 1601 und 1604 aus England, drei Mal im J. 1676, 1723 und 1817 aus Rußland, zwei Mal im J. 1594 und 1764 aus Frankreich vertrieben. In Brasilien besaßen die Jesuiten die ausgedehntesten Niederlassungen in mehreren Provinzen: St. Paul, Matto-Grosso, Maranhao, in der jetzigen Provinz St. Pedro do Sul, selbst in Bahia u. s. w. Den Skandal, den der Jesuit Malagrida in Lissabon verursachte, die beab-

Armeen zu marschiren und mit Gewalt der Waffen das Land von Rebellen zu räumen, welches sie bald nachher bewerkstelligten. Dieser Entschluß schien um so nothwendiger, weil kurz vor ihrem Abmarsche eine große Anzahl Indier mit vier Kanonen zwei Mal ein Fort angegriffen, das die Portugiesen am Rio Pardo besetzt hielten. Die Indier wurden jedoch geschlagen und in die Flucht getrieben, die Garnison hatte 50 Gefangene von ihnen gemacht. Der Kommandant dieser Festung benachrichtigte hierüber den General mit Briefen, datirt den 20. April und den 21. Juni 1754. Unter Anderem meldeten sie, daß die Gefangenen auf die an sie gerichteten Fragen: welches die Beweggründe ihrer an den im Gefechte gefallenen Portugiesen verübten Grausamkeiten gewesen wären, und warum sie solche sogar sich gegen portugiesische Kriegsgefangene erlaubten? das Nachstehende eingestanden hätten: „Die Väter Jesuiten „wären mit ihnen gekommen bis an den Rio Pardo, „und alsdann am andern Ufer geblieben; die Indier „erklärten ferner, daß sie aus den Kolonien von St. „Louis, St. Miguel, St. Lorenzo und St. Juan her„ausgesucht waren, und als man wissen wollte, warum „sie den gefangenen und todten Portugiesen die Köpfe „abgeschnitten hätten, antworteten sie: daß ihre hl. Vä„ter ihnen gesagt hätten, daß es sich öfters ereignete, „wenn die Portugiesen, tödtlich verwundet, geblieben „sind, neuerdings wieder auferstehen können, und um „dieses zu verhindern, das Sicherste wäre, ihnen die „Köpfe abzuhauen.“

Der portugiesische General brach von Riogrande de St. Pedro den 28. Juni desselben Jahres auf, und kam den 30. Juli bei dem erwähnten Fort am Rio Pardo an. Sobald er über den Fluß geschifft war, kamen ihm nachher die Indier in großer Anzahl feindlich entgegen, um ihn in seinem Marsche aufzuhalten, den er nichts desto weniger fortsetzte, während er stets den Feind im Gesichte behielt, und immer mit den Waffen in der Hand sein mußte, bis auf den Tag, an welchem der General folgenden Bericht schrieb: „Den

7ten September kam ich bei dem Hauptposten an, den die Indier am Jacuy besetzt hielten, und den sie nicht übergeben wollten; ich fand sie hinter doppelten Verhauen gut verschanzt. Als ich sie zur Uebergabe aufforderte, erklärten sie mir Folgendes, was in dem Verbalprozesse, den ich deßhalb errichtete, auch enthalten und bestätigt ist: „Daß sich ihr Feldmeister (Maestro do Campo), Namens Andreas, hier befände, welcher den Befehl von seinem Superior erhalten hätte, „daß er ohne seine Erlaubniß den Portugiesen das Vorrücken nicht gestatten solle“ ꝛc. Der Krieg wurde nun mit Lebhaftigkeit bis zum 16. November 1754 fortgesetzt. Der General sah sich alsdann genöthigt, mit den Indiern einen Waffenstillstand abzuschließen, bis man hierüber den Entschluß seiner kathol. Majestät vernommen hätte. Ein schriftlicher Vertrag, welcher von beiden Theilen unterzeichnet wurde, enthielt die Bedingungen, daß die Portugiesen nicht vorrücken dürften, und die Indier in dem Landestheile, welche der General besetzt hielt, keine Feindseligkeiten ausüben sollten. (Das Aktenstück habe ich, mit D bezeichnet, diesen geschichtlichen Umrissen beigefügt.) Die spanische Armee, welche zu derselben Zeit von St. Thekla abmarschirt war, sah sich ebenfalls genöthigt, sich an die Ufer des Silberstromes zurückzuziehen, weil sie auf dieser Seite die Indier mit einer ihnen weit überlegenen Anzahl unter den Waffen fanden; auch hatten dieselben alle Lebensmittel aus der Gegend entfernt, womit sich die Spanier hätten behelfen können. Sie beobachteten nebstdem eine strenge militärische Disciplin, deren sie in ihrer natürlichen Unwissenheit nicht fähig gewesen wären. Die Nachrichten von diesen befremdenden Ereignissen waren indeß den beiden Höfen zur Kenntniß gelangt. Der Madrider Hof fertigte dem Marquis von Valdelirios Befehle aus, welche er dem General Gomez Fereira mittheilte, durch eine Depesche, datirt vom 9. Februar 1756, folgenden Inhalts: „Ihre Excellenz werden in „dem Briefe sehen, welchen ich zu schreiben die Ehre „habe, daß Se. kathol. Majestät vollkommen unter-

„richtet ist, daß die Jesuiten dieser Provinz die gänz-
„liche Ursache an der Rebellion der Indier sind. In
„Bezug auf die hohen Entschlüsse Sr. Majestät kann
„ich J. Excellenz sagen, daß Höchstdieselbe Dero Beicht-
„vater verabschiedeten und eine Verstärkung von 1000
„Mann angeordnet haben. Se. Majestät hat mir un-
„umschränkte Befehle ertheilt, welche mich berechtigten,
„dem Provinzial Ermahnungen zu machen, und ihm
„ins Gesicht das Verbrechen seiner Untreue vorzuwer-
„fen, und ihm zu melden, daß, wenn er nicht von die-
„sem Augenblicke an die Völker friedlich stimmt, ohne
„einen einzigen Tropfen Blutes zu vergießen, Se. Ma-
„jestät das Gegentheil für eine unzweifelhafte Probe
„seiner Untreue halte, und gegen ihn, nebst allen Je-
„suiten, nach Civil- und kanonischen Gesetzen verfahren
„und alle als Hochverräther behandeln werde, und sie
„bei Gott für alles unschuldig vergossene Blut verant-
„wortlich erkläre" rc. Der Hof von Lissabon sandte an
den General Gomez Fereira die nothwendigen Instruk-
tionen ab, worin Se. Allertreuste Majestät ihn beor-
derte, in Allem, was die Ausführung des Grenzbestim-
mungstraktates betreffe, den spanischen General mit mög-
lichstem Nachdrucke zu unterstützen, um aufs Schleu-
nigste dieser schändlichen Rebellion ein Ende zu machen.
Zur Zeit, als diese resp. Befehle anlangten, waren schon
die beiden Generäle neuerdings überein gekommen, mit
ihren Armeen in St. Antonio o Velho zusammen zu tref-
fen, und über St. Thekla in die Rebellendörfer einzu-
rücken, um sie endlich zu bezwingen. Die Vereinigung
der beiden Armeen fand wirklich Statt den 16. Ja-
nuar 1756. Von diesem Hafen St. Antonio marschir-
ten sie den 1. Februar ab, und erfuhren, daß eine spa-
nische Reiterpatrouille, 16 Mann stark, welche sich auf
Rekognoszirung befanden, vermißt wurde. Man glaubte
anfänglich, daß sie desertirt wären; erfuhr jedoch bald,
daß sie einem Haufen Indier begegnet waren, welche
sich als Freunde bezeigten, und die Soldaten mit einer
weißen Fahne zu sich lockten, um sich bei ihnen zu er-
frischen. Die Soldaten waren kaum abgestiegen, als

die Indier verrätherisch über sie herfielen und auf grausame Art niedermetzelten und beraubten. Die Verbündeten wurden fortwährend auf ihrem Marsche von den Feinden belästigt bis zum 10. Februar, wo sie die Rebellen in einer sehr vortheilhaften Stellung auf einem Hügel verschanzt fanden. Die Rebellen wurden alsobald angegriffen, und nach einem hartnäckigen Kampfe völlig geschlagen, mit einem Verluste von 1200 Todten, mehreren Feldstücken, Waffen und Fahnen. Diese große Niederlage war die Ursache, warum die Rebellen keine neue Schlacht bis zum 22. März wagten, wo sich die Verbündeten am Fuße eines hohen, beinahe unbesteigbaren Berges (wahrscheinlich einem Theil von Cima da Serra) gelagert hatten. Ungeachtet der Schwierigkeit, denselben zu besteigen, unternahmen es dennoch die Verbündeten und rückten bis zu den nächsten Wohnungen vor, wo sie jedoch eine andere, äußerst regelmäßige Verschanzung fanden, welche mit mehreren Kanonen und einer großen Anzahl bewaffneter Indier besetzt war. Die Indier wurden in ihren Verhauen durch die Feldartillerie der Verbündeten geschlagen und ihre Flanken von den regulären Truppen mit dem größten Nachdrucke angegriffen, wurden zurückgedrängt und in die Flucht getrieben, wodurch der Berg gänzlich befreit wurde. Die Verbündeten waren nachher, ungeachtet ihres Sieges, genöthigt, Halt zu machen, und sich durch die zahlreichen Verhaue einen Weg zu bahnen: in dieser Stellung verblieben sie bis zum 3. Mai. Sobald die Armee ihren Marsch fortsetzte, begegneten sie wieder einem Korps von 3000 Indiern, welche sich mit ihren Vorposten und Wachen in Scharmützeln befanden, und ihnen bis zum 10. Mai in kleinen Gefechten beständig Verlust an Leuten verursachten. Die Verbündeten rückten bis an den Fluß Churieby, um denselben zu passiren, wo sie die Rebellen wieder wohlverschanzt antrafen, um ihnen den Durchpaß zu verwehren, wurden jedoch auch hier mit Schärfe angegriffen und wieder von diesem Posten mit Verlust verjagt. Der portugiesische General beschloß die Meldung dieses Tagsereignisses mit

folgenden Worten: „Dieser Plan läßt sehen, wie vor„trefflich die Vertheidigung der Rebellen angeordnet „war: wenn die Indier die Erfinder und Urheber des„selben waren, dürfen wir versichert sein, daß man sie, „statt im Katechismus, sehr gut in der Kunst militä„rischer Taktik unterrichtet hat.“ Die Verbündeten erreichten endlich das Dorf St. Miguel den 16. Mai; sie fanden daselbst mit dem Abscheu, welchen die Religion und die Menschlichkeit einflößt, eine gräßliche Verwüstung, welche der General in einem Berichte an den Lissaboner Hof, datirt vom 26. Juni 1756, wie folgt, meldete: „Den 13. und 14. war der Regen anhaltend „stärker, ohne jedoch zu genügen, um das Feuer zu „dämpfen, worin wir den Flecken brennen sahen. Als „wir am 16. daselbst ankamen, ergriffen wir alle Maß„regeln, um das Feuer zu löschen, welches schon schöne „Gebäude verzehrt und die Sakristei wüthend ergriffen „hatte. Alles, was man bewerkstelligen konnte, war, „um einigermaßen die Kirche davor zu schützen; die „Verwüstungen, welche jedoch die Rebellen an den Bild„säulen und Zierathen verübt hatten, waren unverhin„derlich, so wenig als ihre schändliche Entweihung, wo„mit sie das Allerheiligste und die Altäre in Stücken „zerbrochen hatten; auch hatten die Jesuiten die heiligen „und kostbaren Gefäße fortgeschleppt. Man konnte nicht „ohne Wehmuth in diese so prachtvolle Kirche eintre„ten, wie J. Majestät durch den beigefügten Plan und in „der Skizze davon bemerken werden, so sehr fühlte sich „das Herz bewegt, als sich unsern erstaunten Augen „diese Entweihungen darstellten. Der spanische General „faßte dieselbe Nacht den Entschluß, die Kolonie St. „Lorenzo zu überfallen, welche nur zwei Legoas ent„fernt war. Er beauftragte damit den Gouverneur von „Montevideo, und gab ihm vier Kanonen, nebst einem „Detachement von 800 Mann, wovon 600 Spanier und „200 Portugiesen waren, welche unter dem Kommando „des Oberstlieutenants der Dragoner Jozé de Timeyda „dahin abmarschirten. Mit Tagesanbruch rückten sie „glücklich und unbemerkt in dieses Dorf ein. Sie fan-

die Indier verrätherisch über sie herfielen und auf grausame Art niedermetzelten und beraubten. Die Verbündeten wurden fortwährend auf ihrem Marsche von den Feinden belästigt bis zum 10. Februar, wo sie die Rebellen in einer sehr vortheilhaften Stellung auf einem Hügel verschanzt fanden. Die Rebellen wurden alsobald angegriffen, und nach einem hartnäckigen Kampfe völlig geschlagen, mit einem Verluste von 1200 Todten, mehreren Feldstücken, Waffen und Fahnen. Diese große Niederlage war die Ursache, warum die Rebellen keine neue Schlacht bis zum 22. März wagten, wo sich die Verbündeten am Fuße eines hohen, beinahe unbesteigbaren Berges (wahrscheinlich einem Theil von Cima da Serra) gelagert hatten. Ungeachtet der Schwierigkeit, denselben zu besteigen, unternahmen es dennoch die Verbündeten und rückten bis zu den nächsten Wohnungen vor, wo sie jedoch eine andere, äußerst regelmäßige Verschanzung fanden, welche mit mehreren Kanonen und einer großen Anzahl bewaffneter Indier besetzt war. Die Indier wurden in ihren Verhauen durch die Feldartillerie der Verbündeten geschlagen und ihre Flanken von den regulären Truppen mit dem größten Nachdrucke angegriffen, wurden zurückgedrängt und in die Flucht getrieben, wodurch der Berg gänzlich befreit wurde. Die Verbündeten waren nachher, ungeachtet ihres Sieges, genöthigt, Halt zu machen, und sich durch die zahlreichen Verhaue einen Weg zu bahnen: in dieser Stellung verblieben sie bis zum 3. Mai. Sobald die Armee ihren Marsch fortsetzte, begegneten sie wieder einem Korps von 3000 Indiern, welche sich mit ihren Vorposten und Wachen in Scharmützeln befanden, und ihnen bis zum 10. Mai in kleinen Gefechten beständig Verlust an Leuten verursachten. Die Verbündeten rückten bis an den Fluß Churieby, um denselben zu passiren, wo sie die Rebellen wieder wohlverschanzt antrafen, um ihnen den Durchpaß zu verwehren, wurden jedoch auch hier mit Schärfe angegriffen und wieder von diesem Posten mit Verlust verjagt. Der portugiesische General beschloß die Meldung dieses Tagsereignisses mit

welche in Guaranisprache geschrieben waren, und den Generälen in die Hände fielen, ihre infamen Ränke. (Diese wurden getreu ins Spanische und Portugiesische übersetzt, die Conzepte davon fielen, wie's mir scheint, den spätern Administratoren und Mönchen in die Hände, welche vielleicht wieder andere Abschriften davon machten, die mir zufällig mit den andern Schriften in die Hände fielen; dieselben befinden sich alle unter den Buchstaben A. B. C. D.) Ungeachtet nun die beiden Generäle mit bewaffneter Hand von diesen 7 Dörfern Besitz genommen hatten und die Jesuiten der Gewalt weichen mußten, so unterließen sie dennoch nicht, die Indier von Neuem aufzuwiegeln, obschon sie schon anfänglich versprochen hatten, daß sie die erwähnte Aufschubsfrist benutzen wollten, um auf das andere Ufer des Uruguays ihre Kolonien zu verlegen. (Spanien hatte nämlich 1756 diese 7 Kolonien an Portugall oder Brasilien in der Grenzabsteckung abgetreten, welches aus vielen Gründen den Jesuiten nicht behagte.) Ende 1756 brach auf Anstiften der Jesuiten wieder eine förmliche Revolution der Judier aus. Die Kolonisten von St. Nikolaus überfielen und arretirten ein Kavalleriekorps, welches zu der spanischen Armee stoßen wollte. Der General schickte sogleich 1300 Mann zu Pferde ab, um die Rebellen zu bestrafen. Man fand sie jedoch so wohl vorbereitet, daß der Kommandant genöthigt war, sich in ein förmliches Gefecht mit ihnen einzulassen; die Rebellen tödteten ihm jedoch einen Kapitain und mehrere Soldaten. Die Frechheit der Jesuiten stieg zu einem solchen Grade, daß sie die Flüchtlinge aus diesem Treffen in den Wäldern sammelten, und nebstdem eine so große Anzahl Indier zusammen riefen, daß im Mai 1757 14,000 Indier aus allen Gegenden und Kolonien unter den Waffen standen, und die Truppen beider Reiche zur Fortsetzung eines ermüdenden Krieges nöthigten.

Im mitternächtlichen Theile des spanischen Amerikas und im brasilischen Paraguay am Rionegro, am Madeiraflusse, in Para, Maranhao, Mattogrosso u. s. w.,

„den daselbst eine große Anzahl Familien, drei Jesuiten,
„den Pfarrer, ein Deutscher, Namens Franz Xaver
„Lamp, dessen Gefährten, den berüchtigten Pater Tedeo
„(einer der ärgsten Unruhstifter) und einen Laienbruder.
„Alles ergab sich sogleich und die beiden Pater wur-
„den zur Armee abgeführt. Der General schickte den
„ersten nach dem Flecken zurück, und ersuchte mich, den
„zweiten in einem kleinen Zelte zu logiren, wo er so
„lange, bis zu unsrer Ankunft in St. Juan bleiben sollte,
„und wo ich ihn in der Gesellschaft des Generals zu-
„rückließ, welcher mich seit wenigen Tagen versicherte,
„daß er ihm erlaubt hätte, sich auf das andere Ufer
„des Uruguays zu begeben. Es ist gewiß, daß der
„Gouverneur von Montevideo in dessen Zimmer wich-
„tige Papiere gefunden hat, welche diese Revolution
„näher beleuchten. Der Jesuit Lorenzo Balda, von dem
„man sagt, daß er einer der größten Aufwiegler war,
„der am meisten die Indier zum Widerstande reizte,
„hatte sich hinter die Gebirge mit den Kolonisten von
„St. Miguel, wo er Pfarrer war, zurückgezogen. Diese
„Jesuiten fühlen wohl den Verlust, den sie erhalten ha-
„ben, weil die Indier unter ihnen in einem so blinden
„Gehorsame leben, daß in dem Augenblicke, wo ich die-
„ses schreibe, ich so eben den Pfarrer sehe, der ihnen
„befiehlt, sich zur Erde zu werfen, und bloß, weil sie
„nach seiner Meinung in etwas die Achtung gegen ihn
„verletzt hatten, erhielten sie 25 Peitschenhiebe, worauf
„sie sich erhoben und ihm die Hand küssend, für seine
„Güte dankten. Diese armen Familien leben in einem
„strengern Gehorsam und in einer härtern Sklaverei,
„als selbst die Neger, welche in den Minen arbeiten."
Der portugiesische General hatte nachher sein Quartier
in St. Miguel aufgeschlagen, und der spanische General
das seinige in St. Juan. Während ihres Aufenthaltes
in den Kolonien, entdeckten sich fortwährend die schlech-
ten Absichten der Jesuiten, welche die Kolonisten regier-
ten, und alle die Schelmereien, deren sie sich bedienten,
um die Indier rebellisch zu machen und darin zu ver-
stärken; hauptsächlich entdeckte man in drei Aktenstücken,

welche in Guaranisprache geschrieben waren, und den Generälen in die Hände fielen, ihre infamen Ränke. (Diese wurden getreu ins Spanische und Portugiesische übersetzt, die Conzepte davon fielen, wie's mir scheint, den spätern Administratoren und Mönchen in die Hände, welche vielleicht wieder andere Abschriften davon machten, die mir zufällig mit den andern Schriften in die Hände fielen; dieselben befinden sich alle unter den Buchstaben A. B. C. D.) Ungeachtet nun die beiden Generäle mit bewaffneter Hand von diesen 7 Dörfern Besitz genommen hatten und die Jesuiten der Gewalt weichen mußten, so unterließen sie dennoch nicht, die Indier von Neuem aufzuwiegeln, obschon sie schon anfänglich versprochen hatten, daß sie die erwähnte Aufschubsfrist benutzen wollten, um auf das andere Ufer des Uruguays ihre Kolonien zu verlegen. (Spanien hatte nämlich 1756 diese 7 Kolonien an Portugall oder Brasilien in der Grenzabsteckung abgetreten, welches aus vielen Gründen den Jesuiten nicht behagte.) Ende 1756 brach auf Anstiften der Jesuiten wieder eine förmliche Revolution der Indier aus. Die Kolonisten von St. Nikolaus überfielen und arretirten ein Kavalleriekorps, welches zu der spanischen Armee stoßen wollte. Der General schickte sogleich 1300 Mann zu Pferde ab, um die Rebellen zu bestrafen. Man fand sie jedoch so wohl vorbereitet, daß der Kommandant genöthigt war, sich in ein förmliches Gefecht mit ihnen einzulassen; die Rebellen tödteten ihm jedoch einen Kapitain und mehrere Soldaten. Die Frechheit der Jesuiten stieg zu einem solchen Grade, daß sie die Flüchtlinge aus diesem Treffen in den Wäldern sammelten, und nebstdem eine so große Anzahl Indier zusammen riefen, daß im Mai 1757 14,000 Indier aus allen Gegenden und Kolonien unter den Waffen standen, und die Truppen beider Reiche zur Fortsetzung eines ermüdenden Krieges nöthigten.

Im mitternächtlichen Theile des spanischen Amerikas und im brasilischen Paraguay am Rionegro, am Madeiraflusse, in Para, Maranhao, Mattogrosso u. s. w.,

atten die Jesuiten die nämlichen Ränke und Umtricke, ie ihre bis jetzt erwähnten Brüder, ausgeübt, dieselben ügen und Verläumdungen über die Portugiesen aus-estreut, ihren Indiern den Gebrauch dieser Sprache ntersagt, allen Verkehr mit hohen und niedern Stän-en gänzlich abgeschnitten; überhaupt dieselbe Methode i Allem, und so auch mit den Indiern befolgt. Ob-chon sie ihre Verrichtungen vor dem portugiesischen Hofe äußerst geheim zu halten suchten, so fühlte sich er Papst Benedikt XIV. zuletzt bewogen, selbst den Kö-ig Johann V. aufmerksamer zu machen, welcher ihn rsuchte, zu Gunsten der Indier und zu Verhütung von Mißbräuchen eine öffentliche Bulle zu erlassen, welche Benedikt am 20. Dezember 1741 erließ. Der König von Portugall ließ dieselbe nachher in allen Provinzen bekannt machen, womit jedoch nichts erzweckt wurde. Der Bischof von Para, Bruder des Predigerordens D. Miguel de Bulhoens, der in einem würdigen Rufe stand, bemühte sich, der Bulle Anerkennung zu verschaf-fen, erregte aber dadurch einen allgemeinen Aufstand sowohl unter den Jesuiten, als den Weißen. Er selbst überging die Sache mit Stillschweigen, und meldete dem Könige nichts davon, welcher den 31. Juli 1750 an einer langwierigen Krankheit starb. Sein Nachfol-ger beorderte 1753 den Generalkapitain dieses Bisthums Franzisco Xavier de Mendoza Fustado, nach der Grenze von Rionegro sich zu verfügen, um als königl. Kom-missair und Bevollmächtigter die Grenzbestimmung in dortiger Gegend mit den spanischen Kommissairen vor-zunehmen. Da der portugiesische Hof die Hartnäk-kigkeit der Jesuiten genügend kannte, und sie in jenen Gegenden ihre Missionen besaßen und überall herrsch-ten, so war dem Generalkapitain in den Depeschen be-merkt, in den dringendsten Ausdrücken dem Jesuiten Vize-Prinzipal von Maranhaõ und Para zu schreiben, mit aller seiner Macht beizutragen, daß die zu dem Meßgeschäfte nöthigen Indier dem Bevollmächtigten die nöthigen Dienste leisten. Die Jesuiten im Gegen-theil wiegelten die Indier an den Grenzorten auf, wor-

unter sich besonders die dort kürzlich angelangten Jesuiten Antonio Jozé, ein Portugiese, und Roch Hunderfund, ein Deutscher, auszeichneten, welche die Indier zum Desertiren verleiteten. Auf einer andern Seite stiftete der Jesuit Manoel dos Santos, Vetter des Vize-Provinzials, großen Aufruhr, welcher sich auf der andern Seite des Javarys niederlassen wollte, und deßhalb den Carmelitermönchen, welche sehr erbaulich die dortigen Missionen regierten, den Krieg erklärte; diese Jesuiten wiegelten sogar die Indier in der Hauptstadt Para auf, und beschimpften und hinderten auf alle Weise die Offiziere der Grenzexpedition, welche zuletzt ihre begonnenen Arbeiten verlassen mußten. Sie entvölkerten alle Kolonien und Wohnungen längs dem Rionegro und entfernten alle Lebensmittel, so daß für die Leute der Expedition weder Piroguen, noch Ruderer u. s. w. zu finden waren. Der schwachsinnige König, der alle diese Nachrichten erhielt, hoffte vergebens durch seine Nachsicht und Güte die Jesuiten zu beschämen, und begnügte sich, einstweilen nur die Entfernung der Jesuiten Antonio Jozé, Hunderfund, Theodor da Cruz und Manuel Gonzaga aus dieser Gegend zu verlangen, welche den größten Skandal erregt hatten. Er setzte die Carmeliter wieder in den Besitz der Missionen am Javary, die erst kürzlich durch Manuel dos Santos mit bewaffneter Hand zum allgemeinen Skandal des ganzen Landes fortgejagt waren. Der Generalkapitain verfügte sich nun zum zweiten Male nach den Grenzen am Rionegro, um seinen Auftrag auszuführen; allein die Jesuiten spielten ihm noch tollere Streiche als zuvor. Der Bischof von Para schrieb selbst an den Hof und meldete ihre Intriguen sehr weitläufig, worauf er abermals den königl. Befehl erhielt, Benedikts Bulle zu verkünden, worin ihm der Gouverneur Mendoza behülflich war, aber durchaus nichts von Seite der Jesuiten erzwecken konnte. Die Bulle erklärte alle Indianer als freie Menschen und belegte mit Bann latae sententiae alle diejenigen, welche das Gegentheil ausüben, vertheidigen, lehren oder predigen u. s. w. Die Jesui-

behaupteten dessen ungeachtet ihre eroberten Mis-
ien noch immer mit bewaffneter Hand, und erbauten
n Trotz einen neuen Flecken im Januar 1756, den
Borba a Nova hießen, nahe am Dorfe Trocano.
esen Platz behauptete ein deutscher Jesuit, Namens
selmus Eckart, welcher vor wenigen Monaten als
issionair angelangt war, und als Gefährte seinen Lands-
inn, den Jesuiten Anton Meisterburg, bei sich hatte;
waren mit zwei Feldstücken versehen. Diese zwei
suiten verfügten heillose Umtriebe in dieser Ge-
nd, und zeigten nebenbei große militärische Kennt-
sse, weßwegen man sie für wirklich verkappte Inge-
eurs hielt. Endlich verführten die Jesuiten die königl.
ruppen und eine Menge Soldaten desertirten, welche
och zum Abschiede die königl. Magazine an Munitio-
en und Lebensmitteln, und selbst Privathäuser plün-
erten, worauf sie sich mit ihrer Beute über die Gren-
n nach den spanischen Jesuitenkolonien flüchteten. Das
Jahr 1759 machte dem Jesuitenreiche in Portugall und
Brasilien ein Ende, worauf dieselben gänzlich durch
Philippiner und Carmeliter ersetzt und die Koloniegüter
urch Administratoren verwaltet wurden. Gegenwärtig
ind beinahe alle Missionen gänzlich zerstört. Meine E.
Leser mögen meiner guten Absicht Gerechtigkeit wider-
ahren lassen, denn ich wollte Ihnen einen möglichst
vollkommenen geschichtlichen Zusammenhang über die Je-
suiten in Südamerika liefern, und hoffe, daß Sie nun
nicht ganz unbefriedigt bleiben, obschon ich weder ein
Gelehrter, noch großer Schriftsteller bin. Diese höchst
gefährliche Priesterraçe hatte sich bereits schon über alle
Welttheile ausgebreitet, als ihr erster Stifter und Ge-
neral Ignazio Loyola am 31. Juli 1556 in Rom starb.
Er wurde den 12. März 1622 vom Papste Gregor XV.
in die Zahl der Heiligen aufgenommen. In Brasilien
kamen die Jesuiten schon sehr frühe und im Jahre 1549
an. Da Viele aus Unkenntniß diese Priester nicht ken-
nen und deßhalb nicht für gefährlich halten, so möchte
ich jedem verständigen Leser rathen „C. v. Rottecks und
C. Welkers Staatslexikon, oder die Jesuiten von Dr.

Sylv. Jordan“ zu lesen, denn von Neuem rücken diese Priesterwölfe mit ihren schändlichen Grundsätzen an, um den Frieden und die Ruhe der Menschheit zu zerstören, den Protestantismus und seine Fundamente, die freie bürgerliche Verfassung, die Gewissensfreiheit, die brüderliche Toleranz und wissenschaftliches Streben zu untergraben. Die Lockvögel, ihre Commis-Voyageurs, die Missionaire suchen das Volk wieder mit ihren schönen heuchlerischen Predigten zu verführen. Baiern haben sie schon unterjocht, in Oestreich fehlt auch nicht viel mehr, überall spucken sie ihr Gift aus, und Ihr Freiburger, Schwyzer, Luzerner u. s. w. schämt Euch, wie die Schuljungens, daß Ihr so leichtsinnig das Jesuitenjoch duldet, und uns unsre schöne Alpenluft verpestet! — Unser unsterbliche Menschenfreund Pestalozzi kann Euch sagen, was solche Pfaffen sind: „Pfaffheit, namenlose Dienerin des Aberglaubens! Trügerin! so lange „die Welt steht, mißbrauchst Du den Glauben an Gott, „um die Menschen zu der Thorheit eines abgöttischen „Lebens zu lenken, Du füllest ihre Gedanken mit Bildern von Gott und machst das Grübeln deiner heißen „Stunden zu Offenbarungen des Allmächtigen! Du lösest den Gürtel, der die Erde verbindet — die Liebe „Gottes auf, und bindest Deine Haufen mit den Strikken Deiner Meinungen. Du setzest den Menschen mit „dem Schlangengerippe verfänglicher Worte im Namen „Gottes das Schwert an die Kehle, und trittst mit Deinem Buchstabendienst Jeden in den Staub, der anders „denkt als Du. Du schleichst den Fürsten nach, und „um desto besser Gott also zu ehren, brauchst Du die „Schwäche der Könige und die Heuchelei der Höfe, um „Deinem Glauben aufzuhelfen. Du bringst der ewigen „Weisheit die Dummheit der Gewaltigen und der ewigen Liebe die bösen Gewissen der Mächtigen zum Opfer. „Du nimmst den Menschen in der Stunde seiner Anbetung gefangen, und entmannest die Söhne des Staates, und machst den Priester zum König. Seitdem „die Welt steht, hast Du den Königen Ketten gegeben „wider die Völker, und den Völkern Schwerter wider die

Unige. Du schwingst die Fahnen des Mordes, als wären es Fahnen der Liebe. Der Pfaffheit gebundener Sinn nähret das Laster, und des Götzendienstes sinnenbehagliche Feier ist den thierischen Trieben unsrer Natur wie Minnegesang. Trügerin! Du fragst den Weisen: Kennst Du meinen Gott? Und den Unterdrückten fragst Du: Kannst Du meinen Glauben auswendig? Auch Deine Liebe ist an Deinen Götzen gebunden, und Du zerreißest die Bande des Friedens ob einem einzigen Worte. Du bindest die Sicherheit und den Wohlstand der Völker wie das Almosen des Betters mit Gefährde an Deiner Meinungen Dienst. Außer diesem Dienste verunglimpfest Du alle Quellen der Weisheit und des häuslichen und bürgerlichen Wohls, obschon Du Deinen Glauben den allein seligmachenden nennst. Selbst der fromme Sinn der Tugend wird Dein Knecht. Wem Du den Kopf nimmst, der dienet Dir. Wenn Du dem verwahrlosten Volk, das wie ein Rohr vom Winde getrieben wird, und wie ein Schiffbrüchiger ist, der nach jedem Strauche langt, Deine Hand darstreckst, so hast Du es gefangen. Giftige! Du schwingst Dich dem Gesetzgeber an den Busen, und gibst ihm den Tod, wenn Du fühlst, daß sein Innerstes nicht für Dich und der Sitz in seinem Schooße Dir nicht sicher sein sollte. Das thust Du und hast es immer gethan" ꝛc. ꝛc.

Anhang von vier besondern Aktenstücken zu der südamerikanischen Jesuitengeschichte.

A. Abschrift der Instruktionen, welche die Jesuiten ihren Indiern gaben, als sie gegen die verbündete Armee marschirten. Die Originale waren in Guaranisprache geschrieben, damit die wenigen lesefähigen Indierführer dieselben besser verbreiten und verständlich machen konnten. Man fand dieselben bei den eingefangenen Häuptlingen, und die beiden Generäle ließen sie getreu in die spanische und portugiesische Sprache übersetzen, um sie ihren Berichten beizufügen, wovon sich noch

Copien nachher vorfanden. Man möge sich dabei erinnern, daß diese Indier der 7 Kolonien, von denen jetzt die Rede ist, damals zu Spanien gehörten, und die Jesuiten sie beständig glauben machten, daß die Spanier und Portugiesen nur unter dem Vorwande der Grenzbestimmung kämen, um ihnen ihre Kirchen- und Gemeindegüter zu plündern u. s. w. Die indische Sprache ist sehr wortarm, wie es die Uebersetzung zeigt.

Jesus.

Täglich, wenn wir erwachen, müssen wir vorerst zu erkennen geben, daß wir die Kinder Gottes unsers Herrn und der allerheiligsten Jungfrau unsrer l. Frau sind; uns von ganzem Herzen unserm Herrn, der allerheil. Jungfrau, dem heil. Michel, den heil. Engeln und allen heil. Engeln des himmlischen Hofes empfehlen, Gebete verrichtend, die sie erhören und uns gewähren können, auf unsre Leiden, welche uns erdrücken, aufmerksam zu sein, und uns von zeitlichen und geistigen Uebeln zu befreien. Wir müssen immer den heil. Gebrauch beobachten, den heil. Rosenkranz unsrer l. Frau zu beten, Andachtsübung, die ihr so angenehm ist, daß wir durch sie unzweifelhaft erlangen können, daß die heil. Mutter uns mit solcher Barmherzigkeit betrachtet, deren unsre Leiden so groß bedürftig sind. Wir gelangen auch durch ihren allerheil. Schutz dahin, vor allen Uebeln, die uns bedrohen, verwahrt zu sein. Jedes Mal, wenn wir diesen Leuten begegnen, welche wir verabscheuen, müssen wir insgesammt den Schutz unsrer l. Frau, der allerheil. Jungfrau, des heil. Michels, des heil. Josephs und aller heil. Patrone unsrer Wohnorte anrufen. Sie werden uns, wenn wir sie mit Inbrunst anrufen, erhören. Und wenn die Leute, die wir hassen, mit uns sprechen wollen, müssen wir uns hüten, mit ihnen Unterredungen zu pflegen; hauptsächlich müssen wir große Sorge tragen, um die Spanier zu fliehen, aber noch mehr die Portugiesen, denn diese Portugiesen sind die Ursachen aller Uebel, die wir unter uns leiden. Erinnert euch, daß diese es sind, welche eure Voreltern grausam tödteten. Sie haben viele Tausende

überall von uns gemordet, und selbst die unschuldigen Geschöpfe nicht verschont. Sie haben tausend Beschimpfungen und tausend Verwüstungen den heiligen Bildern angethan, welche die Altäre Gottes, unsers Herrn, zierten. Auf diese Art wollen sie uns heutzutage noch behandeln, was uns aber bewegen soll, auf keinerlei Art uns ihnen zu überliefern. Wenn es geschieht, daß sie uns durchaus sprechen müssen, so dürfen sich uns höchstens fünf Spanier nähern, aber keine Portugiesen; denn wenn Portugiesen kommen, wird Alles übel gehen. Leiden wir ja nicht, daß Gomez Fereira (der portugiesische General) zu uns kommt, denn er ist es und die Seinigen, welche durch das Wirken des Teufels uns so sehr verabscheuen. Dieser Gomez Fereira ist der Urheber aller dieser Störungen, er ist die Ursache alles Uebels wegen den Betrügereien, die er begangen hat gegen seinen König und unsern guten König. Darum sollen wir ihn auch nicht empfangen. Es ist Gott, unser Herr, der uns diese Länder gegeben; dieser Gomez Fereira thut alles Mögliche, um sie uns wegzunehmen, und uns zu verarmen. Um darin zu gelingen, hat er mehrere falsche Zeugen gegen uns aufgestellt, und auch gegen unsre heil. Väter, von denen er sich unterstanden hat, zu sagen, daß sie uns sterben lassen ohne die heil. Sakramente. Diese Beweise müssen uns urtheilen lassen, daß es nicht wegen dem Dienste Gottes geschieht, daß diese Leute hieher gekommen sind. Wir haben in nichts gefehlt im Dienste unsers guten Königs. Alle Mal, wenn er sich unser bedienen wollte, haben wir von ganzem Herzen seine Befehle befolgt. Wir haben gute Proben davon gegeben, alle Mal haben wir unser Leben gewagt und unser Blut vergossen, bei den Belagerungen, welche die portugiesische Kolonie erlitten hat, und allein um seinem Willen zu gehorchen, ohne ein anderes größeres Vergnügen zu haben, als das zu erfüllen, was er uns geboten hat. Wir können als gute Zeugen anführen den Herrn Gouverneur D. Bruno und seinen Nachfolger; und wenn unser gute König uns nach Paraguay befohlen hat, waren wir dort

mit vielen Andern, welche die größten Dienste geleistet haben sowohl in St. Sakramento, als in Paraguay, und die jetzt Soldaten sind in unsrer Armee. Unser guter König hat uns immer mit Zärtlichkeit betrachtet, und mit vielen Rücksichten, wegen unsern geleisteten Diensten, um seine Befehle auszuführen. Ungeachtet alles dessen, sagt ihr uns, daß wir unsre Länder, unsre Arbeiten, unsre Güter und das ganze innere Land verlassen sollen. Dieser Befehl, den ihr uns gebet, kommt gar nicht vom Gott, aber vom Teufel. Unser guter König ist immer auf dem Wege Gottes gewandelt, und niemals auf dem des Teufels. Es ist so, wie man uns immer gesagt hat. Unser König, obschon wir nur seine elenden und unglücklichen Subjekte sind, hat uns immer als solche geliebt. Niemals hat uns unser gute König tyrannisiren gewollt, noch uns Schaden zuzufügen, im Gegentheil hat er immer Rücksichten auf unsre Leiden gehabt. Wohl überzeugt von dem, was wir jetzt gesagt haben, können wir nicht glauben, daß unser gute König befohlen hat, armen Unglücklichen an ihren Gütern Unrecht zu thun, und daß sie aus ihren Ländern verjagt werden, wenn sie keinen Anlaß versäumten, ihm zu dienen, und alle Mal, wenn sich Gelegenheit darbot. Auch werden wir es niemals glauben, wenn man uns sagen wird: „Ihr Indier gebet eure Länder und Alles, was ihr besitzt, den Portugiesen;“ nein, wir werden es nie glauben. Das wird nicht sein. Im Falle, daß sie diese um den Preis ihres Blutes kaufen wollen, so viel wir Indier sind, bieten wir denselben Preis an, um sie zu behalten. Wir sind zwanzig vereinigte Völker, um ihnen entgegen zu gehen. Und mit der größten Freude werden wir uns dem Tode aussetzen, ehe wir unsre Länder abtreten. Warum gibt unser König nicht den Portugiesen Buenos-Aires, Corrientes, Santa Fé? Bedurfte es, daß dieser harte Befehl auf arme Indier fallen mußte, denen er befiehlt, ihre Häuser, Kirchen, und Alles, was ihnen Gott gegeben hat, zu verlassen? Vor wenigen Tagen glaubten wir, daß ihr von Seite unsers guten Königs kämet, deßwegen haben wir

mit euch unterhandelt, was wir zu thun hätten. Wir wollen nicht dahin gehen, wo ihr seid, weil wir kein Zutrauen zu euch haben, und ihr unsre Gründe nur verachtet habt. Wir wollen unsre Länder nicht abtreten, obschon ihr fälschlich gesagt habt, daß wir es gestattet hätten. (Dieses bezieht sich auf die Aufschubsfrist, welche die Jesuiten gefordert hatten.) Wenn ihr aber nichts desto weniger in Unterhandlungen mit uns treten wollt, so können fünf Spanier zu uns kommen, es soll ihnen kein Leid geschehen. Der Vater der Indier (der Jesuit jeder Kolonie), der ihre Sprache kennt, wird den Dollmetscher machen, und Alles läßt sich so machen, weil dieses die Art ist, wie die Geschäfte gehen müssen, wie Gott es befiehlt, sonst aber wie der Teufel es wünscht. Unser Entschluß ist also fest, um nicht dahin zu gehen und zu leben, wo ihr wollt, daß wir hingehen sollen. Wir sind niemals in eure Länder eingefallen, um euch zu tödten und arm zu machen, wie es die Ungläubigen thun, und wie ihr selbst noch ausübt; ihr, die ihr kommt, uns ins Elend zu führen, als wenn ihr die heil. Gebote Gottes nicht kennet, und das, was der König zu unsern Gunsten befohlen hat.

B. Abschrift des Briefes, welchen der Jesuit, Pfarrer in der Kolonie, St. Franzisko Xavier, an den Corregidor seiner Mission, damals Anführer der Indier, aus demselben Dorfe unter die Rebellen im Felde abschickte.

Corregidor Joseph Tiarayu, daß Gott unser Herr, die allerheil. unbefleckte Jungfrau, und unser Vater, der heil. Michel, deine Gesellschafter sein mögen, und allen Soldaten aus unserm Dorfe und Nachbarn. Unser Vater Pfarrer hat deinen Brief am 5. Februar in dieser Station von St. Xavier erhalten. Er ist versichert, daß ihr euch alle in guter Gesundheit befindet. Der Vater sagt hier alle Tage die Messe vor dem allerheiligsten Bild unsrer l. Frau von Loretto, damit sie für uns bitte, damit ihr die Gnade erlangen möget, Alles mit Weisheit und gutem Erfolge zu thun, und

daß sie euch von allem Uebel befreie. So wolle es der ewige Vater. Der gute Vater Thedeo und der gute Vater Michel thun das Nämliche. Sie sagen alle Tage Messen, und machen davon Anwendung auf euch, und alle Väter der andern Dörfer sind mit ihren Kindern beständig in Gebeten begriffen, um Gott zu bitten, daß er euch Weisheit und guten Erfolg verleihe. Um der Liebe Gottes willen beschwöre ich euch alle, die ihr aus unserm Dorfe seid, seid immer einig und gut mit einander, daß ihr immer die nämliche Beständigkeit in allen Gefahren und Leiden habt, die euch zustoßen könnten. Rufet beständig den süßen Namen unsrer allerheil. Jungfrau Maria, von unserm Vater, dem heil. Michel, und von St. Joseph an; bittet sie, euch in euern Unternehmungen beizustehen, daß sie euch erleuchten, und euch vor aller Gefahr und Uebel bewahren.. Wenn ihr diese Dinge ausübt, wird euch sicherlich Gott und die allerheil. Jungfrau beistehen, und alle Engel des himmlischen Hofes werden euch begleiten. Wir wären sehr froh, zu wissen, welches die Dörfer sind, die euch Leute zuschicken. Thue es uns zu wissen. Wir wissen auch nicht, wer der Gouverneur ist, welcher mit den Spaniern kommt, und ob es der von Buenos-Aires ist, oder der von Montevideo, oder beide zusammen. Auch auf welchem Wege die Bagagen der Spanier fahren, und ob sie schon in St. Antonio angekommen sind. Und die Portugiesen, welchen Weg haben sie genommen? Sind sie mit den Spaniern vereinigt? Gib uns Nachricht von Allem. Wenn es der Fall wäre, daß sie euch einen Brief schrieben, so schickt ihn sogleich dem Vater Pfarrer. Wir bitten euch um Gottes willen, laßt euch nicht von diesen Leuten betrügen, die euch so hassen. Wenn Du zufällig ihnen schreiben mußt, gib ihnen nur recht den Widerwillen zu erkennen, den uns ihre Ankunft verursacht. Laß sie bemerken, wie wenig man sie fürchtet, nebst der großen Anzahl unsrer Leute, und wenn ihr auch nicht so zahlreich wäret, wie sie, sie uns nicht bezwingen können, denn wir haben den Beistand von der allerheil. Jungfrau und unsern

heil. Schutzpatronen. Wenn Du einen Gefangenen machst, sei sehr besorgt, ihn über Alles auszuforschen, was uns nöthig ist zu wissen. Das, was Du mir durch den Kanonier fordern ließest, wird aus dem Flecken ankommen; ich werde euch Alles unaufhörlich zuschicken. Ich schicke euch durch den Ueberbringer eine Fahne, mit dem Bildnisse unsrer l. Frau. Unser Vater Pfarrer sendet euch allen viele Grüße, und empfiehlt euch sehr, zu der heil. Jungfrau zu beten und zu unserm Vater St. Michel. Wir können euch nichts Neues aus unserm Dorfe melden. Setzet großes Zutrauen in die Gebete aller unsrer Einwohner, und hauptsächlich in die der unschuldigen Geschöpfe, welche sich beeifern, euch Gott anzuempfehlen. Ich sage euch noch, daß wenn euch etwas fehlt, meldet es sogleich dem Vater Pfarrer, und trachtet sorgfältig, uns auch immer zu melden, was sich Neues ereignen wird, und zwar unfehlbar. Alle Einwohner haben großes Verlangen, jeden Augenblick zu vernehmen, was euch begegnen wird. Unser Vater, der Vater Thedeo, und der gute Vater Michel senden euch viele Grüße. Empfange auch die Grüße von uns Allen, die wir in St. Xavier und im Lande sind. Daß Gott unser Herr, die allerheil. Jungfrau und unser Vater St. Michel eure Gesellschafter seien, Amen. Im Dorfe St. Franzisko Xavier den 5. Februar 1756. Unterzeichnet, Majordomo, Valentin Barrigua.

Copie der spanischen Uebersetzung aus der Guaranisprache.

Corregidor Jozé Tiarayu, que Dios Nuestro Sennor, y la Santissima Virgem Inmacculada, y nuestro padre St. Miguel, ti sirvan de compannia, y á todos los soldados vecinos de ese Pueblo. Nuestro padre cura ha reçebido la tua carta el. 5. de Febrero en esta estation de St. Xavier. El está persuadido que vosotros todos sois en buena salud. El Padre está aqui diciendo missa, todos los dias delante la san-

tissima imagem de Nuestra Sennora de Loretto; fin que ella rogá por vos, de obtener la grácia, hacer todo con Sabiduria y buen successo, y ella vos guarde de todo mal. etc. etc.

C. Ein Bruchstück, welches vermuthlich dem Gouverneur von Buenos-Aires zugedacht, oder vielmehr absichtlich aus Ränkesucht der Jesuiten unter den Indiern verbreitet schien, um ihren Haß gegen die Weißen in der Rebellion zu nähren.

Herr Gouverneur! Wir schicken Ihnen dieses Schreiben, damit Sie uns endlich sagen mögen, was man beschlossen hat, aus uns zu machen, und auch, was Sie darüber gedenken zu thun, was Sie sich vorgenommen hatten, auszuführen. Sie wissen, wie voriges Jahr der Pater Altamirano, Kommissair, in unser Land kam, um uns zu bedrängen, damit wir aus unsern Dörfern und Ländern herausgehen, aussagend, daß das der Wille unsers Königs wäre. Und noch überdieß schickten Sie uns einen harten Brief, um uns zu befehlen, unsre eignen Dörfer und alle Häuser durch Feuer zu zerstören, und unsre so schöne Kirche, und Ihr Entschluß wäre, uns Alle zu ermorden. Sie sagten auch in diesem Briefe (und das ist, was uns besonders nöthigt, Ihnen zu schreiben), daß solches der Wille unsers Königs wäre. Wenn das wirklich sein Wille wäre, wenn es so ist, daß er es befohlen hat, so werden wir Alle sterben, so viel Unsrige sind, um der Liebe Gottes willen, in Gegenwart des heil. Sakramentes. Bloß ersuchen wir Sie, unsre Kirche nicht zu berühren, welche Gott zugehört, denn selbst die Ungläubigen würden sie verschonen. Ist es denn möglich, daß das der Wille unsers Königs sei, daß ihr Alles nehmet und zerstört, was uns gehört? Ist das nach dem Willen Gottes und seinen heil. Geboten? Alles, was wir besitzen, kommt von unsrer eigenen Arbeit, und unser König hat uns nicht das Mindeste gegeben. Der wahre Grund, warum uns die Spanier so hassen, ist allein wegen unsern

Gütern, die wir besitzen. Unser König weiß wohl, daß Gott es ist, der uns diese Länder gegeben hat, uns und unsern Voreltern, und aus diesem Grunde besitzen wir sie in der Liebe Gottes. Der Pater Roch Gonsalvez hat sich in aller Demuth betragen. Alle, so viel wir sind, haben wir in den verflossenen Zeiten, unterthänig bis jetzt, dem Könige von Spanien Gehorsam geleistet. Und weil es so ist, wie werden wir also das glauben, was ihr uns da sagt, und daß wir bedenken müssen, niemals vom Könige so etwas hergekommen ist? Und überdieß werden wir uns unterwerfen, den letzten Willen unsers Königs zu vernehmen. Wir haben ihm schon — — — — — — (hier war die Schrift verblichen und das Papier halb vermodert).

D. Akta über den Traktat des Waffenstillstandes, geschlossen zwischen Gomez Fereira de Andrade und den Kaziken der rebellischen Indianer. (Ursprünglich in portugiesischer Sprache geschrieben.

Den 14. Tag des Monates November 1754 im Lager am Jacuyflusse, wo kampirt war der Erlauchteste und Excellenteste Herr Gomez Fereira de Andrade, Gouverneur und Generalkapitain, der Capitainerie von Rio de Janeiro und das Minas-Geraes, mit den Truppen seiner Allertreusten Majestät, vereinigt mit denen Sr. kathol. Majestät, um die sieben Dörfer des östlichen Ufers des Uruguays in Besitz zu nehmen, welche unsrer Krone abgetreten wurden durch den Grenztraktat der Eroberung, sind erschienen in Gegenwart des Excellentesten Herrn und General: D. Franzisko Antonio, Kazike vom Dorfe St. Angelo, D. Christoph Acatu und D. Bartholomäus Candiu, Kazike von St. Luis, und D. Franzisko Guacu, ehemal. Corregidor von St. Luis: Und hiemit wurde gesagt, daß der obgenannte Herr General ihnen erlauben werde, sich im Frieden nach ihren Dörfern zurückzuziehen, ohne ihnen Schaden zu verursachen, ohne sie zu verfolgen, noch sie gefangen zu

nehmen, weder ihre Weiber noch ihre Kinder, so l
es ihre Absicht nicht wäre, Krieg gegen die Port
sen zu führen. Worauf genannter Herr General
die Offiziere, welche diese Vorliegenden unterzeichne
geantwortet haben, daß sie sich in dieser Armee be
den, auf den Befehl ihres Souverains, um die N
hut, ihre Bagagen, Pferde und Zugochsen zu erwart
worüber der Herr D. Joseph de Andonaige General
bis sie im Stande wären, ihren Weg wieder zu erg
fen und fortzusetzen, den sie aus Mangel an guten W
den verlassen mußten, und zufolge der Befehle dies
genannten Herrn Generals, bekleidet mit dem Haupt-
kommando, würden sie vorrücken, und weit entfernt,
die Absicht zu haben, den Rückzug anzutreten, wollten
sie sich im Gegentheil in dem Posten befestigen, den sie
jetzt besetzt halten. Als die Kaziken und die andern ge-
genwärtigen Indier dieses gehört hatten, haben sie im
Namen Gottes gebeten, daß man ihnen Zeit zu ihrem
Rückzuge gestatte, erklärend, daß sie erwarteten, daß
Se. kathol. Majestät besser von ihrem elenden Zustande
unterrichtet werde, und durch seine königl. Güte wolle
ein Mittel anschaffen, welches fähig sei, ihr Elend zu
mildern, und im Fall, wo Se. kathol. Majestät und
sein General verweigern würden, ihre Bitten zu erhö-
ren, könnten sie sich nicht entgegen setzen, wenn ihnen
die Portugiesen nachfolgten, um die Befehle des Kö-
nigs ihres Souverains zu vollstrecken. Als der ge-
nannte Herr General dieses gehört hatte, hat er ge-
antwortet, daß er entschlossen wäre, nicht einen Schritt
von dem Lande, worauf sich seine Armee befände, zu
verlieren, wohl aber für sie die Nachsicht haben wolle,
um welche sie ihn gebeten haben, ihnen zu gestatten,
wäre er geneigt, ihnen einen Waffenstillstand zu bewil-
ligen, während er erwarte, daß die Armee Sr. kathol.
Majestät sich in Marschbewegung setze, jedoch mit fol-
genden Bedingungen: daß vom Augenblicke an die Ka-
ziken sich mit ihren Offizieren und Soldaten nach ihren
Dörfern zurückziehen werden, und daß die portugiesische
Armee, ohne ihnen Schaden und keinerlei Feindselig-

keiten zu verursachen, den Rio Pardo passiren werde, sich von beiden Seiten einen gänzlichen Frieden vorbehaltend, bis zur Ankunft der letzten hohen Befehle Ihrer allertreusten kathol. Majestäten, oder vielmehr, bis die spanische Armee den Feldzug unternehme, denn alsobald wäre die portugiesische Armee verpflichtet, die Befehle des Generals von Buenos-Aires zu befolgen. Und aus Besorgniß, daß kein Zweifel noch Schwierigkeit bei dieser Uebereinkunft Statt finde, ist es beschlossen, daß der Fluß Viaman aufwärts steigend im Guayaba, bis in die Gegend, wo er in den Jacuy mündet, wo wir gelagert sind, und bis zu seiner Quelle, an den südwestlichen Arm desselben, als Scheidelinie einstweilen dienen soll, so daß im Norden besagter Linie, weder Heerden noch Indier passiren dürfen, bei Strafe: „daß solche „Heerden ergriffen und konfiszirt, und die Indier, „welche sich vorfänden, bestraft würden. Und auf der „Südseite soll kein Portugiese passiren, und so einer „angetroffen würde, könnte er auf dieselbe Art, durch „die Kaziken und Justizoffiziere genannter Dörfer be„straft werden, jedoch mit Ausnahme der Parlamen„taire und Briefträger, um der einen oder andern Par„tei Berichte zu bringen; dieselben sollen mit unver„brüchlicher Treue behandelt werden. Und um die gänz„liche Vollstreckung der vorliegenden Traktate zu ver„sichern, der genannte Excellenteste Herr General sei„nerseits, wie die genannten Kaziken ihrerseits, haben „Alle dieselben bekräftiget, ihre rechte Hand auf den „heil. Evangelien und den Eid in die Hände des hoch„würdigen Paters Thomas Clarque niederlegend. Ge„schrieben durch mich, Thomas da Sylva Neves, Se„kretair der Expedition, und haben unterzeichnet: Go„mez Fereira de Andrade ꝛc.

Auszug aus der portugiesischen Copie als Originalbeilage.

Nodia 14. do mez do Novembro 1754, na campanha do Rio Jacuy, donde estava acampado o Illu-

strissimo e Excellentissimo Senhor Gomez Fereira d'Andrade, Governador e Capitaò General da Captinaria do Rio de Janeiro, e das Minas geraës, c'oàs tropas da Sua Fiél Magestade, juntas à quellas, da Sua Magestade Catholica, para tomar possessaò dos sete povós das Missoès, no lado oriental do Uruguay, que cederaò á nossa Coroa, p.lo. Tratado de limites das Conquistas; saò comparecidos em presença do ditto Excellentissimo Senhor General: Dom Franzisco Antonio, Cazique do Pòvo St. Angelo, D. Christovaò Acatu, e D. Bartholomé Candiu, Cacique do povo de St. Luis, e D. Francisco Guacu, antes Corrégidor do povo de St. Louis. E assim foi ditto, que o ditto Senhor General, lhes permittira de retirar-se em paz para os povos delles, sem causar-os, nem hum prejuizo, sem perseguir-os nem osprender, nem asmulheres e filhos delles, quando naò intentaraò de fazer a guerra aos Portuguezes etc. etc.

Neunter Abschnitt.

Ankunft in dem Missionsdorfe San Borja. Der Verfasser arbeitet als Metzger und Fleischverkäufer, Fett- und Lichtzieher in diesem Dorfe. Ausgestandene Gefahr und Vertheidigung des Verfassers gegen meuchelmörderischen Ueberfall und dessen Folgen. Flußreise auf dem Uruguay nach Buenos-Aires am Rio de la Plata. Längerer Aufenthalt daselbst. Skizzen über Buenos-Aires, Rio de Janeiro u. s. w.

Le vois-tu bien, là bas, là bas,
Là bas, la bas, en Amérique?
Sous un arbre il met habit bas
Pour présider sa republique.
Qu'on est heureux en Amérique
Courons, courons; doublons le pas.
Pour le trouver, là bas, etc.

LE BONHEUR. — Béranger.

Ehe wir das Ufer des Camacuas-Guazu erreichten, erlebten wir auf der Karrenstraße, die sich nahe am Saume eines Waldes hinzog, ein kleines Abenteuer. Der Straßburger Jude besaß ein keckes schwarzes Spitzhündchen, welches immer kreuz und quer vor uns hersprang; wir hörten ihn diesen Augenblick furchtbar bellen, und zuletzt in ein klägliches Geheul ausbrechen, worauf wir sogleich herzugalopirten, und wirklich das arme Thierchen in einer furchtbaren Klemme fanden. Ein großer Ameisenbär, der wegen seinem langen und langhaarigen Schwanze von den Einwohnern den Namen Tamandua-Bandeira führt, lag auf dem Rücken, und hielt mit seinen langen Klauen das Hündchen fest eingeklemmt, worin seine einzige Vertheidigungsart besteht. Unser Hündchen hatte sich, scheint es, zu nahe an ihn gewagt, und war nun aus dieser Lage nicht mehr zu retten; wir tödteten nun beide Thiere mit zwei

Pistolenschüssen, und konnten uns, da es schon ziem= spät war, und ein Gewitter zu nahen drohte, nicht län= ger aufhalten. (Die Beschreibung dieses Thieres ist i[m] eilften Abschnitt.) Wir setzten über den Fluß in Pir= guen und erreichten vor Abend das Dorf St. Fran= zisko de Borja, das seinen Namen dem zum Heiligen ka= nonisirten Jesuitengeneral Franz Borgia verdankt. Wir erquickten uns hier in einer Venda und stolperten dann ein Bischen im Dorfe herum, wo wir verschiedene alte Bekannte antrafen, des Nachts aber ritten wir eine Strecke vor das Dorf hinaus, um unter freiem Him= mel zu kampiren, damit unsre Pferde besser weiden könnten. Als wir den andern Morgen ins Dorf zu= rückritten, begegnete ich zufällig meinem ehemal. Prin= zipal, dem Schweizer, der seine Reise nach St. Paul noch nicht angetreten, sondern bloß in einer andern Ge= gend überwinterte, und hier Geschäfte abzuschließen hatte. Er hatte jetzt die Gefälligkeit, auf mein Ansuchen, mich bei einem Portugiesen als Ladendiener zu empfehlen, und war sehr zuvorkommend und freundschaftlich gegen mich geworden, wofür ich ihm, so wie wegen einigen vorjährigen gutgemeinten Gefälligkeiten, die er mir er= wies, Dank schuldig bin, denn seine frühern bösen Lau= nen hielt ich damit für ausgelöscht. Als ich dem Por= tugiesen meine persönliche Aufwartung machte, so er= klärte er mir, daß er für jetzt keinen Ladendiener be= dürfe, wohl aber einen thätigen Verwalter in der Schläch= terei, weil er das ganze Dorf mit Fleisch versehe und täglich drei Ochsen schlachten lasse, und deßhalb einen Rechnungsführer u. s. w. bedürfe. Meinen Posten könnte ich morgen antreten, und als Monatsgehalt erhalte ich acht Milreis, und könnte so viel Fleisch essen, als ich wollte, fügte er hinzu. Natürlich nahm ich das An= erbieten dankbar an, denn jede honette Anstellung und Beschäftigung war und ist mir jetzt angenehm, wenn sie nicht in das Fach von Polizeispion, Schmeichler und Leutequäler gehört; ich meldete also meinen Reisegefähr= ten den Glanz meines Schicksals, und bezahlte ihnen eine Flasche Branntwein, die auf das Wohl meines

neuen Standes geleert wurde. Denselben Tag schieden wir noch alle herzlich von einander, denn meine Gefährten zerstreuten sich nach allen Richtungen, um bei den Estancieiros Arbeit zu suchen. Den folgenden Morgen sehr früh trat ich mein Metzgeramt an, und besichtigte das Innere des Schlächtergebäudes, welches weiter nichts, als eine Lehmwand-Abtheilung einer großen Strohhütte war, worin mein Prinzipal noch eine Venda besaß, welche einem Mulatten, seinem Caxeiro, anvertraut war. Diese Abtheilung, woraus mein Amtszimmer bestand, hatte eine Thüre nach der Straße zu; ein Bret, auf vier Pfähle genagelt, bildete mein bescheidenes Comptoir, worauf zugleich den Käufern das abgewogene Fleisch hingelegt wurde. Eine eiserne Romaine (Schnellwage) hing in Stricken, welche an den Dachsparren befestigt waren, womit ich mich als Diener der Gerechtigkeit einüben mußte; eben so baumelten auch hölzerne Haken von den Dachsparren herunter, woran das Fleisch gehängt wurde, und auf der Erde lagen in einem Winkel einige Baumstämme noch mit ihrer Rinde bedeckt, auf welchen man das Fleisch zerhackte. Das Viehschlachten fand in einiger Entfernung vor dem Hause Statt, wie ich es schon früher beschrieben habe. Indier, Neger und Negerinnen fanden sich nun in großer Menge ein, die meisten waren aber nicht mit Geld versehen, sondern brachten nur unterschriebene Gutscheine von ihren Herren, um Fleisch zu kaufen, wovon ich jedoch schon unterrichtet war. Mein Patron hatte mir zwar bestimmt gesagt, nur die Aufsicht über Alles zu halten, ohne selbst mitzuarbeiten; ich bemerkte aber schon den ersten Tag, daß die Knechte Diebesfinger hatten, und somit machte ich die Sache ganz kurz, sobald ich mit dem Geschäfte vertraut war: Jedes Mal, wenn geschlachtet wurde, ließ ich mir das Fleisch schleunig auf die Blöcke tragen, zog dann mein Hemde aus, zerhackte mit einer langen Axt den ganzen Vorrath in große und kleine Stücke, um mit Knochen und Halsstücken zu jeder Gewichtmenge versehen zu sein, und gerieth dabei tüchtig in Schweiß, denn 3 Ochsen zu zerhacken, verursachen

auf diese Art Arbeit genug; jedoch fertigte ich un
Publikum schnell mit dieser Methode ab, und brach
dadurch auch meinem Patron mehr Gewinnst, als e
früher durch seine Knechte hatte; oft wurden auch fü
bis sechs Ochsen täglich geschlachtet. Die Arroba, 3
Pfund, Fleisch galt 2 Pottak, ungefähr 2 Reichsgulden,
die fettesten Ochsen wogen höchstens 15 und sehr selten
16 Arroben. Es ging mir oft bei diesem Geschäft,
wie Meister Eulenspiegel, denn ich konnte es nicht allen
Leuten recht machen; die meisten wollten immer Fleisch
ohne Knochen haben, und das konnte ich natürlich nicht
bewerkstelligen, und diese verklagten mich dann bei meinem Patron, der mich wieder aufforderte, das hohe
Publikum nicht zur Klage zu reizen; ich machte ihm aber
die Sache begreiflich, und da übrigens meine Monatsrechnungen alle gut und regelmäßig im Stande waren,
und er meine Ordnung, die ihm mehr Gewinnst als
sonst abwarf, nicht tadeln konnte, so ließ er mit mir
die Leute reden, was sie wollten. Aus den Ueberbleibseln der Knochen kochte ich Fett und bewahrte es in
Blasen; aus dem Talge verfertigte ich Lichter, und sott
und kochte den ganzen Tag; den Talg mußte ich meinem Patron jedoch besonders bezahlen, auch nahm er
gerne meine Kerzen auf Abrechnung an; ferner fabrizirte ich Würste, so gut ich konnte, denn die ganze
Kunst bestand nur darin, Fleisch in Würfel zu zerschneiden, nebst etwas Fett, und das Gemengsel in die Därme
zu stopfen; weil ich aber ein Bischen Knoblauch darunter mischte, so wurden sie reißend gekauft, denn im ganzen Dorfe waren keine bessern, bis auf fünfzig Legoas
weit zu finden, obschon ich keinen Speck darunter mischte,
denn dieses Kleinod war in der ganzen Gegend nicht
vorhanden. Diese Artikel alle gab ich den Vendawirthen in Kommission zu verkaufen, und zog wegen ihrem
schnellen Absatze ein schönes Taschengeld; dafür sah ich
denn aber blutig und schwarz, wie ein Cyklope aus,
aber Sonntags, Dienstags und Donnerstags wechselte
ich regelmäßig meine Wäsche und spazierte in das Indierdörfchen, nahe an St. Borja, wo sich Tanz, Gui-

tarrengeklimper u. s. w. unter den Chinas an der Tagesordnung befand. In der Schlächterei aber hielt ich die schönste Ordnung, die Gutscheine klebte ich mit Kleister in kleine papierne Fälze, und meine portugiesischen Rechnungen paradirten prächtig mit ihrem Soll und Haben, nebst den mit Kupfergeld gefüllten Säcken, die ich meinem Patron monatlich und zu jeder beliebigen Stunde überreichte; dasselbe beobachtete ich mit den trocknen Ochsenhäuten, und ließ meine Knechte mit mir tüchtig arbeiten. St. Borja, das Dorf, befindet sich, nebenbei gesagt, in einem lüderlichen Zustande; die Kirche liegt in Trümmern, eben so einige Magazine, und statt etwas zu verbessern oder zu bauen, bemüht sich jeder, noch völlig diese Gebäude zu zerstören, und Balken und Steine wegzuschleppen. In den ehemaligen Wohnungen der Indier wohnen jetzt Handelsleute, und im Kollegium wohnt der Tenente Coronel da Sylva, Militärkommandant der ganzen Missionscomarca. Große schöne Alleen von Orangenbäumen befinden sich in dem alten Jesuitengarten, der eine große Ausdehnung hat, und noch mit einer guten Mauer eingezäunt ist, und rings um das Dorf herum sind eine Menge Häuser, Hütten und Chacaras. Eine Munizipalitätskammer residirt in diesem alten Neste, ein Douanier und ein erzlüderlicher Pfaffe, der sich öfters mit Dirnen, besoffen auf der Straße herumtreibt, versieht in einem alten Winkelgebäude des Dorfes, das diese Chinesen Kirche nennen, den Gottesdienst. Ein Alferez (Unterlieutenant), welcher ein Detachement Guaranis befehligt, ein feiger Schurke mit Haut und Haar, versieht hier die Stelle eines Polizeichefs. Eines Samstags Abends schickte dieser Offizier einen Soldaten nach der Schlächterei, um Fleisch für seinen Hausbedarf zu kaufen, und da das Meiste verkauft war, so fanden sich keine Bratenstücke vor, wie es seine Hoheit wünschte, weil ohnedieß das Fleisch mager war. Als ich den folgenden Morgen, nach beendigter Arbeit, durch das Dorf ging, und unter der Häusergallerie, wo sich seine Wohnung befand, vorbeipassiren wollte, saß dieser Kerl, wie ich nachher be-

merkte, auf einem Schemel in betrunkenem Zustande. Ich begrüßte ihn im Vorbeigehen durch Abziehen meines Hutes, aber dieser betrunkene Kalif wollte sich für das gestrige Fleisch rächen, und rief mir zu: „H** kind, Du darfst nicht so nahe an mir vorbeigehen!“ Natürlich kam mir bei diesem Gruße mein kosmopolitisches Blut in Wallung, und ich kehrte mich sogleich mit dieser Antwort gegen ihn um: „ich weiß nicht, ob ich ein solches Kind bin, aber das weiß ich, daß du ein sehr großes und grobes H** kind bist, und ein erbärmlicher Sodomit und punhetteiro (Onanist) noch dazu.“ Was! mir, dem Senhor Alferez, Chef der Polizei, so etwas zu sagen!? erwiederte der Kerl, mich bei den Händen fassend. Ich bin vom Mutterleibe aus sehr empfindlich gegen Betastungen, und hatte daher im Nu die Hände losgewickelt, und beide Fäuste dem Kerl in den Magen gestoßen, daß er durch seine offene Hausthüre ins Innere seiner Wohnung zurückfiel. Nun ging ich ruhig meiner Wege, aber der Tropf hatte sich indessen wieder aufgerafft, und lief hinter mir her, ohne daß ich im Geringsten meine Schritte beschleunigt hätte; in den Händen hielt er seinen hölzernen Schemel und suchte hinterrücks mir denselben anzuwerfen. Dem Wurfe war ich aber gut ausgewichen, und war nun tüchtig erbost über seine heimtückische Bosheit, indem ich einen Stein ergriff und den Kerl nach seiner Wohnung zurückjagte; dort zog er eine Pistole hervor, aber ich warf ihm mit aller Kraft, ganz nahe auf ihn zuspringend, den Stein auf die Brust, daß er wieder zur Erde in den Hausgang taumelte. Wenn du punhetteiro jetzt nicht bald zufrieden bist, so will ich dafür sorgen, sagte ich; übrigens ist die Straße mein, und bleibe du in deiner Wohnung ruhig, fügte ich hinzu, und ging getrost meiner Wege nach der Venda eines deutschen Schusters, worin sich noch einige zugereiste Grabenmacher befanden, um dort auf diesen Aerger ein feuriges Glas Schnapps zu trinken. Der Kerl hatte sich indessen ein wenig erholt, und versammelte die ganze Wache, ungefähr zwanzig Guaranis, welche die Wohnung

Schusters umzingelten, und mit Säbeln, Pistolen
) Karabinern bewaffnet waren. Der feige Schuster
erte schon vor Bangigkeit, daß ihm wegen mir soge-
nnte Unannehmlichkeiten entsprießen könnten, und auch
andern Automaten saßen da wie vor dem jüngsten
richte. Ich stellte mich an die Thüre, um diese Chi-
'en zu betrachten, und sie um die Ursache ihres Er-
einens zu befragen. Der Wicht von Alferez hatte
) an die Hinterthüre seiner anstoßenden Wohnung
stirt, und bediente sich derselben als Schutzwand, wäh-
nd er in der zitternden Hand seinen bloßen Säbel
:lt, und seinen Soldaten zurief: mich gefangen zu
hmen. Mir rief er zu, mich zu ergeben (entregue
!). Wir werden uns sogleich sprechen! rief ich höh-
sch, und kehrte der Heerde den Rücken zu, indem ich
i Innern noch ein ungeheures Glas Schnapps for-
:rte, und in der Wuth herunterstürzte. Nicht den
einsten Gedanken hatte ich, um die Flucht zu ergrei-
n, denn ich wollte jetzt dem Handel ein Ende machen,
eil ich doch dem Feinde ins Gesicht blicken konnte,
nd die Sache das Ansehen einer honetten Klopferei
ewann. Noch ein Glas Schnapps! rief ich, und stürzte
s hinunter, ergriff ein Paar alte Hosen, die auf einem
Bette lagen, wickelte sie schleunig um den linken Arm
ind sprang mit meinem gezogenen langen Metzgermesser
inter die Indier, welche links und rechts auswichen,
vodurch ich einen guten Vorsprung gewann und mich
fest zur Vertheidigung postirte, und den Offizier spöt-
tisch herausforderte, mit mir die Sache auf freiem Felde
auszumachen, und sich als Ehrenmann hinter seiner
Thüre hervorzuwagen; statt aller Antwort, kommandirte
er den Indiern, diesen Teufel zu packen. Da ich aber
sogleich links und rechts mit den Füßen und Ellbogen
Platz machte, und noch vollends die Drohung machte,
den Ersten, der mich noch anpackte, nieder zu stechen,
so waren die Kerls ganz verdutzt. Wenn die Sache
gerichtlich untersucht wird, so will ich mich freiwillig
ergeben: rief ich jetzt dem Alferez zu, aber auf Offiziers-
parole, müssen mich eure Soldaten unangetastet lassen,

sonst gilts Mord und Tod! auch will ich voraus marschiren, und erst vor der Prisonthüre mein Messer abliefern! fügte ich hinzu. Muito bem, que seja assim! (Sehr gut, es sei so!) rief kapitulirend hinter seiner Thüre der Hallunke, welcher froh war, diesen Handel beendigt zu sehen. Ich kommandirte nun selbst: „Vorwärts!“ und marschirte frei und frank, stolz an der Spitze der Soldaten, durch das halbe Dorf zur Prison, vor deren Thüre ich mit Offiziersanstand mein Messer in die Scheide steckte und dem Korporal überlieferte, der mir nun ganz höflich das Bohlengitter des Justizstalles öffnete. Die Prison war weiter nichts, als eine ehemalige Wohnung der Indier, worin die Mauern der Zimmerabtheilungen ausgebrochen waren, jedoch war der Fußboden ungepflastert und im Hintergrunde war in einer gewissen Höhe eine Fensteröffnung angebracht, mit eisernen Gitterstäben versehen. Die Bewohner dieses Stalles bestanden aus zwei Militärgefangenen, Weißen, die ihre Frauen (Chinas) bei sich hatten, einem Indier und einem Neger; Alle waren auf ihren Satteldecken gelagert, Cigarren schmauchend. Der Korporal ließ sich bewegen, heimlich Branntwein holen zu lassen, womit ich meine neuen Gesellschafter traktirte, und da ich eine Guitarre an der Wand hängen sah, so forderte ich eine China zum Singen auf, die auch bald dazu bereit war, wodurch doch ein Bischen Lebhaftigkeit in die Szene gebracht wurde. Zufällig besaß einer der Weißen Dinte, Federn und Papier, die ich von ihm borgte, und nun in einem Briefchen den Vorfall meinem Patron meldete, und überschickte ihm dasselbe durch einen meiner Knechte, welcher eben an die Gitterthür kam, und sich Verhaltungsbefehle von mir einholte. Es dauerte lange, bis ich Antwort erhielt, denn es war eben Siestazeit, und der Knecht konnte das Billet nicht abgeben, weil die ganze Familie sich schlafen gelegt hatte. Wir Gefangenen thaten dasselbe; weil ich aber mein Sattelgeräthe einstweilen nicht holen ließ, so lud mich der eine Weiße ganz freundlich ein, auf der Kuhhaut neben seiner China zu schlafen, und wirklich

schlief ich auch bis gegen Abend, wo mich der Korporal aufwecken ließ, und mich dann zu dem Alferez begleitete, der mir mein Messer wieder einhändigte, und mir mit folgenden Worten, als erbärmlicher Lügner die Freiheit ankündigte: „Ihr seid jetzt frei, obschon Ihr mich erstechen wolltet!“ Ich erwiederte ihm, daß das erlogen wäre, er wisse ja wohl, mit welchen Grobheiten er mich angegriffen habe, und daß ich mich, weil ich kein Kind sei, gegen ihn gewehrt hätte, werde er ganz natürlich finden. Es ist schon gut, wir sind ja Freunde! erwiederte er. Als ich nach der Schlächterei kam, die sich unweit vom Dorfe befand, kam mir mein Patron entgegen, welcher mich näher über den Vorfall befragte, und mir meldete, daß er meine Befreiung erwirkte, sobald ihm das Briefchen eingehändigt war. Er schimpfte den Kerl nun mehrmals als ein feiges Hurenkind. Ich versah nun wieder meinen Dienst, denn die Knechte hatten schon geschlachtet, und meine Wenigkeit mangelte überall, um gehörige Ordnung zu halten. Der Monat war mit diesem Sonntage beendigt, und ich hatte den Auftrag, meinem Patron in seine Wohnung zwei Säcke mit Kupfergeld zu bringen, und ihm dort beim Zählen einer zu leistenden Summe an Kreditoren behülflich zu sein u. s. w., wo ich bis spät in die Nacht aufgehalten wurde. Von dem heutigen Verdruß, der harten Metzgerarbeit und Anstrengung ermüdet, wollte ich ein Glas Limonade trinken, und trat deßhalb bei dem Schuster ein, um zugleich dem einen armen Deutschen seine Hosen wieder zu erstatten, und versäumte mich dort kaum eine halbe Stunde. Ich trat, ohne Arges zu denken, meinen Rückweg an, denn an den Offizier dachte ich nicht im Geringsten, oder vielmehr an den schurkischen Ueberfall, der jetzt Statt fand. Die Nacht war rabenfinster, mein Weg führte mich an einem isolirt stehenden, alten verfallenen Hause vorbei; als ich näher kam, glaubte ich einige Schatten zu sehen, und ahnte nun erst einige Gefahr, wollte aber nicht zurückweichen, sondern packte nur meinen Knotenstock desto besser, den ich sogleich handhaben mußte, denn in diesem Augenblick

fielen, ohne ein Wort zu sagen, eine Menge Indier aus ihrem Hinterhalte über mich her, und zwar mit gezückten Säbeln und Lanzen. Die Säbelklingen schwirrten mir um den Kopf herum, aber wüthend parirte ich die Streiche mit einer Kraft, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte, mit meinem Knotenstocke ab, schlug ihnen drei Lanzen aus den Händen, und traf einige so derb auf Hände und Arme, daß sie ein schmerzliches: „Ay Jesus!“ ausstießen. Der Schurke von Alferez kommandirte seine Indier, mich doch zu tödten und den Teufel auf den Kopf zu hauen, daß er sich nicht mehr wehren könne; er selbst wagte sich nicht an mich heran. Es kamen nun immer mehr Indier herbei, und mit der letzten Kraft hieb ich noch ein Mal um mich, aber von Blutverlust entkräftet sank ich bewußtlos zur Erde, denn aus mehreren Kopfwunden rann mir das Blut in Strömen über die Augen und das Gesicht, und überdieß strauchelte ich über eine zur Erde liegende Lanze; während ich stürzte, versetzte mir meuchlings dieser Schurke von der Seite noch einen Säbelhieb, aber auch der einzige von ihm selbst. Zufällig stürzte ich in eine ziemliche Vertiefung des Weges, wo sie mich mit ihren Säbeln nicht mehr erreichen konnten. Der Korporal, mit dessen Schwester ich befreundet war, suchte mich noch zu beschützen, indem er vorgab, daß ich schon todt wäre. Dieses Scharmützel mochte wohl in der tiefen Nacht über eine Stunde gedauert haben, und in diesem bewußtlosen Zustande wurde ich, im Blute schwimmend, in die Prison getragen. Ich schlug erst lange nachher die Augen auf, und sah den gefangenen Neger mit meinen Wunden beschäftigt, welche er auswusch und mit Spinngewebe bedeckte; auch knieete neben mir ein armer Italiener, der von diesem Vorfalle durch den Korporal benachrichtigt war, und mir mein Sattelzeug zum Lager und gelben Faßzucker zur Blutstillung gebracht hatte. Die Schwester des Korporals kam nun auch herbei, und verpflegte mich nebst den andern Gefangenen, die ihr behüflich waren. Vergebens suchte mich den folgenden Morgen mein Patron zu befreien; dieser

Meuchelmörder gab die schändlichsten Lügen vor, und hauptete, ich hätte ihn in seiner Wohnung Nachts überfallen gesucht, und er halte mich deßhalb gefangen. Er führte sogar diese schändliche Anklage bei dem Kommandanten Silva. Aus mehreren Privathäusern wurden mir Speisen zugeschickt, und auch freiwillig kamen Negerinnen und Chinas damit herbei. Die erwähnte Schwester des Korporals und ihre alte Mutter wuschen mir täglich meine Wunden mit einem Absud von Erba Santa (heiliges Kraut) und streuten davon gebranntes Pulver auf dieselben. Den dritten Tag endlich erhielt ich meine Freiheit durch den Oberst Silva, nachdem sich viele Kaufleute und mein Patron für mich verwendet und ihm den wahren Hergang der Sache erzählt hatten. Hier hätten mir Klagen nichts geholfen bei der brasilischen Gerechtigkeit, denn da hätte ich erst ins Innere des Landes nach Cachoeira geschleppt werden, und im Kerker den Entscheid abwarten müssen; auch haben die Schweizer nirgends in der Provinz einen Konsul, und wenn auch einer gewesen wäre, wie hätte er mir Gerechtigkeit verschaffen können, da wir weder durch Kriegsschiffe oder sonst durch Verträge u. dgl. imponiren können. Die Bürger des Städtchens sagten mir freilich, daß ich diesen Schuft schon bei Tage hätte erstechen und mich davon machen sollen, denn es wäre Thorheit, wenn man von einem Portugiesen oder Brasilier erwarten wollte, daß er nicht meuchlings sich zu rächen suche. Für einen Portugiesen ist das bald gesagt, aber ich hatte mich begnügt, ihn zwei Mal zur Erde zu schmeißen, und das dritte Mal herauszufordern, weil ich ohnedieß seine Trunkenheit entschuldigte. Für diesen Verrath hatte ich ihm jedoch eine Züchtigung zugedacht, denn ich hatte mir fest vorgenommen, bald nach meiner Genesung nach Buenos-Aires zu reisen, dort Geldmittel aufzutreiben, einige verwegene Gauchos anzuwerben, und dann später bei einer guten Gelegenheit Nachts unverhofft in das Dorf zu fallen, und diesen Schurken sammt seinen Guaranis in die Pfanne zu hauen. Aehnliche despotische Handlungen ließ sich

dieser Schuft schon früher und später, auch gegen fremde und einheimische Negocianten zu Schulden kommen, ohne daß diese bei der dortigen Justiz Genugthuung fanden. Von nun an getraute sich der Kerl nicht mehr ohne Begleitung in die Ferne zu gehen. Meine Wunden waren nach vierzehn Tagen durch diese Kräuterbäder zugeheilt, aber zur Arbeit war ich durch den ungeheuern Blutverlust zu sehr entkräftet, und jeder Axthieb wiederhallte mir mit gräßlichem Schmerz im Gehirne, wenn ich nur die geringste Arbeit verrichten wollte. Auf der Hirnschale hatten sich zuerst einige Säbelhiebe gekreuzt, die ich aber kräftig auspariert hatte, gleichwohl war eine abgleitende Säbelspitze tief in das Hinterhaupt gedrungen. Nebst mehreren kleinen Streifhieben, waren mir noch fünf große Hiebe in den Kopf gedrungen, worunter drei sehr gefährlich. Die Nase war halb abgehauen, mehrere abparirte Streifhiebe kreuzten sich auf der Stirne, und unter dem Arme war ich von einer Lanze leicht gestreift. Mit einem guten Säbel in der Hand, glaube ich, ohne zu prahlen, hätte ich wenigstens die ersten eilf Mann, die mich überfielen, in die Flucht geschlagen, denn es gibt kein feigeres Gesindel, als diese Guaranis, weil so Viele über einen Einzelnen herfallen; darum wundert es mich jetzt nicht mehr, daß sie anfänglich so leicht von den Spaniern und Portugiesen besiegt wurden. Seitdem ich mich wieder in Europa aufhalte, wundere ich mich nicht mehr so stark über diesen Schurkenstreich, weil man von diesen Chinesen so etwas erwarten kann, aber einige unsrer civilisirten Vandalen treiben ihre S.**** unter dem Mantel des G.***, solche Wucherjuden und Seelenmörder, welche mich zufällig an jenen Geschäftsagenten u. s. w. erinnern, von welchen uns im 2ten Abschnitte der Rosinenhändler erzählte. Kurz nach diesem Vorfalle kam der Bruder von meinem Patron, von seinen Geschäften in Ytapua, dem ersten Grenz- und Tauschplatze des benachbarten Paraguays, mit Thee, Häuten und sonstigen Paraguayprodukten zurück. Neue beträchtliche Waarensendungen erhielten sie von Portoalegre, und

staffirten nun ein schönes Waarenlager damit in ihrem Hause aus. Da die beiden Brüder mit meinen Rechnungen u. s. w. sehr zufrieden waren, so forderten sie mich selbst auf, das schmutzige Fleischerhandwerk aufzugeben, und nun als ordentlicher Ladendiener in ihrem Hause einzutreten, was ich natürlich mit Soldzulage sehr gerne annahm. Den armen Italiener, der so freundschaftlich gegen mich gewesen und bisher ohne Anstellung war, konnte ich nun an meinen alten Platz befördern. Während der Zeit hatte ich noch Bekanntschaft mit einigen Franzosen gemacht, worunter zwei als Jäger und Arbeiter früher bei dem Naturforscher Bonpland angestellt waren, der nunmehr ein kleines Landgut, nach Landessitte, am Piratiniflusse besaß, und sich auch als Arzt in St. Borja und der Umgegend seit seiner Befreiung vom Diktator Francia in Paraguay beschäftigte. Diesen Franzosen kaufte ich nun verschiedene ausgestopfte Vögel und Thiere ab; auch hatte ich mir eine artige Sammlung von Heilkräutern, Sarsaparille von Indiern für wenig Geld angekauft, nebst einigen Skeletten, Schmetterlingen u. s. w., die ich mir noch in den Freistunden als Metzger zu verschaffen wußte, und womit, nebst meinem ganzen Vorrathe, ein artiges Sümmchen Geld in Europa hätte gemacht werden können. In diesem Jahre kam auch Mr. Arsène Isabelle mit seinen Gefährten in die Missionen, und ich dachte wahrlich damals nicht, daß ich einst ihre Reisebeschreibung, die Herr Isabelle bald nachher herausgab, in Zürich einbinden werde, als ich ihn dort auf der Insektenjagd sah. Er verdient das Lob eines beobachtenden Reisenden, aber wenn man sich in solche Detailsbeschreibungen von jedem Flüßchen und Kleinigkeiten einlassen wollte, wie er mit ängstlicher Genauigkeit auf einer kurzen Charettenkaravanenreise z. B. befolgte: so müßte man Folianten zusammenschreiben. Außer einigen wenigen Irrthümern, die jedem Reisebeschreiber unvermeidlich sind, ist sonst alles Uebrige mit genauem Fleiß, aber mit Weitläufigkeit beschrieben. Sein weitläufiges Gemälde von Buenos-Aires verdient gelesen zu werden, weil es

die vollständigsten und getreuesten Skizzen über die Stadt hauptsächlich liefert, die bis jetzt kein Reisender weitläufig liefern konnte oder wollte, aber auch manche Leser, der kein besonderes Interesse für solche Einzelheiten hat, ermüden würde. Ich war froh, daß ich endlich trotz dem niedrigen Wasserstande des Uruguay eine günstige Gelegenheit fand, flußabwärts zu fahren. Ein Italiener, der öfters Geschäfte mit unserm Hause machte, hatte eine lange Pirogue mit Missionsthee befrachtet, und so lud er mich denn ein, auf seinem Fahrzeuge, welches aber sehr stark belastet war, mit zu fahren. In St. Borja ließ ich nun eine große Kiste, worin ich alles Ueberflüssige, meinen voluminösen Papierhaufen aus St. Miguel, ordinaire Kleidung, getrocknete Pflanzen u. s. w. bei einem Franzosen zurückließ, um bei besserer Gelegenheit dieselben fortzuschaffen. In einem kleinen Kistchen nahm ich nur die nothwendigsten Sachen mit, und schiffte mich 1833 den 31. Dezember ein, und so schwammen wir die ersten zwei Tage in Begleitung von mehreren beladenen Booten und kleinen Chalanen unter beständigem Rudern glücklich flußabwärts, jedoch nicht ohne Gefahr, denn der Uruguay hat sehr viele Klippenbänke, welche die ganze Breite des Flusses einnehmen, über die wir auf tosenden Wellen behutsam hinwegsetzen mußten. An mehreren Inseln und artigen Buchten machten wir Halt, um unser Fleisch zu kochen und unsern Thee zu trinken, und des Nachts wurde regelmäßig in irgend einem schmalen Flüßchen oder Bucht angelegt, das Schiffchen festgebunden, und die Abendmahlzeit bereitet; an Muskitos fehlte es alsdann niemals, denn diese fanden sich in ungeheurer Menge an den Ufern vor; auch mußte man sich auf Tigerbesuche gefaßt machen. Am Ausflusse des Guarays mußten wir uns Alle wegen Regen und Stürmen zwei Tage verweilen, und erreichten endlich den 8. Januar las Islas del Herrero, wo sich gegenüber ein kleiner Landungsplatz befindet, um dort die Schiffe auszuladen, welche wegen den zwei früher erwähnten Wasserfällen nicht mehr flußabwärts fahren können. Die Dörfer Bella

Union und Belem waren seitdem durch Lavallejas Horden zerstört worden. An dieser Stelle, welche man Puerto heißt, wurde nun gelandet und ausgeladen; auch befanden sich hier mehrere Charetten, welche den Gebrüdern Thedy gehörten, um die Waaren nach dem Dorfe Salto zu führen, welches wegen den vielen Umwegen und sumpfigen Gegenden 15 Legoas davon entfernst ist. Der Capataz dieser Charetten, welcher früher in den Erbalen bei meinem Landsmann Knecht war, borgte mir nun ein Pferd, und lud mein Kistchen auf einen Karren. Denselben Abend langte ich noch in Salto an, und fand seit 1831 Vieles verbessert und den Ort bedeutender bevölkert. Zwei europäische Spanier, Brüder, hatten eine kleine Fonda errichtet, wo man zum wenigstens doch für Geld einige Speisen genießen konnte, und wo ich mich denn ziemlich leidlich einquartirte. Glücklicherweise fand sich eine kleine Balandra in dem Hafen vor, welche Passagiere und Ladung nach Buenos-Aires an Bord nahm, und mit deren Capitain, einem Portugiesen, ich für vier Milreis (eine Doublone) die Reisekosten und Kajütentisch bis Buenos-Aires ausbedungen hatte. Den 12. Januar fuhr endlich die Santa Ritta (unser Schiff) ab, und schöne Witterung begünstigte uns bis nach Paisandu, wo wir uns wieder zwei Tage verweilen mußten, weil hier der Capitain Geschäfte zu verrichten hatte. Dieses Dorf hatte sich seitdem ebenfalls beträchtlich verschönert und an Bevölkerung zugenommen; besonders befanden sich jetzt viele Franzosen hier, worunter ich zwei Bekannte antraf, denen ich einst als Ladendiener in St. Borja, während ihres dortigen Aufenthalts, als sie sich ohne Anstellung und Beschäftigung sahen, Gefälligkeiten erwies, und hauptsächlich meinen Tisch mit ihnen theilte u. s. w. Im Triumphe führten sie mich in eine französische Fonda, wo sie reichlich guten rothen Wein auftischen ließen, und dann bei der Wirthin, einer gutmüthigen, alten, dicken Französin, einen tüchtigen Abendschmaus bestellten. Sie haben uns, sagten mir nun die Franzosen, als wir unbekannt in St. Borja ohne Nahrung und Obdach waren, die größte

Gastfreundschaft erwiesen, ohne ein Franzose zu sein, aus reiner Menschenliebe, und ohne zu wissen, ob wir uns je wieder begegnen; nun werden Sie aber auch unsre Dankbarkeit und unsre Herzensergießungen nicht verschmähen, und einen fröhlichen Abend in einem fremden Lande mit uns zubringen. Ich protestirte feierlich gegen ihre unnöthigen Auslagen, und erklärte ihnen, daß mich ihr Antrag beschäme, denn Menschenliebe auszuüben, wäre ja die Pflicht eines Jeden, und daher nicht zum Verdienste anzurechnen; auch drang ich der Wirthin auf, mich durchaus nicht mit der Zeche zu verschonen. Abends fanden sich noch viele Franzosen, Kaufleute, Arbeiter und Pensionaire bei der Wirthin ein, und ein großer, reichlich gedeckter Tisch vereinigte uns Alle fröhlich und friedlich. Die Wirthin hatte vortrefflich gekocht, delikate Suppen, Fleischgerichte, Geflügel und Gemüsesorten erquickten höchlichst sämmtliche Kosmopoliten, und noch vollends der Wein öffnete die Herzen und löste die Zungen. Meine Bekannten hatten ihren Landsleuten von mir erzählt, und somit sah ich mich denn bald von einer Menge derselben umringt, welche mir herzlich die Hände drückten und mir Toaste zubrachten. Nun wurde die Marseillaise angestimmt, dann die Parisienne, und die dicke Wirthin, eine erklärte Napoleonsfreundin, gab nun selbst den Ton an, und sang uns mit Begeisterung die schönsten Schlachtlieder vor; von ihrer Begeisterung hingerissen, stimmten wir Uebrigen mit ein; der heroische Gesang und der genossene Wein brachte uns zu einer solchen Weichherzigkeit, daß uns alten Narren die Thränen vor Rührung in den Augen standen. Diesen Abend zähle ich zu den schönsten meines Lebens, nicht wegen der Sauferei und des Singsangs, aber wegen des Beweises, wie sehr sich die entferntesten Nationen und verschiedene Menschen durch Liebe und Gegenliebe wie Brüder nähern können, und wie sehr der Weltball in ein Paradies sich verwandeln könnte, wenn die Menschen nur wollten. Bis zum hellen Morgen dauerte unser Zechgelage; dann aber waren die Meisten unvermögend, nach Hause zu gehen,

und man quartirte sich auf dem Rasen im Garten ein, oder wo sich sonst Platz zeigte, um in den Armen Morpheus auszuruhen. Ich hatte unter einem Feigenbaume eine Matratze gefunden, oder vielmehr die wackere Französin hatte mich dahin geführt, und so schlief ich denn selig bis zu Sonnenuntergang, wo ich erwachte und anfänglich glaubte, daß dieß die Morgenröthe vom heutigen Tage wäre, bis mir die Wirthin meinen Irrthum erklärte. Mein Schiffskapitain fand sich bald nachher ein und meldete mir, mich diese Nacht noch an Bord zu verfügen, um mit der ersten guten Brise vor Tagesanbruch abzusegeln. Mit Erstaunen vernahm ich nun von der Wirthin, daß meine Bekannten die ganze bedeutende Zeche bezahlt hatten, und um sich aus freundschaftlicher Schonung meinem Danke zu entziehen, hatten sie in einem hinterlassenen herzlichen Billet Abschied von mir genommen. Ich nahm nun zärtlichen Abschied von meiner Wirthin und den noch anwesenden Franzosen, mit verbindlichen Grüßen an meine biedern Bekannten, und verfügte mich nunmehr an Bord. Bei schöner Witterung segelten wir nun früh den andern Tag ab und hatten eine sehr vergnügte Reise; es waren nebst mir noch zwei Passagiere am Bord, Kaufleute und Creolen aus Buenos-Aires, junge, wohlgesittete und unterhaltende Männer, die einige Reisen in Spanien und Frankreich früher unternommen hatten. Unterweges fischten wir manchen guten Lachs und Dorado, der unser Mittagessen zierte; bei Tische hatte jeder Passagier zwei Glas Portwein, oder nach Belieben Branntwein. Zum Frühstück konnte sich jeder Mattee oder Kaffee und Zwieback bestellen; auch war das Nachtessen eben so reichlich, wie das Mittagsmahl. Während der Mittagshitze warfen wir gewöhnlich Anker in irgend einer Ufer- oder Inselbucht, und machten dann kleine Ausflüge mit Jagdgewehren, oder auch Spazierfahrten in der Schaluppe. Wegen Klippen und Sandbänken ankerten wir des Nachts beständig. Die Schiffsmannschaft bestand aus drei portugiesischen Matrosen und einem Neger, der den Koch spielte. Wir passirten

nun glücklich in den Silberfluß, bei den kleinen Brüderinseln Islas del Juncal, wo sich die eigentliche Ausmündung des Uruguays befindet, und ankerten denselben Abend dem Weiler de las Higuéritas gegenüber. Hier befindet sich ein Zollbüreau der Banda Oriental; das ganze Nest enthält ungefähr zwanzig Hütten, die nahe an dem öden, sandigen Strande liegen; eine verrostete Kanone, welche im Sande neben der aufgerichteten Flaggenstange liegt, soll wahrscheinlich imponiren, um die Nationalflagge zu respektiren. Zwei Zollaufseher, sehr freundliche Männer, kamen an unser Bord, untersuchten die Ladung und fragten nach unsern Pässen, der Form halber, sagten aber nicht das Geringste, als ich ihnen bemerkte, daß ich mich, seitdem ich in Südamerika reise, mit so lästigen Papierfetzen nicht herumschleppe. Diese Nacht erhob sich ein furchtbares Gewitter und Regengüsse strömten, wie aus einem Wolkenbruche herab; dazu gesellten sich noch furchtbare Pamperoswinde, welche uns immer auf die Anker jagten und zwei Tage hart anhielten. Der Kapitain meinte, wir könnten von Glück sagen, so schleunig unsre Reise wieder fortzusetzen, weil selten solche Stürme gut ablaufen; alsdann benutzten wir eine starke günstige Brise, die uns bis 11 Uhr Vormittags bei Las Vaccas vorbei in die Nähe der Insel Martin-Garcia führte. Diese Insel besitzt ein Fort, worin sich eine kleine Garnison befindet, und gehört zu Buenos-Aires; ihre Lage bestimmt sie ohnedieß zu einer natürlichen Festung, indem sie den Eingang in den Uruguay und Parana vertheidigt. Die Witterung war prachtvoll und klar und hell der azurne Himmel, und endlich nach drei Stunden sahen wir Buenos-Aires aus den Fluthen emportauchen. Es war gerade an einem Sonntage, englische und französische Kriegsschiffe und die Kauffahrer aller Nationen paradirten auf der Rhede mit aufgezogenen Flaggen; die Brise, welche uns bisher so schnell beförderte, war indeß ziemlich schwach geworden, und wir hatten nun Muße genug, das schöne Schauspiel zu betrachten, während wir links nach dem Riachuelo, dem Hafen der

Saboteurs, zuwendeten, jedoch in einer beträchtlichen Entfernung davon, dem untersten Stadttheile gegenüber, Anker warfen, und dann setzten wir Passagiere nebst dem Kapitain in einem Boote näher ans Land, mußten aber wegen der Seichtigkeit des Strandes mit entblößten Knieen eine gute Strecke durchs Wasser waten. Gemüthlich schlenderte ich nun meiner Wege in die Stadt hinauf, um irgendwo den erfreulichen Aushängeschild oder sonstige Zeichen eines Wirthshauses aufzufinden, und hörte endlich zu meinem größten Vergnügen das Getöse von Billardstößen, worauf ich sogleich einlenkte, und an dem Hause selbst eine Tafel sah, welche mit großen Buchstaben: „Billard y Fonda“ andeutete. Die Schenke war großartig und bequem eingerichtet und gehörte einem Genueser. Hier erquickte ich nun meinen irdischen Leib, und da ich die Zeche billig fand, so erkundigte ich mich auch nach allfälligem Nachtquartier; mit Betten war natürlich der Wirth nicht versehen, aber er versprach mir, nach einfacher Landessitte für eine Matratze zu sorgen. Ich machte nun einen Spaziergang über die Plaça de la Victoria, und beguckte dort die aufgerichtete Pyramide, welche die Einwohner zum Andenken an die Befreiung vom spanischen Joche errichtet hatten; ihre ganze Höhe beträgt über dreißig Fuß, worauf eine große Kugel ruht; ihr Fuß, von Treppenstufen umgeben, ist mit einem eisernen Geländer eingefaßt. Jeden 25sten Mai und 9ten Juli, an Fest- und Paradetagen, ist die Pyramide, welche in der Mitte dieses ungeheuern Platzes steht, mit Inschriften, Kränzen u. dgl. geschmückt. Am Jahrestage der Unabhängigkeit singt des Morgens früh die männliche Jugend die Nationalhymne, deren feierliche und erhabene Melodie in der schönen, kraftvollen spanischen Sprache wirklich prachtvoll und begeisternd ist. Der Text der Verse ist wirklich würdig, von feurigen Patrioten gesungen zu werden: „O immortal es el grito sagrado! libertad! libertad! etc.“ Ein Mehreres über diesen Festtag, der mit dieser Gesangfeier beginnt, will ich später einholen. Von dieser

Pyramide ging ich in die Nähe des Forts, welches ganz am Strande liegt und stolz über den Silberstrom dominirt, und erreichte nun die Alameda, den besuchtesten Spaziergang, die Zusammenkunft des schönen Geschlechtes, der Stutzer und Spaziergänger, welche sich durch die schöne schattige Allee bunt durcheinander bewegen oder auf den angebrachten Ruhesitzen Platz nehmen, das bedeutungsvolle Fächerspiel üben, mit reizendem Anstande und Liebenswürdigkeit sich unterhalten, um hier die reine gesunde Luft zu athmen und die prachtvolle Aussicht auf die mit Schiffen besäete Rhede zu genießen. Donnerwetter! rief ich freudig, da lasse ich mirs gefallen, Frauenzimmer gibts, hol' mich der Teufel, so schön wie die Engel! der Wein und die Lebensmittel scheinen mir auch gut und nicht theuer zu sein, und die Menschen sehen frisch und fröhlich aus, das sind keine brasilischen Affengesichter! meine Wenigkeit wird sich also ernsthaft bemühen und für längere Zeit belieben, ihr Quartier hier aufzuschlagen. So brummte ich, freudig den Kopf nickend, vor mir her und strich mir schmunzelnd den Bart, während ich mich auf eine Bank setzte und nicht recht wußte, ob ich die schönen Portennas, oder die untergehende Sonne, die sich in weiter Ferne in den Silberstrom tauchte, genauer betrachten sollte. Es kann aber auch bei Eid und Gewissen nichts Liebenswürdigeres auf der Welt geben, als solche schöne und wohlerzogene Portennas, besonders wenn man sich mit ihnen im Gespräche und überhaupt in freundschaftlichen Verhältnissen befindet. Ich bin nichts weniger als ein süßer, Pommade-duftender Stutzer, ein Kniebeuger und schmachtender Schäfer, aber Himmelsacker-ment, welchen Liebreiz besitzen sie nicht im Gespräche und in ihrem reinen, schönen Ausdruck in der spanischen Prachtsprache, in ihrem Mienenspiel, im holden Lächeln ihrer Mundwinkelchen! aber das Kirschenmündchen, die schönen weißen Zähne, und Augen haben sie wie pure Wolluststerne. Der schöne schneeweiße, wogende Busen, ja wie zwei Granatäpfel, oder wie zwei Rehböcklein, die Zwillinge sind, würde der weise Kenner und König

Salomon sagen. Kurz und gut, ihre zarte, weiße Haut, ihr schöner üppiger Körperbau, ihre Dianahüften, die reiche Fülle ihrer Seidenhaare und alles Uebrige und Vollkommene, was sich von selbst versteht. Und wenn sie erst marschiren, spazieren oder gehen, wollte ich sagen, ist keine Königin im Stande, sich mit solchem Liebreiz und Würde so wollustathmend auf den schönen Hüften zu wiegen und ihre niedlichen kleinen Füßchen! — A bah! ich würde bis am jüngsten Tage nicht fertig mit meiner Malerei. — Die Menge verlor sich nach und nach aus der Alameda, und wogte in großen Partien die nahen Straßen in die Stadt hinauf; ich schloß mich an die Letztern, und bemerkte nun erst, daß sich Alles ins Theater begab; das war mir sehr erwünscht, den ersten Abend meiner Ankunft so erfreulich zuzubringen, besonders da ich auf dem Schauspielzettel den Titel des Stückes sah: „Un anno despues de la boda“ (Ein Jahr nach der Hochzeit) und deßhalb eine Zwerchfellserquickung erwartete, aber das Stück war fade und die spanischen Akteurs spielten ziemlich frostig; mit den Actricen war ich desto zufriedener. Die Einrichtung des Theaters selbst ist geschmackvoll, und die Decorationen sind, wenn auch nicht reichlich, doch gewiß anständig zu nennen. Die Logen sind alle offen, ausgenommen die des Gouverneurs, und nehmen die ganze erste Gallerie ein. Hier paradiren nun die schönsten und reich gekleidetsten Frauenzimmer mit entblößten Schultern und ernsthaften Mienen. Die zweite Gallerie nehmen gewöhnlich Frauenzimmer von allen Klassen ein, welche ohne männliche Begleitung ankamen, oder sonst die ersten Logen nicht beziehen wollten; auch ist der Zutritt den Männern in die zweite Gallerie völlig untersagt, und somit sind diese Frauenzimmer vor allen Beleidigungen gesichert; man kann daher mit Muße vom Parterre aus ihre verschiedenen Costümes und ihr schelmisches Fächerspiel betrachten u. s. w. Seit der Regierung Rosas ist besonders die rothe Farbe in Aufnahme gekommen, daher man auch sehr viele Frauenzimmer der Mittelklasse, durchgehends aber

in den untern Klassen mit rothen und bunten Strümpfen bekleidet sieht, und diese Vorliebe für die rothe Farbe dehnte sich selbst auf die Bänder und Blumen in den Haaren aus u. s. w. Der Kirchenputz der vornehmen Damen und ihr Kostüme de Promenade ist wirklich sehr kostbar und äußerst geschmackvoll; ihre Haare wissen sie künstlich und dennoch einfach zu flechten, und in Maschen zu schlingen, große Ohrgehänge, Stirndiademe, mit Silber und Gold, oder auch sonstigen Perlen besetzt, und Halsgeschmeide dürfen ja nicht fehlen. Auch der große Kamm von Schildkrotschale, der unsern europäischen Damen so häßlich scheint, kleidet im Gegentheil diese Portennas sehr schön, und ist überdieß ein äußerst kostbarer Kopfputz; zierlich ist er an den Enden und überall ausgezackt, wie ein elegantes Körbchen. 1834 trugen die Portennas Kämme, die nahe an fünf Handspannen lang und nach Verhältniß hoch waren. Ueber diese Kämme tragen sie gewöhnlich leichte feine Lyonerschwals, oder kostbare prächtige weiße und farbige Tüllschleier. Eine goldene Agraffe ist in der Mitte des Busenmieders befestigt, welches in zierlichen Falten seine verrätherischen Wölbungen emporhebt, und eine schöne Busenschleife beschließt das Ganze. Die Röcke tragen sie etwas kurz, und meistens bei Reichen von Seidenstoffen. In die Kirche lassen sich die Letztern durch ihre Dienerinnen einen Teppich, oder auch geringen Shwal auf Spaziergängen nachtragen, um beim Sitzen die Robe zu schonen u. s. w., s. das Titelkupfer des 1sten Bandes. Ziemlich spät erreichte ich denselben Abend mein Quartier, denn ich hatte mich im Kaffé de la Harmonia, unweit des Theaters, erquickt, und mehrere Zeitungen durchgelesen, und fand in dieser civilisirten Behaglichkeit einen großen Unterschied zwischen meiner Theefabrikation in den Urgebirgen. Den folgenden Morgen ließ ich mein Kistchen aus der Douane in mein Quartier bringen, und beeilte mich, einen Brief, den mir ein Provençal in St. Borja an Herrn Flugi mitgab, diesem Herrn, einem Schweizer aus Graubündten, abzugeben. Ich hatte hier die Freude, von diesem Herrn

sehr gastfreundlich empfangen zu werden, und erhielt von ihm die Nachricht, daß Herr Sprüngli aus Zürich, als Kaufmann und unser Konsul, in Buenos-Aires wohne, den ich auch einige Tage nachher besuchte, und nun in meinem Buche freudig die willkommene Gelegenheit ergreifen will, ihm hauptsächlich den innigsten herzlichen Dank für seine edle Gastfreundschaft, und die vielen mir sehr wichtigen und schätzbaren geleisteten Freundschaftsbeweise, die meinem Herzen in diesem heimathlosen Zustande, während meines Aufenthaltes in Buenos-Aires, so wohlthuend waren, zu bezeugen. Diesem wackern und biedern Schweizer, der so sehr unsre sonst häufig kalten, stolzen und herzlosen Landsleute beschämt, erlaube ich mir noch seinen Herrn Associé und die Herren Flugi, Zollinger und M. beizuzählen, denen ich, so wie auch Herrn de Marchi von Lugano, ebenfalls meinen herzlichsten Dank für ihre aufrichtigen Freundschaftsgesinnungen zolle. Herrn Sprüngli hatte ich zu verdanken, auf seine Empfehlung als Buchbinder, bei Herrn de Marchi in Arbeit zu treten, der dieses Metier in der Calle de la Florida betrieb, und nebstdem einen kleinen Buch- und Papierhandel führte. Indessen will ich meinen Lesern über Buenos-Aires die nothwendigsten Umrisse liefern, und sie im Uebrigen, wer es bedürfen sollte, auf die Reisen des Herrn Arséne von Isabella verweisen. (Voyage à Buenos-Aires et à Portoalegre etc. par Arséne Isabelle.) Die Stadt selbst bildet ein Viereck, das eine Meile lang und über eine halbe Meile breit ist, in 360 Cuadras oder Häuservierecke eingetheilt, welche zwischen ihnen 61 rechtwinklich geschnittene Calles oder Straßen bilden. Jede Cuadra hat auf allen Seiten die Länge von 400 Fuß, 16 Cuadras bilden ein Quartier, es sind im Ganzen 29 Quartiere. Alle Straßen treffen auf vier Hauptpunkten zusammen, und sind mit breiten gepflasterten Trottoirs versehen, welche in gewissen Entfernungen durch Schutzpfähle eingefaßt sind. Die Häuser haben alle flache Dächer, mit Brustgeländern versehen, und viele haben Balkons und schöne Bogengitter. Die mei-

sten Hauptstraßen sind gut gepflastert, jedoch die entferntern Quartiere nicht, und befinden sich öfters in äußerst unreinlichem Zustande. Buenos-Aires besitzt 16 öffentliche Plätze, und viele öffentliche Gebäude, wovon die hauptsächlichsten folgende sind: el Fuerte (das Fort), el Cabildo; 14 Kirchen, zwei Hospitäler, die Universität, der Repräsentantensaal, el Tribunal de Commercio, el Coliseo, la Recoba, el Theatro, el Vauxhall, el Parque, die Kaserne del Retiro, das Findelhaus u. s. w. Das Fort, oder el Fuerte, besteht aus mehreren großen schönen Gebäuden, worin die frühern Vize-Könige residirten; eine dichte schiefliegende Mauer umgibt das Ganze, worüber eine große Kanonenbatterie hervorragt, welche mit Schildwachen beständig besetzt ist. Ein tiefer Graben beschützt die Mauer, und über denselben führt eine Zugbrücke ins Innere der Festung, welche gänzlich von Backsteinen aufgeführt ist, aber ein imponirendes Aussehen hat. La Recoba ist ein Gebäude von maurischer Konstruktion, großartig und prächtig, und bildet dem Fort gegenüber einen Triumphbogen, zu jeder Seite bedeckte Säulengänge entfaltend, über welchen sich eine schöne Terrasse, eingefaßt mit einem geschmackvollen steinernen Brustgeländer, erhebt, auf welchem große steinerne Urnen prangen. Die Gallerien enthalten alle Kaufläden, welche hauptsächlich von Kleiderhändlern u. s. w. besetzt sind, und dem Ganzen einen wunderlichen Anschein verleihen. Das Cabildo auf der andern innern Seite der Plaça de la Victoria, hat ungefähr dieselbe Bauart, ist jedoch viel einfacher. Man kann sich nichts Schändlicheres und Despotischeres denken, als diese republikanische Regierung unter Rosas, welcher 1835 zum höchsten Befehlshaber und Gouverneur mit Faculdades extraordinarios neuerdings ernannt wurde; die guten Argentiner hätten an seiner Statt eben so gut die spanische Oberherrschaft beibehalten können, denn sie wären unter dieser Regierung gewiß nicht übler gefahren, als jetzt unter den Föderalen und unter diesem rohen, ungebildeten Gauchosgeneral Rosas, und seinen Kreaturen. Akte roher, grausamer Willkür

ließ er sich zu Schulden kommen, und seine chinesische Hoheit gefiel sich in aufgeblasener Eitelkeit, in seiner Kutsche durch die Straßen zu fahren, wo er jedes Mal vorher die Zeladores (Gensd'armen) herumschicken ließ, den Befehl zu verbreiten, während seiner Durchfahrt die Buden, Fenster und Hausthüren verschlossen zu halten. Die Unitarios, oder die er für solche hielt, wurden öfters des Nachts heimlich in ihren Häusern verhaftet, ins Innere der Provinz geschleppt, erschossen und ihre Güter konfiszirt. Neger und Mulatten, der ärgste Pöbel, schleppten sein Bildniß auf einem Triumphkarren in den Straßen herum, und wehe dem, welcher nicht sein Haupt vor diesem Affen entblößte; der Pöbel würde ihn gemordet und gemißhandelt haben. Jeder Bürger war verpflichtet, mit einem langen rothen Bande im Knopfloche versehen zu sein, worauf die Worte: Vivá la Federacion und Federacion ó Muerte, groß gedruckt waren. Die öffentlichen Beamteten mußten solche Bänder und rothe Westen tragen, sogar die Lehrerinnen der Mädchenschulen entweder rothe Shwals, oder rothe Bänder in den Haaren u. s. w. Damals wurden ihm bei der Huldigung in jedem Kirchspiele nach der Reihenfolge Triumphbogen, Inschriften u. s. w. errichtet, und die Straßen mit grünen Zweigen und Blumen bestreut. Des Nachts mußten alle Häuser illuminirt sein, wer sich nicht Beschimpfungen und Beraubungen aussetzen wollte, und zwar während 14 Tagen unaufhörlich; dann kam die Reihe wieder an ein anderes Kirchspiel, das dieselben Festlichkeiten fortsetzte, und die Häuser mit rothen Tüchern, Gemälden u. s. w. behing, so daß die Stadt mehrere Wochen lang auf diese Art festlich glänzte. Die himmelblaue Farbe besonders war den Föderalen verhaßt, weil ihre Gegenpartei, die Unitarios, dieselbe trugen, und die größte Gefahr lief man, wenn man aus Unachtsamkeit irgend ein himmelblaues Kleidungsstück trug. Einst war ich von der Rohheit Rosas selbst Zeuge; als ich eines Sonntags früh über den Siegesplatz spazierte, sah ich seine Hoheit auf der Terrasse der Recoba herumspazieren, und

45 *

in demselben Augenblicke kamen zwei junge Reiter mit einem Frauenzimmer über den Platz geritten, und zufällig hatte die Dame einen blauen Schleier an ihrem Federhute. Rosas schickte sogleich seinen Ordonnanzsoldaten nach den Reitern, und ließ ihnen gebieten, still zu halten; dann verfügte er sich selbst auf den Platz, ließ die Dame, nebst den Reitern, absteigen, und machte ihr nun die größten Vorwürfe über ihre Frechheit, eine solche verhaßte Farbe zu tragen, wobei sie jedoch nicht die geringste Absicht hatte, womit sie sich entschuldigte. Der Großmogul erklärte nun, daß er aus Gnade diese Verwegenheit nicht stärker ahnden wollte, aber in seiner Gegenwart mußte sie den Schleier abreißen, und der Ordonnanz überliefern, und huldreich entfernte sich dieser Cäsar, worauf die Dame und ihre Begleiter die Reise fortsetzten. Ich will hier nun gerade bemerken, daß die spanisch-amerikanischen Frauenzimmer nicht wie die Brasilierinnen reiten, sondern von der Seite, wie die Europäerinnen, in Lehnsätteln. Was mir am lächerlichsten bei obigem Ereignisse däuchte, war, daß Rosas selbst eine hellblaue Uniform trug. Mit empörtem Gemüthe trat ich in eine Schenke, und verfluchte von Herzen alle Tyrannen und schuftigen Republikaner. Der 25. Mai rückte nun heran, und ich hatte nun Gelegenheit, dieses republikanische Fest und das bunte Gemälde der Volksmenge zu betrachten. Durch die Calle de la Florida zogen vom Vereinigungspunkte der Kaserne del Retiro die verschiedenen Truppen her, voraus die Ehrengarde Rosas zu Fuß, alles angesehene Bürger und Beamtete, in runden dunkelblauen Jacken und Pantalons, und hauptsächlich rothen Kutscherwesten, und im gewöhnlichen Bürgerhute, mit Gewehr und bei Vielen nachlässig anklebenden Patrontaschen paradirend; rothe Bänder flatterten um ihre Hüte und in den Knopflöchern der Jacken, worauf sich jene menschenfreundlichen Worte gedruckt fanden. Das Regiment der Defensores de la Patria rückte nach, meistens Neger und Ueberreste der ehemaligen Nationalarmee; sie gehören zu den einzigen regulären Truppen, welche uniformirt sind; ge-

wöhnlich gehen sie während der Wache baarfuß; einige wenige dieser Neger bilden ein kleines Grenadierkorps mit Bärenmützen; diesen folgte das Ehrenkorps der siegenden Federalpartei, das Regiment der Carniceros (Metzger), mit scharlachrothen Jacken und rothen Westen, weißen Hosen oder Calconcillos bekleidet; an ihren runden Hüten flattern rothe Bänder, und an der Spitze ihrer Lanzen tragen sie kleine Fähnchen, zur Hälfte roth und schwarz, mit der Inschrift: „Federacion ó Muerte;“ dann folgen die Patrizios, bürgerliche Milizen, Handlungsdiener, Arbeiter u. s. w., welche ziemlich linkisch ihre Gewehre tragen und schlecht disciplinirt sind, in blaue Jacken und weiße Hosen gekleidet, worunter viele Baarfüßige. Die große Menge von Estancieiros, Hirten, Gauchos und Indiern beschließen den beinahe endlosen Zug, und in ihr rasendes Geschrei: „Vivan los Federales! Mueran los Unitarios!“ stimmt dann der nachlaufende Pöbel, Männer, Weiber und Kinder, ein. Man kann sich nun kein bunteres Gemische von Trachten und Gesichtern denken, als unter diesen Gauchostruppen. Ihren Pferden haben sie am Halse große Schellen an die Halfter festgebunden, die Mähnenhaare, die Ohren sogar durchlöchert und mit rothen Bändern geschmückt, und sogar die Schwänze derselben mit rothen Bändern durchflochten; an der Spitze ihrer Lanzen sind ebenfalls rothe Bänder, oder auch roth und schwarze Fähnchen befestigt, welche die Sinnbilder der Federacion und des Todes sind. (Wenn euch doch nur der Teufel mit eurer republikanischen Bruderliebe holte! sagte ich damals, und sage es jetzt auch im Betreff unsrer helvetischen Rasereien.) Viele dieser Gauchos tragen kleine spitzige Filzhüte, oder auch rothe Federalmützen; überhaupt ist ihr Costüm aus der Gegend von Buenos-Aires und Montevideo sehr malerisch. (Das beigelegte illuminirte Kupfer, worauf die beiden Gauchos paradiren, ist ganz getreu nach der Natur aufgenommen.) Am 25sten Mai jedes Jahres und auch an besondern Volksfesten begibt sich dann der so eben beschriebene ganze Zug auf den großen Platz de la Victoria,

dessen Häuserreihen, ihre Fenster und Balkone nebst der Pyramide mit rothen Tüchern, Inschriften u. s. w., wie schon bemerkt, geschmückt sind. Kleine Gefechte, nach Art der Sarazenen, militärische Evolutionen, Feuerwerke u. s. f. beginnen; in geöffneten Gliedern, im Parademarsch, werden dann der Gouverneur, seine Minister, die Deputirten u. s. w. empfangen, welche aus dem Fort ins Cabildo, oder auch in die Kirche ziehen. Vor der Stadt in Baraccas werden Stiergefechte und Ringstechen gehalten, und Abends sind die öffentlichen Plätze und Straßen illuminirt. Die Argentiner besitzen viele Geistesfähigkeiten, sind sehr lebhaft und ihre feurige Einbildungskraft ersetzt ihnen alle europäische Gelehrsamkeit und gewährt ihnen viele Vorzüge vor den Europäern, die sie aber nur ihrem gesunden Klima, ihrer unabhängigen Lebensart, ihrer Unthätigkeit, wodurch sie die Lasten des Lebens nicht, wie wir, fühlen u. s. w., zu verdanken haben. Unter einer weisen Regierung, wie es unter den Unitarios der Fall war, würden sie schnelle Riesenschritte in allen civilisirten Lebenszweigen machen. Gastfreundlich sind sie im höchsten Grade, und jeder anständige Fremde aus jeder Klasse findet in ihren Häusern Eintritt. Die Umgebungen von Buenos-Aires bieten schöne Spaziergänge dar, und öffentliche Gärten, welche mit Kegelbahnen von gefälligen, reinlichen Gastwirthen gehalten und bequem eingerichtet sind, findet man mehrere. Die Bevölkerung von Buenos-Aires schätzt man auf 90,000 Seelen, worunter 30,000 Ausländer, welche sich eintheilen lassen in 8000 Engländer, 5000 Franzosen, 6000 Italiener, 3000 Deutsche, 4000 europäische Spanier und Portugiesen; der Rest mag aus Nordamerikanern, Brasiliern, Orientalen u. s. w. bestehen. Als Sittengemälde der Argentiner, worin ihre Gastfreundschaft die größte Zierde ist, kann man noch ihrer Vorliebe zur Musik und Tanz erwähnen; auch fehlt selten die Guitarre, oder auch ein Klavier in den meisten Familien; geschriebene Musik lieben sie nicht zum Einstudiren, denn sie haben sehr schnell die Melodie eines

Salomon sagen. Kurz und gut, ihre zarte, weiße Haut, ihr schöner üppiger Körperbau, ihre Dianahüften, die reiche Fülle ihrer Seidenhaare und alles Uebrige und Vollkommene, was sich von selbst versteht. Und wenn sie erst marschiren, spazieren oder gehen, wollte ich sagen, ist keine Königin im Stande, sich mit solchem Liebreiz und Würde so wollustathmend auf den schönen Hüften zu wiegen und ihre niedlichen kleinen Füßchen! — A bah! ich würde bis am jüngsten Tage nicht fertig mit meiner Malerei. — Die Menge verlor sich nach und nach aus der Alameda, und wogte in großen Partien die nahen Straßen in die Stadt hinauf; ich schloß mich an die Letztern, und bemerkte nun erst, daß sich Alles ins Theater begab; das war mir sehr erwünscht, den ersten Abend meiner Ankunft so erfreulich zuzubringen, besonders da ich auf dem Schauspielzettel den Titel des Stückes sah: „Un anno despues de la boda“ (Ein Jahr nach der Hochzeit) und deßhalb eine Zwerchfellserquickung erwartete, aber das Stück war fade und die spanischen Akteurs spielten ziemlich frostig; mit den Actricen war ich desto zufriedener. Die Einrichtung des Theaters selbst ist geschmackvoll, und die Decorationen sind, wenn auch nicht reichlich, doch gewiß anständig zu nennen. Die Logen sind alle offen, ausgenommen die des Gouverneurs, und nehmen die ganze erste Gallerie ein. Hier paradiren nun die schönsten und reich gekleidetsten Frauenzimmer mit entblößten Schultern und ernsthaften Mienen. Die zweite Gallerie nehmen gewöhnlich Frauenzimmer von allen Klassen ein, welche ohne männliche Begleitung ankamen, oder sonst die ersten Logen nicht beziehen wollten; auch ist der Zutritt den Männern in die zweite Gallerie völlig untersagt, und somit sind diese Frauenzimmer vor allen Beleidigungen gesichert; man kann daher mit Muße vom Parterre aus ihre verschiedenen Costümes und ihr schelmisches Fächerspiel betrachten u. s. w. Seit der Regierung Rosas ist besonders die rothe Farbe in Aufnahme gekommen, daher man auch sehr viele Frauenzimmer der Mittelklasse, durchgehends aber

Gunsten der amerikanischen Unabhängigkeit. Der Vicekönig wurde abgesetzt und an seine Stelle ward durch das Cabildo eine Junta von 9 Creolen ernannt. 1821 wurden die Grundlagen zu einem republikanischen Repräsentativsystem gelegt. Das System der Union siegte, und man beschäftigte sich, einen Generalkongreß zu bilden, dessen bleibender Sitz in Buenos-Aires sein sollte. 1826 (28. Januar) wurde die Nationalbank errichtet, und im Februar der edle Bürger Bernardin Ribadavia durch den Nationalkongreß zum Präsidenten der Republik erwählt. 1827 entsagte der edle Ribadavia seiner Stelle und schiffte sich nach Frankreich ein. Der Nationalkongreß wurde aufgelöst und die Partei der Federalen siegte; unter ihrer finstern Regierung seufzt das Land jetzt noch. Im Verhältnisse zu Rio de Janeiro finde ich und jeder Unparteiische, der einige Zeit in beiden Städten zugebracht hat, daß Buenos-Aires unstreitig mehr Vorzüge als jene brasilische Hauptstadt hat, wenn auch natürlich nicht in allen Sachen, doch in sehr vielen. In Rücksicht des geselligen Lebens, der Bequemlichkeit, der gesunden, reinen Luft, des frohen, offenherzigen Charakters seiner Bewohner, ihrer Bildung, des herzlichen, gastfreundlichen Zuvorkommens des schönen Geschlechtes, welches allgemein in allen civilisirten Ländern durch seine Unterhaltung und Gegenwart die Würze des gesellschaftlichen Lebens bildet, der sichtlich und klar bewiesenen größern Reinheit der Sitten, welche den Argentinern und im Durchschnitte allen spanischen Südamerikanern eigen ist, herrscht denn doch ein gewaltiger Contrast, wenn man den hämischen, eifersüchtigen, dummstolzen, unsittlichen und eitel prahlenden Brasilier mit diesen vergleicht. Es ist zwar schwierig, von einem derartigen Volke, wie die Brasilier, seinen vollkommenen Charakter zu schildern; man muß ihrer Gastfreundschaft, Dienstfertigkeit und Gefälligkeit lobenswerth erwähnen, aber auch muß man bemerken, daß sie ihre erwähnten Laster allem Uebrigen vorziehen, und diese Tugenden nur aus Laune und im Schlendrian ausüben. Ein längerer Aufenthalt in Rio de Janeiro

ist, trotz der schönen Umgegend, durchaus nicht angenehm. Die drückende Hitze, von der man hauptsächlich in den vom Hafen entfernten Stadttheilen umgeben ist, welche nicht durch die Seewinde können gereinigt werden; der Gestank in den vielen engen Straßen, auf denen Aeser von allen Thiersorten verfaulen; die Massen von Kehrichthaufen, das Leeren von Nachtstühlen, und alle Unreinigkeiten zusammen gerechnet, welche den höchsten Ekel erregen; die widrigen farbigen, durch eklige Krankheiten und Mordlust grinzenden und verzerrten Gesichter, welche dem Fremden überall aufstoßen; das scheußliche nackte Elend menschlicher Schattenfiguren, die man auf öffentlichen Plätzen, neben den Kirchen und auf Spaziergängen gelagert sieht, um den Vorübergehenden anzubetteln; der Jammeranblick so vieler gemißhandelter Sklaven, die oft kaum ihre Blöße bedecken können; die theure und schlechte Beschaffenheit der Wohnungen und Nahrungsmittel, nebst vielen andern Umständen, — sind gewiß nicht anziehend, um dort einen längern Aufenthalt zu genießen, besonders wenn man die moralische Seite der Bewohner kennen lernt. Täglich ereignen sich Meuchelmorde, die oft mit schändlicher Grausamkeit verübt werden; Betrügereien, Diebereien, Einbrüche und tausend schändliche Verbrechen. Für drei Thaler kann man sich einen falschen Zeugen kaufen, oder Banditen dingen. Die farbige Bevölkerung Rios besteht aus dem ärgsten Auswurfe der Menschheit; von diesen geht die Hauptsumme aller Verbrechen aus. Die Regierung ist und bleibt eine ohnmächtige, erbärmliche Metze, die in keinem ihrer Verwaltungszweige kräftig wirken kann, noch will, wenn auch zuweilen ein vernünftiger Minister am Staatsruder sitzt, denn weder mit ihrem Militär, noch mit ihrer lüderlichen Marine können sie ihren Beschlüssen Nachdruck verleihen. Die Justiz und die Beamteten im Durchschnitte bestehen aus Hauptschurken und phlegmatischen Ignoranten. Die Wissenschaften und alles Uebrige harmonirt natürlich ganz prächtig, und wie könnte man auch mehr von einem entmenschten Sodomiten- und Onanistenvolk er-

warten. Rio de Janeiro besitzt eine kleine Zahl sehr bemerkenswerther Gebäude; unter den Wohlthätigkeits-anstalten will ich nur das Findelhaus und das Hospital da Misericordia mit seinem schönen Kirchhofe erwähnen. Das Innere dieses Spitals kennen die Leser schon aus dem ersten Bändchen, aber der Kirchhof, worin die von den Aerzten geheilten Kranken, die ärmern Bewohner und die Neger Rios verscharrt werden, ist ein schändlicher Schindanger. Nackt und ohne Särge wirft man die Leichen in ein kaum 2 Fuß tiefes, großes breites Loch, das so lange offen bleibt, bis einige 30 Leichen nach und nach gesammelt sind; dann wirft man ein Bischen Erde darüber, so daß öfters noch ein Arm oder Bein in die Höhe ragt. Die Oberfläche dieses Angers beträgt ungefähr 80 Klafter im Gevierte, und auf diesem kleinen Raume werden jährlich viele Tausende begraben. Die große Hitze und die Winde tragen jedoch zur schleunigen Verwesung viel bei; auch ist dieses natürlich nicht der einzige Kirchhof, sondern einige sind sehr anständig beaufsichtigt. Auf diesem erwähnten Anger werden natürlich keine Trauerweiden und Rosensträuche gepflanzt, keine trostlosen Geliebten, keine zärtlichen Eltern oder Geschwister ringen sich die Hände wund, und beweinen dort den Verlust des Verstorbenen. Die Stadt besitzt mehrere große Plätze, die aber mit kniehohem Grase bewachsen, mit Schutt und Abraum bedeckt sind; die Straßenbeleuchtung ist eben so leuchtend, wie das Uebrige. Es gibt einige schöne Straßen und Häuserreihen, aber alle sind äußerst schlecht gepflastert; viele Häuser sind sehr niedrig und mit finstern Jalousiegittern versehen. Die Einwohnerzahl mag sich ungefähr auf 260,000 belaufen.

Zehnter Abschnitt.

Anhang.

Mittheilungen über Paraguay und den Diktator Francia. Politische Ereignisse in Brasilien 1831, mit interessanten erläuternden Aktenstücken, geographischen und statistischen Notizen u. s. w.

Während ich mich in Brasilien aufhielt, hörte ich über Paraguay, hauptsächlich über den Diktator Francia, zuweilen die entstellendsten Gerüchte. Durch die öftere Anwesenheit des Herrn Bompland in St. Borja waren jedoch in dieser Gegend schon getreuere Nachrichten verbreitet, und bei meiner Ankunft in Buenos-Aires waren durch die Herren Longchamp und Rengger seit 1825 die getreusten Schilderungen, hauptsächlich über Francia vorausgegangen, und seitdem durch diese berühmten Reisenden in ganz Europa bekannt geworden. Der größere Theil meiner Leser wird also durch den 1827 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen erschienenen Abschnitt der Reise nach Paraguay von den Herren Rengger und Longchamp genügend unterrichtet sein, so daß ich, weil einige Skizzen zum Ganzen meines Buches gehören, das Uebrige nur leicht berühren werde. Der Paraguaystaat ist eine Art Halbinsel, die von den beiden Strömen Parana und Paraguay von ihrer Vereinigung bis zum 21. Grade südlicher Breite eingeschlossen wird. Außer dem eigentlich sogenannten Paraguay, dessen Flächeninhalt sich auf 10,000 Quadratstunden anschlagen läßt, gehörte noch seit der Vertreibung der Jesuiten zu dieser Provinz der nicht sehr beträchtliche Landstrich zwischen dem Parana und Uruguay. Die Bevölkerung wird sich vermuthlich nicht auf 200,000 Seelen belaufen. Gegenwärtig ist nur allein den Brasiliern

gestattet, in Handelsverkehr mit Paraguay zu treten, und deßhalb der Flecken Ytapua als Tauschplatz bezeichnet, denn Gold- und Silbersorten dürfen nicht ausgeführt werden; auch dürfen sich die Kaufleute keine halbe Stunde weit von diesem Orte entfernen. Dieser Verkehr gewährte bis jetzt keinen ersprießlichen Gewinn, denn der Diktator erlaubte sich drückende Gewaltthätigkeiten, indem er die Kaufleute zwang, einen Drittheil ihrer Waaren zu einem enormen Tauschpreise gegen Produkte aus den Staatsmagazinen abzutreten u. s. w. Der Diktator herrscht unumschränkt und als Tyrann über das ganze Land, und bestraft die geringsten Vergehen, die er als Staatsverbrechen betrachtet, mit dem Tode, worunter Verletzung des Nationaleigenthums, Schleichhandel, Straßenraub, versuchte Entweichung aus dem Lande, verstanden; hauptsächlich gilt ihm als Staatsverbrechen jede Handlung und jedes Wort, die nach seinem argwöhnischen Sinn sein Ansehen im Geringsten verletzen, und dieß nicht nur in seiner eignen Person, sondern auch in der seiner Angestellten, selbst der gemeinen Soldaten, so daß man, um nicht als Vaterlandsverräther erklärt zu werden, von diesen Werkzeugen seines Despotismus, bis zu ihrer niedrigsten Stufe hinunter, jede Bedrückung zu erdulden hat. Die Todesstrafe wird immer durch Erschießen vollzogen, wie dieß gegenwärtig überall im spanischen Amerika der Fall ist, und schon in den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft eingeführt war. Am Tage der Hinrichtung wird auf dem Platze, wo sie Statt findet, ein Galgen aufgestellt und der Körper des Hingerichteten daran aufgehängt, was jedoch Ausnahmen zuläßt. Mit Ruthen- und Stockstreichen werden in der Regel nur Soldaten bestraft, die Weißen aber, die ehemals damit verschont blieben, jetzt so gut wie die Farbigen, nur wird ein besonderer Befehl vom Diktator selbst erfordert. Leichte Zuchtpolizeivergehen werden auf dem Lande an den Schuldigen mit in den Blockschließen und Gefängniß bestraft. Soll ein Verhafteter nach der Hauptstadt gebracht werden, so setzt man ihn mit Fesseln an den

:üßen seitwärts auf ein Pferd, oder wenn er sich auf iese Art nicht halten kann, so werden ihm in der ge›öhnlichen Reiterstellung die Füße unter dem Bauche es Pferdes zusammengebunden, der Arm und das Bein der rechten Seite an einem Stab, und der linke Arm an den Körper befestigt; so gekreuzigt, wird er n vollem Trabe nach dem Orte seiner Bestimmung geührt. Dasselbe thun die Paraguayer auch mit ihren Todten, wenn sie dieselben weit weg nach einem Pfarr›orfe zum Bestatten bringen, und in solcher Stellung werden ihnen von Vorübergehenden noch die gleichen Ehrenbezeugungen erwiesen, wie zu ihrer Lebenszeit. Den Paraguayern war das Reisen außer Landes strenge untersagt, weil Dr. Francia aus Erfahrung wußte, daß sie immer freisinnige Ideen, deren Verbreitung er nicht für nöthig hielt, mit aus der Fremde zurückbrachten; aus einer eben so unedlen Ursache hob er auch die Posten auf. Ehemals ging eine Briefpost zu Lande von Assumption nach Corrientes, und von da nach den südlichen Provinzen; andere waren für den Briefwechsel im Innern zwischen der Hauptstadt und den Städten zweiter Klasse eingerichtet; alle wurden als zu leichte Mittel des Verkehrs zwischen den Landeseinwohnern aufgehoben. Indessen wurden die Postmeister beibehalten, theils um die amtlichen Schreiben zu versenden, theils um die Taxe zu beziehen, welche für die andern Briefe bezahlt wird, wenn sich die Gelegenheit findet, solche auf Privatwegen zu verschicken, denn diese Briefe müssen alle durch die Hände der Postmeister gehen, und sind einem Porto unterworfen, wie wenn sie auf Kosten der Verwaltung geschickt würden. Briefe, die vom Auslande kommen, oder dahin gehen, oder auch solche an verdächtige Personen u. s. w. werden dem Diktator übergeben, der sie liest, und nach Belieben behält oder abschickt. Diese Verletzung des Briefgeheimnisses ist so allgemein bekannt, daß man nicht mehr die Mühe nimmt, dieselben zu versiegeln. Die bewaffnete Macht von Paraguay besteht aus 5000 Mann Linientruppen und ungefähr 20,000 Milizen; strenge Mannszucht läßt

zwar der Diktator unter ihnen halten, aber einem auswärtigen Feinde würden sie aus vielen Ursachen keinen großen Widerstand leisten können. Für das Schulwesen ist von Seite der Regierung nicht im Geringsten gesorgt, obschon dieselbe die ehemaligen Volksschulen fortbestehen ließ. In der Hauptstadt sind seit einigen Jahren Privatschulen angelegt worden, wo junge Leute beiderlei Geschlechts bis ins 14. Jahr ordentlich unterrichtet werden. Der Diktator hat zwar diesen Anstalten keine Aufmunterung gewährt, aber sie auch nicht in ihrem Unternehmen gehindert. Die Paraguayer sind im Allgemeinen mit natürlichem Verstande und einer sanften Gemüthsart begabt, gastfrei und uneigennützig, aber, wie ihre übrigen Landsleute unter dem tropischen Himmel, sorglos und leichtsinnig. Unter der spanischen Regierung trugen die Mönche Alles dazu bei, um im Lande die größte Unwissenheit zu nähren, so daß zur Zeit der ausgebrochenen Revolution seine Bildung auf einer sehr geringen Stufe stand, und deßhalb von Anarchie begleitet war. Paraguay würde ohne Zweifel dasselbe Schicksal, wie Entre Rios und andere Provinzen erlitten haben, wenn es Dr. Francia nicht gelungen wäre, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Anfangs mag er gute Absichten gehabt haben, allein Herrschsucht, in Verbindung mit seiner heftigen und argwöhnischen Gemüthsart, führte ihn bald auf Irrwege, und er ward zum Tyrannen, wobei er sich auf den Grundsatz stützte: „daß die Freiheit mit der Aufklärung gleichen Schritt halten müsse, und daß freisinnige Staatseinrichtungen nur da schädlich seien, wo ihr Bedürfniß nicht gefühlt werde.“ Die Schreckensregierung, durch welche er diesen Grundsatz in Ausübung brachte, hatte, je nach Verschiedenheit der Volksklassen und der bürgerlichen Verhältnisse, verschiedene Wirkung. Die verderblichsten Folgen zeigten sich in der untern Volksklasse. Diese Menschen, die sich als die Stützen der Regierung betrachteten, und auch wirklich von ihr zu den ersten Stellen erhoben wurden, zeigten nun gegen die höhern Klassen eben so viel Uebermuth, als sie dem Diktator kriechend

unterworfen waren. Um sich bei ihm gefällig zu machen, wurden sie heimliche Angeber, und so wie dieses Uebel einriß, verschwand auch jede Art von Zutrauen und die Tugend der Gastfreundschaft unter den Einwohnern. Die Willkür und das Unrecht, die sie täglich im Namen des Staates verübt sahen, stumpften bei ihnen allmälig das Gefühl für Gerechtigkeit ab, und die zahlreichen Hinrichtungen gewöhnten sie, unschuldiges Blut ohne Abscheu vergießen zu sehen. Diese Skizzen sind aus dem historischen Versuch der Herren Rengger und Longchamp gezogen, und der Raum gestattet mir nicht, mich näher über diesen wunderlichen Dr. Francia einzulassen, der jedoch nach vorjährigen Zeitungsnachrichten gestorben sein soll. Nähere Nachrichten über den jetzigen Zustand Paraguays sind bis jetzt keine vorhanden. Ich schreite nun noch zu einigen nothwendigen Skizzen vor dem Schlusse meiner Abenteuer, welche hauptsächlich die politischen Ereignisse in Brasilien von 1831 betreffen. D. Pedro, dessen Erziehung äußerst vernachlässigt war, und der seine Jugend unter Neger- und Mulattenbedienung zugebracht hatte, besaß allerdings persönliche Tapferkeit, und bei Ausbildung seiner natürlichen Talente, hätte er zu großen Hoffnungen berechtigt. Sein Jähzorn und Eigensinn erweckten ihm viele Feinde, und dadurch entfernte er selbst seine treusten Anhänger. Sein Charakter zeigt sich deutlich in seinen rohen Gesprächen, Vergnügungen und Mißhandlungen gegen seine hohen und niedern Untergebenen, denn selbst mit kaiserlicher Hand ließ er oft in seinem Unmuthe dieselben seine Reitpeitsche fühlen. Ungeachtet seiner Rohheiten hatte sich der Kaiser im Anfange seiner Regierung durch seinen persönlichen Muth, seinen scheinbaren Sinn für Freiheit und einige zweckmäßige Einrichtungen in der Staatsverwaltung, eine gewisse Popularität erworben, die aber nachher bald verschwand. Er hatte später die rohe Schadenfreude, die Portugiesen und Brasilier hinter einander zu hetzen, und schien selbst die Erstern begünstigen zu wollen, ohne zu bedenken, daß er selbst das Opfer durch die Folgen

dieses leichtsinnigen Spieles würde, denn der alte Haß beider Nationen erwachte von Neuem. Die unsinnigen Verschwendungen, womit der Monarch die Hülfsquellen des Landes verschleuderte, wurden in den Oppositionsblättern öffentlich und bitter gerügt, und veranlaßten drückende Finanzerpressungen, worunter hauptsächlich das neue Gesetz, welches vielen Beamteten ihr Einkommen schmälerte und viele Familien brodlos machte, zu rechnen ist (a nova lei de Orçamento). Das unglückliche Ende des kostspieligen Krieges mit Buenos-Aires, den man bloß seinem Eigensinn zuschrieb, hatte längst allgemeine Unzufriedenheit gegen ihn erregt. Die Nachricht von der Juli-Revolution in Frankreich wurde daher in Rio mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen, und die republikanischen Deputirten, meistens Redakteurs der Oppositionsblätter, bedienten sich aller Vortheile, um D. Pedros Fall vorzubereiten. Auf Verlangen der Ständekammer erfolgte die Auflösung der ausländischen Truppen, welche durch ein Dekret vom 10. Dezember 1830 aus den brasilischen Diensten verabschiedet wurden. Am 29. Dezember unternahm der Kaiser mit seiner zweiten Gemahlin, Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, Tochter von Eugen Beauharnais, dem Stiefsohne Napoleons, eine Reise nach Minas Geraes. Schon damals schien der politische Himmel stark bewölkt zu sein, und der Kaiser schien eine Revolution zu befürchten, was er in einer Proklamation bewies, die er in der Hauptstadt von Minas Geraes in Ouropreto erließ, welche, wie folgt, lautet und ein salamonisches Produkt von D. Pedros Schreibart ist: „— Mineiros!“ Es ist dieß das zweite Mal, daß Ich das Vergnügen habe, Mich unter Euch zu befinden: ja dieß ist das zweite Mal, daß die Liebe, die ich zu Brasilien hege, Mich hieher geführt. Mineiros! Nicht nur an Euch wende ich Mich, nein, das Interesse ist allgemein: Ich rede daher mit allen Brasiliern. Es hat sich eine Partei gebildet, die im Sinne der Ereignisse, von denen Frankreich unlängst der Schauplatz und deren Entstehung nur allein auf jenes Land Anwendung haben kann,

Euch durch staatsgefährliche und gesetzwidrige Pläne zu umstricken gesucht. Sie bemüht sich, durch Schmähschriften gegen meine geheiligte und unverletzbare Person und gegen die Regierung Schreckensszenen in Brasilien zu stiften und es dadurch mit Trauer zu überziehen. Diese Partei nährt die unreine Absicht, zum Verderben des Vaterlandes, dessen Wohl ihr nichts werth ist, Bürgerkrieg zu entzünden, um in der allgemeinen Verwirrung ihre ehrgeizige und andere Leidenschaften sättigen zu können. Sie schreibt ohne Rückhalt und wiegelt die Völker zur Conföderation auf, und glaubt durch den §. 174 des Staatsgrundgesetzes, welches uns regiert, von diesem Verbrechen gereinigt zu sein. Dieser Artikel gestattet durchaus keine Veränderung in dem Wesentlichen jenes Gesetzes. Ist es nicht das größte Attentat, wenn die Constitution, welche wir zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten schwuren, in ihrer innersten Natur verändert und erschüttert wird? Würde es nicht ein offenbarer Frevel an dem heiligen Schwur sein, den wir Alle vor Gott auf die freiwilligste Weise leisteten? O theure Brasilier! Ich rede jetzt nicht als Euer Kaiser, sondern als ein herzlicher Freund zu Euch. Laßt Euch nicht durch Doktrinen verleiten, welche eben so schlüpfrig als gefährlich sind. Sie können nur zu Eurem und Brasiliens Verderben, aber nie zu des Vaterlandes Glück beitragen. Steht treu zu mir, die Constitution, so wie sie ist und wie wir sie beschwuren, aufrecht zu erhalten. Ich zähle auf Euch, zählet auf mich. Kaiserliche Stadt Ouropretto den 22. Februar 1831.

(Unterz.) Der constitutionelle Kaiser und immerwährende Vertheidiger des Reiches.

Dieses von D. Pedro eigenhändig abgefaßte Prachtstück wurde in alle öffentlichen Blätter aufgenommen, und viele beißende Bemerkungen darüber angebracht. Die Oppositionsblätter schilderten diese Proklamation als ein Meisterstück, das würdig wäre, im einem Tollhausarchive ewig aufbewahrt zu werden. Die Portugiesen trugen indeß durch ihr aufgeblähtes beleidigendes Wesen gegen die Brasilier viel dazu bei, das Feuer der

Zwietracht zu nähren. Als der Kaiser den 10. März nach St. Christoph, seiner gewöhnlichen Residenz von Minas-Geraes, zurückkehrte, so hatten die Portugiesen meistens Kaufleute in ihrem Quartiere, in den Straßen Quitanda, Direita und Violas, während dem 11., 12. und 13. März, wo die ganze Stadt illuminirt war, so viel es das Lokal erlaubte, dieselben grosartig erleuchtet, Feuerwerke und Musikchöre veranstaltet, und Theerfässer in Brand gesteckt. Bei diesen Illuminationen erlaubten sich die Portugiesen Beschimpfungen und Thätlichkeiten gegen die Brasilier. Die Aurora fluminense, ein in Rio erscheinendes, sehr gemäßigtes Blatt, erzählte ausführlich jene Ereignisse, deren wörtliche Uebersetzung hier zu viel Raum erfordern würde. Es wäre schwer, zu glauben, daß D. Pedro beabsichtigt hätte, das Unmögliche ausführen zu wollen, sich als Souverain dem Volke aufzuwerfen, oder gar eine Wiedervereinigung mit dem Mutterlande zu bezwecken. Die statt gefundenen Gährungen waren augenscheinlich nur seinem Charakter und dem Uebermuthe der Portugiesen zuzuschreiben, obschon sich wirklich der Kaiser zum Aristokratismus hinneigte. Seit jenen Illuminationsauftritten stieg die Erbitterung der Brasilier immer mehr, und die Oppositionsblätter schürten das Feuer zur Flamme an. Der Republiko, ein in Rio erscheinendes Blatt, fängt in einer seiner Nummern z. B. an: „Zu den Waffen, Brasilier! zu den Waffen, wer ein brasilisches Herz hat, und Rache, blutige, furchtbare Rache genommen an den Verräthern, welche unsre Brüder und Söhne in einem treulosen Ueberfalle mißhandelten, verwundeten, tödteten. Nieder mit einer Regierung von Verräthern, und nieder mit einem Throne, den ein Tyrann zum Sitze des Schreckens gemacht hat.“ Die Portugiesen standen nun in der größten Gefahr; es verstrich keine Nacht, in welcher nicht Mehrere gemordet wurden. Einige Fremde wurden absichtlich, oder aus Versehen, ebenfalls erdolcht gefunden. Unter solchen Umständen sandten die in Rio anwesenden 24 Deputirten am 17. März nachstehende Vorstellung an den

aiser: „Senhor! Die unterzeichneten Volksrepräsen-
nten, auf das Tiefste von den Ereignissen betrübt,
elche in der Hauptstadt bei Gelegenheit derjenigen Fest-
chkeiten Statt fanden, welche man weniger um die
lückliche Rückkehr J. kaiserl. und constit. M. zu feiern,
ondern vielmehr deßhalb anstellte, um diejenigen Bra-
ilier, welche Freunde der Freiheit und des Vaterlandes
ind, zu beschimpfen und zu mißhandeln, so wie sie denn
uch wirklich durch die Partei der Lusitanier, welche
ufs Neue ihr Haupt in unsrer Mitte erhebt, unter
em Geschrei: „es leben die guten Portugiesen!“ unter
narchischen und gleißenden Ausrufungen, unter Gewalt-
hätigkeiten jeder Art, und wodurch einige Patrioten,
deren Blut in einem treulosen vorher abgeredeten Ueber-
fall vergossen worden ist, das Opfer geworden sind —
mit allen ersinnlichen Schmähungen überhäuft wurden,
und dieses durch Leute, welche im Wahnsinn ihrer Ver-
brechen augenscheinlich von der Regierung und den un-
tern Behörden, wie sie auch in ihrem Uebermuthe selbst
rühmen, beschützt werden, indem sie mit unglaublicher
Kühnheit den Ehrfurcht gebietenden Namen J. kaiserl.
Majestät compromittiren: so halten es die Unterzeich-
neten für ihre Pflicht, als Volksrepräsentanten, in denen
die Wünsche ihrer Mitbürger wiederhallen, als gute Bra-
silier, welche auf das Innigste bei der Erhaltung der
Ehre und Würde des Volkes, so wie der Beständigkeit
des constit. Thrones betheiligt sind, ihre Stimmen am
erhabenen Throne J. kaiserl. und constit. Majestät zu
erheben, indem sie in dieser kurzen Vorstellung, deren
Unvollkommenheit die hohe Weisheit J. kaiserl. M. er-
gänzen wird, die traurige Lage, in der sich die Angele-
genheiten des Vaterlandes befinden, schildern, und drin-
gend um die nöthigen Vorkehrungen sowohl wegen Her-
stellung der öffentlichen Sicherheit und Ruhe, als auch
wegen Genugthuung der Beleidigung des geringgeschätz-
ten, verachteten Brasiliens, und zwar angespornt von
dem Nationalruhm, um solche Maßregeln zu bitten, die
den Kreis der treuen Ausübung der Gesetze nicht über-
schreiten dürfen, indem man in Gemäßheit derselben,

die Anstifter und Mitverschwornen der vergangenen Attentate bestraft, und die Behörden, die entweder aus offenbarer Nachsicht oder aus hartherziger Apathie den Meuchelmördern und den Störern des allgemeinen Friedens freien Spielraum ließen, zur Rechenschaft zieht. Sire! die Aufrührer, unter dem äußern Schein des erhabenen und ehrfurchtgebietenden Namens J. kaiserl. und constit. M., fahren in der Ausführung ihrer finstern Pläne fort, die Beleidigungen vergrößern sich, die Nationalität leidet, und kein Volk, ohne zu widerstehen, wird es dulden, daß es der Ausländer in ein schimpfliches Joch zwängt. Von Ausländern, die sichs zur Ehre anrechnen, Vasallen D. Miguels, oder von Donna Maria da Gloria zu sein, waren größtentheils auch jene Haufen zusammengesetzt, die wir in den Nächten des 13. und 14. d. den brasilischen Namen mit Unanständigkeiten verspotten hörten, die Viele von unsern Mitbürgern schlugen und verwundeten, und zwar unter dem Vorwande, der Conföderation Vivats gebracht zu haben, eine politische Streitfrage, deren Entscheidung vor die Berathung der legislativen Kammer gehört, aber niemals von der unsinnigen blutdürstigen Wuth einer fanatischen, pöbelhaften Menge, deren ganzer Witz in verrätherischer Hinterlist besteht, abhängt. Die Brasilier, so grausam beleidigt, und denen man noch überdieß mit parteiischem und ungerechtem Gefängniß droht, nähren in ihrer Brust einen besser begründeten und tiefgewurzelten Unwillen, und es ist nicht zu berechnen, wohin sich die Resultate dieser Ereignisse erstrecken können, wenn die Regierung nicht künftig ähnliche Unordnungen zügeln und Maßregeln ergreifen wird, welche der beleidigten Nation Genugthuung verschaffen. Die unterzeichneten Volksrepräsentanten, der Weisheit und dem Patriotismus J. kaiserl. und constit. M. vertrauend, erwarten es also zum Verdruß der Verräther, welche den Thron J. kaiserl. und constit. M. umlagern, und welche nicht Macht genug haben, diese Klagen zu ersticken, die, wenn auch zerrissenen Herzen, doch Freunden des Vaterlandes und der Gerechtigkeit entströmen.

Die Umstände machen die schnellsten Maßregeln nöthig, und der geringste Verzug kann höchst unheilbringend werden. Das der Regierung so nöthige Vertrauen hat sich beinahe gänzlich verloren, und wenn vielleicht zufällig jene Attentate, welche die Unterzeichneten geschildert haben, ungezüchtigt bleiben sollten, so wird dieß dem brasilischen Volke eine genügende Erklärung sein, und es nöthig machen, durch Eigenhilfe seine Ehre und seinen Ruhm, die so unwürdiger Weise beschimpft wurden, selbst zu rächen. Diese Sprache, Sire! ist frei, doch legal! Sei J. kaiserl. und constit. M. versichert, daß das am Abgrund schwebende Reich nicht durch Schmeichler gerettet werden kann, sondern durch Männer, welche Seelenstärke genug besitzen, um Fürsten, selbst wenn sie nicht gefiele, die Wahrheit zu sagen. Die öffentliche Ruhe, der Thron selbst, Alles ist bedroht, wenn die Vorstellung, welche die Unterzeichneten ehrfurchtsvoll an J. kaiserl. und constit. M. richten, nicht berücksichtigt, und ihre Wünsche nicht vollkommen befriedigt werden sollten. (Bekräftiget durch die Unterschriften von 24 Deputirten.)

Diese Vorstellung hatte zwar einen Ministerwechsel zur Folge, ohne jedoch die Umtriebe zu unterbrechen, welche fortwährend genährt wurden. Exzesse und Zusammenrottirungen fanden Statt, alle Handelsgeschäfte stockten, und in banger Erwartung sah man dem 25sten März, Brasiliens Constitutionstag, entgegen, an welchem die Feindseligkeiten ausbrechen sollten. Die Meuchelmorde wurden häufiger, und Alles deutete auf eine gefährliche Entwickelung. Die Portugiesen ließen sich nicht mehr in den Straßen sehen. Der gefürchtete Tag war inzwischen erschienen. Mit beispielloser Begeisterung wurde derselbe gefeiert; alle Brasilier hatten die Volkskocarde aufgesteckt, und selbst die Damen sich mit den Nationalfarben, mit gelb- und grüngestreiften Bändern geschmückt. Der Kaiser wohnte selbst dem höchst glänzenden Te Deum bei, welches in der großen Kirche St. Franzisko de Paulo mit großer Pracht gehalten wurde. Der Enthusiasmus für die Constitution war

aufs Höchste gestiegen, und dieser Tag lief ohne Exzesse vorüber. Die Krisis rückte nichts desto weniger immer näher und die Gemüther waren keineswegs beruhigt. In dieser gefährlichen Lage wurde durch ein kaiserl. Dekret vom 3. April die gesetzgebende Kammer einberufen, um sich über die nöthigen Maßregeln zur Abwendung größern Uebels zu berathen. D. Pedro schien während dieser Vorgänge alle Geistesgegenwart verloren zu haben, und statt durch energische Maßregeln die Gemüther zu besänftigen, verfiel er wie absichtlich in noch größere Mißgriffe, worunter die Ernennung eines neuen Ministeriums den 5. April aus dem Volke verhaßten Aristokraten zu rechnen war. An demselben Tage kommandirte D. Pedro in eigner Person die Parade über die Garnison auf dem Campo d'Acclamaçaõ. Es war die letzte, die er in Brasilien hielt. Ein Haufen zerlumptes Gesindel, welches vermuthlich dazu gedungen war, brachte ihm Vivats, aber kein rechtlicher Bürger war dabei zu sehen. Der Kaiser selbst gerieth bei ihrem Anblick in Zorn, und trieb sie mit der Reitpeitsche und den Worten: „Filhos das puttas vais para o inferno!" aus einander. Das Dekret über den neuen Ministerwechsel wurde den 6. April bekannt gemacht, und nun stieg der allgemeine Unwille aufs Höchste. Viele Bürger bewaffneten sich und strömten nach dem Campo d'Acclamaçaõ. Die Truppen selbst vereinigten sich mit den Bürgern, deren Zahl sich augenblicklich vermehrte. Sämmtliche Friedensrichter der Stadt wurden an D. Pedro abgesandt, um ihn zu bitten, das ernannte verhaßte neue Ministerium durch ein populäres zu ersetzen. D. Pedro wollte sich nicht dazu verstehen. Die Friedensrichter stellten ihm vor, daß Volk und Truppen verbunden und entschlossen seien, mit Gewalt ihren Willen durchzusetzen. Der Kaiser erkannte jetzt seine gefährliche Lage in ihrer ganzen Größe, und sah sich von Allen verlassen. Um seinem Stolze und Trotze nichts zu vergeben, reichte er, auf Kosten seiner Krone, den 7. April nachstehendes Dekret ein: „Indem ich von dem Rechte, welches mir die Constitution gestattet, Ge=

brauch mache, lege ich freiwillig die Krone zu Gunsten meines theuern und vielgeliebten Sohnes, Herrn D. Pedro de Alcantara nieder. Imperial Quinta da boa Vista am 7ten April i. J. unsers Herrn Eintausendachthundertundeinunddreißig und im zehnten der Unabhängigkeit des Kaiserreiches.

(Unterz.) D. Pedro de Alcantara e Bourbon.“

Am nämlichen Tage begab sich der Kaiser mit seiner Gemahlin und seiner ältesten Tochter, Donna Maria da Gloria II., Königin von Portugall, an Bord des im Hafen stationirten englischen Linienschiffes Warspite.

Die Portugiesen waren hierauf wie vom Donner gerührt, und suchten sich mit ihrem Vermögen, und so gut sie konnten, in aller Eile an Bord der im Hafen liegenden Schiffe zu flüchten. Der „Republiko“ machte die Abdankungsakte mit folgenden Worten bekannt: „Der Meineidige hat abgedankt (o perjuro tem abdicado). Wir wollen ihn in Frieden ziehen lassen, und er mag die Früchte seiner an uns begangenen Verrätheréien genießen.“ In den ersten Stunden herrschte eine Todtenstille, nach Bekanntmachung des Dekretes. Die Straßen waren wie ausgestorben und die Häuser verschlossen; man erwartete alle Augenblicke die Ausbrüche roher Gewaltthätigkeiten. Alle Ausländer waren mehr oder weniger in Sorgen; hauptsächlich aber die heldenmüthigen Portugiesen, wie sie sich noch vor einigen Tagen genannt hatten, schwebten in Todesangst. Die Bürger und das Militär hatten sich inzwischen auf dem Campo d'Acclamaçaõ versammelt, der jetzt den Namen Campo da Honra erhielt, und dort ein förmliches Lager bezogen. Gegen Mittag zogen bewaffnete Haufen, meistens Mulatten, durch die Straßen, und brachten sich selbst Vivats: Vivaõ os habitantes desta muita leal e heroica cidade de Rio de Janeiro! Es leben die Einwohner dieser sehr legalen und heldenmüthigen Stadt! Den Portugiesen wurden von diesen Helden unter dem Namen Patriotismus u. s. w. einige Kaufläden geplündert. Die anwesenden Deputirten hatten sich inzwischen versammelt und eine provisorische populäre Regierung

gewählt. Ihre Wahl dieser Regierung und eines neu Ministeriums war im Sinne des Volkes ausgefalle und wurde mit Jubel aufgenommen. Auch wurden geeignete und kräftige Maßregeln zur Erhaltung der Ruh getroffen; nichts desto weniger verübten fortwähren einige jener Haufen Exzesse, welche genügend waren den Ausländern Besorgnisse zu erregen. Das diplomatische Korps versammelte sich daher an Bord des Warspite, und richtete am 7. April zwei Noten an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welche hauptsächlich um die Gewährleistung der bestehenden Traktat zum Schutze und zu Gunsten ihrer resp. Landsleute u. s. w. ansuchten. Der 7. u. 8. April waren ohne Blutvergießen indessen verstrichen, ausgenommen, was durch Meuchelmorde und Unvorsichtigkeit, durch das unaufhörliche Schießen in den Straßen vergossen wurde. Mit beispiellosem Enthusiasmus wurde am 9. April D. Pedro II. zum Kaiser ausgerufen. Es gewährte in der That ein rührendes Schauspiel, den kleinen sechsjährigen Monarchen von einem eben noch erzürnten Volke mit allen Zeichen der Anhänglichkeit und Liebe gehuldigt zu sehen. Der Staatswagen, dem man die Pferde ausgespannt hatte, wurde von den angesehensten Bürgern im Triumphe durch die jubelnde Volksmasse gezogen. Zum Vormunde seines minderjährigen Sohnes hatte D. Pedro I. den Doktor Jozé Bonefacio da Andrade e Silva, Deputirten von Bahia, ernannt, einen Mann, der in der Geschichte Brasiliens eine bedeutende Rolle spielt. Die neue Regierung ergriff alle Maßregeln, um die öffentliche Ruhe wieder herzustellen und zu befestigen. Die angesehensten Bürger, Deputirten und Stabsoffiziere von höherm Range hingen Patrontaschen und Bandeliere um, nahmen die Musketen auf den Nacken und versahen die Dienste gemeiner Soldaten, indem sie auf Wache und Patrouille zogen. Diese Gruppen fielen oft heterogen und malerisch genug aus. — Auch die Nationalgarde wurde gebildet, die nicht wenig zur Erhaltung der Ruhe beitrug, und Anarchie und Meuchelmord in ihre finstern Schlupfwinkel verscheuchte. (Nachrichten

von Herrn C. Th. Bösche, einem glaubwürdigen Augenzeugen.) Im Namen des Kaisers D. Pedro II. wurde nun ein Amnestiedekret erlassen, wodurch alle wegen politischer Vergehen verurtheilten und verhafteten Personen u. s. w. in Freiheit gesetzt wurden. Der Exkaiser nahm am 11. in einem Schreiben Abschied, welches wörtlich, wie folgt, übersetzt ist: „Da es mir nicht möglich ist, mich einzeln an jeden meiner Freunde zu wenden, um Abschied zu nehmen, auch ihnen für alle mir erwiesenen Gefälligkeiten besonders zu danken, und wegen vielleicht zugefügter Beleidigungen, die ich ihnen in irgend einer Angelegenheit, jedoch ohne die Absicht, ihnen wehe zu thun, zufügte, um Verzeihung zu bitten, so verfertige ich das gegenwärtige Schreiben, damit man solches durch den Druck veröffentliche, um auf diese Weise den mir vorgenommenen Zweck zu erreichen. Mit den besten Wünschen für das Vaterland, für meine Kinder und für meine wahren Freunde ziehe ich mich nach Europa zurück. Ich verlasse so theure Gegenstände, die auch dem gefühllosesten Herzen heilig sind; aber ich reiße mich von ihnen los, um meine Ehre, als meinen höchsten Ruhm, aufrecht zu erhalten. Lebe wohl, Vaterland, lebet wohl, Freunde, lebet wohl für immer! Am Bord des englischen Linienschiffes Warspite am 12. April 1831. Don Pedro de Alcantara e Bourbon."

Einem gekrönten Haupte hätte man füglich eine andere Schreibart zutrauen dürfen, denn wenn in solchem Geschreibsel Geistesgröße vorhanden ist, so darf sich gewiß Salomon in seinem hohen Liede mit ihm messen. Am Morgen des 14. schiffte sich der Exkaiser auf der englischen Corvette Vollage nach England ein; jedoch nahm er immer einige Millionen an edlen Metallen mit, und seine Tochter Donna Maria da Gloria II. ging am nämlichen Tage auf der französischen Corvette la Seine nach Frankreich unter Segel. Eine brasilische Fregatte erhielt zwar den Befehl, D. Pedro bis aus den brasilischen Gewässern zu begleiten, und darüber zu wachen, daß der Exkaiser auf keinem andern Punkte von Brasilien lande; allein sie kehrte schon am andern Tage zu-

rück, denn die englische Corvette segelte besser und war bald ihrer Wachsamkeit entrückt. Die Abreise D. Pedros zog auch diejenige der reichsten Portugiesen nach sich, wodurch ungeheure Kapitalien dem Lande entzogen wurden. Der Handel stockte gänzlich, und ein nie gefühlter Geldmangel lastete drückend auf dem ganzen Lande. Die Waaren und Staatspapiere sanken fürchterlich im Preise; dazu gesellte sich das Münzverfälschen, welches die Einheimischen selbst bewerkstelligten, ohne was die Engländer und Nordamerikaner ins Land schmuggelten, und zwar ungeheure Summen, die sich auf mehrere Millionen beliefen, als die Schatzkammer die Rechnungsbilanz über die geprägte Münze zog. D. Pedro kämpfte nachher in Portugall mit seinem Bruder D. Miguel, um Donna Maria da Gloria auf den Thron zu setzen, und starb den 24. September 1834 an den Folgen eines persönlichen Zweikampfes mit D. Miguel, in der Hitze des Gefechtes beider Heere. Während der Minderjährigkeit D. Pedros II. (geb. den 2. Dezember 1825) regierte in seinem Namen eine Regentschaft, bestehend aus drei Mitgliedern, von denen das älteste Präsident ist. Jedes dieser Mitglieder, die von der allgemeinen Ständeversammlung gewählt sind, bezieht während der Dauer der Regentschaft, welche bei erreichter Volljährigkeit des Monarchen, in seinem 18. Jahre aufhört, einen Jahrgehalt von 12,000 Milreis. Die Gewalt dieser Regentschaft ist jedoch durch die Deputirtenkammer bedeutend eingeschränkt. Die Regierung Brasiliens ist monarchisch, erblich, constitutionell, repräsentativ. Die Staatsreligion ist die römisch-katholische; nebstbei sind alle sogenannten Religionen geduldet. Das Kaiserthum Brasilien enthält ein Erzbisthum, 6 Bisthümer, 2 Prälaturen, und wird in folgende 18 Provinzen abgetheilt: Para, Maranhao, Piauhy, Ceara, Riogrande, Parahiba, Pernambuco, Alagoas, Sergipe, Bahia, Espirito Santo, Rio de Janeiro, St. Paulo, Santa Catharina, St. Pedro do Sul, Goyaz, Mattogrosso und Minas-Geraes. Brasiliens Flächengehalt übersteigt 130,000 Quadratmeilen. Seine politischen Grenzen sind im

rden Columbien und das französische und holländi-
e Guyana, im Osten der atlantische Ocean, im Sü-
n der Rio de la Plata, und im Westen Paraguay,
eru und Columbien. Die natürlichen Grenzen sind
r Ocean, der Silberstrom, der Uruguay, der Uguazu,
r Parana, der Paraguay, der Guaporé, der Ma-
ira, der Mamorá, der Javary, der Amazonenfluß,
r Yapura und der Oyapok.

Eilfter Abschnitt.

Anhang.

Von den wilden und farbigen Menschen, Thieren, Pflanzen u. s. w. im Allgemeinen.

Die Charruas, welche gegenwärtig bis auf wenige zerstreut und äußerst verborgen lebende Familien ausgerottet sind, gehören zu den äußerst wilden, blutgierigsten und tapfersten Nomadenstämmen Südamerikas, welche in den ersten Eroberungszeiten die nördlichen Küsten des Silberstroms bis an den Uruguay und landeinwärts nördlich vom Silberstrome einige 30 Legoas weit bewohnten. Ihre Sprache besteht in äußerst starken Kehltönen, die unmöglich durch unser Alphabet können dargestellt werden. Die Charruas tödteten Juan Diaz de Solis, der zuerst den Silberfluß entdeckte, und seitdem waren sie beständig in blutige Kriege mit den Spaniern verwickelt, bis es diesen gelang, Montevideo zu erbauen, und sich in ihrem Gebiete festzusetzen; alle übrigen Kolonien zerstörten diese Indier unaufhörlich, bis sie zuletzt immer weiter hinauf verdrängt wurden. Ihre mittlere Größe übersteigt die der Europäer. Sie sind gerade und gut gebaut, und man findet keinen einzigen allzudicken oder allzumagern, noch viel weniger Verwachsene unter ihnen. Sie haben ein offenes Gesicht, und tragen beständig den Kopf in die Höhe gerichtet, was deutlich ein Zeichen ihrer Wildheit und ihres Stolzes ist. Ihre Farbe ist mehr schwärzlich als weiß, und fast durchaus nicht mit Roth vermischt. Ihre Gesichtszüge sind sehr regelmäßig; ihre Augen zwar klein, aber äußerst feurig, immer von schwarzer Farbe, und niemals ganz geöffnet; auch sehen sie zwei Mal schärfer als ein Europäer, und übertreffen dieselben

nach in Rücksicht des Gehörs. Ihre Zähne sind auch noch in dem höchsten Alter schön geordnet und weiß, und fallen niemals von selbst aus. Ihre Augenbraunen und schwarz; Bart haben sie gar nicht, und sehr wenige Haare unter den Achseln und an der Schaam. Ihre Haupthaare sind sehr lang, rauh und glänzend-schwarz; sie fallen ihnen niemals aus, und werden erst in einem Alter von 80 Jahren, aber nur zur Hälfte, grau. Ihre Hände und Füße sind kleiner und besser geformt, als die der Europäer, und der Busen ihrer Weiber scheint weniger stark zu sein, als der der andern Indianerinnen. Ihre Haare schneiden sie niemals ab, und die Weiber lassen sie frei über den Rücken herunter hängen; allein die Männer binden sie zusammen, und die Jünglinge stecken in den Knoten, der sie auf dem Scheitel zusammen hält, einige weiße senkrecht-stehende Federn. Auf ihrem Körper haben sie außerordentlich viel Ungeziefer, und die Weiber machen sich ein eigenes Vergnügen daraus, dasselbe aufzusuchen; es hat für sie einen besonders angenehmen Reiz, wenn sie die Läuse einige Minuten lang auf der Zungenspitze herumkrabbeln lassen, und sie alsdann zerbeißen und herunterschlucken. (Dieser eklige Gebrauch findet in Paraguay und Corrientes auf dem Lande bei ärmern Volksklassen auch öfters Statt.) Beide Geschlechter bemalen sich aber den Körper nicht, außer den Mädchen werden bei ihrer ersten monatlichen Reinigung drei blaue Streifen ins Gesicht gemalt, welche von den Stirnhaaren bis zur Nasenspitze reichen, und nebstdem noch zwei über die Schläfe auf die Wangen herab. Diese Streifen sind unvertilgbar, weil sie in die Haut gestochen sind. Alle Indierweiber, von welcher Nation sie auch sein mögen, haben ohne Ausnahme eine weit geringere periodische Reinigung als die Europäerinnen. Die Männer zeichnen sich durch den Barbot aus: wenige Tage nach der Geburt eines Knaben durchsticht ihm seine Mutter die Unterlippe dicht an der Zahnwurzel, und steckt ihm dem Barbot in diese Oeffnung; dieß ist ein kleines, vier bis fünf Zoll langes und zwei Linien dickes

Stück Holz. Sie dürfen dasselbe ihr ganzes Leben hindurch nicht herausziehen, und müssen es wieder durch ein neues ersetzen, wenn dasselbe zerbricht. Sie wohnen nur in niedrigen Hütten, welche sie aus Zweigen, die sie in die Erde bogenförmig stecken, verfertigen, und sie dann mit einer Kuhhaut oder Gras leicht bedecken. Kleider tragen sie keine, außer wenn sie welche stehlen können, oder höchstens machen sie bei kalter Witterung aus weichen Häuten oder Tigerfellen eine Art Hemde ohne Aermel und Kragen, das selten bis an die Schaam reicht. Ihre Nahrung besteht einzig aus Fleisch. Ihre Privatstreitigkeiten und Zweikämpfe werden mit Faustschlägen ausgemacht, wobei sie sich tüchtig auf die Nasen treffen und sich die Zähne einschlagen. Sie haben Pferde und Stutereien, und reiten immer ohne Sattel; auch binden sie die Zügel nur mit Lederriemen dem Pferde an das Kinn. Sie haben nur eilf Fuß lange Lanzen, mit Eisenspitzen beschlagen, wenn sie dieses Metall erhalten können; auch tragen sie kleine Bogen und Pfeile auf dem Rücken in einem Köcher. Bei kriegerischen Unternehmungen verbergen sie zuerst ihre Familien in dichte Wälder und Gebüsche, und schicken alsdann ihre Späher, auf den besten Pferden reitend, nach verschiedenen Richtungen, öfters in Entfernungen von 6 Legoas aus. Diese Späher gebrauchen die äußerste Vorsicht; sie liegen der Länge nach auf dem Rücken des Pferdes ausgestreckt und rücken nach Verhältniß langsam vorwärts. Wenn sie bald den Ort erreichen, den sie überfallen wollen, verbergen sie sich und halten stille, bis es dunkel wird; hierauf spannen sie ihrem Pferde die Vorderfüße, damit es nicht entweichen kann, und suchen alsdann gebückt und kriechend zu Fuße die Lage des Feindes u. s. w. zu erspähen. Wenn sie nun von Allem genügend unterrichtet sind, so gehen sie leise zurück, schwingen sich zu Pferde und jagen mit verhängten Zügeln zu ihren Freunden zurück, um ihnen die Nachricht mitzutheilen. Im Fall sie auch entdeckt würden, so ist es wegen ihrer Reiterfertigkeit unmöglich, sie einzuholen. Alle ihre Angriffe führen sie vor Tages-

anbruch aus, und nähern sich in einzelnen Partieen unbemerkt und langsam dem Feinde, fallen dann mit Blitzesschnelle über ihn her, und verschonen nichts, als Weiber und Kinder unter zwölf Jahren, die sie als Gefangene mitnehmen, und ihnen nachher an ihren Wohnplätzen die größte Freiheit gestatten. Sie verstehen überhaupt die Kunst, falsche Angriffe zu machen, eine verstellte Flucht zu ergreifen und Hinterhalte anzuordnen. Dieser Indierstamm war niemals zahlreich, selbst in den ersten Eroberungszeiten waren sie kaum 500 Mann stark, und haben dennoch den Spaniern mehr Leute gekostet, als die Armeen von Montezuma in Mexiko; dasselbe läßt sich auch von den Pampas-Indiern sagen. Die Vielweiberei ist unter den Charruas erlaubt, allein eine Frau hat niemals zwei Männer; auch trennen sie ihre Ehen nach Belieben, aber selten geschieht es, wenn ein Paar schon Kinder besitzt. Der Ehebruch hat nur dann Folgen, wenn der gehörnte Theil die Schuldigen auf der That ertappt, worauf er sie nur mit Faustschlägen tüchtig regalirt. Ihren Kindern geben sie höchstens Unterricht im Reiten, aber befehlen und verbieten ihnen durchaus nichts; daher diese auch keine Ehrfurcht vor den Eltern haben; überhaupt dulden diese Indier keine Befehle und thun, ohne Rücksicht auf Andere, Alles, was sie wollen. Sie kennen die Lustseuche und große Krankheiten nicht, und wenn sie sich ja unpäßlich befinden, so haben sie auch eine Art Aerzte, welche als Universalmittel gegen alle Uebel nichts weiter wissen, als daß sie dem Kranken stark an dem Magen saugen, um unter diesem Vorwande, die Krankheit herauszuziehen, Geschenke zu erhaschen. Bei Sterbefällen wird der Todte an einem etwas entferntern Orte, mit allen seinen Waffen, Kleidern u. s. w. begraben. Einige befehlen noch vor ihrem Tode, daß ihr Lieblingspferd auf ihrem Grabe umgebracht werden soll, und dieß wird alsdann von den nächsten Freunden pünktlich vollzogen. Wenn der Verstorbene ein Vater, ein Gatte oder ein erwachsener Bruder war, so schneiden sich die Frau und die schon verheiratheten Töchter und Schwestern ein Gelenk vom

kleinen Finger ab, und fahren so fort bei ähnlichen Sterbefällen. Außerdem durchstoßen sie sich mehrmals die Arme durch und durch mit dem Messer oder der Lanze des Todten, und versetzen sich fürchterliche Stiche in die Seiten und in die Brust. Nachher verschließen sie sich zwei volle Monate in ihre Hütten, während sie nur wenig Nahrung genießen und die ganze Zeit hindurch weinen. D. Azara, als Augenzeuge, sagt ferner: „Ich habe auch kein einziges erwachsenes Weib gesehen, das noch alle seine Finger vollständig und nicht Narben von Lanzenstichen gehabt hätte.“ Der Mann trauert nicht über den Tod seiner Frau, so wenig, wie der Vater beim Tode seiner Kinder. Wenn aber die Letztern bei dem Tode ihres Vaters erwachsen sind, so verbergen sie sich zwei Tage lang völlig nackt in ihren Hütten, und nehmen äußerst wenig Nahrung von Fleisch oder rohen Eiern von Rebhühnern zu sich. Am Abend des zweiten Tages rufen sie einen andern Indier herbei, der folgende gräßliche Operation mit ihnen vornimmt: Er faßt den Trauernden mit zwei Fingern beim Arme, hebt das Fleisch, wie man jemand kneipen will, in die Höhe, und steckt ein, ungefähr handlanges, spitziges Stückchen Rohr mitten hindurch, so daß beide Enden auf beiden Seiten gleich weit hervorragen. Das erste Stück wird dicht an der Handwurzel eingesteckt, und so der ganze Arm hinauf, nebst der Schulter, wird ebenfalls gespickt, und nur einen Zoll weit von einander. Diese Splitter sind nicht etwa wie Stecknadeln, sondern fingersbreit und verhältnißmäßig dick. In diesem Entsetzen erregenden Zustande verläßt er seine Hütte, und begibt sich nackt und allein in einen Wald, oder auf eine Anhöhe, ohne sich vor reißenden Thieren zu fürchten; denn sie glauben fest, daß sich solche Thiere, wenn sie ihnen in diesem Zustande begegnen, vor ihnen flüchten. In der Hand trägt er einen spitzigen Stock, und gräbt sich damit ein Loch in die Erde, das ihm an die Brust reicht, in welchem er nun aufrecht stehend, die Nacht zubringt. Mit Tagesanbruch verläßt er dasselbe, und begibt sich in eine Hütte, die für solche Fälle

ı dem Wohnplatze entfernt, schon bereit ist. Hier
ht er sich die Rohrsplitter aus den Armen heraus, legt
) nieder, um auszuruhen, und bringt zwei ganze Tage,
ne zu essen und zu trinken, daselbst zu. Den dritten
ıg Morgens, und so alle Tage, bringen ihm die Kin-
r Wasser und sehr wenig Nahrung, indem sie dieses
ıige Schritte von der Hütte niederlegen, und, ohne
it ihm zu reden, geschwind davon laufen. Nach zehn
agen kehrt der Leidtragende wieder zu den Seinigen
ırück. Selten unterläßt Einer diese Gebräuche, ob-
hon keiner dazu gezwungen ist, denn wer sie nicht ge-
au ausübt, wird von den Uebrigen für einen Schwäch-
ng gehalten; darin besteht seine ganze Bestrafung, ohne
aß ihm weiterer Nachtheil in der honetten Gesellschaft
araus entspringt. Die Guaranis, die jetzt meist alle
ınterjocht sind, sind durchgängig schwächlich, und waren
ıiemals im Nomadenstande, als sie noch ihre Freiheit
)esaßen, sondern hielten sich beständig in ihren Land-
strichen auf, wo sie meistens Früchte anpflanzten, jag-
ten, oder Vorräthe von Lebensmitteln sammelten, weil
sie in der übrigen Jahreszeit nicht Wild genug auftrei-
ben konnten. Ihre Sprache ist die ausgebreitetste und
wortreichste unter allen übrigen der Indier, und von
denselben sehr verschieden, allein selbst in derselben kann
man nur auf vier zählen, für alle übrigen Zahlen gibt
es keine Worte mehr. Der Pater Ludwig Bolannos,
ein Franziskaner, hat den spanischen (katholischen) Ka-
techismus in ihre Sprache übersetzt. Da sich aber sehr
viele Nasen- und Kehlentöne darin befinden, so haben
die Jesuiten besondere Zeichen erfunden, um die Aus-
sprache derselben anzudeuten, ja sie haben sogar zu ih-
rem eigenen Gebrauche ein Wörterbuch und eine Gram-
matik drucken lassen. Die mittlere Größe dieser Indier
ist geringer, als die der Europäer, auch viel kleiner
und schwächlicher, als alle übrigen Indiernationen, vor
denen sie sich sehr fürchten. Ihre Farbe ist mehr kupfer-
röthlich, als dunkelbraun. Sie sind auch häßlicher, als
die Europäer; jedoch die Weiber sind in der Regel leid-
lich hübsch; auch gleichen sie im Uebrigen den andern

Indiern, und haben, wie diese, die nämliche Sonderbarkeit, daß die Geschlechtstheile der Männer im Durchschnitt kaum von mittlerer Größe sind, da hingegen die der Weiber sehr breit und ihre Schaamlippen außerordentlich angeschwollen sind. Auch sind sie nicht so fruchtbar, wie die Europäerinnen. Man kann im Durchschnitt nur vier Kinder auf eine Familie rechnen, und die Zahl der Weiber ist stärker, als die der Männer, ungefähr wie vierzehn zu dreizehn. Ihr äußeres Ansehen ist finster, ernsthaft und niedergeschlagen, und hauptsächlich sind die Männer kalt und gleichgültig, daher denn auch ihre Weiber sich so mit Wuth andern Männern preisgeben, hauptsächlich den Negern und Farbigen, deren Zeugungstheile äußerst voluminös sind. In einigen wilden Stämmen, die in den Wäldern wohnen, tragen die Männer einen Barbot von Harz, auch wohl von Holz, und haben eine Tonsur auf dem Kopfe, wie die kathol. Priester; übrigens tragen sie keine Kleider, als einen Beutel, um die Zeugungstheile darin zu verbergen. (Ich vermuthe, daß die Bougres, welcher ich im 4. u. 5. Abschnitt erwähnte, nebst den Botocuden u. A., auch zu den Guaranis können gerechnet werden, denn ihre Sprache soll ungefähr die nämliche sein.) D. Azara sagt: man hätte mit der Guaranisprache, wenn man sie verstand, in den frühern Zeiten in ganz Brasilien herumreisen, Paraguay in allen Richtungen durchkreuzen, nach Buenos-Aires hinunter, und wieder nach Peru bis zu den Chiriguanes hinaufgehen können, ohne irgend ein Volk zu finden, dem man sich nicht hätte verständlich machen können. Die Waffen der wilden Guaranistämme habe ich schon im 4. Abschnitt beschrieben, jedoch bedienen sich die Kinder einiger dieser Horden eines kleinen Bogens, an dem sie zwei Sehnen befestigen, die in der Entfernung eines Zolls parallel mit einander hinlaufen, und durch zwei gabelförmige Stäbchen an beiden Bogenenden in dieser Richtung erhalten werden. In der Mitte der Sehne ist ein kleines Netz angebracht, auf welches die Bodocke, eine gebrannte thönerne Kugel, von der Größe einer Nuß,

gelegt wird. Sie führen beständig einen Beutel mit solchen Bodocken mit sich und nehmen immer vier bis fünf mit der Linken heraus; während sie den Bogen mit der Rechten halten, legen sie alle einzeln auf das Netz, und schießen sie alsdann sämmtlich auf die Vögel ab. Die Kugeln fahren bis auf vierzig Schritte weit, und jeder solche Schuß tödtet zu gleicher Zeit eine große Menge Vögel. Die Kugeln haben eine solche Gewalt, daß eine einzige, so abgeschossen, auf 30 Schritte einem Menschen ein Bein entzwei schlagen kann. Ich habe hier nur Nachrichten über solche Indierstämme gegeben, mit denen ich mehr oder weniger in Berührung kam, und also für die Sicherheit dieser Erzählungen einigermaßen bürgen kann; daher ich mich in die Schilderung anderer Stämme nicht einlassen kann. Merkwürdig ist hingegen, wie einige Indierstämme, auch ohne Krieg, aussterben, und sich selbst ausrotten, indem ihre Weiber, welche ohnedieß sehr unfruchtbar sind, den abscheulichen Gebrauch angenommen haben, ihre Leibesfrucht abzutreiben, wie z. B. die Mbayas. D. Azara meldet hierüber Folgendes: Da ich mich in Paraguay lange aufhielt, und unter den Mbaya's, ein sonst tapferer und kriegerischer Stamm, auf meinen Reisen zufällig verweilte, und ihnen bittere Vorwürfe machte, daß ihr Stamm ganz ausgerottet würde, sobald in jeder Ehe nur ein einziges Kind am Leben gelassen würde, — so gaben sie mir mit Lachen zur Antwort, daß dieses bloß Angelegenheiten der Weiber wären, um die sich die Männer nicht zu bekümmern hätten. Ich wandte mich hierauf an die Weiber selbst, und sprach über diesen Gegenstand so ernstlich und nachdrücklich mit ihnen, als möglich; sie hörten mir aber ziemlich zerstreut zu, und als ich fertig war, so gab mir eine von ihnen zur Antwort: „Wenn wir schwanger werden und zur gehörigen Zeit niederkommen, so werden wir dadurch häßlich und vor der Zeit alt, und alsdann mögen uns die Männer nicht mehr; auch fällt es uns äußerst schwer, mehrere Kinder aufzuziehen, und sie auf unsern vielen Märschen und Wanderungen, wo wir selbst oft nichts zu essen haben, mit uns herum zu

schleppen; darum haben wir uns entschlossen, jedes Ma[l]
sobald wir uns schwanger fühlen, die Frucht soglei[ch]
abzutreiben, denn alsdann ist sie noch klein und ge[ht]
leichter ab.“ Ich fragte sie hierauf, durch welche Mit-
tel sie dieses bewerkstelligen. „Du sollst es gleich sehen,“
erwiederte sie. Nunmehr legte sie sich auf den Rücken
vollkommen nackt zur Erde nieder, und zwei alte Wei-
ber fingen an, ihr mit den Fäusten die heftigsten Schläge
auf den Unterleib zu geben, und so lange mit dieser
wüthenden Behandlung fortzufahren, bis das Blut aus
den Geburtstheilen lief; dieß war für sie ein Zeichen,
daß die Frucht im Abgehen begriffen wäre, und ich er-
fuhr auch nach wenigen Stunden, daß dieß wirklich geschah.
Zu gleicher Zeit sagte man mir aber auch, daß manche
dieser Weiber die nachtheiligsten Folgen davon empfän-
den, und daß viele sogar theils während der Operation
selbst, theils an deren Folgen stürben. Da diese Wil-
den sich durchaus keine Begebenheit ihres Lebens an-
merken, so können sie auch die Epoche, wann dieser
scheußliche Gebrauch bei ihnen eingeführt wurde, nicht
angeben; allein sie versichern insgesammt, daß sie in
frühern Zeiten nichts davon gewußt hätten, und dieß
ist auch sehr glaublich, denn in keiner einzigen alten
Handschrift findet man davon die geringste Nachricht.
Dieß möge nun über die Indier genügen, und nun er-
laube ich mir, über die Mestizen und Farbigen in Süd-
amerika Einiges zu sagen: z. B. wenn sich ein Weißer
mit einer Indianerin begattet, so heißt das erzeugte
Kind ein Mestize, und alle solche Nachkommen behalten
diesen Namen bei, wenn sie sich nicht mit Schwarzen
und deren Nachkömmlingen vermischen. Da diese er-
stern Raçen sich unter einander vielfach kreuzen, so ver-
edeln sie sich nach und nach, und die weiße Farbe wird
unter ihnen vorherrschend; auch sind solche Mestizen
viel lebhafter, als selbst Creolen, oder Kinder, welche
von europäischen Eltern im Lande gezeugt werden. Wenn
sich aber ein Weißer mit einer Negerin, oder auch ein
Neger mit einer Weißen vermischt, so heißen die Kin-
der Mulatten. Hierbei ist zu bemerken, daß immer die

Kinder mehr Aehnlichkeit mit dem Vater haben, denn das männliche Geschlecht hat mehr Einfluß beim Zeugungsgeschäfte, daher denn auch die Mulatten schöner, hellfarbiger und verständiger sind, wenn sie von einem Weißen und einer Negerin abstammen. Das Nämliche ist auch der Fall, wenn sich ein Mestizengeschlecht, in welchem Grade es immer sein möge, mit Negerblut vermischt: so daß also die Benennung Mestize und Mulatte sich nicht auf die Farbe allein bezieht, sondern bloß auf die Beschaffenheit der Racen, die sich mit einander vermischt haben. Eine andere Art Mulatten entsteht aus der Begatrung eines Negers mit einer Indianerin; ein häßliches dunkles und schmutziges Olivengrün haben solche Kinder. Alle Mestizen von Negerblut heißt man gewöhnlich Pardos. Saltosatraz heißt man solche Mestizen, welche, statt an weißer Farbe zu gewinnen, wieder diese verlieren, und zwar in allen Farbenklassen. Wenn z. B. ein ächter Weißer mit einer Mulattin ein Kind erzeugt, so heißt ein solches Quarteron, weil es nur zum vierten Theil schwarz ist; hingegen ist das Kind eines Mulatten mit einer ächt Weißen, wegen dem männlichen Zeugungsvortheil, ein Quinteron oder Fünftelneger. Kurz, der größte Genealogist wüßte kaum den Großvater aus solchem Zeugungswirrwarr herauszufinden; es wäre unmöglich, beim Anblick des bloßen Farbenspiels die elterliche Abstammung genau zu errathen. Es gibt jedoch sehr schöne Mulatten und Mulattinnen, die sogar blonde Haare haben, und rücksichtlich ihrer feinen weißen Haut sogar für Europäer könnten angesehen werden. Die Mulatten beiderlei Geschlechts, welche von Weißen und Negerinnen abstammen, haben vor allen Farbigen und ihren Erzeugern einen großen Vorzug, denn sie sind durchgängig üppig geformt, weit rascher, thätiger, lebhafter, stärker, geistvoller und scharfsinniger, als jene, aber durch andere Vermischungen, auch ohne dieselbe, verlieren ihre Kinder die meisten dieser Vorzüge. Diese letzterwähnten Mulattinnen lieben die Keuschheit durchaus nicht, und leisten selten Widerstand, wenn ihre Tugend auf die Probe gestellt wird; es ist ein äußerst

seltener Fall, wenn sie noch im neunten Jahre ihre Jungfrauschaft besitzen. Kenner und Liebhaber, denen ich vollkommen Glauben schenken muß, haben mich versichert, daß man in den Umarmungen einer solchen Mulattin ein ganz besonders eigenthümliches Vergnügen finde, welches Frauenzimmer von allen andern Nationen durchaus nicht gewähren können; diese Kenner ziehen sie in dieser Hinsicht allen Uebrigen vor. Die sogenannten Pardos haben bis jetzt, selbst in den freisinnigsten Staaten Südamerikas, kein Recht, öffentliche Stellen zu bekleiden. Die Neger suchen sich hauptsächlich mit Indianerinnen zu verheirathen, damit ihre Kinder frei bleiben.

Da ich kein Naturforscher bin, so will ich nur Weniges aus Liebhaberei zu dieser schönen Wissenschaft über die merkwürdigsten vierfüßigen Thiere, die ich selbst in diesem Lande sah, anführen, denn über die Vögel und die zahllosen Insekten, und sogar die Pflanzen dieses Landes mich näher einzulassen, wäre für mich ein Labyrinth. Das größte vierfüßige Thier in diesem Lande ist der Tapir, oder die Anta, oder Mborebi; er ist sehr stark, sechs Fuß lang, mit Inbegriff des Schwanzes, der 1½ Fuß beträgt, und 3 Fuß 6 Zoll hoch. Seine Farbe ist aschgrau, ausgenommen am Halse und an den Spitzen der Ohren, wo sie weißlich ist; seine Haare sind kurz. Das Weibchen ist um fünf Zoll länger, und hat auch eine hellere Farbe; sein Junges (denn es wirft immer nur eines auf ein Mal), hat die nämliche Farbe, aber dabei einige weiße Flecken und Streifen über den ganzen Körper, die sich aber nach einigen Monaten verlieren. Sein Hals ist lang, dicker als der Kopf, und seiner ganzen Länge nach mit einer rauhen, 1½ Zoll langen Mähne bedeckt. An dem obern Theil der Schnauze befindet sich eine 2½ Zoll lange Spitze, die das Thier noch um mehr als die Hälfte verlängern, wieder zusammenziehen oder verkürzen, und überhaupt ganz denselben Gebrauch davon machen kann, wie der Elephant von seinem Rüssel. Seinen Zähnen nach zu urtheilen, ist es kein fleischfressendes Thier, und sein Kopf ist auf beiden Seiten sehr zusammengedrückt. Seine Zehen sind kurz

und dick, und es hat deren drei an den Hinterfüßen, und vier an den Vorderfüßen. Es nährt sich in der Freiheit von Vegetabilien, und schwimmt vortrefflich, verbirgt sich bei Tage in den dicksten Wäldern und Sümpfen, und kommt meistens nur des Nachts zum Vorschein. Wilde Schweine gibt es zweierlei Arten; sie sind etwas kleiner und kürzer, als die zahmen europäischen Schweine; sie haben keinen Schwanz, und merkwürdig ist ein kleiner Riß, den sie auf dem Rücken oberhalb der Schenkel haben. Aus dieser Oeffnung fließt beständig eine Feuchtigkeit heraus, die wie Molken aussieht. Sie werfen nur zwei Junge auf ein Mal. Die größere Art ist ganz schwarz, und die andere gelblichgrau; auch schreien sie alle nicht, wenn sie mit dem Messer gestochen werden. Hirsche und Rehe gibt es einige Sorten, aber keine Damhirsche. Einige sind nur in überschwemmten Gegenden, andere nur in großen Ebenen, und andere durchaus nur in Wäldern anzutreffen. Ihre Farbe schillert meistens ins Rothbraune. Die Tamanduas, oder Ameisenbären, leben einsam, sind äußerst plump, verschlafen, dumm und langsam, daher sie auch nicht vor den Menschen fliehen. Auf den Hinterbeinen sitzend, erwarten sie ihren Feind, um ihn mit den Tatzen zu fassen, und mit ihren Klauen, die ihre einzigen Waffen sind, fest zusammen zu drücken. Bei diesen schwachen Vertheidigungsmitteln werden sie aber bald bei zunehmender Bevölkerung aus diesen Ländern verschwinden. Sie werfen nur ein einziges Junges, das sich auf den Rücken seiner Mutter anklammert. Ihre Nahrung besteht in Ameisen, wobei sie eine Oeffnung in den Ameisenhaufen scharren, ihre Zunge in dieselbe hineinstecken und diese, alsobald mit Ameisen bedeckt, plötzlich wieder zurück ziehen und dieses Manöver dann öfters wiederholen. Allein ihre kleinere Art, die auf Bäume klettert, und sich mit dem Schwanz an die Zweige hängt, frißt auch Bienen und Honig. Die Gestalt dieser Thiere, welche vier oder fünf Klassen ausmachen, ist sehr sonderbar; sie haben einen äußerst dicken Körper, Hals und Schwanz, sehr kleine runde Ohren, kleine Augen und einen langen

Kopf, wie eine Trompete gestaltet, der nicht dicker ist, als der Hals; das Maul besteht in einer sehr kleinen Spalte, und ist durchaus mit keinen Zähnen versehen; ihre Zunge ist lang, gehöhlt und sehr biegsam. Ihre Vorderpfoten sehen eher Stummeln ähnlich, als Füßen; auch bedienen sie sich derselben eigentlich nicht zum Gehen, sondern stützen sich nur dabei an den harten Theil des Fleisches derselben, oder auf die äußere, längere und dicke Klaue; die drei andern Klauen sind sehr kurz, können kaum ein wenig bewegt werden, und sehen gar nicht aus, wie Zehen. Die ebenfalls mißgeformten Hinterpfoten sind mit fünf Zehen versehen. Die größere Art dieser Thiere, der Tamandua-Bandeira, ist 4 Fuß 6 Zoll lang, ohne den Schwanz, der bis an die Spitze 3 Fuß 8 Zoll lang ist. Dieser Schwanz ist auf beiden Seiten zusammengedrückt, und an seiner Wurzel 2 Zoll breit und 4 Zoll dick. Er ist seiner ganzen Länge nach mit so langen Haaren bedeckt, daß man sie an Vielen bis gegen 1½ Fuß lang findet. Die Klauen an seinen Vorderpfoten sind zwischen 21 bis 30 Zoll lang, sehr stark und gebogen. Zwischen den Ohren fängt eine Mähne an, die sich bis in die Mitte des Rückens zieht, und immer stärker ausläuft. Am ganzen vordern Körper sind die Haare kurz, aber am hintern ziemlich lang. Von den Schenkeln bis an den Hals laufen auf beiden Seiten zwei schwarze Streifen hin, die immer breiter werden, und zuletzt den ganzen Hals, den untern Theil des Kopfes und des Körpers, so wie die beiden Vorderfüße bedecken. Unterhalb dieser beiden schwarzen Streifen ziehen sich bis zu den Schultern noch zwei andere weiße Streifen hin, und außerdem hat der ganze Körper eine schmutzige, gelblichweiße Farbe. Den Zunamen Bandeira (Fahne) haben ihm die Brasilier hauptsächlich wegen seinem Schwanze gegeben, weil er denselben so ausgebreitet, wie eine Fahne trägt. Die Familie der Katzen ist im Lande die zahlreichste. Es gibt eine Menge wilder Katzen, welche vollkommen wie unsre Hauskatzen groß, gezeichnet und leicht zu zähmen sind. Vier Sorten gehören nach meiner Meinung unter

[di]e reißenden Thiere: der südamerikanische Löwe; der [g]ewöhnliche Tiger, oder Yaguareté, auch Yaguareté-[p]ope; der schwarze Yuagareté und der Guazuara. Der [L]öwe, s. pag. 558. Der Yaguareté ist der Farbe nach [v]on dem allgemein bekannten Panther wenig verschie[d]en; allein er ist weit größer, denn er ist 4 Fuß 7½ Zoll lang, ohne den Schwanz, der über 2 Fuß beträgt. Er besitzt eine solche Stärke, daß er ein ganzes Pferd, oder einen Ochsen, bis in seinen Schlupfwinkel, wo er seine Mahlzeit halten will, fortschleppen kann, und ist sogar im Stande, mit seiner Beute durch einen Fluß zu schwimmen. Er springt dem Vieh auf den Rücken, legt ihm die eine Tatze aufs Genick, faßt es mit der andern beim Maule, und dreht ihm in einem Augenblicke und mit einem Druck den Hals um. Er mordet nicht mehr Thiere, als er Lust hat zu fressen, denn sobald sein Hunger gestillt ist, läßt er alle Thiere ruhig vorübergehen. Schnell laufen kann er nicht, aber große Sprünge nehmen; er lebt sehr einsam, und geht nur Nachts auf Beute aus, wenn ihn nicht großer Hunger nöthigt; auch fischt er nur bei Nacht, und zwar nur in stehenden Gewässern, obschon er vortrefflich schwimmt. Er läßt beim Fischen seinen Speichel und Geifer ins Wasser fallen, um die Fische damit anzulocken, und wirft sie mit einem Schlag der Tatze ans Ufer. Mehreres habe ich schon früher über den Tiger im dritten Abschnitte bemerkt. Viele Landbewohner behaupten, daß es noch eine andere Art Tiger gebe, und legen dem eben beschriebenen den Namen Yaguareté-pope bei. Der Unterschied soll darin bestehen, daß dieser Tiger, den sie nur Yaguareté heißen, von dem ersten in der Zeichnung verschieden, und auch stärker und wilder sei, einen dickern Kopf, Körper und Beine habe; seine Haare kürzer, glänzender und röthlicher seien. Ferner soll er sich nur längs den Flußufern aufhalten u. s. w. Andere behaupten, daß eine kleinere Art Tiger unter diesem Yaguareté noch vorhanden sei, welchem sie den Namen Unze geben; derselbe soll sich ebenfalls durch Farbe und Zeichnung von dem Yaguareté unterscheiden, und

nur allein Pferde umbringen. Vermuthlich sind es aber nur junge unausgewachsene Tiger, und machen nur eine Gattung aus. Der schwarze Jaguareté existirt muthmaßlich nur in den Waldungen Brasiliens, im 29° nördlich. Seine Haare sind dicker, länger und glänzender, um die Augen herum weiß, sonst am ganzen Körper glänzendschwarz. Das Thier soll übrigens kürzere Beine, einen längern, dickern Leib, auch weit stärker und wilder sein, als das oben erwähnte. Der Guazuara, oder die zweite Art gefleckter Katzen, ist 4 Fuß lang, ohne den Schwanz, der beinahe 2 Fuß beträgt. Er hat also einen kürzern Körper und einen längern Schwanz, als der Jaguareté; auch hält er sich mehr in offenen Ebenen auf, und klettert leichter und behender auf die Bäume. Den Rest seiner Mahlzeiten verbirgt er sorgfältig. Vor den Menschen flieht er beständig und fürchtet sie sehr. Er tödtet nur junge Füllen, Kälber, Schafe und noch andere kleinere Thiere; er mordet aber deren so viele, als er nur erwischen kann, und frißt sie nicht, sondern saugt bloß alles Blut aus. In Büffons Naturgeschichte ist dieses Thier unter dem Namen Couguar beschrieben. Füchse gibt es eine große Menge. Die größte Art ist der Aguara-guazu, den ich für den Schakal halte. Er ist 3½ Fuß lang, ohne den Schwanz, der ohne die Haare, welche 4 Zoll betragen, über 15 Zoll lang ist; dabei ist das Thier beinahe 3 Fuß hoch. Sie sind ungefähr so groß wie die Wölfe, oder unsre größten Hunde, und bellen wie diese, aber stärker und mit einem heisern Tone. Sein Fell ist sehr schön und weich; die Haare 4 Zoll lang, etwas gekräuselt, und schillern in eine schöne rothgelbliche Farbe. An seiner 6 Zoll langen Mähne sind die Haare nur zur Hälfte von dieser Farbe, und sind alsdann bis zur Spitze schwarz; der untere Theil der Füße ist schwarz und auch die Schnauze. Der Aguarachay gleicht unserm europäischen gewöhnlichen Fuchse. Des Nachts hörte ich dieses Thier öfters mehrere Male hinter einander heiser kreischen: guara, aguara; auch stahlen mir diese Thiere öfters mit Schlauheit das Fleisch aus dem Topfe,

oder sonstige Lebensmittel, in der Gegend von Cruzalta auf Cima da Serra, wo ich das Abenteuer mit dem Löwen hatte. Flußwölfe, oder Ottern, gibt es in einigen Flüssen, und auch im Silberstrome. Der Capibara wird in der Provinz St. Pedro do Sul häufig, und fast in allen Flüssen und Seen angetroffen, wo er familienweise lebt, sich von Pflanzen und wohl auch von Fischen ernährt. Er schwimmt häufig auf dem Wasser herum, taucht aber nur so lange unter, als es ihm sein kurzer Athem erlaubt. Er ist sehr schwerfällig, läuft wenig herum, und sitzt öfters wie ein Hund ruhig auf der nämlichen Stelle. Seine Länge beträgt 3 Fuß 9 Zoll, und er hat keinen Schwanz. Sein Körper ist dicker, kürzer und runder, als der des Schweines. Sein Kopf ist breiter als hoch; die Ohren sind kurz und ohne Haare. Die Schnauze ist kurz abgestumpft und sein Maul gleicht vollkommen dem des Hasen. An den Vorderpfoten hat er vier, durch eine Schwimmhaut mit einander verbundene Zehen, und an den Hinterpfoten drei ähnliche Zehen. Seine dichten Haare sind von dunkelbrauner Farbe. Der ganze Unterleib ist weißlichbraun. Der Tatu, s. pag. 350. Die kleinste Sorte dieser Thiere, Tatus-mulittas, sind wegen ihrem delikaten Fleische sehr gesucht. Der Riesen-Tatu ist sehr selten und wird nur im 24° gegen Norden in den größten unbewohnten Waldungen gefunden. Er besitzt eine solche Stärke, daß er mit leichter Mühe einen erwachsenen Menschen auf dem Rücken forttragen kann. Er ist 3 Fuß 3 Zoll lang und nach Verhältniß hoch. Affen habe ich nur kleine braunrothe und schwarze gesehen, und von ihrem Fleische gegessen. Die schwarzen sind langsam und plump; auch halten sich die Männchen mehrere Weibchen. Der Yacaré, dem die Portugiesen und Spanier auch Caiman sagen, ist die größte Art Eidechse, und ist in allen stark strömenden Flüssen, auch in Seen zu finden, aber durchaus nicht so gefährlich, wie das Krokodill; auch ist es nur 8 Fuß lang, denn es ist sehr plump zu Lande, und entflieht beim geringsten Geräusche ins Wasser. Eine eigene Sache

ist es jedoch mit den Hunden in diesem Lande; man kennt keinerlei Beispiele von Tollheit oder Wasserscheu überhaupt. Was die Pflanzen anbetrifft, so muß ich hauptsächlich der Menge edler Heilkräuter und Gewächse erwähnen, deren es so viele in diesem Lande gibt, aber selbst die wenigen, die ich kenne, wage ich nicht näher zu beschreiben, weil ich kein Botaniker bin, und daher nur fehlerhafte Skizzen entwerfen könnte. Den Thee- oder Erbabaum, oder Strauch, verwechsle man ja nicht etwa mit dem chinesischen Theestrauch, der nun in der Provinz Rio de Janeiro seit einigen Jahren mit vielem Erfolge auch gepflanzt wird. Die südamerikanische Tanne gleicht zwar unsern europäischen Tannen und Fichten, aber sie wird noch viel höher und dicker als jene, und hat breitere und kürzere Nadeln, die lanzenförmig zugespitzt sind. Die Zweige wachsen schichtenweise und ziemlich entfernt von einander aus dem Stamme hervor. Die Frucht ist ein abgestumpfter Kegel von der Dicke eines Kindskopfes, schön dunkelgrün äußerlich, und die Schuppen an derselben sind nicht so deutlich bezeichnet, wie an unsern Tannzapfen. Wenn sie reif sind, springen sie von selbst auf. Die Samen sind halb fingerslang und eben so dick, laufen aber spitzig zu und hängen mit der Spitze an einer dicken weißen Haut, welche senkrecht im Mittelpunkte der Frucht steht, so daß die große Menge Körner wie an einem Fächer aufklaffen. Das Samenkorn liegt aber noch in einer Haut, wie die Buchnüsse, und hat gebraten einen bessern Geschmack, als die Kastanien; man kann auch Mehl und Brot aus ihnen bereiten.

Zwölfter Abschnitt.

Schluß.

Nützliche Bemerkungen für Auswanderungslustige. Rückkehr des Verfassers nach Europa. Ankunft in Frankreich und der Schweiz 1836.

> Pauvres fous, battons la campagne,
> Que nos grelots tintent soudain.
> Comme les beaux mulets d'Espagne,
> Nous marchons tous drelin dindin.
> Des erreurs de l'humaine espèce
> Dieu veut que chacun ait son lot.
> Même au manteau de la sagesse
> La folie attache un grelot.
>
> Béranger.

Inzwischen hatte ich von Buenos-Aires aus Briefe nach meiner Heimath abgeschickt, die einzigen, welche ich seit meinem Aufenthalte in Südamerika geschrieben hatte. Sehnlichst harrte ich auf Antwort, um daraus die Stimmung, hauptsächlich meines sonst so harten Vaters zu erfahren, den ich um Vieles milder und mit mir versöhnt hoffte, weil ich ihm mit den Ausdrücken kindlicher, zärtlicher Liebe, eine kleine Schilderung meiner erlittenen Schicksale gemacht hatte, und ihm auf dem Wege der möglichsten Rücksichten und schuldigen Ehrerbietung in meinem Briefe entgegen kam. Diesen Brief, nebst dem an meine alte geliebte Mutter und Geschwister, schloß ich in ein Schreiben an meinen edlen Oheim ein. Im Innern der Provinz St. Pedro do Sul waren indessen bedeutende Unruhen ausgebrochen, und von einigen Kaufleuten aus St. Borja, denen ich zufällig begegnete, hatte ich erfahren, daß jener feige Meuchelmörder seit einiger Zeit von seinem Posten abgesetzt, und in eine entferntere unbestimmte Gegend der Provinz detaschirt sei. Ich mußte nun, zu meinem Ver-

drusse, einstweilen meinen Plan aufgeben, um den Schurken mit meinen Gauchos heimzusuchen; denn Menschen ohne edle Gefühle, und die ihre Vernunft nur zu Schurkereien anwenden, verdienen keine Schonung, und trotz aller meiner Philanthropie, behaupte ich, daß man solchen Geschöpfen, vermittelst Selbsthülfe, eine Wohlthat erweist, wenn man sie gelegentlich für ihre Schurkereien recht zusammenhaut. Ich beabsichtigte daher, gelegentlich eine Reise nach Peru, Chili, Mexiko u. s. w. zu unternehmen, und arbeitete munter fort, als ich endlich nach Verfluß von 6 Monaten auf meine Briefe Antwort erhielt. Mein ältester Bruder hatte die Briefe erhalten und mir dieselben beantwortet, weil Oheim, Eltern und überdieß mein wackerer Bruder Friedrich, seitdem als Hauptmann in griechischen Diensten, gestorben waren. Mit wenigen Worten meldete mir mein Bruder diese Trauerpost, machte zugleich eine glänzende Schilderung von der damaligen Lage Zürichs; über mein bescheidenes Erbtheilchen aber erklärte er sich nicht ganz deutlich, und ich glaubte daher, indem ich mich der Wohlhabenheit meines Vaters und des Oheims erinnerte, einige artige Hoffnungen hegen zu dürfen. Die alte Kokette, Madame Hoffnung, flüsterte mir nun die Ohren und den Kopf voll: „Armer Teufel! sagte sie, jetzt ist die Zeit gekommen, wo Du von Deinen erlittenen Beschwerden ausruhen kannst! In dem schönen Helvetien, in Zürich, dem unvergleichlichen Athen, Deiner sogenannten Vaterstadt, lasse Dich als ehr- und tugendsamer Bürger und Buchbindermeister nieder, denn dort hast Du keine portugiesischen Dolche zu befürchten; Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe, Freundschaft u. dgl. schöne Sachen haben dort jetzt gänzlich Wurzel gefaßt, Deine Mitbürger sind seit 1831 fürchterlich civilisirt geworden, das Volk schwimmt in Weisheit und Glückseligkeit, und unter dem Schutze der Gesetze wirst Du reichlich Dein Brot verdienen. Gott selbst hat bei der Geburt der jugendlichen Republik Pathenstelle vertreten, und ihr als Beweis seines Wohlgefallens, 1834 so herrlichen Rebensaft geschenkt, und das ist ja rein unmöglich, daß

unsre Volksrepräsentanten gelehrte Narren, Spitzbuben und Blutsauger sind, wie es oft in Republiken der Fall ist.“ Die feile Dirne sagte mir noch mehrere schöne Sachen, die ich in meiner herzlichen Arglosigkeit für baare Münze annehmen wollte, aber ich bereue es jetzt genug, daß ich so dumm war, ihr die ersterwähnten schönen Dinge zu glauben. Bei dem biedern Herrn Sprüngli, den ich öfters besuchte, hatte ich auch Gelegenheit, mehrere zürcherische Zeitungsblätter zu lesen, und war aus ihrem Inhalte versucht, zu glauben, daß mein Heimathskanton, wenn nicht gerade ein Paradies, doch wenigstens ein Minervatempel und ein Glückstiegel menschlicher Vernunft und republikanischer Gesetzeswohlthat sei. Als mir solche Gedanken im Kopfe herumkreuzten, und die angelangte Trauerpost mich in eine aufgeregte Stimmung gebracht hatte, warf ich den Kleistertopf und einen Stoß Bücher auf die Seite, und spazierte in ein Kaféhaus, und leerte auf das Wohl meiner lieben Hingeschiedenen und ganz Helvetien eine Flasche Bordeaux. Bei einer Flasche Wein läßt sich eine Sache besser überlegen, als sonst, und so fand ich denn, daß eine Reise nach Europa, welches ich in meiner frühen Jugend verlassen hatte, noch mehr Interesse für mich haben könnte, als nach Mexiko u. s. w. zu gehen. Die Träume der Kindheit, Umstände und Gewohnheit fesseln in gewissen Graden den Menschen an den vaterländischen Boden, und berechtigen ihn zu Hoffnungen, die so selten sich verwirklichen, daß es nicht der Mühe lohnt, ihnen aus der Ferne nachzulaufen. Genug, ich war ein Narr, und wiegte mich behaglich in diesen schönen Träumen herum, und war daher zur Abreise entschlossen, obschon es mir in Buenos-Aires eben nicht übel erging, denn ich verdiente monatlich 60 Pesos Papiergeld (45 franz. Franken), freie Kost und Logis, und mit Herrn de Marchi war, außer einigen menschlichen Narrheiten und Launen, leidlich auszukommen. Anfänglich war mir das Stadtleben, nach meinen Einöden, in denen ich früher hauste, ziemlich ungewohnt; auch war ich wohl ein Bischen verwildert und menschenscheu, was

sich aber in wenigen Wochen verlor. Der junge Ne-
stor, eine französische Brigg, machte Ladung nach Hav-
de Grace, und mit diesem war ich nun entschlossen, ab-
zufahren; ich machte daher meine nothwendigen Ein-
käufe, und mußte der argentinischen Republik den Pa-
pierwisch von Paß theuer genug mit 15 Papierthalern
bezahlen, ohne die Nebensporteln und weitläufigen Gänge
zu rechnen. Auswanderungslustigen aus meinen gemach-
ten Erfahrungen eine Preisliste der Lebensmittel, Klei-
dungsstücke in Südamerika u. s. w. zu machen, finde
ich ganz unnöthig, denn diese Artikel wechseln zu sehr
ab, als daß sich für Auswandernde Regeln hierin be-
stimmen ließen. Oft ereignet es sich, daß man die noth-
wendigsten Lebensbedürfnisse wohlfeiler als selbst in Eu-
ropa erhalten kann, weil viele Schiffsladungen zuweilen
um jeden Preis losgeschlagen werden. Kaufleuten und
Speculanten empfehle ich die größte Vorsicht an, und
möchte ihnen eher anrathen, wenn sie nicht von Freun-
den und Bekannten, die schon längst im Lande wohnen,
durch Hülfe und nützliche Rathschläge vor ihrer Abreise
aus Europa unterstützt werden können, keinerlei Waa-
ren mit zu nehmen, sich erst im Lande anzusiedeln, und
anfänglich sich nur mit einem bescheidenen Detailhandel
zu beschäftigen, den man sich selbst im Lande anschaffen
kann, sobald man sich erst ein Bischen umgesehen, oder
sich Rath bei seinen Landsleuten geholt hat. Wenn
man sich dann später genügend in den Geschmack und
die Bedürfnisse des Landes gefunden hat, kann man sich
mit Leichtigkeit die nöthigen Artikel aus Europa ver-
schreiben, oder sich mit den Hafenläufern einlassen. Die
gangbarsten Artikel sind: rothe spanische und portugie-
sische Weine, auch französische von dieser Farbe, die
man aber für portugiesische ausgeben muß; ferner gute
Branntweine, unter demselben Namen. Seidenstoffe,
Lyonershwals, Kattune, wenn auch von schlechtem Stoffe,
aber mit reichen und grellen, wunderlichen Desseins,
Mandeln, Baumöl, englische feine und halbfeine Tücher,
meistens von dunkelblauer Farbe, Tüllschleier, weiße feine
Baumwollenzeuge, mehr aber noch ordinaire, welche

le in englische Yards zusammengelegt sein müssen; die-
ses Maß ist in ganz Amerika angenommen. 100 Yards
sind 78¼ franz. Ellen, 100 franz. Ellen machen 128
Yards; ferner rothe und blaue ordinaire Wolltücher
als Futter zu Ponchos, öfters wird auch dieses Futter-
tuch allein als Poncho getragen, und ist ein höchst gang-
barer Artikel. Naturforschern, Landschaftmalern rathe
ich, das Land zu bereisen, wenn ihr Beutel ihrem Vor-
haben entspricht; an Kenntnissen können sie sich zwar
bereichern, nicht aber ihre Kasse selbst im Lande. Allen
Gewinnsuchenden rathe ich die größte Vorsicht an, und
wenn sie nicht aus dringender Noth auswandern müs-
sen, ganz ruhig in ihrer Heimath zu bleiben. Unter
die Klasse der Auswandernden, welche einigermaßen dort
Verdienst zu hoffen haben, gehören folgende: Portrait-
maler, aber nur in den größten Städten. Aerzte, Musik-
und Sprachlehrer, aber alle diese müssen die Kennt-
nisse der portugiesischen und spanischen Sprache mitbrin-
gen; ferner Schlosser, Schmiede, Mechaniker, Wagner,
Zimmerleute, Tischler, Glaser, Gerber, Schuster, Schnei-
der; überhaupt nur die unentbehrlichsten Handwerker.
Um sich vor Nahrungssorgen zu sichern, sollte Jeder,
welchem Stande er auch angehöre, mehrere Vorkenntnisse
der europäischen Geschäftszweige und Handwerke von Eu-
ropa mitbringen, um sich im Nothfall durch Handarbeit
zu ernähren, denn dort kann man immer die beste An-
wendung davon machen. Bauernfamilien habe ich frü-
her schon genug gewarnt, und alles bisher Gesagte finde
ich über diesen Gegenstand genügend. Den 1. Dezem-
ber 1835 begab ich mich an Bord des Nestors, und
den andern Tag früh lichteten wir die Anker. Unsere
Brigg war ein äußerst guter Segler, aber dennoch wur-
den wir durch Stürme aufgehalten. Dicht vor dem
Meerbusen La Manche wären wir in der Nacht beinahe
mit einem Küstenfahrer zusammengerannt, aber unser
Steuermann wußte die Gefahr noch glücklich abzuwen-
den; nichts desto weniger erlitten beide Schiffe einige
Haverien, und unserm Bogspriet brach die Spitze ent-
zwei. Den 26. Februar 1836 erreichten wir die Höhe

von Havre de Grace, aber durch ein unvorsichtiges Manoeuvre und irriges Signal des wachehabenden Offiziers holten uns die Piloten nicht ab. Eine Windstille trat ein, und die ganze Nacht hindurch waren wir genöthigt, zu laviren. Den folgenden Morgen spät Vormittags, hellte sich das Wetter auf, und nun erst konnten wir unsre Signale bemerkbar machen, worauf sich endlich vom Lande ein Pilot an unser Bord begab. Wir mußten nunmehr die Flut erwarten, konnten aber wegen Windstille nur bis in die Nähe des Leuchtthurmes vorrücken, ohne den Eingang des Bassins zu erreichen; die Flut brachte uns im Gegentheil ganz nahe an die Küste heran, so daß wir unverzüglich Schiffbruch gelitten hätten, wenn nicht schleunigst unsre Boote zwei Anker eingeladen und in einiger Entfernung ausgeworfen hätten, an denen wir Uebrige vermittelst Tauen uns von den Küsten entfernen konnten. Wir hatten uns in triefenden Schweiß gearbeitet, und es schneite und regnete tüchtig auf uns herab. An Wein ließ es zwar der Kapitain nicht fehlen, aber an Lebensmitteln waren wir gänzlich ausgekommen, und mußten nun denselben Abend Anker werfen. Wir hätten zwar durch ein Dampfschiff in den Hafen bugsirt werden können, aber unser Kapitain scheute die Kosten; er kaufte nunmehr einige Lebensmittel für uns ein. Den 28. Februar endlich erreichten wir das Bassin, und wir wurden nun vom Lande vermittelst Stricken auf Walzenhäspeln zwischen die zahlreichen Schiffe hinein an den Quai bugsirt; es hätte zwar wenig gefehlt, daß wir wieder mit langer Nase abziehen mußten. Zwei arme Franzosen, welche in Buenos-Aires von der französischen Corvette la Thisbé desertirt waren, wurden nun zuerst von Gensd'armen abgeholt. Es regnete in Strömen, und der Abend war eingebrochen; ohne lange Umstände sprang ich an das ersehnte Land, glücklicherweise hatten mich die Douaniers nicht bemerkt, und so gewann ich ungeschoren den Laden eines Weinhändlers, wo ich mich ein Bischen stärkte, und dann einen Gasthof aufsuchte, den mir endlich ein Packträger, dem ich begegnete, anwies. In

Havre hielt ich mich 8 Tage auf, und erreichte im Eilwagen Paris, wo ich mehrere Wochen verweilte, um mich von der Reise zu erholen, die Merkwürdigkeiten dieses Babyloniens zu sehen, und meine Garderobe in guten Stand zu setzen. Ich richtete mich in meinem Hôtel garni ganz ökonomisch ein, und brachte die meiste Zeit in den Gemäldegallerien von Luxemburg und im Louvre, hauptsächlich aber im naturhistorischen Museum und im Pflanzengarten, zu; vermittelst des Pariser Wegweisers und des Straßenplanes, den ich auf dem Buchhändlerquai St. Augustin kaufte, wußte ich mich leicht zurecht zu finden. Im April 1836 kam ich endlich in meiner, mir fremd gewordenen Vaterstadt an, die, sammt ihren Bewohnern, äußerlich sich sehr geändert hatte. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Ereignissen, welche nach einer langen Abwesenheit Statt finden, sah ich mich denn doch in vielen Dingen getäuscht. Das Erbtheilchen wäre besonders hübsch ausgefallen, wenn mein Oheim vor meinem Vater gestorben wäre; dann wäre gewiß den Kindern erster Ehe kaum ein Heller zugefallen, so viel ich aus der mannigfaltigen Händewascherei erblicken, und aus den mir bewußten väterlichen Schwachheiten schließen konnte, die von gewissen Leuten genährt und benutzt wurden, welche sich das Fett von der Suppe geschöpft hatten. Kurz, das sind Sachen, die meine Leser nicht sehr interessiren werden, und mir nur Galle erregen. Ich nahm also das beschnittene Theilchen mit den Allerlei-Beilagen in Empfang, und etablirte eine kleine Buchbinderboutique, nebst einem Papierhändelchen. Fremd und unbekannt, wie ich war, ging anfänglich mein kleines Gewerbchen das erste Jahr gar nicht ersprießlich, weil sich ohnedieß meine kleine Werkstätte, welche zugleich den Kaufladen ausmachte, an einem einsamen Orte in der Mitte der sogenannten neuen Budenhalle befand, die Bauten derselben noch nicht vollendet und die Zugänge mit Schutt und Abraum belagert waren. Das zweite Jahr versetzte ich meinen Laden an die Hauptstraße, und nun fand sich auch mehr Absatz meiner Waaren und Arbeits-

bestellungen ein; ich hatte aber mit Schrecken bemerkt, daß ich das erste Jahr schon beträchtlich an baarem Gelde zugesetzt hatte, und in einigen Einkäufen mich gepreßt sah. Ich arbeitete Tag und Nacht unermüdet, um mich zu erholen; ich bedurfte Arbeiter, um die Kunden zu befriedigen, aber mit den Erstern ist nicht immer reiner Gewinn zu erhalten, besonders wenn sich ein junger Anfänger ohne eigene Wohnung und Haushaltung befindet. Ich sah mich nunmehr genöthigt, noch größere Waarenvorräthe zu machen, die keineswegs meine Kräfte überstiegen hätten, aber das Publikum verlangte für wenige Kreuzer viel zu begucken, und hätte ich das nicht gethan, so wäre mir das frühere Wenige auf dem Lager geblieben, denn das Publikum hat seine Launen, nur in assortirte Läden zu gehen, wie man sich auszudrücken beliebt, und ein Narr macht bald den andern, denn da heißt es: „er hät ja nüüt!" und somit entfernen sich viele Kauflustige. Das zweite Jahr beendigt, sah ich mich wegen einiger Verluste aus blindem Zutrauen, mit meinem kleinen Kapitälchen, das in den Waaren und Berufsartikeln steckte, eher rückwärts als vorwärts, und konnte das dritte Jahr nicht so schleunig wie sonst, trotz aller Anstrengungen, die anrückenden Wechsel bezahlen. Es fehlt in Zürich nicht an Krähwinklertugenden und Frauhasengeschwätz, und als ich einem Arbeiter, einem Schulfreund meines verstorbenen Bruders, der sich damals in Paris befand, aus Dienstfertigkeit und meiner eigenthümlichen Gutmüthigkeit, sein Bett und mehrere Effekten, die er in Zürich zurückließ, überschickte, und mich für wenige Tage in den Kanton Aargau verfügte, um einige Geschäfte zu machen und etliche Guthaben einzukassiren, so waren einige Narren und ein niederträchtiges, mir leider sehr nah verwandtes Weib mit ihren schlecht erzogenen Kindern u. A. hauptsächlich bemüht, mich auf das Schändlichste zu verleumden, und meine Abwesenheit als Schuldenaustritt darzustellen. Dieß hatte nun zur Folge, daß einige nahe und entfernte Gläubiger, als ich innert wenigen Tagen zurückkehrte, so einfältig waren, zu

ihrem eigenen Schaden mir Billets-doux vom Schulden-Schreiber zuzuschicken. Das Gewebe dieser Erbärmlichkeiten raubte mir durch die hervorgebrachten Hindernisse natürlich alle Lust, mich zu bemühen, nach und nach Mittel aufzuspüren, Jeden zu befriedigen. Ich war mir stets der Redlichkeit meiner Gesinnungen bewußt, und bin niemals zum Kriecher und Gnadebettler herabgesunken, weßhalb ich denn einigen Gläubigern ganz kurz die Sache erklärte, und ihnen bedeutete, daß, wenn sie sich nicht gedulden wollten, ich mich um die ganze Affaire f. * * * werde. Einige waren vernünftig, aber Andere glaubten mich durch solche Wische zu zwingen. Die ganze Sache wäre noch zuletzt gütlich beizulegen gewesen, wenn sich nicht ein Finanzier, ein Jude und ein Geschäftsagent so heiß und uneigennützig unter eine Decke gesteckt hätten. Um einem Bekannten eine mir geborgte Summe wieder zu erstatten, deren er dringend benöthigt war, hatte ich aus redlichem Dankbarkeitsgefühl, ohne Rücksicht auf meinen eigenen Schaden, in der Noth gegen zehnfache Unterpfande an Waaren eine kleine Summe, den Zins mit zehn Prozent sogleich abgezogen und schlechtes Tuch in enormem Preise an restirender Baarschaft von einem Hebräer geliehen; man weiß ja, wie es die Wucherer, sowohl Hebräer, als Christenjuden, seit undenklichen Zeiten in der Welt, und so auch mit offenem und geheimem Privilegium, in unserm athenienſischen Glückstiegel ausübten und ausüben werden. Welcher Mensch hat wohl im Nothfalle sich nicht an Wucherer hingegeben, oder eine andere Thorheit begangen? ich brauche mich der meinigen nicht zu schämen, denn ich beging sie aus redlicher Absicht, und bezahlte damit das freundschaftliche Darleihen. Die Wechselfrist des Hebräers war abgelaufen, und er selbst präsentirte den Blutwisch, aber ich gab ihm sehr unzarte Beweise, wie ich seine Ehrlichkeit zu schätzen wisse. Gotteswunder, das goht mit so! sagte der Jude, und übergab den Wechsel einem vielgel. Mitbürger, einem von puren grundehrlichen Maximen beseelten Geschäftsagenten, würdig, sicilianischer Steuereinnehmer zu sein. Trotz

der Unterpfande aus Nächstenliebe gegen den armen Hebräer und wegen dem Profitchen durchaus nicht, bombardirte mich der Mitbürger mit einem schnellen Rechtsbot; dagegen protestirte ich, weil der Jude durch die Pfänder zwanzigfach bezahlt war; man bewilligte nun die Versilberung der Pfänder. Aber, statt daß die Pfänder nach Recht und Billigkeit verkauft worden wären, erklärte der Schutzengel die Pfänder nicht genügend, ohne daß man sich amtlich davon überzeugt hätte. Ob vielleicht der Jude die Kiste, worin die Pfänder verschlossen waren, erbrochen und einige davon gestohlen hatte, kann ich weder wissen, noch behaupten, so wenig als ich bestimmen kann, ob sein Schutzengel, zufolge seinen Maximen und unbeflecktem Gewissen, diese Angabe machte. Protestationen von meiner Seite waren nun nicht mehr gültig, und deßhalb wurden mir wieder Pfänder eingeschrieben; diese wurden wieder nicht genügend gefunden von dem zürcherischen Heilande, und sehr pfiffig wurde nun von demselben ein neuer Wisch ausgestellt, der mir, um Protestationen zu verhüten, an meinen Kostherrn vor der Stadt, bei dem ich den Sommer hindurch logirte, eines Sonntags Morgens zugeschickt wurde, um mir allfällig das letzte Hemd für diesen Juden vom Hintern zu nehmen; auch ertheilte die betreffende Behörde Sonntags keine Audienz, und natürlich verstrichen so ganz artig die gesetzlichen 24 Stunden. Zu meiner größten Freude besaß ich keine Pfänder mehr, denn ich war kein Liebhaber von Möbeln, und hatte einfach nur mein Essen an diesem Orte genommen. Mich wundert es nur, daß dieser Heiland, nicht auch meinen rückständigen Fouriersold von D. Pedro und die mir in Brasilien angedrohten Dolchstiche, sich zueignen wollte, das wären zuletzt würdige Pfänder gewesen. Ich hatte mich nun genügend überzeugt, daß sich hohe und niedere Christenjuden an dem Ziele ihrer Wünsche befinden möchten. Den andern Tag verfügte ich mich noch einmal in meine Werkstätte, ordnete meine Rechnungen und meine Bücher mit der größten Genauigkeit, und packte sie alle zusammen in eine Schachtel,

so daß bei einem allfälligen Konkurse doch wenigstens nach Möglichkeit honette Gläubiger sich darnach richten könnten. Die Obsignation wurde denselben Tag noch nicht vorgenommen, obschon ich sie jeden Augenblick erwartete; ich arrangirte daher noch einige Papiere und kleine Geschäfte, bezahlte meinen Arbeiter, verfluchte die Stunde meiner Ankunft in den lieblichen Hütten Jerusalems, meiner Vaterstadt, zerschnitt und zerriß meine Schürze, verfluchte alle Republiken und ihre Legislatoren, welche den Wald vor den Bäumen nicht sehen, ihr Judenthum und Paragraphenmist mit den heiligsten Namen firnissiren, und zu Apokryphen und Affenmährchen herunterpfuschen. Den andern Morgen, als mein Arbeiter den Laden geöffnet hatte, wurde an meinem verfluchten Eigenthume die Gesetzeswohlthat vollstreckt, d. h. mit dem Pettschaft des Maire ein Bischen Siegellack an die Ladenthüre verschmiert. Ich weiß nicht, ob ich mit kaltem Blute meine zürcherischen Heilande noch zum Abschiede besucht hätte, aber ich liebte damals ein redliches wackeres Mädchen, welches mich, trotz diesem sogenannten Mißgeschicke, nur noch treuer liebte, und dieses hatte für mich mehr Werth, als dieser Quark von Bürgerehre, die bei vielen hohen und niedern Mitbürgern nur im Besitz von Batzen begriffen ist. Ich fand mich nun durch die Gesetzeswohlthat und durch allerlei Erbärmlichkeiten auf die Straße versetzt, und wie ein Verbrecher reiste ich nach dem Kanton Aargau und Bern, um dort Abonnenten auf den ersten Theil meines Buches zu sammeln, um wo möglich den honetten Theil meiner Gläubiger zu befriedigen, welche mich niemals verfolgt hatten. Als ich unter mannigfachen Entbehrungen einige Zeit nachher in die Arme meiner treuen Braut und Gattin zurückkehrte, fand sich's, daß bei der Versteigerung meiner Waaren, bei Weitem nicht die Hälfte des Fakturapreises gelöst wurde; auch hatte Niemand bis auf den heutigen Tag 1840 meinen Konkurs verlangt. Nach mehreren nutzlosen Läufen und Gängen erhielt ich von dem ehemal. Maire einige Louis-d'ors vor seiner Abreise zurück, aber keine vollständige

Rechnungskopie; auch meine Rechnungsbücher waren nirgends zu finden, und diese Ordnung kann ich nicht begreifen; auch sollte man nicht glauben, daß diese auf amtlichem Ordnungswege an Privaten verkauft, oder aus Nachlässigkeit weggeworfen wurden; ich würde daher Jedem sehr dankbar sein, der mir hierüber Nachrichten ertheilen könnte. Meine l. Gattin half mir mit unerschütterlicher Treue und Liebe in mehreren Kantonen Abonnenten sammeln, und unterstützte mich muthig in aller Arbeit. Man kann sich wohl denken, daß der Gewinn bei solchen langwierigen Reisen und Aufenthalten nicht groß sein konnte, wenn man nur die enormen Druck- und Reisekosten berechnet, um den ersten Theil des Buches abzusetzen. Viele schweizerische Biederleute haben wir angetroffen, und diesen zollen wir unsern herzlichsten Dank. Natürlich fanden sich auch viele erbärmliche Grobiane und allerlei Dummköpfe, auch in meiner Vaterstadt, vor, welche ihre Unterschrift und Bestellungen verläugneten und mir doppelte Mühe und Arbeit verursachten. Ich könnte die Zeugnisse vieler biederer und gelehrter Schweizer anführen, ob mein Buch einigen Werth besitze oder nicht. Vernünftige wissen, was sie darüber zu urtheilen haben, und die wenigen Batzen werden sie hauptsächlich für den zweiten Theil nicht reuen. Die Zögerung des Erscheinens hat hauptsächlich ihren Ursprung in meiner ruinirten Kasse, denn es gab ungeheure Hindernisse, bis ich einen Bürgen für das bedeutende Kapital der Druckkosten finden konnte. Den Ertrag des ersten Theils fraßen mir die enormen Kosten, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse und die Bezahlung mehrerer Schulden weg. Vergebens bemühte ich mich seitdem, eine arme, offene Schreiberstelle bei mehreren Behörden meiner Vaterstadt zu erhalten; aber wenn man in seiner Heimath ein Fremdling ist, keine vornehmen Gönner hat, nicht kriechen, betteln und heucheln kann, so kann ein redlicher Mann mit seinen Erwartungen verhungern. Es gibt natürlich viele Würdige, aber auch vornehme Bettler und Vettern von Hochgestellten, gemeine Kriecher und Bettler

genug, die vorgezogen werden. Meine Profession kann und will ich unter solchen Umständen nicht betreiben, denn die Erfahrung hat mir gezeigt, daß, wenn ich sauer wieder einiges Werkzeug und Effekten erworben hätte, irgend ein Mitmensch sich wieder mit meinem Ruin bezahlt machen würde. Ich habe mein ganzes Leben hindurch mein Brot sauer und ehrlich erworben, und gönne Jedem das Seinige; auch halte ich es für die heiligste Pflicht, nach meinen Grundsätzen meine Schulden zu bezahlen, aber für Geschäftsagenten, Blutsauger, Kanzleien u. dgl. zu arbeiten, oder mein Eigenthum unter der Hälfte des Ankaufspreises zu verlieren, so weit geht meine Ehrlichkeit, Nächstenliebe und Gutmüthigkeit nicht. Seitdem will mich mancher hohe und niedrige mitbürgerliche Mitmensch voll Vorurtheile über die Schulter ansehen, und sich aus Batzenstolz Grobheiten erlauben, aber ich besitze noch Muth genug, einem ganzen Regiment solcher Narren unter die Nase zu treten, und sie zu verachten; sonst wären solche Nullen noch fähig, einem friedlichen, ruhigen und ehrlichen Manne den Fuß auf den Nacken zu setzen. Wenn z. B. ein betrügerischer Bankerottirer ein Schurke ist, was ist denn wohl ein Gläubiger, der muthwillig einen Mann ruinirt, und die andern Mitgläubiger dadurch in den größten Schaden versetzt, weil das Aktivvermögen des Schuldners verschleudert wird, den Staat manches ehrlichen Bürgers beraubt und Familien unglücklich macht? Sind denn Eure republikanischen Gesetze nur für den gemacht, welcher zuerst kommt, und daher zuerst mahlen darf. Was sind solche Unterbeamtete (wenn es dgl. geben sollte), welche aus reiner Willkür u. s. w. raffinirten Blutsaugern gesetzwidrige Begünstigungen erlauben? Was sind endlich solche Gesetzesfabrikanten, welche durch ihre Pfuschwerke solche Umstände herbeiführen, wodurch Quellen unberechenbarer Verbrechen in der menschlichen Gesellschaft genährt werden? Pestalozzi vergleicht so etwas mit der Schnorrenarbeit einer Wildsau. Bei allen Sesselwechseln wird viel versprochen, aber aus Faulheit und Egoismus denkt Niemand daran, das ökono-

mische Glück eines Volkes zu gründen, wenn nur der Sessel seinen Mann nährt, so wirft man von Oben keinen Blick auf solche Nebensachen. Was sind endlich solche Menschennullen!? Die Antwort findet man in Danischmends Wörterbuche. Man glaube doch ja nicht (sage ich mit Seume), daß es je einer Regierung eingefallen ist, der Menschenvernunft vernünftig nachzuhelfen; das ist gar nicht ihre Sache. Was wir noch davon sehen, ist durch die Umstände emporgegohren, und man thut alles Mögliche, neue Hefen hineinzubringen, damit sich ja nichts abläutere. Wenn man nur einigermaßen gesunde Vernunft hat, so wird man so etwas nie glauben, ob auch eine solche die der Menschheit heiligsten Namen im Panner führe. Wohlwollende und vernünftige Leser, worunter ich hauptsächlich meine verehrten Abonnenten verstehe, welche auch diesen zweiten Theil aus unedlen Absichten und Vorurtheilen anzukaufen sich nicht weigern, nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihre thätige Beihilfe, wodurch Sie den Absatz meines Buches beförderten. Ich war so frei, auf Ihren Edelsinn und Ihre Vernunft zu bauen, deßwegen habe ich Ihnen offenherzig meine herben Schicksale in Südamerika, und leider in unsrer Republik, nebst meinen Ansichten über die menschlichen Tollheiten, mitgetheilt. Mögen Sie hierüber gerecht und mit dem eigenen Bewußtsein menschlicher Gebrechen urtheilen, und ich habe alsdann die Versicherung, daß Ihnen mein Buch nützliches Vergnügen und Unterhaltung gewährt hat. Edle und gute Menschen können sich in den Menschengemälden meines Buches nicht betroffen fühlen, denn unter den Schlechten verstehe ich natürlich nur die Schlechten; hauptsächlich bemerke ich den Herren Geistlichen, daß sie sich nicht durch leere Vorurtheile und Egoismus mögen verleiten lassen, mein Buch nicht kaufen zu wollen. Mein Gewissen sagt mir, daß ich in der kleinsten Herzfaser Religion, Bürgertugend und] Patriotismus genug besitze, um nicht einseitig zu sein, und überall Ausnahmen unter den Menschen zu schätzen weiß. Wenn ich auch nicht Gold besitze, so

habe ich doch noch Seelenstärke genug, um nicht im Staube der Demuth in Athen mein Leben zu fristen. Vielleicht gönnt mir ein anderes Fleckchen Erde, auch ohne Gold: Schutz, Brot und Menschenwürde. Es leben hoch die honetten Gauchos, welche mich in der Provinz Corrientes plünderten. Ich scheide nun von meinen verehrten Abonnenten, mit einigen Versen aus Seumes Abendlied (nach einer alten bekannten Melodie):

Was quäl' ich mich, wie es dort draußen steht,
Wenn's leidlich nur von innen geht?
Und was kümmert's mich, was man am Jaik besiehlt?
Stehlen wird man immer; gleichviel, wie man stiehlt!
Rechtlich und vernünftig
Bleiben ewig künftig,
Und man würfelt mit dem Augenblicke.

Als Jüngling war ich plötzlich Flamm' und Glut;
Doch legt sich nach und nach das Blut.
Wen bei jeder Schurkerei ein Aerger trifft,
Wird umsonst am Ende lauter Gall' und Gift;
Und die Gauner glotzen
Hämischer und trotzen
Zähnefletschend nur mit Hohngelächter.

Wer wagt es hier und will vernünftig sein?
Der wag' es auch und steh' allein!
Wem der Göttin milder Himmelsblick gefällt,
Suchet sie umsonst bei uns auf dieser Welt:
Denn vor jedem Fenster
Lauern Spottgespenster,
Die am Mittag, wie im Finstern, schleichen.

Wer hoffnungsvoll noch in das Leben tritt,
Der Firlefanze blindlings mit!
Maß er sich auf seiner Bahn ein Ziel,
Denk' er lieber stets zu wenig, als zu viel,
Helfe zu dem Reigen.
Dideldumdum geigen
Und es dreht sich Alles in der Schnurre, u. s. w.

Berichtigungen.

Seite XI in der Vorrede des 1sten Theils Zeile 15 statt Zwergfell lies: Zwerchfell.
„ XXIII in der Inhaltsanzeige des zweiten Theils, damals mit dem ersten Theil herausgegeben, statt Erste Abtheilung und Erster Abschnitt lies: Achter Abschnitt. Erste Abtheilung.
„ 367 Zeile 2 statt Klostermädchen lies: Klostermönche.
„ 465 „ 33 u. 34 statt Paysandu ist der Hauptort eines der drei Departements, worin die orientalische Republik getheilt ist u. s. w. lies: Paysandu ist der Hauptort einer der drei Divisionen der neun Departements, worin die orientalische u. s. w.
„ 488 Zeile 4 statt Browe lies: Brown.

Die Abschnitte des zweiten Theils, deren Inhaltsanzeige dem ersten beigedruckt, und mit demselben herausgegeben wurde, sind bei nachstehenden Seitenzahlen aufzufinden:

Gedruckt in der Schultheß'schen Offizin.

